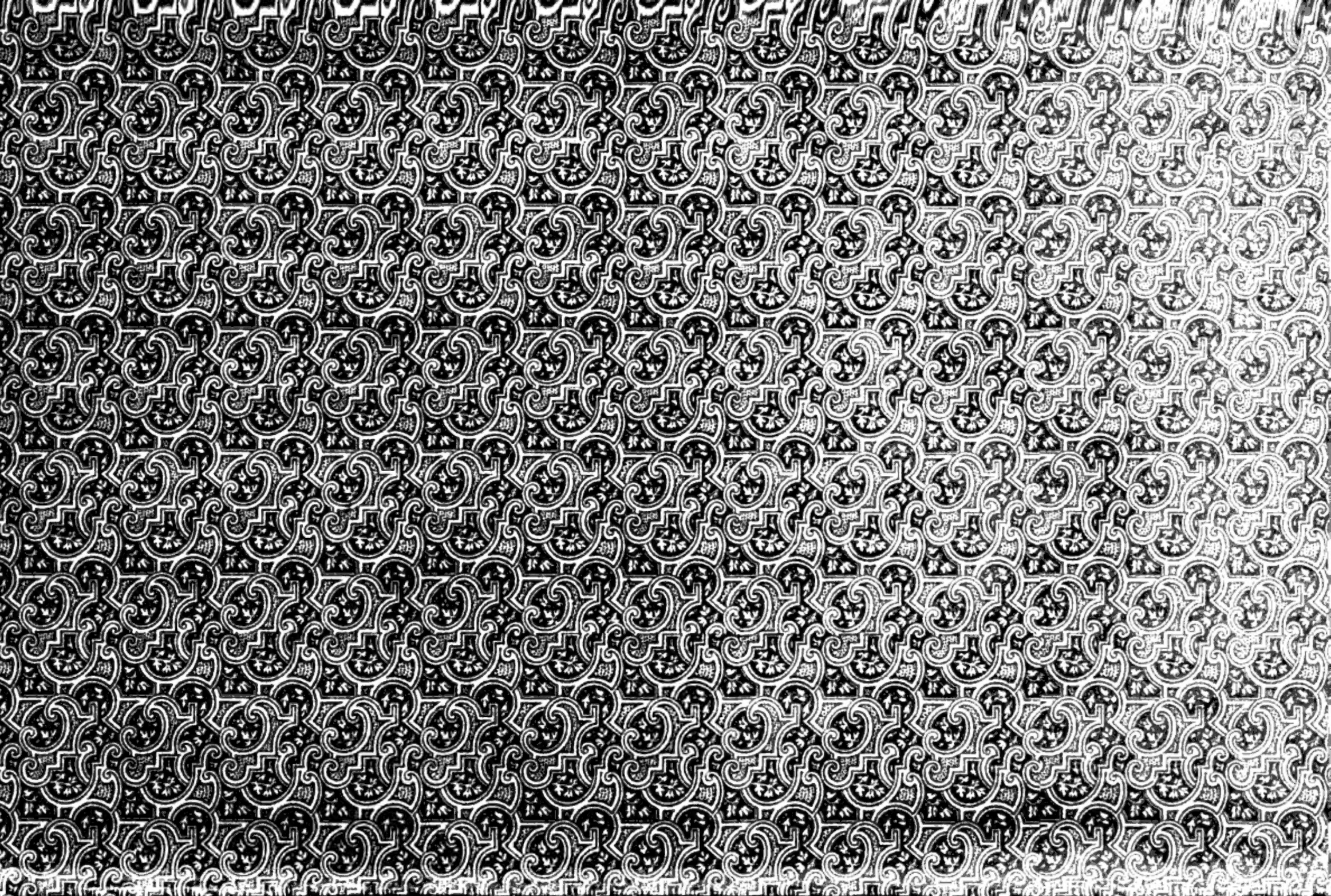
BUCHHANDLUNG
HANS ANNER
WARNSDORF i. B.



S 240 -
C21.153904:/2 Bible.

2 Bible

55-000/636

Digitized by Google

FEB 25 1965

Berlin

1688—1840.

Geschichte des geistigen Lebens

der

preußischen Hauptstadt.

Erster Band.

Digitized by Google

Berlin

1688—1840.

Geſchichte des geiſtigen Lebens

der

preußiſchen Hauptſtadt.

Von

Ludwig Geiger.

Erſter Band.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1893.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

1496481

DD
866.8
64
1

Vorwort.

Dieſes Buch hat eine lange Geſchichte. Als ich vor beinahe zwanzig Jahren als Dozent an die Berliner Univerſität kam, trat ich meine Lehrthätigkeit mit einer Vorleſung über Berliner Litteratur- und Culturgeſchichte im 18. Jahrhundert an. Seit jener Zeit pflegte ich den Plan weiter. Eine Vorarbeit dazu hatte ich in meiner „Geſchichte der Juden in Berlin", 2 Bände, Berlin 1871, geliefert. Seitdem ließen andere Arbeiten die Vollendung jener größeren Aufgabe nicht zu. Materialien dazu ſollten die im Vereine mit Fachgenoſſen herausgegebenen „Berliner Neudrucke" liefern, von deren 11 erſchienenen Bändchen ich 4 und grade die umfangreichſten bearbeitete (Berlin, Gebr. Paetel, 1888—1892). Eine Anzahl dies Gebiet berührender Aufſätze, die einzeln in Zeitſchriften erſchienen oder als Vorträge gehalten waren, ſtellte ich in meinem Buche „Vorträge und Verſuche" (Dresden 1890, S. 88—192) zuſammen.

Nach längeren, häufig unterbrochenen Vorarbeiten trat ich im Frühjahr 1889 der Ausarbeitung der Aufgabe näher. Damals begann ich an der hieſigen Univerſität öffentliche Vorleſungen über das Thema zu halten, die in vier auf einander folgenden Semeſtern den in dieſem Buche dargeſtellten Zeitraum behandelten. Ich nannte die Vorleſungen damals wie früher: Berlins Litteratur- und Culturgeſchichte. Nach langen Erwägungen entſchloß ich mich jedoch, dieſen Titel aufzugeben und ſtatt deſſen den einer Geſchichte des geiſtigen Lebens zu

Digitized by Google

wählen. Dieser Entschluß wurde besonders dadurch hervorgerufen, daß ich das oft mißverständlich gebrauchte Wort „Culturgeschichte" vermeiden wollte. Ich habe, wie ich dies gelegentlich (Münchener Neueste Nachrichten 1890, Nr. 512) ausgeführt habe, keineswegs eine geringe Vorstellung von Culturgeschichte und freue mich, durch solche Ausführung die Empfindlichkeit beschränkter Historiker gereizt zu haben, die noch immer im Ediren von Urkunden den Gipfel historischer Weisheit erblicken. Ich halte, wie Jakob Burckhardt, Culturgeschichte für die Zusammenfassung des gesammten geistigen und sittlichen Lebens und glaube, durch meine Bearbeitung des Burckhardtschen Werkes und durch meine anderen Arbeiten meine Berechtigung, in diesen Dingen mitzureden, genugsam erwiesen zu haben. Da man aber in neuerer Zeit angefangen hat — ob mit Recht oder Unrecht, lasse ich dahingestellt — bei Culturgeschichte den Hauptnachdruck auf Wirthschaftsgeschichte zu legen, eine derartige Ausdehnung der Studien aber meiner Neigung und Fähigkeit widerstreitet, so vermied ich lieber das Wort, um etwaigen Reclamationen die Spitze abzubrechen. Doch glaubte ich, darin dem ursprünglichen Plane treu, Geistesgeschichte im weitesten Sinne auffassen zu müssen, die Bethätigung des menschlichen Geistes auch in der Kunst darzulegen und die sittlich-ökonomischen Zustände der verschiedenen Epochen zu streifen. Freilich wurde ich als Litterarhistoriker dadurch zu Ausflügen auf Gebiete veranlaßt, die mir fern liegen, wie auf das der Kunstgeschichte, und bitte daher, die diesem Nebengebiet gewidmeten Abschnitte nachsichtig aufzunehmen.

Die Begrenzung des in vorliegendem Werke behandelten Stoffes möchte Manchem willkürlich erscheinen. Sie ergibt sich indessen naturnothwendig aus der hauptsächlichen Betonung des Litterarischen. Gewiß hat Berlin nach 1840 litterarische und wissenschaftliche Leistungen hervorgerufen, die den in früheren Epochen aufgetretenen nicht nur ebenbürtig, sondern zum Theil überlegen sind. Auch in der Periode vor 1688 existirten in

Digitized by Google

Berlin einzelne Dichter, Schriftsteller und Gelehrte, ohne daß es doch ein bedeutsames litterarisches Leben gab. Daher mußte der Anfang mit dem Regierungsantritt Friedrich's I. gemacht werden. Seitdem entfaltete sich dieses geistige Leben, gleichen Schritt haltend mit der Vergrößerung des Staats, der eigentlichen Entwickelung der Stadt aber weit vorauseilend. Dieses städtische Leben tritt seit 1840 in eine neue Epoche, die ihren besonders kennzeichnenden Ausdruck findet in erweiterter Handelsthätigkeit einer-, sowie dem Erwachen und starken Vordrängen des politischen Lebens andrerseits. Alles dies zu schildern, das im nächsten Zusammenhang steht mit noch nicht abgeschlossenen Arbeiten und Bestrebungen der Gegenwart, halte ich nicht für meinen Beruf. Aus solchen Erwägungen mußte sich als Gegenstand des Werks die in sich einheitliche Periode von 1688 bis 1840 ergeben, die mit dem Bestreben beginnt, dem Staat und damit auch der Residenzstadt königliches Ansehen zu gewähren, und mit dem Zeitpunkt abschließt, da die Bürger der Stadt und des Staates vor Allem volle Theilnahme an der Staatsverwaltung begehren. Die Eintheilung in die zwei Bände ergab sich von selbst. Der erste schließt mit dem Tode Friedrich's II., als mit der Zeit, da eine Glanzperiode geistigen Lebens zu Ende ging. Der zweite enthält eine Periode, die, nach Jahren gerechnet, wenig mehr als die Hälfte der ersten umfaßt. Aber ihr Inhalt, der unserer modernen Entwickelung viel näher steht, als der der früheren Jahrzehnte, ist ein so reicher und mannigfaltiger, daß der Umfang dieses Theils kaum kleiner sein dürfte als der des ersten. Der zweite Band wird voraussichtlich im Herbst 1893 erscheinen.

Schon die Begrenzung des Stoffes — Anfang und Ende einem Regierungsbeginn und Herrschaftsschluß entsprechend — deutet an, daß von der Persönlichkeit der fünf preußischen, während jener Periode herrschenden, Könige gesprochen werden mußte. Jedoch soll dies nur insoweit geschehen, als jene Könige auf das geistige Leben eingewirkt haben. Eine Darlegung der

Digitized by Google

preußiſchen Geſchichte lag mir ebenſo fern, wie eine Geſchichte der Stadt, ihrer Verfaſſung und Verwaltung. (Für das allgemein Geſchichtliche haben mir die berühmten Werke von Ranke und Droyſen gute Dienſte geleiſtet, die ich deswegen an dieſer Stelle dankbar erwähne.) Schon durch dieſe Ausſchließung des Politiſchen und Städtiſchen unterſcheidet ſich das vorliegende Buch von zwei großen Werken, die die Geſammtgeſchichte Berlins zu behandeln unternehmen: A. Streckfuß, 500 Jahre Berliner Geſchichte. Vom Fiſcherdorf zur Weltſtadt. Geſchichte und Sage. 4. Auflage. Zwei Bände. Berlin 1886; O. Schwebel, Geſchichte der Stadt Berlin. 2 Bände. Berlin 1888. Hoffentlich unterſcheidet ſich aber mein Buch von den genannten Werken noch in anderer Weiſe. Denn als wiſſenſchaftliche Werke kann ich beide Arbeiten nicht anſehen. Mein Verdammungsurtheil Schwebel's habe ich ſchon an anderm Orte („Die Nation" 1888 Nr. 47, 1889 Nr. 26) ausgeſprochen und möchte nun, da der Autor nicht mehr unter den Lebenden weilt, das Urtheil nicht wiederholen. Das Streckfuß'ſche Buch, das durch die Zahl ſeiner Auflagen ſeine Beliebtheit in weiten Kreiſen bekundet, iſt ein Unterhaltungsbuch, aber kein wiſſenſchaftliches, das durch ſein anekdotenhaftes und politiſch-geſchichtliches Beiwerk ſeiner Aufgabe untreu wird und ſtatt allſeitiger gewiſſenhafter Benutzung der Quellen eine recht oberflächliche Verwerthung abgeleiteter und trüber Quellen zeigt.

Einer fleißigen Quellenbenutzung darf ich mich wohl rühmen. Nur im Nothfalle habe ich die einzigen Führer mancher meiner Vorgänger: Küſter und Nicolai (über die Buch 3, Kap. 14 und 15 zu vergleichen iſt) benutzt. Mehr mußte ich das fleißige und ſehr gründliche Werk von König: Verſuch einer hiſtoriſchen Schilderung der Hauptveränderungen, der Religion, Sitten, Gewohnheiten, Künſte, Wiſſenſchaften in der Reſidenzſtadt Berlin ſeit den älteſten Zeiten bis zum Jahre 1786, 3.—5. Theil (der 4. und 5. haben je 2 Bände), Berlin 1785—1799, zu Rathe ziehen. Es iſt ein nach den Quellen gearbeitetes, gründlich unterrichtendes,

ſchlicht gearbeitetes Buch, deſſen Führung man häufig nicht entbehren kann.

Alle übrigen zum Theil recht ſeltenen Quellen und die überaus zahlreichen Bearbeitungen, aus denen ich meine Darſtellung entnahm, habe ich gewiſſenhaft in den Anmerkungen genannt. Sie ſind unendlich zerſtreut und zahlreich. Grade bei dieſer Fülle des Materials, bei der ungeheueren Zahl der zu beachtenden Stoffgebiete mag mir manches einzelne Buch entgangen ſein, vielleicht auch ein oder das andere Quellengebiet, aus dem Belehrung zu ſchöpfen geweſen wäre. Solche Mängel wird der Kundige leicht entſchuldigen. Es handelt ſich auf einem wiſſenſchaftlich bisher ſo gut wie gar nicht gepflegten Gebiete um einen erſten Verſuch, der nachſichtig aufgenommen werden muß. Auslaſſungen zu ergänzen, Falſches zu berichtigen, werde ich gern beſtrebt ſein, damit das Buch, wenn ſich Gelegenheit zu einer erneuten Geſtalt bietet, auch in vollkommenerer Weiſe erſcheinen kann.

Von handſchriftlichen Quellen ſind die Akten des Berliner Geh. Staats-Archivs benutzt, Einzelnes aus dem Königl. ſächſ. Haupt-Staats-Archiv, wobei ich mich der ganz beſonderen Freundlichkeit des Herrn Archivraths Dr. Diſtel zu erfreuen hatte, J. H. Landolt's „Reiſejournal" (3. Band 1784) wurde mir durch die Güte ſeines Enkels, des Herrn Geh. Reg.-Raths Landolt in Berlin zugänglich; einige Notizen konnte ich den Briefen Ramler's, Sulzer's, Krauſe's, Winckelmann's entnehmen, die in der Gleim'ſchen Familienſtiftung in Halberſtadt aufbewahrt werden; Manches, freilich mehr für die ſpätere Zeit, iſt der Bellermann'ſchen Briefſammlung in der Göritz-Lübeck-Stiftung zu Berlin entnommen. Einzelne Nachweiſe aus der Gottſched'ſchen Briefſammlung (Univ. Leipzig) verſchaffte mir Herr Dr. Eugen Wolff in Kiel.

Hauptſächlich jedoch war ich auf gedrucktes Material angewieſen. Außer meiner eigenen Sammlung konnte ich die Schätze der Berliner Königlichen Bibliothek ausbeuten. Das

Meiſte aber entnahm ich aus dem reichen Bücherbeſtande der Göritz-Lübeck-Stiftung, die mit Recht als die ſpezifiſche Berliner Bibliothek bezeichnet werden kann und die außer durch ihren großen Reichthum noch durch die unermüdliche Gefälligkeit und ſachkundige Unterſtützung, welche ihr Begründer und Vorſteher Herr Otto Göritz gewährt, für den wiſſenſchaftlich Arbeitenden eine unerſchöpfliche Fundgrube iſt. Ihm vor Allen gebührt wärmſter Dank! Einzelne ſeltene Druckſchriften verdanke ich der Güte der Herren Stadtſchulinſpectoren Dr. L. H. Fiſcher und F. Jonas.

Die vielfach benutzten Bibliotheken und Archive ſind der Raumerſparniß halber mit folgenden Abkürzungen bezeichnet:

K. B. = Königliche Bibliothek,
G. L. St. = Göritz-Lübeck-Stiftung,
Gr. Kl. = Bibliothek des Grauen Kloſters,
Jo. G. = Bibliothek des Joachimsthal'ſchen Gymnaſiums,

ſämmtlich in Berlin.

Gl. A. = Archiv der Gleimſtiftung in Halberſtadt.
St. A. = Geh. Staats-Archiv in Berlin.

Ich wünſche meinem Werke wohlgeſinnte Leſer unter den Gebildeten in Berlin und außerhalb der Reichshauptſtadt. Denn das Buch ſoll keineswegs nur ein Beitrag zur Lokalgeſchichte, ſondern eine Gabe ſein, die mithilft, die Geſchichte des geiſtigen Lebens deutſcher Vergangenheit erkennen zu laſſen.

Berlin, 15. Auguſt 1892.

Ludwig Geiger.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Buch.

Seite

Die Begründung 1688—1713 1

Erstes Kapitel.

Friedrich der Erste und Sophie Charlotte . . . . . 3—14

Zweites Kapitel.

Hofdichter und Hoffeste . . . . . 15—49
Besser's Gedicht an Sophie Charlotte. 15
Gedichte auf Bläsendorff 16
Nikolaus Peucker 19
Die Hofdichter: Canitz 22
Neukirch 24
Besser 25
Berlin als Spreeathen 28
Feste, Illumination beim Einzug des Königspaares 28
Andere Illuminationen und Hoffeste 32
Dramatische Vorstellungen: Wirthschaften 35
Besser's, Neukirch's, Reuter's Dramen 36
Wandertruppen in Berlin. 39
Comödie von der Geburt Christi 1693 40
Berliner Schulspiel 1700 42
Die Kirche gegen das Theater: Spener, Porst, Seidel, Fuhrmann 45

Drittes Kapitel.

Religiöse Bewegung . . . . . 50—89
Frömmigkeit des Königs 50
Glaubensbekenntniß der Prinzessin Louise Dorothea Sophie . 51
Kirchenbesuch und Kirchenbau 53
Die Parochialkirche 54
Pietismus. Spener 56

Digitized by Google

Seite
Kirchliche Unionsbestrebungen 60
J. C. Schade 62
Joh. Porst 65
Prophetensecte 68
Aberglaube 70
Porst und das Kirchenregiment 71
Das Berliner Gesangbuch 72
Katholiken 74
Die französischen Reformirten 76
Französisches Gymnasium 80
Französische Geistliche und Gelehrte 82
Juden 84

Viertes Kapitel.

Entwickelung der Wissenschaft . . . . . 90—146
Leibniz: Philosoph, Historiker, Politiker, deutscher Schriftsteller und Dichter 90
Die Societät der Wissenschaften 103
Akademieschriften 110
Berliner Kalender 114
Notizen aus den Kalendern 116
Berliner Schulmänner: J. Lange und Rodigast 120
Geschichtserzählung in den Kalendern 121
Pufendorf 122
Geschichtswerke über Brandenburg 128
J. Zwantzigk 129
Rittner's Rede auf Berlin 130
Marperger's Beschreibung 131
Geschichtliche Dichtungen 133
Poetische Verherrlichungen Berlins 134
Toland's Beschreibung der saubern Stadt 136
Straßenreinigung 137
Vertreter der Wissenschaft: J. C. Dippel 138
J. L. Frisch 140
Die erste populäre Wochenschrift 141

Fünftes Kapitel.

Blick auf die Entwickelung der Kunst . . . . . 147—163
Holländische Maler und Bildhauer 147
Fayencen, Porzellan 149
Französische Teppichweberei 149
Ausstattung der Bücher 150
Lustgarten 152

Seite
Münzsammlung. Beger 153
Akademie der Künste 156
Schlüter 158
Eosander von Goethe 162

Zweites Buch.

Die eiserne Zeit 1713—1740 165

Sechstes Kapitel.

Der neue Herr . . . . . 167—185
Charakteristik Friedrich Wilhelm's I. 167
Die Königin 174
Der Hof: Fürstliche Besuche. Czar Peter 175
August von Sachsen in Berlin 176
Sonstige Feste 179
Bauthätigkeit 181

Siebentes Kapitel.

Religiöse Zustände . . . . . 185—224
Frömmigkeit des Königs 185
Seine Stellung den Geistlichen gegenüber 188
Predigtweise 189
Sonntagsheiligung. Besetzung von Predigerstellen 190
Theologische Streitigkeit 191
Der Philosoph Wolff 192
Die Aletophilen 194
J. G. Reinbeck 196
A. H. Francke 198
Zinzendorf 199
Aberglauben. Weiße Frau 201
Gichtelianer und sonstige Schwärmer 203
Betrüger 205
Predigten über Unglücksfälle 206
Petrikirche 209
Dreifaltigkeitskirche 210
Katholiken 212
Salzburger Emigranten 214
Juden 219

Achtes Kapitel.

Wissenschaft und Litteratur. Theater und Kunst . 225—270
Stellung des Königs 225
J. P. von Gundling. Historische Werke 226

Seite

D. Faßmann 231
Streit mit Gundling 233
Todtengespräche 235
Morgenstern 240
Die Akademie 240
Gelehrtes Wunderkind: Baratier 241
Medicin 243
Schulwesen 245
Dichtkunst. Schönemann 246
Theater. Eckenberg 254
Sonstige theatralische Vorstellungen 257
Vossische Zeitung 260
Intelligenzblatt 265
Kunst: Stellung des Königs zu ihr 266
Künstlerische Darstellungen der früheren Epoche 268
Wandteppiche 269

Neuntes Kapitel.

Sittlich-ökonomische Zustände . . . . . 271—294
Leben eines Bürgers. Stanislaus Rücker 271
Liebhabereien und Vergnügungen 274
Prachtentfaltung. Trauervorschriften 276
Handwerk. Bäckertaxe 277
Kaufleute. Gildewesen 278
Handelspolitik. Lagerhaus 280
Börseneinrichtung 281
Bestrafung der Verbrechen 282
Die Schloßdiebe Stieff und Runk 283
Andere Executionen 285
Oeffentliche Unsicherheit 290
Feuerordnung 291
Schluß 294

Drittes Buch.

Seite

Das Zeitalter der Aufklärung 1740—1786 295

Zehntes Kapitel.

Die Stadt und der Kriegsherr. Der Damenhof . . 297—324

Friedrich's Stellung. Siegesfeier 297
Berlins Occupation 1757 299
Zweite Occupation 1760 302
Kretschmer's Bestrafung. Bauerngespräche 308
Die Mutter des Königs 312
Die Königin Elisabeth Christine 313
Frau von Camas 321
Prinzessin Amalie 322

Elftes Kapitel.

Die Aufklärung . . . . . 325—379

Friedrich's Stellung zur Religion 325
Befürchtungen der Bevölkerung 328
Das Consistorium 329
Gesangbuchsreform 330
Einzelne Prediger. Sack 335
Spalding 336
Teller 337
Silberschlag 338
Süßmilch 339
Woltersdorff 340
Predigerkritiken 341
Freigeister. Damm 342
Edelmann 343
Aufklärer späterer Zeit 353
Eberhard 354
J. H. Schulz (Zopfschulz) 355
Französische Gemeinde. Erman 359
Formey 360

Digitized by Google

Seite
Herrnhuter 363
Schwindler und Betrüger. Pfannenstiel 365
Rosenfeld 366
Erdmann Paul 367
Der Monddoctor 368
Andere Schwindler und Narren 369
Aberglaube 370
Katholiken 371
Hedwigskirche 373
Einzelne Bestimmungen. Parochialzwang 376

Zwölftes Kapitel.

Mendelssohn und die Juden . . . . . 380—395
Generalprivileg von 1750 380
Einzelne Ausnahmen. Münzjuden 382
Hennings' Schilderung der Berliner Juden 383
Stimmen von Staatsmännern für die Juden 384
C. W. Dohm's Schrift 386
Moses Mendelssohn 389

Dreizehntes Kapitel.

Zeitungen und Zeitschriften . . . . . 396—439
Vossische und Spenersche Zeitung 396
Officiöse Beiträge 398
K. Ph. Moritz' versuchte Reform 399
Hecker's Zeitungsplan 401
Die Relationen 402
Weitere Versuche mit Hecker's Privileg 405
Journal de Berlin 408
Andere französische Zeitungen 411
Die Zeitschriften 413
Moralische Wochenschriften. „Fernglas". „Weltbürger" . . 414
„Der Druide" 416
„Der Vernünftler" 418
„Der Berlinische Zuschauer" mit Fortsetzungen 419
„Mannigfaltigkeiten" nebst Fortsetzungen 423
Ulrich's moralische Encyclopädie 424
Zöllner's Lesebuch 425
Berlinische Monatsschrift 426
Belletristische Zeitschriften 429
Iris und Olla Potrida 430
Scandalchronik. Wegener und Cranz 431
Gelehrte Zeitschriften 433

Digitized by Google

Seite
Berliniſche Bibliothek 434
Kritiſche Zeitſchriften: Kritiſche Nachrichten 436
Berl. gelehrte Zeitungen 438

Vierzehntes Kapitel.

Leſſing und die deutſchen Schriftſteller . . . . . 440—483
Chriſtlob Mylius 440
Leſſing. Litteraturbriefe 446
Nicolai. Allg. deutſche Bibliothek 456
Deutſch und Franzöſiſch 464
Berliner Dichter 465
J. B. Krauſe 466
Gleim 467
Ramler 471
Die Karſchin 475
J. Ch. Krüger 479
G. W. Burmann 481
Lobpreiſung Berlins. Willamov 483

Fünfzehntes Kapitel.

Die Franzoſen . . . . . 484—514
Krauſe über die franzöſiſchen Höflinge 484
Marquis d'Argens 485
Maupertuis 487
Maupertuis und Voltaire. Akakia 490
La Mettrie 493
d'Alembert 497
Voltaire 500
Friedrich der Große als Schriftſteller 504
Friedrich über deutſche Litteratur 506
Franzöſiſche Lectüre in Berlin 508
Verehrung Rouſſeau's 509
Franzöſiſche Dramen 509
Sticotti und ſeine Schriften 510

Sechzehntes Kapitel.

Entwickelung der Wiſſenſchaft . . . . . 515—564
Neubegründung der Akademie 515
Ihre Eintheilung und ihre Aufgaben 517
Friedrich's Stellung zu ihr 519
Perſönliches Eingreifen: Präſidenten. Mendelsſohn 520
Abhandlungen der Akademie 522

Digitized by Google

Seite

Preisaufgaben. Reinhard 523
Künzli und Wieland gegen die Akademie 525
„Pope ein Metaphysiker“ 528
„Ueber Nutzen und Schaden der Aufklärung“ 529
Hauptsächliche Mitglieder. Euler 532
J. H. Lambert 534
J. G. Sulzer 537
Werke über Berliner Gelehrte 539
A. F. Büsching 540
Historiker. Buchholz. Möhsen 541
Arbeiten über Berlin. Küster. Nicolai 542
Studium des Deutschen. Moritz. Myller 546
Naturwissenschaften 547
Achard. Bloch 548
Astronomie. Bode 549
Botanik. Gleditsch 550
Chemie. Pott und Marggraf 550
Medicin. Eller 551
Meckel. Selle 552
Theden. Walther 553
Wundercuren. Impfen 554
Jurisprudenz. Svarez 555
Königliche Bibliothek 559
Privatbibliotheken und wissenschaftliche Anstalten 563
Vorlesungen 564

Siebzehntes Kapitel.

Schule und Erziehung . . . . . 565—584
Französisches Pensionswesen 565
Privatschulen 568
Armen- und Winkelschulen 568
Unterrichtsmethode. Hähn 570
Reformversuche. E. von Rochow 572
Basedow an Berliner Freunde 574
Joachimsthal'sches Gymnasium. Meierotto 575
Zedlitz' Reform 576
Graues Kloster. Büsching 577
Materielle Lage der Lehrer 578
Streit'sche Stiftung 580
Hecker und die Realschule 581

Achtzehntes Kapitel.

Theater und Musik . . . . . 585—615
Allgemeine Zustände 585

Seite

J. F. Schönemann 586
Franz Schuch 587
Theaterliebhaber 589
K. Th. Döbbelin 590
H. G. Koch 591
Götz von Berlichingen 593
Döbbelin's zweite Periode 594
Lessing's Dramen 596
Schiller's „Räuber" 597
Unberliniſches der Dramen 599
Döbbelin's Ende 600
Muſik 601
Friedrich II. als Componiſt 602
Königliche Capelle und andere 603
Concerte und Muſikgeſellſchaften 604
Muſikaliſche Zeitſchriften 605
Opern. Barbarina 607
Die Sängerin Schmehling-Mara 609
Verfall der Oper 610
Muſiker. J. J. Quantz 611
K. H. Graun 612
J. Ph. Kirnberger 613
Ph. E. und W. Friedemann Bach 614

Neunzehntes Kapitel.

Sittliche und ökonomiſche Zuſtände . . . . . 616—660
Einwohnerzahl 616
Handels- und Fabrikthätigkeit 617
Gotzkowsky 618
Porzellanmanufactur 619
Vergnügungen 620
Feſte 1750 für den Markgrafen von Baireuth 621
Andere Empfänge von Fürſtlichkeiten 625
Begrüßung des ruſſiſchen Großfürſten 626
Spaziergänge. Thiergarten 627
Der Reußiſche Garten 628
Wintervergnügen. Redouten 629
Vergnügungsorte niederer Art 630
Schauſtellungen von Menſchen und Thieren 632
Der Elephant 633
Wirthshäuſer. Bier 634
Spiel. Lotterie 635
Almoſen. Holzvertheilung 637

Seite
Gutmüthigkeit. Bürgertugend 638
Straßenreinigung 639
Appareils und Krambuden 643
Sänften 644
Unsicherheit. Diebstähle 645
Nachtwächter 646
Feuersocietät 648
Sicherheitsverhältnisse 650
Strafen der Verbrecher 652
Dienstboten 653
Selbstmörder 655
Ehen und Geburten 656
Sittlichkeit 657

Zwanzigstes Kapitel.

Bildende Kunst . . . . . 661—702
Stellung Friedrich's zur Kunst 661
Kunstsammlungen 665
Antoine Pesne 666
G. W. von Knobelsdorff 668
Friedrich als Bauherr 669
Berliner Denkmäler 672
Kunstakademie 673
Berliner Kunstausstellung 676
Kleinkunst 678
Sammlung des Prinzen Heinrich 679
Streit'sche Gemäldesammlung 679
Privatsammlungen 680
Ch. B. Rode 681
Die Brüder Meil 686
Anna Dor. Therbusch 691
G. F. Schmidt 694
Chodowiecki 695

Schluß.

Tod Friedrich's des Großen . . . . . 703—706
Nachträge und Berichtigungen . . . . . 707—709

Erſtes Buch.

Die Begründung.

(1688—1713.)

Erſtes Kapitel.

Friedrich der Erſte und Sophie Charlotte.

Am Anfang der neueren Geſchichte Berlins ſteht der König Friedrich; als Kurfürſt von 1688—1701: Friedrich III., als König von 1701—1713: Friedrich I., eine repräſentationsluſtige, prachtliebende Perſönlichkeit. Man macht ſich von ihm ein falſches Bild, wenn man auf ihn ausſchließlich die Beurtheilung anwendet, welche Friedrich der Große von ihm gab. Danach wäre er in eitlem Streben nach Luxus und äußerer Pracht aufgegangen, hätte einen geringen Verſtand beſeſſen und dem Staate keinen ſonderlichen Vortheil gebracht. Was Friedrich den Großen, der ja Geſchichte keineswegs objektiv ſchrieb, bei dieſer Beurtheilung leitete, war der mehr von dem Künſtler als von dem Hiſtoriker zu beachtende Grundſatz des Kontraſtes, der Gegenwirkung. Er war beſtrebt, die eine Perſönlichkeit zu heben durch Herabſetzung der anderen, und da es ihm darauf ankam, ſeinen Vater Friedrich Wilhelm I. und ſeine Großmutter Sophie Charlotte vielleicht über Gebühr ins Licht zu ſetzen, ſo mußte er Friedrich I. von der Stelle entfernen, welche die dankbare Mitwelt ihm gewährt hatte.

Friedrich iſt keine leicht erkennbare, ſchnell definirbare Perſönlichkeit; er iſt weder ein Krieger noch ein Diplomat erſten Ranges. Er führte ſeine Truppen ſelten ſelbſt ins Feld, doch war er nicht unkriegeriſch, ſondern griff, ſobald es nöthig war, zu den Waffen und ſah dann mit großer Aufmerkſamkeit auf die militäriſchen Bewegungen, höchlich erfreut über die branden-

burgischen Siege. Auch in der Diplomatie war er nicht ungewandt, wenn er ihr auch keine neuen Wege wies. Aber er wußte sich seine Minister geschickt zu wählen und einen bestimmten unverrückbaren Standpunkt in staatsmännischen Angelegenheiten einzunehmen. Freilich liebte er den Prunk, und wie er durch die Entfaltung von Pomp und Pracht fremde Gäste und Günstlinge unter seinen Hofleuten zu ehren suchte, so war er froh, sobald man ihm Ehren erwies. Nun konnte er zwar feierliche Aufzüge, Feuerwerke und Geldgeschenke, welche er gab, nicht wieder empfangen. Was er jedoch als Gegengeschenk gern annahm, waren poetische Huldigungen und schöne Worte. Von diesen aber konnte er selten genug bekommen und nahm auch die übertriebensten und geschmacklosesten gerne an. Bei einer in Berlin stattfindenden Zusammenkunft der drei Könige von Dänemark, Polen und Preußen 1709, bei welcher die Taufe der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine vollzogen wurde, machte ein Herr von Meisebuch ein Gedicht, in welchem er die neugeborene Prinzessin mit dem Jesuskinde und die drei zufällig anwesenden Herrscher mit den heiligen drei Königen verglich. Solcher Vergleich aber, fast ebenso groß als Blasphemie wie als Geschmacklosigkeit, fand bei dem hohen Herrn nicht nur keine Bestrafung, sondern reiche Belohnung. Der angebliche Dichter nämlich erhielt ein Geschenk von 1000 Dukaten.

Diese Hinneigung zum Schwachen und Bedeutungslosen jedoch war vorübergehend. Sie war mehr eine Verirrung des Geschmacks als eine Verirrung des Herzens. Unwürdiges zu thun, war dem Herrscher fremd. Er ist — und darin darf man ihn einen echten Hohenzoller nennen — ein Mann der Pflicht. Gerechtigkeit rühmt Toland als Haupteigenschaft an ihm. Wenn er bei der Stiftung des Schwarzen Adlerordens, dessen Begründung Friedrich der Große gewiß nicht ganz gerecht nur der Lust seines Ahnen zuschrieb, einen Orden zu haben und ein neues Fest zu veranstalten, demselben die Umschrift gab: „Suum cuique“, so sprach er damit einen schönen und großen Grund-

ſatz aus, den er auch wirklich befolgte. Ein Zeitgenoſſe rühmt von ihm: „Sein gegebenes Wort war ihm heilig. Daher überlegte er erſt, ehe er etwas verſprach; was er verſprochen hatte, darauf konnte man ſicher rechnen.“ Außer der Gerechtigkeit rühmt Toland auch Klugheit ihm nach. Den Beinamen des Weiſen zwar, welchen ſchmeichelnde Zeitgenoſſen ihm gaben, würden wir ihm nicht verleihen. Aber Intereſſe für Kunſt und Wiſſenſchaft und ein gewiſſes Verſtändniß für beide läßt ſich ihm nicht abſprechen.

So manchen Erfolg er auch im Leben errang, wie viel Glanz er auch der Krone, wie viel neue Erwerbungen er auch dem Staate verſchaffte, ſo war er doch nicht ſo eitel, ſich ſelbſt oder gar ſich allein die Bedeutung ſeines Staates zuzuſchreiben. Vielmehr ſah er mit großer, ſtets gleich bleibender Verehrung auf ſeinen Vater. Ihm, dem Großen Kurfürſten, ließ er durch Schlüter das großartige Denkmal auf der langen Brücke in Berlin errichten, das wir noch heute bewundern. Er wollte, daß es mit ganz beſonderen Feierlichkeiten enthüllt werde. Noch jetzt leſen wir nicht ohne Rührung das königliche Gebot, das der erſte Herold bei dieſer Enthüllung vorlas, „daß ſeine Königliche Majeſtät dieſe Statue, welche zu Friedrich Wilhelms des Großen und ſeiner unſterblichen Heldenthaten ewigem Andenken geſetzt und aufgerichtet worden iſt, vor Allen und in Allem heilig, unverletzt und in Ehren gehalten wiſſen wolle“.

Er that manches für ſeinen Staat; er wahrte ihm ſeine Größe und Unabhängigkeit, er erhöhte ſein Anſehen nach außen und beförderte Gewerbfleiß und Thätigkeit der Bewohner; aber was in jener auslandsſüchtigen Zeit vielleicht am meiſten bedeutete: er war ein deutſcher Fürſt. Er war Frankreich abgeneigt trotz des überwiegenden Einfluſſes, den ſonſt die meiſten Herrſcher und Staaten, ja auch die eigenen Angehörigen und Landsleute dem mächtigen Weſtlande Europas gewährten. Als er die Berliner Akademie begründete, ſtimmte er den mancherlei Plänen zu, welche die eigentlichen Urheber des Planes durch

dieſe Anſtalt erreichen wollten. Aber er fügte zu dem Entwurfe der anderen eigenhändig hinzu, daß die Akademie auch wirken ſolle „zur Erhaltung der Reinigkeit der deutſchen Hauptſprache".

Friedrich I. war dreimal verheirathet, mit Eliſabeth Henriette von Heſſen, mit Sophie Charlotte von Hannover, mit Sophie Louiſe von Mecklenburg. Die erſte, welche ſehr jung ſtarb, hat für Berlin gar keine Bedeutung. Die dritte, die Gefährtin von Friedrichs letzten Lebensjahren, kommt nur für die eigenthümlich religiöſe Entwickelung der Hauptſtadt in Betracht; von ihr muß noch in anderem Zuſammenhange die Rede ſein. Eigentliche Bedeutung für Berlin hat nur Sophie Charlotte. Sie war am 20. Oktober 1668 in Hannover geboren. Ihre Hochzeit mit Friedrich — eine der damals beliebten politiſchen Verbindungen, die aber von Seiten des Fürſten faſt eine Liebesheirath war — fand am 18. Oktober 1684 ſtatt. Ihr Tod erfolgte gleichfalls in Hannover am 1. Februar 1705. Sophie Charlotte, welche ſelbſt Königin wurde und ſchon als Kind in einem Schäferſpiel ſich dieſe Krone prophezeit hatte, ſtammt aus einem königlichen Geſchlecht; ihr Großvater war der Winterkönig von Böhmen, ihre Tante war jene pfälziſche Prinzeſſin Eliſabeth, welche durch ihre Verbindung mit Descartes berühmt geworden iſt, ihre Couſine war Eliſabeth Charlotte, die Gemahlin des Bruders des großen Ludwigs XIV., die durch ihre unvergleichlichen Briefe eine ſo eigenartige Stellung in der deutſchen Literatur einnimmt. Sophie Charlotte ſelbſt war auch in Frankreich geweſen; ſchon damals war ſie von hohen Perſonen aufmerkſam und begehrlich betrachtet worden. Manche andere Fürſten ſuchten eine Verbindung mit ihr und ihrem Hauſe.

In manchen Dingen ſteht ſie in direktem Gegenſatz zu ihrem Mann. War er deutſch, ſo war ſie franzöſiſch, dergeſtalt, daß die Sprache ihres Hofes und ihrer Hofgeſellſchaft durchaus franzöſiſch war und gleichfalls franzöſiſch die Sprache ihrer Briefe und ihrer vielgerühmten anmuthigen Plaudereien und

Schilderungen. Nahm ſie einmal einen Deutſchen auf, wie etwa den ihr von Leibniz zugeſchickten Philoſophen Wagner, ſo geſchah es eigentlich nur aus Curioſität, einen ungenirten Polterer zu hören, der die franzöſiſche Sprache eine „Canaillenſprache“ nannte und auf die Franzoſen als geiſtloſe Narren ſchimpfte, lieber das dünnſte deutſche Bier als den ſchwerſten franzöſiſchen Wein trank, dabei witzige Einfälle hatte und in der Discuſſion ſich gelehrt und ſcharfſinnig zeigte.

War der König prachtliebend, ein Verehrer und ſtarrer Bewahrer des Ceremoniells, ſo vergaß die Königin der Form, ja ſpottete über ſie. Freilich ging ihr Spott nicht ſo weit, daß ſie ſogar die Königswürde, wie man wohl geſagt hat, verachtete, aber das bei derſelben befolgte Ritual war ihr gleichgültig, ja langweilig, ſo ſehr, daß ſie mitten in der Krönungsceremonie zu Königsberg, freilich in einem Moment, in welchem ſie ſich unbeachtet glaubte, eine Priſe nahm, — ein unceremonielles Benehmen, wegen deſſen ſie ſich einen argen Verweis ihres Eheherrn zuzog.

War er ſchwerfällig, einſeitig, ſo daß er ſeine Aufmerkſamkeit nur auf einen Gegenſtand richtete und dieſen freilich recht gründlich, aber doch nur bedachtſam und nicht ohne Schwanken ausführen konnte, ſo beſtand ihre Virtuoſität eben in der Vielſeitigkeit, in der Schnelligkeit der Auffaſſung, in der leichten, ſpielenden Beherrſchung der Sprachen, Künſte und Wiſſenſchaften, in der raſchen Erkenntniß der Dinge und in der gewandten ſicheren Benutzung der Menſchen. Sie war raſch und vielſeitig, ohne leichtſinnig und ungründlich zu ſein. Vielmehr war gerade die Gründlichkeit ihr angeboren, und nichts konnte ſie mehr kränken, als wenn man ihr, der Frau, nicht ſo viel zutrauen, wenn man ſie, die Frau, nicht ſo weit in die Wiſſenſchaft einführen wollte, wie den Jüngling und den Mann. Man iſt ſtets von Neuem überraſcht, wenn man die an ſie gerichteten Briefe Leibnizens und die vieler Anderer lieſt, die ihm wiederum mitgetheilt wurden. Sie bekunden ein ſo vielſeitiges Intereſſe der Fürſtin, wie man es in jener Zeit der ſo mangelhaften Frauen-

bildung selten findet. Sie ging in die fernestliegenden philosophischen Fragen und in das Detail der exacten Wissenschaften ein. Aus jenen Briefen, besonders denen von Leibniz, der, ein Befreier aus geistiger Noth, von Fräulein von Pöllnitz einmal angefleht wird, er möge nach Berlin kommen, die Königin habe keinen Menschen, mit dem sie sprechen könne, erkennt man, wie tief sie eingeweiht war. Und hätte sie bloß Leibniz zu Gefallen sich mit dem Gedanken getragen, ein chemisches Laboratorium, ein Naturalienkabinet, ein Observatorium zu errichten, bloß weil ein solcher Anblick dem Freunde, wie er scherzte, erfreulicher wäre, als der Genuß des Berliner Braunbieres, bloß weil sie begierig war, ihrem Lützelburg den Namen Heliosophopolis zu verdienen, welche Frau in jener Zeit kam auf solche Gedanken?*) In ihr lebte ein männlicher starker Geist, der die weibische Verzärtelung des Körpers nicht duldete; — sie haßte die Aerzte und verstieg sich so weit, sie alle Charlatans zu nennen.

War Friedrich von Natur einigermaßen vernachlässigt, so war Sophie Charlotte schön. Deutsche und Ausländer priesen ihre blauen Augen und ihr schwarzes Haar. Hoch und Niedrig war entzückt von ihrer Anmuth, und ein französischer Gesandter versicherte und fand mit dieser Versicherung zahllose Anhänger: wäre sie nicht etwas zu stark, so würde sie die schönste Fürstin sein, die man sehen könnte.

Weiter jedoch darf man den Gegensatz zwischen Fürst und Fürstin nicht treiben. Mochte auch eine gewisse Gleichgültigkeit zwischen den Ehegatten herrschen, so waren sicherlich die völligen Haß athmenden Verse, welche Johann von Besser in einer berühmten Maskerade, in welcher Sophie Charlotte eine Quacksalberin vorstellte, derselben in den Mund legte, übertrieben; denn zu einer wirklichen Feindseligkeit zwischen dem fürstlichen Paare kam es nicht. All' die bösen Worte, welche Sophie Charlotte, freilich ihren Vertrautesten gegenüber, über ihren

*) Vgl. für diese Beziehungen zu Leibniz bes. dessen Werke ed. Klopp X. 112, 146, 160ff., 213.

Gemahl ausgeſprochen haben ſoll, ſind nicht recht bezeugt; es wäre mindeſtens höchſt unzart von ihr geweſen, wenn ſie wirklich ihren Gemahl einen Aeſop genannt hätte. Ebenſo wenig kann man ſagen, daß ſie eine Verachtung aller Politik zur Schau getragen und wirklich geübt, während ihr Gatte ja gerade in der Politik wirkſam zu ſein ſich berufen fühlte; oder daß ſie ſtatt Frömmigkeit zu beſitzen wie ihr Gemahl, den Unglauben einer Philoſophin oder die Leichtfertigkeit eines Weltkindes gehabt hätte. In Bezug auf das erſtere iſt vielmehr neuerdings nachgewieſen worden, daß gerade die Fürſtin es war, welche durch ihre Intriguen, ihre keineswegs gerechtfertigten Anſchuldigungen den Miniſter Danckelmann zu Falle brachte und nach dem Sturze desſelben eine Zeit lang großen Einfluß auf die Geſchicke des Staates übte. Was aber ihre religiöſen Anſchauungen betrifft, ſo beruht das bekannte Wort Friedrichs des Großen: „Meine Großmutter war eine gute Frau, aber eine ſchlechte Chriſtin“ auf mangelhafter Kenntniß der Dinge. Starr dogmengläubig war ſie freilich nicht, — hatte man ja bis zu ihrer Brautſchaft eine öffentliche Erklärung über ihre Confeſſion verſchoben und es von dem künftigen Bräutigam abhängig gemacht, ob ſie dem lutheriſchen oder reformirten Bekenntniß angehören ſollte, — aber ſie, welche die Oberflächlichkeit in allen Dingen haßte, hatte nicht nur eine ernſte, tiefe Neigung für religiöſe Fragen, ſondern auch ein wahrhaft frommes Gefühl. Mochte ſie ſich gelegentlich auch Spöttereien erlauben nach franzöſiſchem Geſchmack, in welchem ſie groß geworden war — ſo etwa die, daß Gott ſehr dicke und unförmliche Leute nicht nach ſeinem Bilde geſchaffen, ſondern ſich zu deren Erſchaffung eine ganz beſondere Form konſtruirt habe, — ſo hörte ſie aufmerkſam und theilnehmend ernſten religiöſen Debatten zu. Gegen den Freidenker Toland führte ſie gern ihren Prediger Beauſobre ins Feld oder erwog ſelbſt mit ihrem Vertrauten theologiſche Subtilitäten, und wenn ſie auch nicht den in Briefform abgefaßten an den Jeſuitenpater Vota ge-

richteten Traktat verfaßt hat, den man ihr eine Zeit lang zuſchrieb, ſo mochten die Anſichten, mit denen daſelbſt die katholiſche Lehre und Kirche bekämpft wurden, von den ihrigen nicht ſehr entfernt ſein. Sie war fromm und todesmuthig; die Art, wie ſie gefaßt und gläubig, gleich weit entfernt von Heuchelei und von Cynismus, dem Tode entgegen ging, iſt bewundernswerth.

In ſehr merkwürdiger Weiſe begegnete ſie ſich einmal mit ihrem großen Enkel in dem Worte, daß Furcht und Hoffnung nicht das Motiv ſein dürfen, welche den Menſchen zum Suchen nach der Wahrheit leiten. Auch ſie alſo gehörte zu jenen wahrhaft religiöſen und moraliſchen Naturen, welche das Gewiſſen zur Richtſchnur ihrer Handlungen nehmen und von der künftigen Welt weder Belohnung noch Beſtrafung erwarten. Daß Leibniz aber, der freilich erſt in den letzten Jahren, ſeit 1697, der Kurfürſtin nahe getreten war, auf Grund der Unterredungen, die er mit ihr gepflogen, ſeine Theodicee geſchrieben, bleibt ein Ruhm für die weiſe und fromme Königin.

„Dieſe Herrſcherin," ſo charakteriſirt ſie einmal Friedrich der Große, „brachte nach Preußen den Geiſt der Geſellſchaft, die wahre Feinheit und die Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften." Die Berliner Akademie war in erſter Linie ihr Werk; überall wohin ſie kam, ſuchte ſie, nicht etwa um einer angeblichen fürſtlichen Pflicht zu genügen, oder um ihrer Eitelkeit zu fröhnen, bedeutende Männer auf. Sie ſchuf eine neue Geſelligkeit, indem ſie an die Stelle des Spiels die feine Unterhaltung, an Stelle der rohen Trinkgelage freie Scherze gebildeter Männer und ſchöner Frauen ſetzte, — denn ſie liebte das Schöne und umgab ſich daher immer mit ſchönen Hofdamen, — an Stelle der groben Späße das Ergötzen an Gebilden der Kunſt, das innige Behagen am Vorführen von Schauſpielen und Opern der Hofgeſellſchaft beibrachte, welche nicht eben willig ſolchen Dingen Auge und Ohr lieh. Dabei machte ſie freilich die Nacht zum Tage, und Manche, welche

dem Hofe des Königs und der Königin angehörten, mochten den Seufzer ausstoßen, den ein Memoirenschreiber jener Zeit berichtet: „Vom Abendessen der Königin konnte man sich zur Morgencour des Königs begeben."

Was diese von der Königin geschaffene Gesellschaft auszeichnete, ist nicht, wie sonst üblich, vornehme Geburt und hoher Stand, sondern Vornehmheit des Geistes und große Begabung. Sie, die Fürstin, welche auf dem Thron saß, gab das Beispiel der Freiheit. Inmitten einer vorurtheilsvollen Gesellschaft und in einer Zeit, in welcher der Kastengeist noch vollständig herrschte, entfernte sie sich von Vorurtheilen und suchte die strengen durch Jahrhunderte lang dauernde Unsitten fast geheiligten Abtheilungen zu durchbrechen oder zu verwischen. Darum zog sie Bürgerliche in ihre Gesellschaft, ja scheute sich nicht, sich selbst in ihren Fähigkeiten und Künsten, besonders in ihrer hervorragenden musikalischen Begabung vor ihren Gästen zu zeigen. Für ihre Vorurtheilslosigkeit spricht auch die Thatsache, daß ihr Kapellmeister ein Mönch Attilio war, dessen Abberufung ins Kloster sie unangenehm empfand; er trat später in eine ähnliche Stellung bei Kaiser Joseph I., sodann bei Philipp V. von Spanien. Sie liebte auch kostbaren Schmuck und Edelsteine, aber nicht allein wegen ihres Werthes und ihrer Pracht, sondern hauptsächlich wegen ihres schönen Anblicks und wegen der kunstvollen Arbeit. Dem Luxus aber war sie nicht seiner Kostspieligkeit halber abgeneigt, sondern weil er der Unabhängigkeit einen Zwang auferlegte, den sie nicht dulden mochte.

Nicht gern genoß sie das Schöne für sich allein. Auch die Schätze, über welche sie verfügte, wollte sie andern zu Theil werden lassen. Sie war froh des Spendens. Eben deswegen konnte sie nicht begreifen, daß Andere ihr Gut eifersüchtig zurückhielten. Daher haßte sie den Geizigen, weil das Laster des Geizes Mitleid und Güte im Herzen des Menschen untergrabe. Diese letztere Bemerkung brauchte sie im Hinblick auf

ihren Sohn, den späteren König Friedrich Wilhelm I. Indessen darf man aus dieser einen Aeußerung nicht den Schluß ziehen, daß sie mit ihrem Sohn zerfallen war. Sie hätte ihn freilich anders gewollt, als er in Wirklichkeit war. Sie wünschte ihn weniger roh, ja geradezu galant, nicht aber um ihn wie andere Prinzen jener Zeit frühzeitig in die Lüste einzuweihen, sondern wie sie dem Hofmeister schrieb, weil die Liebe den Sinn bildet und zu sanften Sitten gewöhnt. Mochte aber der Sohn ihrem Ideale wenig entsprechen, so blieb er ihr Liebling. Als er kurz vor ihrer letzten Reise nach Hannover seine Reise nach Holland antrat, zeichnete sie auf ein Blättchen ein Herz, benetzte es mit ihren Thränen und schrieb darauf die Worte: „Er ist fort."

Charlotte lebt in der Erinnerung der Nachwelt nicht durch einzelne Thaten, sondern durch den Inbegriff ihres Wesens. Ihr Gatte hat viele Gebäude errichtet. Sie hat die Grundlage zum Leben des modernen Berlin gelegt. Er in seiner Art konnte sie nur durch ein prächtiges Leichenbegängniß feiern, wobei unter den Sinnbildern auch ein Theil des Thierkreises sich befand, in welchem die Sonne dem Zeichen des Wassermannes begegnete, um dadurch anzudeuten, „daß die Königin den 1. Februar, an ihrem Todestage, in welchem die Sonne im Wassermann sich befand, so getrost wie die Sonne diesem Zeichen entgegen gegangen sei." Doch solche thörichten Vergleiche gehören einer entschwundenen Zeit an. Wir verehren die Königin als den Genius, der eine neue Zeit begründet, der Preußen und seine Residenz zu einem der Mittelpunkte des geistigen und geselligen Lebens gemacht. Ein naiver Ausländer, der Czar Peter der Große, mochte seine Bewunderung auf die von dem König ausgesprochene Frage, was ihm am besten in Preußen gefallen habe, in die Worte kleiden: „Was könnte denn einem Menschen noch besser gefallen als Deine Frau?" Suchen wir nach einem Ausdruck, der ihr hoheitsvolles und zugleich freundliches, ihr fürstliches und dabei echt menschliches Wesen bezeichnet, so begegnet er in der Inschrift, die sich auf

einer ihr gewidmeten Medaille findet: „In ihr vereinigt ſich auf einem Throne Herrſchergewalt und Liebe, in una sede morantur majestas et amor.“*)

---

*) Literariſche Notiz. Die Literatur über Friedrich I. iſt nicht eben ſehr ſorgfältig zuſammengeſtellt in der Allg. d. Biogr. Bd. III. S. 635. Die allgemeinen Werke von Droyſen und Ranke bedürfen keiner beſonderen Erwähnung. Vgl. ferner: Chr. H. Günther, Leben und Thaten Friedrich des Erſten Königs in Preußen. Breslau 1750. 4.

Johannis Friderici Crameri historiae divi Friderici I. Borussorum regis e numismatibus fragmentum. In: Collectio opusculorum historiam Marchicam illustrantium, das iſt: Sammlung von allerhand u.ſ.w. Nachrichten und Schriften. (Von Küſter.) Berlin, 1738. 8. Stück 8 u. 9.

Friedrich der Dritte, Kurfürſt von Brandenburg, erſter König in Preußen, dargeſtellt von Franz Horn. Berlin, 1816. 8.

Die Schrift von Toland, von der im Text mehrfach Gebrauch gemacht und die auch ſpäter noch zu benutzen iſt, führt den Titel: „Relation von den Königlichen Preußiſchen und Chur-Hannoverſchen Höfen an einen vornehmen Staats-Miniſter in Holland überſchrieben von Mr. Toland. Aus dem Engliſchen ins Teutſche überſetzet. Frankfurt 1706.“ (Es gibt außerdem noch 2 gleichzeitige Drucke.)

Ueber Sophie Charlotte vgl. noch: Reinhold Koſer (nach ungedruckten Briefen) Deutſche Rundſchau XIII., H. 12, S. 353—369. Briefe von der Königin, an und über ſie, in Leibniz' Werken ed. Onno Klopp, Bd. VIII, IX, X. — Ueber ihre Beerdigung das Prachtwerk: Chriſt — Königliches Trauer- Und Ehren-Gedächtnüs, Der Weyland Allerdurchlauchtigſten Großmächtigſten Fürſtin und Frauen, Frauen Sophien Charlotten, ... Als dieſelbe am 1. Febr. 1705. zu Hannover höchſt ſeeligſt in dem Herrn entſchlaffen, Und Darauf den 28. Junii, mit königl. Solennitäten in die königl. und churfürſtliche Grufft in der Dohm-Kirche in Berlin beygeſetzet worden. Zu Dero Unſterblichem Nach-Ruhm aufgerichtet. Cölln an der Spree, Druckts Ulrich Liebpert ... 1705. Folio. In 82 numerirten und 7 unnumerirten Tafeln werden ſämmtliche Theilnehmer des Leichenconducts in gewiß richtiger Tracht aber mit conventionellen Geſichtern und ohne jeden Anſpruch auf Porträtähnlichkeit dargeſtellt. Der Text enthält die Beſchreibung des Begräbniſſes, die Predigten; außerdem Gedichte, z. B. auf 20 Folioſeiten das Gedicht Beſſers, von dem im 2. Kapitel noch zu ſprechen iſt, über das Abſterben der Königin

Berichte über ihre Beerdigung und ihren Tod zuſammengeſtellt und geprüft von Nicolai in der Berl. Monatsſchrift 1799 Dez. S. 401—416. Erman: Mém. pour servir à l'histoire de la reine Sophie Charlotte. Berlin 1801. Darauf geſtützt: Varnhagen v. Enſe, Königin Sophie

Charlotte von Preußen, vielfach gedruckt, zuletzt: Biogr. Denkmale. 3. Aufl. 4. Th. Leipz. 1872.

Auch sonst erschienen prächtig gedruckte und mit allem Pomp ausgestattete Werke über feierliche Vorgänge des königlichen Hauses. Das großartigste ist: „Preußische Krönungs-Geschichte", d. h. eine Beschreibung der Königsberger Krönung 18. Jan. 1701 und des Berliner Einzugs 6. Mai. 1. Ausgabe ohne Kupfer 1702. 2. Ausg. mit Kupfern 1712. — Die Schilderung des Einzugs von S. 64 an. Die riesigen, zum Theile sehr sorgfältig ausgeführten Kupfer beziehen sich ausschließlich auf Königsberg. — Werk über Tod und Begräbniß Friedrich I. (1713) ist durchaus ohne Kupfer, zwar stattlich gedruckt, bekundet aber doch, daß auf die äußere Ausstattung keineswegs mehr derselbe Werth gelegt werde, wie in der Regierung des prachtliebenden Königs. — 54 kleinere Schriften, die zur Krönung Friedrich I. erschienen, sind in Sammelbänden der Königl. Bibl., Berlin. Sa 2953 zusammengebunden.

Zweites Kapitel.

Hofdichter und Hoffeste.

In einem oft angeführten Gedichte des Joh. von Besser an Sophie Charlotte kommen die Verse vor:

Noch hat die deutsche Poesie
Vor dir, durchlauchtigste Sophie
Sich nimmer dürfen sehen lassen;
Noch hat ihr Lied sich nicht gewagt,
Was man in allen Sprachen sagt,
Von dir in einen Reim zu fassen.

Dies würd' auch heute noch geschehn,
Allein, nachdem sie wohl gesehn,
Daß das, was ihr scheint zu gebrechen,
Auch andern Sprachen noch gebricht,
So denkt sie: Warum soll ich nicht
Auch einmal unvollkommen sprechen?

Dies unterfängt sie sich nun heut.
Du fragst: Hat sie mehr Lieblichkeit,
Als sie bisher gehabt, zu singen?
Nein! sie kennt ihren rauhen Ton,
Und weiß, daß unser Helikon
Nicht kann vor deinen Ohren klingen.

Allein, was sie verwegen macht,
Ist, daß sie aller Sprachen Pracht
Für dich doch mangelhaft gefunden.
Sie sieht, daß keiner möglich ist,
Es auszusprechen, wie du bist,
Drum hat sie sich's auch unterwunden.

Die Rauhheit der deutschen Poesie galt nicht für Berlin allein. Die deutsche Dichtung des 17. Jahrhunderts litt vielmehr ganz allgemein unter den Nachwirkungen des großen Krieges und unter der unglücklichen Ausländerei. Aber Berlin war fast noch übler dran, als andere deutsche Städte. Nicht einmal die Person und die Thaten des großen Kurfürsten riefen einen namhaften Poeten hervor. Nur ein einziger großer Dichter, Paul Gerhard, hatte in jener Periode zeitweilig in Berlin gelebt. Was sonst dort gesungen wurde, erreicht kaum ein dürftiges Mittelmaß. Daher wird es genügen, an zwei Beispielen den Zustand der Poesie im damaligen Berlin darzulegen. Das erste bietet eine Sammlung Gelegenheitsdichtungen, welche beim Tode eines Kriegshelden des großen Kurfürsten erschienen.*) Am 22. September 1677 war Joachim Ernst Bläsendorff, Churf. Generalquartiermeister und Ober-Ingenieur bei der Belagerung von Stettin, mitten in kriegerischer Thätigkeit durch ein feindliches Geschoß getödtet und am 21. Oktober in der Petrikirche zu Kölln beigesetzt worden. Am Schlusse einer langen Rede Joh. Bödikers, in der es an poetischen Citaten aus Opitz („Lob des Kriegsgottes") u. A. nicht fehlt,

*) Ueber Bläsendorff 7 verschiedene Schriften alle 1677 und 1678, Cölln an der Spree bei Georg Schultze (Sammelband der G. L. St.). Als Probe mag der Titel von Bödikers Leichenpredigt folgen:

„Stand-Rede und Abdanckung, Zu letzten Ehren Des HochEdlen, Vesten, u. s. w. Herrn, Herrn Joachim Ernst Bläsendorffs, Churfürstl Brandenburg. gewesenen General-Quartiermeisters, auch Ober-Ingenieurs und Directoris aller Fortificationen und Bau-Sachen, Als derselbe am 22. Septembr. 1677. in der Belagerung vor Stettin, nachdem Er, seinem Berufte nach, in den Approchen arbeiten lassen, vom Feinde, mit einem gezogenen Rohr durchs Hertze geschossen, und alsofort unter denen Worten: Herr Jesu, wie geschiehet mir? sein Leben beschlossen; Hernachmals aber am 21. Octobr. darauff in Gegenwart Chur- und Fürstl. Abgesandten, vornehmer Stats-Personen und Volckreichen Versammlung, Standesmäßig in der Cölnischen St. Peters-Kirche beygesetzet worden, Gehalten Von Johanne Bödikero, P. Gymn. Col. Rectore. Cölln an der Spree, Druckts Georg Schultze, Churf. Brandenb. Buchdr. 1678.

klagte der Bruder Ge. Laur. Bläſendorff nur 12 Verſe, weil die Thränen nicht mehr zulaſſen. Schon er benutzt den frommen Ausruf, mit welchem der Tapfere aus der Welt geſchieden, „Herr Jeſu wie geſchiehet mir", zu gottſeligen Betrachtungen, erregt aber wider ſeinen Willen einen komiſchen Eindruck, wenn er mit den Worten beginnt:

Das war ja Dein Beruf, daß Du ließſt approchiren;
Drum warſt Du ſehr bemüht das Volk recht anzuführen.

Andere folgten ihm in Klagen, frommen Weiſen und übertriebenen Lobeserhebungen. Joh. Bödiker ſelbſt ſetzte den Verſtorbenen über Daedalus und Mandrocles, Skopas und Libon, Artäus und Theodorus, Cherämon und Hermogenes, theils weil er mehr verſtanden, als alle die Alten, theils weil er, wie ein Chriſt ſoll, auf Gott gebaut habe. J. G. Zeitz wundert ſich, daß Mavors und Bellona auch dieſen Tapfern nicht verſchont habe, und fordert die betrübten Freunde auf, „die Thränen-Wangen abzuführen; doch ſo wie ſich's gebühret." C. Ransleben dagegen, der in Anmerkungen ſchwelgt, in ihnen Anſpielungen, theils auf römiſche, theils auf kürzlich verſtorbene Krieger erklärend, warnt vor übertriebenem Schmerze: iſt es ja doch des Helden Geſchick, auf dem Schlachtfeld zu fallen:

Gott iſt den häuf'gen Zähren Feind.
Der, der hier hat Ruhm bekommen,
Iſt vom Himmel angenommen.

Im Namen der Freunde ergreifen Matthias Gleiſſenberg und G. D. Ritthauſen, im Namen der Verwandten A. de Peine das Wort. Der Letztere, obwohl er den Verſtorbenen ſehr rühmt, hervorhebend, daß „der Auszug aller Kunſt ihm recht vermählet war", tröſtet ſich und die Seinen doch ziemlich leicht mit dem Gedanken:

So lang' er hier noch war, plackt' er ſich in dem Kriege,
Nun iſt er deſſen los, er hält Triumph und Siege,
Zuvor flog er bald da- bald dorthin über Land,
Nun ruht er trefflich ſchön in Gottes Vaterhand.

Einer der Ersteren zählt auf und rühmt des Verstorbenen vielseitige Kenntnisse und die Hochachtung des Fürsten, der statt dieses Mannes mit dem „künstlichen Wissen" nicht ungern „eine Anzahl vieles Volkes" gemißt haben würde.

Den Schluß macht ein „mitleidend entworfenes" Klaggedicht in 16 Strophen von J. E. S. Blesendorf. Er selbst richtet hier das Wort an den frommen Christen, an Gattin und Kinder, rühmt sich der Gunst seines Fürsten und spottet der Neider, die ihn noch im Grabe verfolgen. Diese Verfolgung könne ihnen aber nichts nützen, da sein Ruhm anerkannt sei, denn so lautet eine Strophe, die in einem Leichengedicht recht seltsam klingt:

Das weltgepriesene Römerland
Mit seinen klugen Gaben
War meinem Fleiße nun bekannt:
Ich legte Wall und Graben
Ganz richtig nach dem Linial,
Und durft' nur ein zweibeinig Stahl
In allen dazu haben.

Auch Auswärtige mischten ihre Stimmen in den Berliner Chor. Joh. Christ. Rhetel, Student der Theologie, „wollte von Leipzig aus pflichtschuldigst" den Todten besingen. Der arme Student wurde von dem Schwiegervater des Verstorbenen unterstützt und mochte nun nicht schweigen, „da sich mein Gönner schwemmet in schwarzer Trauerfluth", sondern fühlte die Verpflichtung, die Hinterbliebenen durch den Hinweis zu trösten, daß Gott „für Thränen-Salz süßen Freudenwein schenke." Der Halberstädter Joh. Christoph. Koch geht noch weiter. Er will es für ein Glück betrachten, daß diese Sonne zu scheinen aufgehört habe:

Zwar hat sie sich entzogen
Dem Wesen dieser Welt und scheint im Himmelsbogen
Allwo sie allstets prangt in grauer Ewigkeit
Und ihrer Klarheit Glanz ausbreitet weit und breit.

Drei Quedlinburger Schulmeister endlich stiften dem Verstorbenen ein, wie sie selbst sagen, „trauriges Denkmal",

Joh. Heinr. Sprögel lateiniſch, Chriſt. Heinr. Lauterbach und Samuel Schmid deutſch. Der Erſtere meint:

> Fürwahr viel ſanfter ſtirbt, den ſtracks die Nereu-Klauen
> Zu Grunde ziehen hin, als der in Hoffnung quält
> Und Arm' und Schenkel bang ermüd't im Wellen-Feld;

der Letztere hat durch mühſelige Berechnung, durch „Verſetzung Kabbaliſcher Dreieck-Zahlen" herausgebracht, daß der Zahlenwerth der Worte „Joachim Ernſt von Bleſendorf" gleich ſei dem des Spruches: „Er hat es jetzt ſelig gewaget" und variirt den letztern mit großer Ausführlichkeit, indem er beſonders Stettin, der ſteinernen Stadt, dem andern Ilium ihre Eiskälte vorwirft.

Den eigentlichen Durchſchnitt der damaligen Gelegenheitspoeſie bezeichnete Nicolaus Peucker, der ſeit 1641 in Berlin lebte und 1674 als Kammergerichtsadvokat und Stadtrichter zu Kölln an der Spree ſtarb. Von ſeiner Beliebtheit zeugt der Umſtand, daß er bei allen Gelegenheiten, d. h. bei Geburten, Hochzeiten, Todesfällen in bürgerlichen und adligen Familien zu poetiſcher Mitwirkung aufgefordert wurde, noch mehr die Thatſache, daß ſeine Gedichte faſt dreißig Jahre nach ſeinem Tode durch den Berliner Buchhändler O. Ch. Pfeffer geſammelt und gedruckt wurden.*) Der Sammler hat wohl den an den

*) Ueber Nicolaus Peucker vgl. Goedeke, Grundriß. III, 2. Aufl. S. 271, beſonders G. Ellinger im Neudruck einer Auswahl aus dem gleich zu erwähnenden Werke, Berlin, Paetel 1888, Berliner Neudrucke 1. Ser. 3. Bd. Sein Werk erſchien zuerſt unter folgendem ausführlichen Titel: Nicolai Peuckers, Des berühmten Cöllniſchen Poeten, Und weyland Churfl. Brand. Cammer-Gerichts-Advocati, wie auch Stadtrichters und Rahts-Cämmerers in Cölln an der Spree wolklingende, luſtige Paucke Von 100. Sinnreichen Schertz-Gedichten, Theils der Hohen Herrſchaft in tiefſter Unterthänigkeit, theils vielen Hoch-Adelichen, und andern vornehmen hieſigen Familien zu beſondern Ehren geſchrieben, Nunmehr aber nach des ſel. Autoris Tode in dieſe Ordnung verfaſſet, mit Fleiß überſehen und zum Druck befodert von Otto Chriſtian Pfeffern, Buchhändlern in Berlin. druckts Gotth. Schlechtiger, 1702". — Der günſtigen Beurtheilung Peuckers, wie ſie, wenn ich nicht irre, zuerſt durch O. F. Gruppe in die Literaturgeſchichte eingeführt wurde, kann ich nicht

Namen des Dichters anklingenden Titel „Wohlklingende, luſtige Pauke“ nicht erfunden, ſolche Anklänge entſprechen vielmehr dem Geſchmacke des Poeten. Er war ein armer Teufel, der ſich über das geringe Erträgniß ſeiner Poeſie beklagte, ein Ruhmesdurſtiger, der ſich heftig gegen die Kritik ſeiner Neider wehrte. Er nahm den Mund ſehr voll, wenn er einen Hochſtehenden zu loben hatte, richtete aber bei ihnen, ſowie bei Niedriggeborenen und einfachen Bürgerlichen, das Maß ſeines Lobes nach der Bezahlung ein, welche er erhielt oder erwartete. Er wählte nicht frei die Gegenſtände ſeiner Dichtung, darum unterrichtet er auch in ſeinen Poeſieen weniger über ſeine Geſinnungen und Empfindungen, als über die Sinnesrichtung des Publikums ſeiner Zeit. Vielleicht war er gar nicht ſo frivol, wie es den Anſchein hat, aber durch die Gewöhnung, in Hochzeitsgedichten grade den geſchlechtlichen Verkehr ſtark zu betonen, lernte er an derben Scherzen und wirklichen Zoten Gefallen zu finden. Fromm, in der Art und nach der Forderung der Zeitgenoſſen mag er geweſen ſein, aber eine individuelle Geſtaltung ſeines religiöſen Weſens vermag man aus ſeinen Gedichten nicht zu gewinnen. War er aber feineren und höheren Gefühlen nicht zugänglich, ſo war er wohl im Stande, dasjenige zu beobachten und zu ſchildern, was er vor ſich ſah. Die Kriegsgreuel hatten ihn die Segnungen des Friedens kennen gelehrt und bewogen ihn, ſeiner Friedensſehnſucht und Friedensliebe Ausdruck zu verleihen und mit mannigfachen Anſpielungen auf den glücklich überſtandenen Krieg hinzudeuten. Auf die Vorgänge der Natur achtete er gern, ſtellte nicht ohne Humor den Unterſchied von Stadt und Land dar und beſchrieb manchmal die Landſchaft mit einer gewiſſen Naivetät, die Jahreszeiten und den Geſang

beitreten. Im Allgemeinen bemerke ich, daß ich die Stellen aus älteren Drucken, ſoweit ſie im Text mitgetheilt werden, etwas moderniſirt habe, um das Verſtändniß derſelben zu erleichtern, die in den Anmerkungen angeführten Titel dagegen ſind wörtlich genau gedruckt. Auf eine buchſtäbliche Treue mußte ich bei der grenzenloſen Willkür, oft Sinnloſigkeit der in dieſen Titeln beliebten Schreibweiſe häufig verzichten.

der Vögel mit erkennbarer Freude. Meist jedoch kleckste er, wie ein Ruppiner Bilderbogen und wurde kindisch, wenn er anschaulich werden wollte. Unserm Geschmacke wenigstens erscheint die folgende an den Churprinzen Karl Aemil gerichtete Beschreibung des Lustgartens in Berlin, welche freilich neuerdings Vertheidiger, ja Bewunderer gefunden hat, höchst jammervoll: „Den Garten, den Dein Vater hat So wunderschön gebaut, Desgleichen Babylon die Stadt Kaum jemals angeschaut. Du wirst Dich wundern um den Mann, Mit einem Gabel-Stiel, Der Wasser von sich sprützen kann, Sobald der Gärtner will. Du siehst den wunderschönen Klee dem Lenz entgegengehn Und Männerchen, weiß als den Schnee In guter Ordnung stehn." Nicht minder schlimm sind andere für denselben Prinzen bestimmte Verse, in denen platte Natürlichkeitssucht und geistlose Spielerei ihr Wesen treiben. In ihnen heißt es: „Wenn Flora sich tapetengrün Im Felde lässet sehn, Dann kannst Du mit nach Potsdam ziehn, Die Reis' ist bald geschehn. Nach Potsdam, das der Helden Held Dein Vater oft besucht, Das der Frau Mutter wohlgefällt, Wenn sie zur Wirthschaft kocht. Wenn die beschwatzte Schwalbe kommt und die so fromme Lerch Ihr sommerlanges Lied anstimmt, Dann höret man die Störch Auf ihrem Neste klappern stehn, Prinz, das hast Du noch nie Gehört, laß uns noch weiter gehn. Wie ruft der Kukuk: Wie?" Für solche Huldigungen gab's wohl gelegentlich einen Braten aus der kurfürstlichen Küche, womit die Poesien reichlich bezahlt waren und der Poet sich sehr zufrieden dünkte.

Die Bürgerschaft ihrerseits ging gleichfalls nicht leer aus. Auch in den ihr bestimmten Gedichten herrscht nicht der erlesenste Geschmack. Will der Dichter ein Paar ernst feiern — die Braut war eine Wittwe und soll schon vor ihrer ersten Ehe den zweiten Bräutigam geliebt haben — so braucht er die wenig feierlichen Töne: „Ein alter Käse zeuget Maden Und stinkt gleich einem alten Schaden . . . Nur alte Lieb und alter Husten, Die sollen, wie man sagt, nicht rosten." Wird er aber

gar humoristisch, so quält er sich und Andere, wie etwa in der grausamen 35 Mal vorgebrachten Spielerei mit dem Namen des ehrsamen Fürstenwalder Bürgers Joh. Kiepe, wo es heißt: „Nun so Kiepe, liebes Paar, Daß die Kiep ein andre Kiepe Bringt getragen übers Jahr, Daß es in der Kiepe pipe, Durch des Kiepens Stub' und Haus, Bis der Kiepen auf der Erden Eine große Menge werden, Kiepe, diese Kiep ist aus."

Derartigen Vorgängern waren die Dichter in Friedrichs Zeit glücklicherweise nicht ganz ähnlich. Auch für die Dichtkunst hebt an der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts eine neue Zeit an. Sie beginnt unter Friedrich I., theilweise auch durch ihn. Der Zeitgenosse Wernicke, der eine literarische Reform oder Revolution mit anbahnen half, braucht einmal das Wort: „Unterdessen, so scheint es, daß der königlich preußische Hof auch in diesem Stück des Vaterlandes Ehre befördern und die vor Zeiten sogenannte Götterspracbe von der Verachtung tragen und zum wenigsten zu einer männlichen Sprache machen wolle". Wie der Sprache, so gewährte der König denen, welche die Sprache beförderten, ein freundliches Plätzchen. Die drei Berliner Dichter, welche Peuckerschem und anderem Unwesen entgegentraten, Canitz, Besser, Neukirch, lebten in des Königs Nähe.

Wer an Canitz, Besser und Neukirch herantritt, kommt sich vor, als wenn er aus einer rauchigen Dorfkneipe in einen Salon versetzt wird. Im Salon mag's bei aller äußerlichen Ehrbarkeit oft recht langweilig sein, aber man fühlt sich in der Luft, die dort herrscht, wohler und freier.*) Alle drei, F. R. L. von Canitz (1654—1699), Joh. von Besser (1654—1729), Benj. Neukirch (1665—1729), waren gebildete Männer, hochstehende

*) Für Canitz, Besser, Neukirch die bibliograph. Zusammenstellung bei Goedeke, Grundriß, III, 2. Aufl., S. 345 fg., 349. — Hier sind benutzt Canitz, Gedichte, Ausg. von J. U. König, Berlin 1765. Vergl. Lutz, F. R. L. v. Canitz, sein Verh. z. franz. Classicismus. Neustadt a. H. 1887. — Des Herrn v. Besser Schriften hgg. von J. U. König, 2 Bde.,

Beamte, die längere Zeit in Berlin lebten. Alle drei waren Hofdichter, welche gemeinſam gegen Schwulſt und Unnatur der Lohenſteinianer auftraten und den franzöſiſchen Geſchmack in Deutſchland einführten. Aber jeder der drei hat eine eigenthümliche Phyſiognomie.

Das berühmteſte und meiſt angeführte Gedicht von Canitz iſt die Trauerode auf den Tod ſeiner Gattin Doris. Während der Brautzeit, die drei Jahre währte, und in einer ziemlich langen Ehe, in welcher ihm ſieben Kinder geboren wurden, hatte er ſeiner Leier keinen Ton für die Geliebte entlockt; nun fand er Stimmung zu 27 wohlgebauten, von traurigen Klagen, Todesſehnſucht, Liebesüberſchwänglichkeit und Troſtloſigkeit angefüllten achtzeiligen Strophen, um nach zwei Jahren einer anderen Frau die Hand zum Lebensbunde zu reichen. Auch ſeine Freundſchaft durfte man nicht ſtarken Proben ausſetzen; und auch ſein Glaube war nicht durch Zweifel und Prüfungen gewonnen, ſondern hielt ſich in den üblichen conventionellen Grenzen. Doch iſt es immerhin nicht die Freundſchaft und die Religion im Allgemeinen, von der er ſpricht; wie ſeine Geliebte, ſo ſind es auch ſeine perſönlichen Freunde, von denen er redet, und ſein Gott, der ihn „durch unbekannte Gänge ſehr wunderbar, doch immer wohl geführet“. Aber Freundſchaft, Liebe, Religion, ſo oft ſie auch von ihm beſprochen wurden, waren nicht die Dinge, die ihn innerlich am meiſten beſchäftigten. Sein Intereſſe ward vielmehr durch die Geſchichte, die Tagesereigniſſe und die literariſchen Bewegungen ſeiner Zeit erregt. Das geſchichtliche Intereſſe bethätigte er durch eine in Verſe gebrachte „Folge der römiſchen Kaiſer“. An den Tagesvorgängen hatte er eine gewiſſe Freude, eine Miſchung von Genußſucht und Selbſtüberhebung; er be-

---

Leipz. 1732. Seine und Canitz' Biographie von K. A. Varnhagen v. Enſe. Biogr. Denkmale. 3. Aufl. 4. Theil. Leipz. 1872. — Benj. Neukirch's ausgewählte Gedichte von Gottſched. Leipz. 1744. Eine (grade für unſern Zweck nicht ſehr nützliche) Auswahl ſeiner und C.'s Poeſien in Kürſchner's Deutſche Nat. Lit. Bd. 39 hgg. von L. Fulda.

richtete seinem Freunde, dem Oberjägermeister von Wülckenitz, gern von den Hofscandalen, sprach aber lieber von seinem „freien Blumberg", wohin er sich aus dem Lärm der Stadt und den Vergnügungen des Hofes flüchtete. Er war ein Poet und sprach gern von Poesie. Aber da er seinen Boileau mit Nutzen gelesen hatte, so fand er bei den Zeitgenossen nicht Alles lobenswerth. Im Gegentheil trat er mit großer Entschiedenheit gegen die Reimwuth seiner Collegen auf, verwahrte sich gegen die „auf Stelzen gehende" Ausdrucksweise der gleichzeitigen Dichter und rief verzweifelnd aus, daß der Helikon zum Blocksberg geworden sei.

In ähnlich kriegerischer Stimmung befand sich Neukirch, dessen Satire um so merkwürdiger ist, als er ursprünglich selbst auf Seite der Lohensteinianer gestanden hatte. Freilich bekämpfte er außer den schlechten Poeten auch Wollust und Ehrgeiz, Trägheit und schlechte Erziehung, blieb aber bei diesen satirischen Ausfällen, ebenso wie bei dem gegen unwissende Richter so sehr im Allgemeinen, daß Anspielungen auf zeitgenössische Vorfälle und Personen seinen Gedichten sich nicht entnehmen lassen. Doch lieber als Tadel verkündete er Lob. Er pries Gott in ungemessener Weise, ohne für seine zur Schau getragene Inbrunst neue und echte Töne zu finden. Häufiger verherrlichte er die Menschen. Er pries die Frauen, aber nicht mit voller Wahrheit, denn Liebe war ihm, wie er einmal ausdrücklich sagt, stets nur ein Spiel. Besonders pries er, wenn er auch gelegentlich Ausländisches berücksichtigte, deutsche Fürsten, wie den Herzog von Braunschweig und den Kaiser Leopold, über dessen Sieg bei Belgrad er ein Lied anstimmte mit folgendem Anfang: „Zweimal gebiert die Kaiserin und zweimal fallen Türkenhaufen". In die erste Linie stellte er aber Berlins hohe Beamte, die Minister Danckelmann und Fuchs, deren persönliche und amtliche Ereignisse er dichterisch verherrlichte, sowie den König und die Seinen. Nichts war ihm zu geringfügig: selbst das Edikt, daß die Nachtigallen nicht aufgefangen werden sollten, entlockte

ihm einen Vers. Aber er fand auch Größeres: den Tod des großen Kurfürſten und die Thronbeſteigung des neuen Königs, die Jahrestage der Krönung, den „Streit des alten und neuen Saeculi“, auch einzelne Vorgänge, wie die Eroberung der Feſtung Geldern. Oft war er in ſeinem Lobe bei aller Redlichkeit übertrieben und aufdringlich und machte die Aufrichtigkeit ſeines Rühmens dadurch bedenklich, daß er recht unverblümt darauf hinwies, er wolle für ſeine Lobreden auch bezahlt werden. Er räumte ſich und den Seinen einen Platz dicht neben Virgil und Homer ein, ſtellte aber Friedrich höher als die Helden des Alterthums, z. B. Pyrrhus, denn während dieſer Mühe gehabt habe, Länder zu gewinnen, werde Friedrich von vielen Völkern aufgeſucht. Zum Mindeſten ſtellte er ſeinen Helden den Größten des Alterthums gleich, z. B. Auguſtus, dem Friedrich dadurch ähnle, daß er die Künſte des Kriegs und Friedens in gleicher Weiſe liebe. Den Mitgliedern der Berliner Akademie, welcher auch er angehörte, prägte er als ihre Aufgabe ein:

Ihr forſchet die Natur, ihr unterſucht den Graus
Des klugen Alterthums, ihr legt die Sprachen aus.
Ach! fragt denn die Natur, ob nicht ein Stein zu finden
Der Unſerm Friderich die Jahre mehren kann!
Lauft die Geſchichte durch und müht euch zu ergründen,
Ob je ein Held ſo viel als dieſer Held gethan!
Und wenn ihr Sprachen wollt in Kunſt und Regeln bringen,
So laßt in jeder auch ſein wahres Lob erklingen.

Solche plumpe Schmeicheleien hätte Beſſer, obwohl er dem Königshauſe viel näher ſtand als Neukirch, niemals gebraucht. Auf ihn paßt mit einigen Einſchränkungen der Vers, den Canitz bei der oben erwähnten Schilderung der damaligen Poeten brauchte:

Und nehm ich Beſſern aus, wem iſt's wohl mehr vergönnt,
Daß er den wahren Quell der Hippokrene kennt?

Beſſer war eine ſtattliche Perſönlichkeit, ein vornehmer Herr. Er war ein gewandter Mann, von deſſen Abenteuern und Kämpfen gar Manches erzählt wurde, und der durch geſchicktes

Vorgehen gelegentlich auch im Auslande Preußen Vortheil verschaffte. Als Oberceremonienmeister war er in seinem Fache eine Autorität; als solche schreitet er auch in seinen wohlgebauten, volltönenden Versen einher. Von seinen Lehrmeistern, den Franzosen, hatte er außer dem Majestätischen auch das Zierliche gelernt. Freilich konnte er sich nicht enthalten, in der damals üblichen täppischen deutschen Manier das Majestätische in Bombast und das Zierliche in Tändelei zu verzerren. Aber es bleibt genug übrig, um seine guten Eigenschaften hervortreten zu lassen. Graziöseres als das schon angeführte Gedicht an Sophie Charlotte über die deutsche Sprache ist damals nicht geschrieben worden: ritterliche Huldigung für die schöne Fürstin, vereint mit edlem und mannhaftem Selbstbewußtsein. Ebenso anmuthig sind seine Liebesgedichte — eines der bekanntesten darunter: der Streit der blauen und schwarzen Augen —, die, mögen sie nun dem eigenen Gefühle entsprungen oder „im Auftrage eines Andern" gedichtet sein, durch einen eigenartigen Wohllaut, durch ein musikalisches Gefühl überraschen. Die „Macht der Liebe" wird von ihm in folgenden melodiösen Versen besungen:

O du Ursprung aller Klagen,
Liebe, schone, schone mein!
Alle Schmerzen, die wir tragen,
Treffen nur den Leib allein;
Aber, Liebe, deine Plagen
Dringen in das Herz hinein!
O du Ursprung aller Klagen,
Liebe, schone, schone mein!

Wenn er prächtig werden will, weiß er zu imponiren. Sein 70 sechszeilige Strophen enthaltendes Trauergedicht auf den Tod der Sophie Charlotte ist nicht bloß vielleicht das längste unter den derartigen „Leich- und Trost-Schriften", sondern auch das wirksamste. Der Dichter weiß geschickt die ehrfurchtgebietende, schönheitstrahlende Erscheinung der Königin bei der Krönung dem traurigen Anblick ihrer Leiche entgegenzustellen. Doch tröstet er sich über die Vergänglichkeit des Körpers mit der Unsterblich-

keit der Seele, der nachhaltigen Wirkung ihres großen Geiſtes und dem Gedächtniß ihrer echten, von Heuchelei und Aeußerlichkeiten entfernten Frömmigkeit. Er tröſtet den König mit dem Hinweis auf alles Große, was er im Leben der Gemahlin verſchafft habe; er tröſtet ihn ſelbſt mit dem, was des Königs beſonderen Schmerz ausmachte, daß nämlich die Gattin fern von ihm geſtorben ſei; er tröſtet ihn mit der allgemeinen Trauer um die Dahingegangene; er tröſtet ihn mit dem übrigbleibenden Pfande der Liebe, ihrem und ſeinem Sohn. In ihm, deſſen Herz nach Ruhm und Ehre ſtrebe und der auf nichts anderes als Heldenthaten denke

Es ſcheint in ihm vereint das Wappen beider Schilder,
Dein und Hannovers Schild, der Adler und das Pferd;
Er wird auch dermaleins, zur Deutung dieſer Bilder
Ihr rechter Ausdruck ſein, durch ſein beherztes Schwert:
Wenn er zu Pferde wird durch Reih und Glieder dringen
Und über ſeinen Feind ſich als ein Adler ſchwingen.

Außer dem Sohne bleibe dem Könige Charlottenburg, das die Königin ſo geliebt habe; der Ausbau dieſes Schloſſes, im Sinne und in der Erinnerung an die Verewigte, werde ihm gleichfalls Troſt gewähren. Und ſo ruft der Dichter, die Trauernden ermahnend, den Leib der Erde zu übergeben, prophetiſch aus:

Du warſt in Deinem Reich, dem neubekrönten Preußen,
Die erſte Königin; Du wirſt auch allezeit
Die erſte Deines Reichs und des Geſchlechtes heißen,
Nicht nur der Ordnung nach, auch in Vollkommenheit.
Wie Du geweſen biſt, ſo kann man ſicher gläuben,
Daß Du die erſte wirſt auch bei der Nachwelt bleiben.

Das Merkwürdige an dieſem Dichter, das heutigen Tags ſelbſtverſtändlich erſcheint, damals aber auffallend war, iſt der Umſtand, daß er nicht außerhalb ſeiner Dichtungen ſtand, daß er nicht wie ein Lohnſchreiber Gegenſtände bearbeitete, zu denen er nur durch fremden Antrieb geführt wurde, ſondern daß er ſeine Empfindungen und ſeine Erlebniſſe, ſeinen Antheil an den Dingen zu Gehör brachte. Wer hatte damals wie er den Muth,

Betrachtungen „an ſich bei ſeinem vierzigſten Geburtstage" niederzuſchreiben? Mag er mitunter ſchwülſtig und unwahr ſein, Thatſache bleibt, daß er die Dichtkunſt am preußiſchen Hofe und damit an den deutſchen Höfen überhaupt wieder zu Ehren brachte. Das rühmt einer ſeiner Nachahmer, der Herausgeber ſeiner Gedichte, J. U. König, an ihm:

Die deutſche Dichtkunſt war veracht,
Sie ſuchte ſich zu bunt zu kleiden,
Bei Hofe ſah ſie ſich verlacht.
Denn der kann keinen Schulſchmuck leiden.
Doch der Geſchmack nebſt der Natur
Fing an ſie edler auszuzieren,
Wo ſie befreit von Schminck und Tand
Durch Beſſer's Schreibart Beifall fand.

Die drei genannten Hofdichter kargten in den Gedichten, mit welchen ſie den König und die Stadt Berlin verherrlichten, nicht mit Vergleichen aus dem Alterthum. Aber nicht ſie, ſondern ein faſt gänzlich unbekannter Dichter, Erdmann Wiecker, brachte es fertig, Berlin und Athen geradezu neben einander zu ſtellen. In einem überaus ſeltenen Dichtwerke (Berlin 1706), in welchem er den König Friedrich als Trajan feierte und beſonders den Schutz rühmte, welchen er den Wiſſenſchaften angedeihen ließ, brauchte er die Verſe:

„Du aber, großer Held, haſt dieſes mehr gezeigt,
Wenn du ſo manche Stadt zur Hohen-Schul erwählet,
Daß, da der Künſte Flor in deinen Landen ſteigt,
Man billig dieſen Ruhm zu deinen Thaten zehlet,
Und was noch größer iſt, ſo biſt du ſelbſt gelehrt,
Und haſt mit ſolchem Witz die Weißheit ausgeübet,
Daß gantz Europa nicht von einem Fürſten hört,
Der ſo der Künſte Kern als König Friedrich liebet.
Die Fürſten wollen ſelbſt in deine Schule gehn
Drumb haſtu auch für Sie ein Spree-Athen gebauet."

Der Dichtung war die Aufgabe zugewieſen, die Feſte zu verherrlichen. Feſte gab es aber bei Trauer und Freude. Noch größere Prachtentfaltung, als bei dem feierlichen Leichenbegängniß der erſten Königin herrſchte, wurde bei dem feierlichen

Einzug des Königspaares in Berlin gezeigt*): Am 6. Mai 1701 fand der feierliche Einzug in Berlin statt. Ein mächtiges Aufgebot von Soldaten, Pferden und Wagen war zu diesem Zwecke vorgenommen worden. In 36 sechsspännigen Kutschen der Hofleute saßen die Provinzdeputirten und die Minister, dann folgten 27 prinzliche und königliche Wagen, 50 prinzliche und königliche Handpferde „mit ihren reich bordirten sammtenen Handdecken wurden im Zuge geführt. Als der König sich der Stadt näherte, wurden 205 Carthaunen von den Wällen und von den auf der Spree liegenden Schiffen abgefeuert, denen aber der königliche Kupferdecker Bertram, der sich auf die äußerste Spitze des hohen Marienthurms gestellt, mit seinen bei sich habenden 6 Stücken zuvorkam, die er wunderbarlicher Weise auf die alleröberste Dachkappe des Thurmes gepflanzet und sie unter beständiger Schwingung einer großen Fahne wie auch Herunterwerfung vieler Schwärmer, dreimal nach einander losließ". Die bewaffnete Bürgerschaft stand auf beiden Seiten der Straßen zum Empfange bereit; auf der Stechbahn und auf dem Schloßplatz das Militär. In den Straßen waren in gerader Linie, so daß ein Durchblick gewährt blieb, Ehrenpforten errichtet; die Erbauer standen vor den einzelnen und verbeugten sich vor den Majestäten, an der Ehrenpforte der Gärtner z. B. 20 als Gartennymphen gekleidete Mädchen, die der Königin Blumen zuwarfen, an der Berlinischen zwei auf römische Art gekleidete Jungfrauen, welche das Königspaar im Namen der Stadt mit Versen begrüßten. Straßen und Häuser waren mit Menschen vollgepfropft; an den Häusern, auf den Dächern waren unzählige Fremde und Einheimische versammelt. Als das Königspaar in das Schloß eingezogen war, fand eine nochmalige Salve und der Vorübermarsch der Bürgerwehr statt. Der Empfang der Collegia, der königlichen und städtischen Beamten, Richter und Prediger wurde, da der Zug

*) Vgl. die oben S. 14 erwähnte Schrift „Preußische Krönungsgeschichte"; die Schilderung ist auch abgedruckt in Besser's Schriften II, 451 ff.

zu lange Zeit in Anspruch genommen hatte, auf den nächsten Tag verschoben. Bei diesem Empfang wurden zehn Reden seitens der Berliner Beamten, neun von den Abgeordneten der Provinzen gehalten; jede Rede „handelte was merkwürdiges", wie Herr von Besser zu melden weiß; glücklicherweise theilt er sie nicht mit.

Am 9. Mai fand eine allgemeine Illumination statt, weit glänzender als diejenige, welche am eigentlichen Krönungstage (18. Jan.) ausgeführt worden war. Wenn irgend jemals, so verdiente an jenem Tage, wie der zeitgenössische Berichterstatter meint, Berlin ein Licht der Welt zu heißen (Berolinum lumen orbi). Denn „Berlin schimmerte nicht, sondern brannte gleichsam in allen Gassen von Lichtern, Lampen, Fackeln und Freudenfeuern". Die Illumination war, wie die Illuminationen jener Tage überhaupt, weit dekorativer als heutzutage; außer der Erleuchtung der Fenster und Thüren wurde eine Ausschmückung der Mauern durch bezügliche Bilder vorgenommen. Die Gemälde dieser Illumination bezogen sich auf die ganze Regierungsgeschichte des Königs, wobei denn die Vergleiche aus dem Alterthum nicht gespart wurden: Friedrich war Jupiter, er wurde als Götterkönig gefeiert, der, wie über die Menschen, so auch über die niederen Götter zu herrschen hatte.

Besonders prächtig war die Illumination der Akademie der Künste. Von ihr ist uns eine besondere Beschreibung*) erhalten. „Die ganze Facciate des königlichen neuerbauten Marstalls, über welchem sie belegen und welche in 23 Fenstern bestand zusammt dem großen Portal darunter waren mit lauter wohl ausgearbeiteten Stücken besetzt und hinter denselben mehr denn 2000 Lampen angezündet, welche durch ein sehr helles und starkes Feuer die ganze Gegend mit Glanz erfülleten und an-

*) Beschreibung der Illumination, welche bei der Krönungsfeier Sr. K. Maj. in Preußen von der Kunst-Akademie in Berlin allerunterthänigst präsentiret worden. Von D. Chr. Eltester, Kammergerichts- und Akademie-Secretär. 1701.

sehnlich machten." An allen Fenstern standen Bilder: Porträts des Königspaares, Darstellungen des neugestifteten Ordens, der Liebe der Unterthanen, der königlichen Freigebigkeit. Letztere war geschildert als vestalische Jungfrau, welche das ewige Feuer wider den anblasenden Aeolus schützt. Die einzelnen Künste waren allegorisch dargestellt; auch sonst fehlte es nicht an Allegorieen mannigfacher Art. Unter ihnen befand sich auch die Aurora, von der es folgendermaßen heißt: „Aurora, welche einen sehr hellen Schein von sich gab und den Anfang des gegenwärtigen neuen Seculi vorstellen sollte, brachte die Königl. Krone getragen; unweit davon versteckte der Saturnus sein abgewandtes Gesicht in eine finstere Wolke, womit die verwichene Zeit angedeutet ward. Die Worte waren diese: Seculum praesignat ab ortu. Wollte dieses sagen, daß, wie die schöne Morgenröthe einen schönen Tag verkündiget, also könnte das neue Seculum, welches sich mit einer goldenen Krone anfinge, uns nichts anderes als lauter Glück und güldene Zeiten verheißen." Der Herausgeber vergißt auch nicht, die Ausschmückung und Beleuchtung seines in der Schloßfreiheit belegenen Hauses anzugeben, und schließt mit folgendem Gedicht, das zur Erklärung der Aufschrift einer sämmtliche Wappen des Königs tragenden Pyramide (Finis coronat opus) dient:

Egypten rühme sich mit seinen Pyramiden,
Die mehr, denn tausend Jahr, sich in die Luft gestreckt.
Hier wird der späten Welt ein größerer Bau entdeckt:
Ein Friedrich legt in Frieden
Durch seinen tapfern Arm ein hohes Churhaus an.
Zehn Helden haben drauf den Bau, wie sichs gebühret,
Noch weiter fortgeführet,
Doch unser Friedrich hat den Schluß hinzugethan.
Durch ihn wird dieses Haus noch eins so hoch erhoben;
Er setzt den Gipfel drauf und krönt das Werk von oben;
Wer muß den Bau nicht loben?
Wenn einst Egyptens Pracht wird in sich selbst verschwinden,
Wird man dies Wunderwerk noch bei der Nachwelt finden.

Auch sonst waren die Berliner bereit, derartige Illuminationen

zu veranstalten; und bei dem Mangel an Zeitungen zeigten sich Schriftsteller geneigt, die Beschreibung solcher Festlichkeiten in kleinen Schriften zu veröffentlichen. Die Ereignisse, welche derartige Festlichkeiten und Beschreibungen hervorriefen, waren das Beilager des Kronprinzen von Preußen 1706, die Geburt des Prinzen von Oranien 1707, die dritte Vermählung des Königs 1708 und die Geburt des Prinzen Friedrich Wilhelm 1710.

Mit dem oben geschilderten Einzuge und der Illumination war die Reihe der in Folge der Krönung 1701 veranstalteten Feste noch nicht zu Ende. Am nächsten Tage fand unter Oberleitung des Generalfeldzeugmeisters Prinzen Philipp von Schwedt ein großartiges Feuerwerk am Leipziger Thor statt. Außer einem ungeheuren Aufwand von Böllern und Raketen wurden vier „Hauptwerke" dargestellt, welche der Festbeschreiber einem „vierfachen Gewitter" vergleicht und als eine Bekräftigung der Meinung Derjenigen anführt, welche Brandenburg von Brand und „Brennen" ableiten. Doch bestanden diese Werke nicht bloß in einem Raketenregen und in einer Verschwendung von allerhand Feuerwerkskörpern, sondern in der Darstellung der Vereinigung der kurfürstlichen und königlichen Würde, der Tugenden, der Krönung und des festlichen Einzugs des Königspaares. Auch an dieser festlichen Veranstaltung nahm das Volk in großer Masse freudigen Antheil. Bei solchen Festivitäten wurde sehr viel geschossen. Da die Schießenden unvorsichtig und die Zuschauer neugierig waren, so kamen Unglücksfälle vor. So wurde am 14. Juni 1688 bei der Erbhuldigung der Sohn eines vornehmen Bürgers und Goldarbeiters aus Halberstadt erschossen. Das traurige Ereigniß wurde in einer Rede des Predigers Joh. G. Rose, „Die in Leid verwandelte Freude", behandelt.*) Der hyperloyale Redner konnte sich aber nicht enthalten, auf die von ihm aufgeworfene Frage: „Muß denn das Freudenfest, da unsere märkische Sonne, Der Kurfürst Friederich der Dritte, brachte

*) Seltener Einzeldruck in einem Sammelband der G. L. St.

Wonne, Da Vivat! Vivat! rief die ganze Märkerschaar, Auch sein ein Klagetag bei schwarzer Todtenbar?" eine verneinende Antwort zu ertheilen; trotz des Todes sei eine Klage nicht angebracht, der Todte sei selig aufgehoben und genieße des Himmels Frieden.

Eines der zahlreichen anderen Hoffeste verdient deswegen ein Verweilen, da Leibniz dabei zugegen war und eine Schilderung desselben hinterließ.*) Bei der Feier des Geburtstages des Königs (die Angabe des Jahres fehlt) betheiligte sich auch der Kronprinz. Seinen militärischen Neigungen entsprechend lieferte er ein militärisches Schauspiel. Er ließ ein Boot, das blaue Fahnen mit Halbmonden trug, mit verkleideten Türken bemannen und griff diese, sobald sie im Lützelburger Garten gelandet waren, mit seinen Grenadieren an. Er schnitt sie von der Brücke ab, so daß sie, welche die Brücke nicht wieder betreten konnten, „ohne sich der Gefahr auszusetzen, in Stücke gehauen zu werden", sich wie Verzweifelte vertheidigen mußten. Um das Gemetzel zu vermeiden, fingirte der Kronprinz einen Rückzug, der den Feinden ermöglichen sollte, die Schiffe wiederzugewinnen, benutzte aber die Zeit, preußische Truppen auf Booten einschiffen zu lassen, und bedrängte das türkische Fahrzeug, das man auch vom Ufer aus beschoß, dermaßen, daß diesem nichts anderes übrig blieb, als zu capituliren. Der Kronprinz, auf dessen Seite die Markgrafen Christian Ludwig und Philipp Wilhelm gefochten hatten, kehrte mit den Siegern und Gefangenen zurück, „behandelte letztere sehr milde, bewirthete sie und schickte sie in ihre Heimath zurück."

Auf dieses militärische Schauspiel folgte das Abendbrot, dann begann eine Serenade, welche Apollo mit den Musen gab. Ein Theil des Gartens war in den Parnaß verwandelt, wo die Hippokrene lustig sprudelte. Zuerst sang Apollo in italienischen Versen das Lob des Königs; ihm folgten Kalliope und Poly-

*) Vgl. Werke ed. O. Klopp, Bd. X, 189 ff.

hymnia in derselben Sprache mit gleichem Inhalt. Die übrigen Musen trugen französische Verse vor. Alle waren glänzend geschmückt und hatten die ihnen zukommenden Geräthe und Instrumente in der Hand. Clio, die Muse der Geschichte, verherrlichte die großen Thaten des Königs, besonders die Einnahme von Kaiserswerth, die man besonders seiner Tapferkeit verdankte. Urania verherrlichte die friedlichen Tugenden des Fürsten und hob die Dankespflicht der Nachwelt gegen den König für die Errichtung der Akademie und die Erbauung eines Observatoriums hervor. „Das Bemerkenswertheste aber war", fährt Leibniz mit feiner Ironie und höfischem Compliment fort, „daß entgegen dem Gerede von der Ehelosigkeit der Musen Euterpe die Mutter und Erato die Schwester Amors waren. Euterpe wollte die Welt in der Gestalt der Herzogin von Curland entzücken und ahmte selbst ihre schöne Art nach, die Laute zu spielen. Amor hieß unter den Menschen der Herzog von Curland, schön wie Amor und zu großen Hoffnungen berechtigend. Erato war die Prinzessin von Curland; sie wie ihre Gefährten konnten auf der Erde nicht in vortheilhafteren und anziehenderen Gestalten erscheinen." Auf Gesang und Deklamation folgte ein Ballet, das die drei Letztgenannten aufführten unter der Leitung der Euterpe. „Die Königin ehrte Alles mit ihrem Beifall und war entzückt von der Befriedigung aller Anwesenden."

So gerne der König selbst derartiges Schaugepränge dem Volke vorführte, am liebsten vergnügte er sich doch im festlichen Prunke mit den Angehörigen seines Hofes. Bei solchen Hoffesten jedoch herrschte nicht bloß Kleiderpracht und ungemessenes Trinken und Essen, sondern die Kunst stellte sich in den Dienst der Festesfreude. Die Musik spielte ihre munteren Weisen außer zum Tanze auch zur Begleitung manches Liedes. Theatralische Aufführungen am Hofe, von Mitgliedern der Hofgesellschaft, fanden statt.

Derartige dramatische Vorführungen waren gelegentlich

auch in früheren Zeiten am Berliner Hofe vorgekommen.*) So war 1677 ein Stück „Triumphgeschütz" von Friedr. Madeweis, Lehrer am grauen Kloster, einem gelehrten Polyhistor, hauptsächlich Mathematiker, aufgeführt worden, ein Stück, in welchem Apollo, der Musenchor, Stettin und Pommern auftraten, um die Eroberung Stettins durch den großen Kurfürsten zu feiern. Im Jahre 1688 war dann ein Actus tragicus wegen des Ablebens Augusti Nestoris, des großen Kurfürsten, zur Aufführung gelangt.

Während der übrigen Regierung Friedrich I. waren es nicht solch' große Ereignisse, die den Gegenstand theatralischer Unterhaltung ausmachten. Die Hoffestlichkeiten, die sogenannten „Wirthschaften", welche in Berlin veranstaltet wurden, waren heiterer Art. Ihr Wesen bestand darin, daß alle Theilnehmer in Charaktermasken auftraten, und daß eine Person, meist die, nach welcher das Stück benannt wurde, zu den Einzelnen oder den Paaren bezügliche, oft satirische, Verse zu sprechen hatte. Ein Beispiel dieser Art ist die „Scheerenschleiferwirthschaft", die am 7. Januar 1690 stattfand. Besser hatte die Verse zu derselben gemacht. (Vgl. Werke II., S. 759 ff.) Der Scheerenschleifer war der Premierminister Dankelmann, der das Stück mit der Ankündigung begann, er werde auch Menschen schleifen, und dabei der Größten nicht schonen, der aber, seinem Programm wenig treu bleibend, das Herrscherpaar und seine Angehörigen durchaus schonend behandelte. Um so rücksichtsloser ging er gegen die hohen Beamten und Hofleute los, Skandalosa offen aufdeckend, Obscönes mit Vorliebe vorbringend; Viele traf er an empfindlicher Stelle. Das Ganze wird durch eine grausame Ironie beschlossen. Neben der Hauptperson nämlich treiben Narren ihre Possen, die zwar auch gelegentlich dem Römer (dem Kurfürsten) und der Gärtnerin (der Kur-

*) Plümicke, Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin 1787. Brachvogel, Geschichte des Königlichen Theaters zu Berlin. 1 Bd. 1877. L. Schneider, Gesch. der Oper u. d. Kön. Opernhauses in Berlin 1852.

fürstin) huldigen, aber ihre eigentliche Meinung in den Schlußversen sagen, die sie aneinander richten:

Wir Narren müssen heut uns zu der Narrheit zwingen,
Ein Amt, das Mancher hier natürlich kann vollbringen.
Was aber gäben sie, für uns das Werk zu treiben!
Wir sind's auf einen Tag, sie müssen Narren bleiben.

Auch zu anderen festlichen Veranlassungen dichtete Besser Festspiele, z. B. zur dritten Vermählung des Königs ein Singspiel „Alexanders und Roxanens Heirath" (Werke II, S. 563 bis 590), bei welchem das Verzeichniß der singenden, sprechenden und tanzenden Personen fast fünf Druckseiten einnimmt. Die neun Musen mit Jupiter und Apollo, macedonische, persische Helden, Amazonen und Kriegerinnen verschiedener Nationen traten auf. Tanzmeister und Berufsschauspieler, Herren und Damen der Hofgesellschaft wirkten bei der Aufführung mit; Eosander hatte die Maschinen verfertigt und das Architektonische geleitet. Der Dichter legte großen Werth darauf, daß die Fabel des Stückes und die vorkommenden Ceremonien möglichst getreu den Quellen des Alterthums entnommen seien, wollte aber doch hauptsächlich in dem Brautpaar des Stückes das fürstliche Paar schildern. Der Held Alexander, dessen Herz lange von Liebe frei geblieben sei und der sich schon für einen Gott gehalten habe, dem Liebe fremd sei, fühlt Liebe zur Roxane und will sich mit ihr vermählen. Da sein Freund Hephästion, der es freilich nicht wagt, einem Könige in Liebesdingen Rath zu ertheilen, wenigstens empfiehlt, die Verheirathung aufzuschieben, wendet sich der König an Zeus, der durch starken Donner seine Billigung ausspricht. Nicht minder glücklich ist er bei seiner Wendung an Roxane selbst. Denn diese will von der Neigung des Teronbazes, eines vornehmen Persers nichts wissen und schließlich wünscht auch dieser, der anfänglich Schmerz über seine Abweisung empfand, dann das Schmerzgefühl in Racheluft verwandelte, freien Herzens Glück. Erst freilich empfindet sie Furcht vor dem großen unerwarteten Glück, dann Abscheu vor dem Gedanken, Alexander könne sie nur zur

Geliebten wählen, endlich das Frohgefühl, die Erwählte eines großen Herrschers zu sein. An die Stelle bangen Gehorsams des scheuen Mädchens tritt Eifersucht auf die Treue des Geliebten, Pflichtbewußtsein und Liebe der Jungfrau, die einem Manne ihr Herz schenkt:

Wie wenig kostet es, solch einen Held zu lieben,
An dem das Wenigste sein königlicher Thron.
Hätt' Alexander keine Kron',
Würd' ich unzweifelhaft ihn ungleich freier lieben.

Der Bund ist geschlossen; die erfreuten Unterthanen brechen in Hochrufe aus, die macedonisch gewiß ebenso unpoetisch lauten wie deutsch:

Es leben mit einander
Roxan wie Alexander!
Sie leben lange Zeit,
Und stets in Einigkeit.

Die Wünsche, so gut sie gemeint waren, gingen nicht in Erfüllung, denn der König lebte nur noch vier Jahre und mit der Einigkeit des fürstlichen Paares war es recht übel bestellt.

Neben Besser, der noch zu einer andern Berliner Festivität, der Vermählung des Kronprinzen (1706) den „Sieg der Schönheit über die Helden", dramatisch bearbeitete, stand Neukirch. In seinem „Streit des alten und neuen Jahrhunderts" (1701) brachte er dem Könige seine Huldigung dar: das neue Jahrhundert überbot mit seinen Schmeicheleien das alte und beide wetteiferten, dem König zu lobsingen. Durch Neukirch war Christ. Reuter*) beeinflußt (geb. 1665, gest. c. 1715, seit 1703 in Berlin). Er war kein Hofdichter wie die beiden Genannten, ließ sich aber, darin jenen gleich, bei feierlichen Veranlassungen zum Preise des Königs verleiten. Der geistreiche

*) Für das Folgende vgl. Berliner Neudrucke I, 3: Ellingers Einleitung S. XXI ff., Text S. 53—68. Die neuerdings starkangewachsene Literatur über Christ. Reuter verzeichnet Ellinger in Allg. d. Biogr. XXVIII, S. 314—318; über die Komödie derf. in Z. f. d. Philol. XX, 290—324. Mir scheint gegenwärtig eine Ueberschätzung Reuters mode geworden zu sein, in die ich nicht einstimme.

Schöpfer von Schelmuffskys Reisebeschreibung, ein in seiner Art classischer satirischer Schilderer des bürgerlichen Gernegroßen, des thörichten Philisters, der aus seiner Gewöhnlichkeit sich erheben will, ohne es zu können, der Schriftsteller, welcher in jenem Roman wie in seinen Molière nachgeahmten Lustspielen lebendige Bilder aus Zeit und Ort, in denen er lebte, zu schaffen wußte, blieb in seinen Berliner Hofdichtungen durchaus in conventionellen Phrasen. Diese Dramen sind keine dramatisch bewegte Dichtungen, sondern einzelne lyrische Stücke, denen bestimmte Personennamen vorgesetzt sind. „Die frohlockende Spree" (bei der Wiederkehr des Krönungsfestes 1703) ist kaum mehr als ein ausgesponnener Glückwunsch, welchen die Schiffer, die Spreenymphe, der Spreefluß und Gott Neptun darbringen.

In „Mars und Irene", zum Geburtstag des Königs (1703) im Auftrage der Königin gedichtet, kommen nur die beiden genannten Götter und ein Chor der Helden vor; die göttlichen Personen einigen sich bald, Friedrich zu schützen und freuen sich, übrigens in recht mäßigen Versen, ihn loben zu können. Endlich ist das gleichfalls zum Geburtstage des Königs (1710) gedichtete „frohlockende Charlottenburg" wirklich nichts Anderes als eine „musikalische Freudenbezeugung", eine Art Toast, welchen Charlottenburg, die sämmtlichen Einwohner der Stadt und der Spreefluß für das Geburtstagskind ausbringen. Verse wie „Friedrich dieser Lande Vater, Unser aller Schutz und Rather" hätte wohl auch mancher ehrsame Berliner Bürger machen können; der gute Geschmack hätte aber wohl manchen davor bewahrt, den Fürsten als „Sophiens Freude und Luisens Augenweide" anzureden, d. h. die damalige Fürstin an ihre Vorgängerin zu erinnern.

Die „Wirthschaften" und die im Obigen skizzirten Gelegenheitsfestspiele waren nicht die einzigen damals gebotenen dramatischen Belustigungen. Für das Vergnügen des Hofes und der Bürgerschaft sorgten vielmehr deutsche und französische Schauspielergesellschaften. Für den Hof wurde in dem kleinen

Saal über dem Marſtall in der Breitenſtraße und, wenn der Hof nicht in Berlin war, in den Luſtſchlöſſern Lützel (Charlotten) burg und Oranienburg geſpielt; für die Bürgerſchaft im Köllniſchen Rathhaus, vielleicht auch im Seitenflügel des ehemaligen Douilhacſchen Hauſes in der Poſtſtraße. Eine franzöſiſche Geſellſchaft von G. Rocher, der den Titel: Intendant des plaisirs de S. M. führt, erſcheint von 1706—1711, vorher gelegentlich andere franzöſiſche, engliſche oder italieniſche Comödiantentruppen. Der mit dem Erſtgenannten geſchloſſene Vertrag war wohl maßgebend für alle: Zwei Abende waren für den Hof reſervirt, die übrigen mochten der Bürgerſchaft überlaſſen bleiben; dem Hofe war eine Liſte der vorzuſtellenden Stücke einzureichen; ſie ſollten insgeſammt den Anſtand nicht verletzen; die unverkürzte Einnahme eines Abends mußte den Armen überlaſſen werden. Von den deutſchen Truppen, die ab und zu nach Berlin kamen, war die Veltheimſche, zuerſt unter Veltheim ſelbſt, ſpäter unter ſeiner Wittwe, die berühmteſte; 1708 wird auch eine weimariſche Truppe, unter der Führung von Möller genannt, wohl die erſte literariſche Verbindung zwiſchen Weimar und Berlin, aber keine folgenreiche.

Eine genaue Liſte der von dieſen Wandertruppen aufgeführten Stücke läßt ſich nicht aufſtellen. Doch wird das Repertoire der anderen damaligen Bühnen*) wohl auch auf Berlin paſſen, da es eine beſondere Berliner Dichterſchule nicht gab. Danach waren es Bearbeitungen, Anpaſſungen aus der franzöſiſchen Literatur, aus Shakeſpeare und Calderon, hiſtoriſch-mythologiſche Stücke, die man früher mit dem Namen der Haupt- und Staatsaktionen bezeichnete, Einzelnes auch aus dem Vorrath älterer deutſcher Dichter wie Jak. Ayrer. Unter den Titeln der in den Berliner Theatergeſchichten überlieferten Stücke befindet ſich keiner, der ausſchließlich Berlin angehört; unter den am Ausgange des 17. und am Anfange des 18. Jahr-

*) Vgl. C. Heine, Das Schauſpiel der deutſchen Wanderbühne vor Gottſched. Halle 1889.

hunderts gedruckten Dramen ist nur ein einziges mit dem Druckorte Berlin.*)

Dieses, die „Comödie" von der Geburt Christi ist, wie Sprache und Inhalt beweisen, ein Erzeugniß des 16. Jahrhunderts. Wohl aber darf sie an dieser Stelle erwähnt und analysirt werden, weil sie zu einer Zeit wiedergedruckt wurde, da Neudrucke nicht aus wissenschaftlichem Interesse, sondern nur aus Bedürfniß vorgenommen wurden. Die Thatsache der Wiederholung des Dramas im J. 1693 beweist, daß man es in jenem Jahre, wenn nicht etwa aufführte, doch für den Zeitgeschmack passend fand.

Das Stück ist eines der ungefügigsten Produkte biblischer Dramatik. Die Eintheilung in Akte und Scenen ist eine ganz äußerliche; fast nach jeder Scene ändert sich der Schauplatz; innerhalb einer und derselben Scene befindet man sich an verschiedenen Plätzen und zu verschiedenen Zeiten. Der Inhalt der s. g. Comödie ist die Geschichte des N. T. von der Schatzung bis zur Ausführung des von Herodes erlassenen Gebots der Kindertödtung. Maria und Joseph gehen der Schatzung wegen nach Jerusalem. Dort finden sie bei dem Wirth Ruffinus keinen Platz, von Serpillus werden sie grob abgewiesen, von Titius erhalten sie zum Aufenthalt einen Stall. In diesem wird Jesus geboren und, da kein anderes Lager für ihn bereit ist, in die Krippe zwischen Ochs und Esel gelegt. Drei Schäfer Gallus, Stichus, Wildack, die bei der schweren Noth der Zeit auf einen Erlöser hoffen, hören Engelsgesänge und sehen eine glänzende Erscheinung, die ihnen die Geburt des Messias verkündet, eilen zum Stalle, opfern ihre dürftigen Gaben und frohlocken, daß sie, die armen Schäfer, zuerst das

*) Die Liste bei Goedeke, Grundriß III² S. 220 ff. Dort S. 230 wird auch: Ein schöne neue Comedia, Von der Geburt Jesu Christi, unsers Heilandes und Seligmachers. Jetzo zum ersten der Jugend zum besten in Druck verfertiget 1693. — Vgl. Märkische Forschungen 1884, 18, 219 ff.

Glück haben, den Meſſias zu begrüßen. Aber auch die Könige Melchior, Balthaſar, Kaſpar haben von der Wundermähr gehört. Nachdem Jeder in je einer Scene des dritten Aktes ſein Erſtaunen ausgedrückt, erſcheinen ſie in der vierten ſchon auf der Reiſe. In der fünften hat Herodes von der Reiſe und ihrer Veranlaſſung Kunde. Die Könige bringen dem Chriſtuskinde ihre Gaben. Während deſſen werden die Geſchenkgeber und die Eltern des Kindes durch den Engel vor Herodes gewarnt. Denn wirklich hat Herodes, der in der Erſcheinung des Meſſias ſogleich Gefahr witterte, in großer Erregung darüber, daß die von ihm erwarteten Könige nicht zurückkommen, den Befehl ergehen laſſen, alle einjährigen Kinder zu tödten. Kaum iſt der Befehl erlaſſen, ſo iſt er auch ſchon ausgeführt. Ein Diener bringt 2000 Köpfe mit, die er ſelbſt abgeſchlagen, andere rühmen ſich ihrer Thaten: der eifrigſte hat es mit ſeinen Knechten auf 148 000 Opfer gebracht. Herodes dankt ſeinen Treuen und verſpricht Jedem eine Belohnung. Dem Drama folgt ein Epilog, deſſen Schluß, getreu in der Schreibweiſe des Originals, zur Kennzeichnung der Sprache mitgetheilt werden mag:

Derwegen bey euch Unzucht, Geitz und Stolzheit,
Laſſet verliehren Platz und Streit,
Anderm ſtatthaltet die in Hut
Unſchuld, Andacht, Troſt und Demut
Durch welche Todt und Satan fällt
Gott und Himmel der Menſch erhält.
Derwegen wollet zum Kampff ſeyn bereit,
Mit den Laſteren erheben dieſen Streit,
Damit wir letztlichen allzumal
Mögen eingehen in himmliſchen Saal.

Poetiſch wird man ſolche Sprache nicht nennen können. Das einzige Fünkchen Poeſie, das in der Comödie gefunden wird, iſt folgende Rede des einen Schäfers, die aber durch den platten Schluß um alle Wirkung gebracht wird:

Dein Bettlein von keinen Federn zart,
Sondern von ſpitzigen Heu und ſo hart,

Dein Geburts-Tag nicht zur Sommers-Zeit,
Sondern zu des Winters Bitterkeit,
Für den May, Rosen und Lilien weiß,
Erwählest harten Frost, Schnee und Eiß,
Dein Wänglein weich, dein Näselein zart,
Wie sehr ist aus grosser Kält erstarrt?
Dein schöne güldene lieb Aeugelein,
Wie mit bitteren Thränen begossen seyn.
Bring dir o Jesulein ein wenig Wollen,
Darein sie dich fein wickelen sollen.

Ist schon das ebenbehandelte Stück für die Schuljugend geschrieben, so wurde das im Folgenden darzulegende nachweislich von den Schülern aufgeführt. Solche Schuldramen hatte es in Deutschland schon seit dem 16. Jahrhundert gegeben. Die Schulstücke jener Zeit unterscheiden sich aber von den früher üblichen dadurch, daß die ehedem herrschende lateinische Sprache verbannt war, statt deren die deutsche herrschte, und daß statt der biblischen Stoffe zeitgemäße literarische behandelt wurden. Ein charakteristisches Beispiel dafür war ein Stück,*) das folgenden Titel führt: „Die entdeckte und verworfene Unsauberkeit der falschen Dicht- und Reim-Kunst. Am 22. Nov. Anno 1700 als am 126. Gedächtnißtag der Aufrichtung des Berlinischen Gymnasii, in einem einfältigen Schulspiel vorgestellet und aus unterschiedlichen Absichten, besonders aber denen, welche Natur und Lust in gedachter Schule vor andern fähig gemacht, zur stets währenden Erinnerung in den Druck gegeben von Johann Leonhard Frisch, Subrector." Das Schulspiel gehört zu den damals üblichen Aeußerungen der Reaction gegen die Unnatur der s. g. zweiten schlesischen Schule. Von einem dramatischen Aufbau ist in dem Stücke durchaus keine Rede. Der Inhalt ist kurz folgender: Schüler des Gymnasiums treten auf als Vertreter der Unnatur der frühern Poesie und bringen Verse vor, welche die Verkehrtheiten jener Zeit und Richtung darthun:

*) Neugedruckt als 26. Heft der „Schriften des Vereins für Geschichte Berlins" mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von L. H. Fischer. Berlin 1890.

überladene Vergleiche, Einfügung zahlloser französischer Worte, maccaronische Dichtungen, Verse, in denen von heidnischen Fabeln und Götternamen ein zu häufiger Gebrauch gemacht wird, Rohheiten der Soldatenlieder, Derbheiten und Obscönitäten herumziehender Bänkelsänger, Leberreime, gekünstelte Räthselfragen, Spielereien, welche Gedichte in Form einer Krone, Säule, Glocke, eines Altars und eines Bären zur Darstellung bringen. Den Vertretern dieser Unarten stellt sich je ein Vertheidiger echter Dichtkunst gegenüber, der die Vortrefflichkeit der deutschen Sprache rühmt und in Versen, die ihrem Dichter jedenfalls als Muster des Wohlklangs erschienen, die Herrlichkeit der Poesie vertheidigt. Gegen die Verkehrtheiten der früheren Zeiten richtete er die Verse:

Wem dieser alte Reim der ausgeflickten Zeilen
Die halb verwesten Wort' der langverflossnen Zeit,
Nicht wie des Orgelwerks verstimmte Pfeifen heulen,
Der weiß vom Dichten nichts, noch dessen Reinigkeit.

Seine und der wahren Dichter Aufgabe und Hoffnung definirte er in den Versen:

Man bring der Alten Herz in Verse neuer Zeiten,
(Ach, aber eine Sach, die man so selten spürt)
Und laß dann alle Welt mit uns im Dichten streiten,
So wird auch alle Welt des Vorzugs überführt.

Dies Alles ist nothwendige Reaction nüchterner Verständigkeit gegen Verkehrtheiten der früheren Dichtung, eine Reaction, wie sie sich in ähnlicher Art gleichzeitig bei Weise und Chr. Gryphius findet. Wiederholt so das Drama Stimmungen, die sich auch sonst in Deutschland finden, so hebt es auch einiges Berlinische hervor. Schon das ist nicht uninteressant, daß uns die Namen der Schüler, aus Berlin, Kölln, der Mark, der Uckermark genannt werden, welche bei der Aufführung betheiligt waren. Auf Berliner Sitten wird angespielt: gewiß kamen auch vor das Gymnasium „Zeitungssinger mit einem zerbrochenen Stuhl und Stange", die, sobald die Schüler heraustraten, ihre herzbrechenden Gesänge anstimmten und dabei

mit ihrer Stange auf das klägliche Bild wiesen, das sie gleichfalls herumführten. Wenn schlechte Volkslieder getadelt wurden, so fehlte es nicht an einer Erwähnung desjenigen vom „Bernauer Bier"; bei dem Gedichte, das in Form eines Bären gedruckt war, hatte der Dichter das Lob Berlins nicht gespart und unter den sog. scherzhaften Räthseln befand sich auch das folgende, an dem gewiß mancher Klosteraner vergangener Zeiten seine Freude gehabt hatte:

Die Schul ist zu Berlin und ist nicht die zu Cölln,
Nehmt meine Vers auch mit, ihr lieben Schulgeselln.
Die Schul ist zu Berlin und nicht in Friedrichswerder,
Ich reim zwar diesmal grob, doch mach ichs künftig zärter.
Die Schul ist zu Berlin und nicht in Friedrichsstadt,
Ich freue mich, daß man den Tag erlebet hat.

Betrachtet man die beiden zuletzt analysirten Stücke als Proben zweier Gattungen, der geistlichen und weltlichen, der ernsten und heitern, und erwägt man dasjenige, was von den Stoffen der übrigen Dramen, von dem Inhalte der Festspiele gesagt worden ist, so kann man von irgendwie unsittlicher Tendenz der Dramen nicht sprechen. Trotzdem werden Schauspiele und öffentliche Lustbarkeiten verdammt. Zunächst freilich solche, in denen heilige Gegenstände dargestellt und, wie man meinte, ungebührlich behandelt waren. Daher wurde ein Magister Rösner (1661) belangt, weil er in einer Darstellung der „Leiden des Heilands" durch „verbotene, freche, unziemliche Verkleidungen" und „abscheuliche Entheiligung des Abendmahls" die Jugend verführt habe. Da sich aber herausstellte, daß er von jeder religionswidrigen Absicht, auch von den vermutheten Spöttereien gegen die Reformirten entfernt gewesen sei, so wurde er seines Arrestes entlassen und wieder in sein Schulamt eingesetzt.

Ein derartiger furor theologicus, der sich z. B. darin äußerte, daß Velten das Abendmahl, Jak. Scheller (1711), einem ehemaligen Comödianten, der aber schon lange als achtbarer Bürger lebte, das ehrliche Begräbniß verweigert wurde, — das erste Mal trat der Kurfürst, das zweite Mal der Magistrat der

priesterlichen Entscheidung entgegen — konnte der Entwickelung des Schauspiels nicht günstig sein. Dieser Eifer war aber keine singuläre Berliner Erscheinung. Vielmehr war er von Frankreich ausgegangen, wo er mehr ästhetische als theologische Gründe gehabt hatte, war besonders stark in Hamburg aufgetreten, wo er in Anton Reiser's theatromania einen überaus charakteristischen Ausdruck gefunden hatte. In Berlin zeigte er sich aber sehr verhängnißvoll, weil der Kurfürst selbst, trotz gelegentlichen Eintretens, die Sache der Schauspieler und des Schauspiels fallen ließ, und weil die Geistlichkeit sich mit aller Macht dagegen wandte. Als Friedrich 1692 einer Aufführung des „verlorenen Sohnes" beiwohnte, wo Hanswurst sich mit einem Engel und zwei Teufeln zu prügeln hatte, verließ er mitten in der Aufführung den Saal. Als Sophie Charlotte dem Prediger Cochius, der gegen die Opern aufgetreten war, zu einer ihrer Opernvorstellungen Billete schickte, um ihm zu beweisen, daß nichts Aergerliches vorginge, ließ der Kurfürst die Opernbühne abbrechen.

Die Geistlichen nahmen seit 1703 offen Stellung gegen die Dramen. Phil. Jac. Spener, der eigentliche geistige Führer, hatte zwar Comödienspielen und Tanzen dem Christen niemals empfohlen, sondern davor gewarnt, weil außer Zeitvergeudung viel Sündliches mit unterlaufe*); nun wünschte er geradezu strenge Verbote. Das geistliche Ministerium wandte sich damals an die Regierung mit der ausdrücklichen Bitte, die Schauspiele gänzlich abzustellen. Die Petenten erklärten sich zu diesem Verlangen berechtigt, durch die in manchen Comödien vorkommenden Narrengeschichten, durch die Liebesabenteuer, besonders aber durch die in der Tragödie „Faust" vorkommende

*) Herrn D. Phil. Jac. Spener's theologische Bedenken und andere briefliche Antworten auf geistliche, sonderlich zur erbauung gerichtete Materien, zu unterschiedenen zeiten aufgesetzet, endlich auf langwieriges Anhalten Christlicher Freunde in einige Ordnung gebracht und nun zum dritten mal herausgegeben. 4 starke Bände in 4°. Halle 1712—1715. Bd. II, 484 ff., 747. IV, 325. Die erste Hauptstelle ist aus d. J. 1680.

Teufelbeschwörung und die lästerliche Abschwörung Gottes. Ihr Verlangen wurde freilich nicht gewährt; doch versprach der Minister Fuchs, darauf zu sehen, daß in Zukunft nichts aufgeführt werden sollte, was der Moral und insbesondere der Ehre Gottes zuwiderlaufe. Mit solchem halben Zukunftsbescheide begnügten sich die Eifervollen nicht.

In ihrem Namen ergriff (1706) einer der Eifrigsten, Joh. Porst das Wort*) in seinem „Eilfertig entworfenes und wiederholtes Zeugniß der Wahrheit wider alle in der Christenheit übliche Lustbarkeiten der Opern, Comödien und andere Spielen". Als Grund seines Auftretens gab er an, daß „dergleichen ungöttliche Spiele bisher sowohl auf öffentlichen Markten, Rath- und andern Häusern, ohne Scheu, zu großer Schande des heutigen Christenvolks und offenbaren Beweises des grausamen Verfalls der Evangelischen Kirchen geduldet, agiret und von Hohen und Niedrigen zu vieler gottseliger Seelen Betrübniß und weltlich gesinnten Gemüthern Verführung und Ärgerniß häufig und fleißig besucht werden".

In ähnlichem Sinne wie Porst schrieb sein Amtsgenosse Chr. Matth. Seidel gegen öffentliche Vergnügungen, besonders Seiltanzen, aber auch gegen Tanzen und Spielen überhaupt. Da seine erste Schrift von 1718 Gegenschriften hervorrief, so veröffentlichte er 1719 gegen letztere eine heftige Entgegnung, ein Gespräch zwischen Cosmophilus und Christianus.**) In dem-

*) Eilfertig entworfenes und wiederholtes Zeugniß der Wahrheit wider alle in der Christenheit übliche Lustbarkeiten der Opern, Comödien und andern Spielen, aus der berühmten Kirchenlehrer Reformirter, Lutherischer und Papistischer Theologorum, gottseliger Politicorum und vernünftiger Heiden, ihren Schriften, aus Liebe zur Wahrheit, dem in weltlichen Lüsten aber trunkenen armen Christenvolk zur Warnung und Besten zusammengetragen, ganz ohne allen Zusatz eigener Worte, außer was zur connexion hat geschehen müssen. Berlin 1706, 3 Bogen in 8°.

**) Die Beantwortung Etlicher Durch Misbrauch der Heiligen Schrifft erzwungenen Gegensprüche, Mit welchen Das welt-übliche Tantz- Spiel- und Lust-Wesen Entschuldiget und verthädiget wird, Aus Gottes H. Worte Zur Befestigung in der Wahrheit, wie auch jedermann zur Buße und

selben wagte der Erstere nur eine zahme Vertheidigung weltlicher Vergnügungen, wurde aber von dem Letzteren belehrt, daß auf Grund von Gottes Wort das ganze Tanz-, Spiel- und Lust-Wesen ungöttlich, unchristlich und heidnisch sei. Im Gegensatz zu David's frommen, heiligen, ehrbaren Hüpfen vor der Bundeslade sei das Tanzen nun ein unehrbares, sinnliches, gekünsteltes Rasen, mit unanständigen Bewegungen und häßlichen Begierden. Andere Bibelworte, in denen das Tanzen erlaubt, ja empfohlen zu sein scheint (Jer. 31, 4. 13), werden in sehr künstlicher Weise auf Singen und Spielen der Jungfrauen gedeutet und allgemein gehaltene Aussprüche des Alten und Neuen Testaments, in denen vor Fleischeslust gewarnt wird, als genügender Ersatz des allerdings fehlenden Verbotes „Du sollst nicht tanzen" angesehen.

Noch stärker, aber freilich mit einer Grobheit, die ihren Zweck verfehlte, ging Martin Heinrich Fuhrmann vor. Seine Schrift*) mag gleich an dieser Stelle erwähnt werden, obwohl

---

Warnung öffentlich fürgelegt von Christ. Matthaeo Seideln, A. P. P. & J. in Berlin. Berlin, verlegt von Gottfried Gedicken, priv. Buchhändler. Anno 1719. 72 SS. 12°.

*) Die an der Kirchen Gottes gebaute Satans-Kapelle, darin dem Jehova Zebaoth zu Leid und Verdruß, Und dem Baal-Zebub zur Freud und Genuß 1. die Operisten und Comoedianten mancher Orten ihren Zuschauern eine Theologiam Gentilium aus den Griechischen und Lateinischen Fabel-Mätzen und eine Moral aus des verlohrnen Sohns Catechismo vorbringen und 2. die Menschliche Welsche Wallachen und Amadis-Sirenen aus dem Hohen Lied Ovidii de arte amandi, liebliche Venus-Lieder dabey singen; und 3. die Jubaliston mit Geigen und Pfeiffen noch des Alten Adams Lust und Wust darzu klingen; und 4. Sylvester mit seiner Herodias-Schwester und Arlequin in einem Frantzösischen Kälber-Tantz herum springen; In einem Wald-Discours über des Autoris zwey letzte Tractätlein wider die Hamburgischen Operisten und Herrn D. Mayorn betrachtet, von Caspar, Balzer, Melcher. Und allen Christlichen Seelen zur Anschau und Abscheu vorgestellet von Marco Hilario Frischmuth. Gedruckt zu Cölln am Rhein, und verlegt von der Heil. Drey Könige Erben. o. J. 96 SS. — Beginnt mit einer „Zuschrift an die harmonisch-erschaffenen Gönner, Könner, Kenner und Bekenner der löblichen, lieblichen, köstlichen, künstlichen Sing- und Kling-Kunst". Cölln a. Rh. ist natürlich ein Scherz statt Spree. Daß M. H. F. = Martin

ſie über den hier zu behandelnden Zeitraum hinausgeht und nur gegen die Opern auftritt. Seinen Kampf hatte er ſchon in zwei früheren Schriften begonnen „Siechendes Chriſtenthum“ und „Singendes Heidenthum“; nun kämpfte er weiter gegen Caſtraten und Sänger, überhaupt gegen die Opern, von denen er wenigſtens einzelne, „Die verkehrte Welt“, „Mirivays“ und den „Galan in der Kiſte“, nennt. Den Grund ſeines Anſturmes bilden die lockeren Sitten, oder, wie er ſagt, die „Saumoral“ der Opern, ſodann das Vorkommen der heidniſchen Götter und Göttinnen, welches geeignet ſei, den chriſtlichen Glauben zu untergraben, endlich das Auftreten des Harlekin. Das letztere ſchien bekanntlich Leſſing und anderen Verſtändigen kein großes Unglück; der Glaube mußte ſchon recht wankend ſein, um durch eine Anführung antiker Götter zu Falle gebracht zu werden; und wenn wirklich nichts Schlimmeres in den Opern ſtand, als die von Fuhrmann angeführte Probe:

Ich ſehne mich nach einem Mädchen
Das hübſch iſt und nicht extra geht,
So werd' ich, wenn ihr Liebesrädchen
Mir einzig immer offen ſteht,
Mit allen Schwägern Poſſen treiben
Und Hahn allein im Korbe bleiben, —

ſo wäre dadurch die öffentliche Moral nicht tödtlich verletzt worden. Unſerem Kämpfer aber ſcheint Gefahr im Verzuge zu

Heinrich Fuhrmann iſt, geht aus zahlreichen Stellen, z. B. S. 52 hervor. Die Schrift iſt nicht datirt, muß aber, wie aus einigen Erwähnungen hervorgeht, nach 1728 geſetzt werden. Um eine Idee des Tones zu geben, der freilich einigermaßen ſchon aus dem Titel hervorgeht, ſei eine Stelle S. 35 hervorgehoben gegen die Caſtraten: „Wenn ſie dies leſen, ſo mag es ihnen weher thun, als da ſie in ihrer Jugend gewallacht worden, denn dieſe Creaturen tragen die Naſe zwei Querfinger höher als andere Muſici, weil ſie wiſſen, daß wenn die italieniſchen Geiſter ſovieler Haſen ihnen ins Gehirn ſteigen und daſelbſt auf dem leeren Brachfelde ihres Verſtandes viele krumme Capriolen machen, ſie in ein paar Stunden oft von den Deutſchen ein Dutzend Dukaten erwarten können.“ — „Mirivays“ iſt von J. S. Müller, Muſik von Telemann 1728; „Die verkehrte Welt“ von J. Ph. Praetorius, Muſik von demſelben. (Goed. III², S. 338.) Nach Schneider S. 45 iſt die Muſik zum „Galan“ auch von Teleman.

sein. Daher lobt er das Auftreten der Prediger gegen solche Mißstände, ja feuert zu heftigerem Kampfe an; „also sollte man", so meint er, „einem solchen Schandvogel mit seiner Lockwachtel ein Eselbegräbniß geben." —

So wenig wahre Frömmigkeit in derartigen zelotischen Angriffen sich zeigt, so wenig kündigt sich in den bisher erwähnten künstlerischen Darbietungen die echte Kunst an. Von der italienischen Oper jener Tage hat sich in die folgende Zeit nichts herübergerettet; es war eine ausländische Pflanze, die trotz liebevoller Pflege bald dahinsiechte. Die Componisten waren ausnahmslos Italiener; unter den ausübenden Künstlern befinden sich, wenn auch manch ausländischer Name begegnet, viele Deutsche. Der Hauptnachdruck bei den Opernvorstellungen lag auf Costümen, Dekorationen, Ballet; man blickte mit Wohlwollen auf die schönen Frauen und hörte mit Behagen die Stimmen der Castraten, die übrigens besser bezahlt wurden als andere Musiker. Doch begann die deutsche Kunst zu tagen. Händel, damals 12 Jahre alt, war Anfang 1697 in Berlin.*) Kurfürst Friedrich erbot sich, den Knaben, der durch sein Spiel allgemeine Bewunderung erregte, nach Italien zu schicken, vermochte aber den Vater, der die juristische Ausbildung seines Sohnes wünschte, nicht zur Annahme seines Anerbietens zu bewegen. Viele Jahrzehnte später 1741 richtete Händel vorübergehend seine Blicke nach Berlin, aber vergebens. Die deutsche Kunst suchte lange Zeit nach einer Heimstätte in der deutschen Stadt.

*) Chrysander, G. F. Händel. Leipzig 1858. 1 Band. Allg. d. Biogr. XII, 777—789.

Drittes Kapitel.

Religiöse Bewegung.

Friedrich I. war fromm. Jeden Morgen, wenn er sich von seinem Lager erhoben hatte, betete er, in der Einsamkeit, fern von seinen Hofleuten. Am dritten Jahrestage seiner Krönung verfaßte er ein Gebet, das er auch drucken ließ.*) Darin empfahl er dem Herrn sich und sein Reich, bat, daß er und sein Nachfolger unter dem Segen Gottes zum Besten des Volkes regieren möchte. Trotz seines Herrscherbewußtseins war er demüthig seinem Gotte. Dem Hofprediger Schmettau, der bei einer Wiederkehr des Krönungstages den König darauf hinweisen zu müssen glaubte, es sei nur eine zeitliche Krone, versicherte der König, er denke täglich an den Tod. Er suchte unter dem Heere das Christenthum zu befördern, er wünschte die Seinen dem Glauben zu gewinnen.

Als im Jahre 1696 eine Schrift gedruckt wurde „Gewissenhaftes Glaubensbekenntniß", die aber, statt wirklich die Meinung des Fürsten darzuthun, „solche Principia enthalte, welche directe ad indifferentismum in Religions- und Glaubenssachen, so der nechste Grad ad Atheismum ist, führe", ließ der Kurfürst officiell erklären, daß er sich zu der evangelisch-reformirten Re-

*) Wieder abgedruckt, Berl. Monatsschr. 1795. — Vgl. im Allg. Etwas von der Religiosität Friedrich I. in Hering: Merkw. aus d. brand. Gesch. 1801, IV, S. 9 ff.

ligion aufrichtig bekenne und mit göttlicher Hülfe dabei beständig zu verharren gedenke.*)

Bei Sophie Charlotte glückten solche Anstrengungen nicht völlig. Um so mehr sollten sie bei den Kindern des Kurfürsten versucht werden. Das von der Tochter erster Ehe, Louise Dorothea Sophie (1679—1705), am 19. März 1693 abgelegte Glaubensbekenntniß ist uns erhalten.**) Es ist dieselbe Prinzessin, bei deren Verheirathung Leibniz die Verse machte (Werke X, 62):

Der Einzug blinkt von Gold, die Trauung von Demanten,
Gott gebe, daß die Gluth, davon die Herzen brannten,
Vergleiche sich dem Gold und diesem Edelstein
Mit höchst beglücktem Glanz und mit Beständigsein.

Das Glaubensbekenntniß ist ein hochinteressantes culturgeschichtliches Denkmal. Auf die Predigt, eine der damals üblichen wortreichen Deklamationen, folgt das aus 297 Fragen bestehende, nach den fünf Hauptstücken: Zehngebote, Glaubensartikel, Taufe, Abendmahl, Vater Unser, geordnete Examen. Einige herausgehobene Proben mögen genügen. Die Prinzessin wird gefragt: „Kann denn Niemand ohne Verletzung seines Gewissens am Tage des Herrn in ein Wirthshaus gehen und zechen?“ und hat zu antworten: „Ein Christ ist schuldig, den Tag mit Gottesdienst zuzubringen und hat demnach nach vollbrachtem öffentlichen Gottesdienst in seinem Hause mit fleißigem Überdenken soviel zu thun, als er thun kann; wenn er dann bei seinem Überdenken und Erforschen befindet, daß er an dem Tage nichts zugenommen

*) Nöhtige Anzeigung wegen des falschen Scripti, So unter dem Titul: Ihrer Churfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg, Herrn Friderici III. Gewissenhafftes Glaubens-Bekänntnüs Hin und wieder divulgiret worden. 20./30. März 1696. 2 Bl. in 4°. (Gr. Kl.)

**) Assa des III. Königs in Juda Rechtschaffenes Hertz an dem Herrn, Betrachtet, und in der Dohm-Kirchen Zu einer Predigt fürgestellet . . als am 19. Martii . . 1693 . . Auf gnädigste Verordnung Des . . Fürsten . . Die . . Prinzeßin Louisa Dorothea Sophia, . . Ihres Glaubens öffentl. Bekantniß, . . ablegete, . . von Christiano Cochio, Churf. Br. Hof Prediger. Cölln an der Spree. S. a. 215 S. 4.

und die Mittel der Gnade an ihm vergebens gewesen, so hat er keine Ursach zu saufen, sondern zu weinen; findet er aber, daß er durch die Mittel der Gnade zugenommen, wird der nach Gott gebildete Mensch sich hüten, daß er den Segen Gottes durch Saufen nicht wiederum verschwende." Nicht minder ausführlich als vom Saufen wird vom Ehebrechen gesprochen. Nach der Auseinandersetzung, daß das Verbot Ledigen wie Verheiratheten gelte, heißt die 91. Frage: „In welchem Stücke versündigen sich ledige Personen an dem Gebot?" Worauf das vierzehnjährige Mädchen „in volkreicher Versammlung", „zu vieler tausend Seelen Erbauung" zu antworten hatte: „Erstlich mit Hurerei, wenn man seine Glieder zu Hurengliedern machet und an einer Hure sich verunreinigt. 2. mit unreinen Gedanken. 3. mit unkeuschen Worten und Gesprächen, mit eitlen Weltliedern und Küssen aus fleischlichen Lüsten." Noch schlimmer ist es, daß das arme Mädchen, welches das Ebenmitgetheilte so wenig wie vieles Andere verstand, der 113. Frage: „Habt Ihr denn alle diese Gebote gehalten?" die Antwort entgegenstellen mußte: „Ach nein! Wir haben sie alle überschritten, mit Gedanken, Gebärden, Worten und Werken, wissentlich und unwissentlich, nicht nur aus Schwachheit, sondern leider oftmals mit Vorsatz und dadurch haben wir verdient den Fluch, Gottes Zorn, zeitliche und ewige Strafe."

Unter all dem Wust von Geschmacklosigkeiten und Thorheit begegnet manchmal eine sinnige Bemerkung. So heißt auf die 264. Frage „Was ist das Gebet" die Antwort: „Ein Gespräch des Herzens mit Gott, da die Seele eines Gläubigen mit tiefster Erniedrigung und Demuth Gott für den Geber alles Guten erkennt, ihn um allerlei Nothdurft des Leibes und der Seele anruft und ihm für alle Wohlthaten herzlich dankt." Im Allgemeinen aber gehört Cochius zu den beschränkten Vertretern starrer Orthodoxie. Daß mit einem Priester dieser Gattung eine wahrhaft aufgeklärte Fürstin wie Sophie Charlotte nicht einig werden konnte, ist nur zu natürlich.

Die Gesinnung des Königs theilte sich seinem Volke mit, in erster Linie den Bewohnern seiner Residenz. Berlin war in jener Zeit fromm; die Weherufe einzelner Priester können diese Behauptung nicht erschüttern.

Ein Zeugniß für den fleißigen Kirchenbesuch jener Zeit und das fromme Zusammenleben im Gegensatz zu Unkirchlichkeit und wüster Verfolgungslust vergangener Perioden ist in einer Einführungsrede des Ministers Fuchs zu finden.*) Er bemerkt, daß sich damals so viele Menschen in die Kirche drängten, daß sie in den Stühlen keinen Platz mehr fänden; vor zwanzig bis dreißig Jahren habe man wenig Stühle, aber noch weniger Besucher gehabt. Dann fährt er fort, „es leben noch manche alte Leute, welche sich erinnern, daß der erste reformirte Prediger dieser evangelischen Kirche Trisselius genannt, mit der größten Lebensgefahr sein Amt allhier verrichtet und nach ausgestandener Plünderung und Bestürmung seines Hauses auf einen stillen Freitag in diese Kirche in ungewöhnlicher Kleidung, nämlich einem Unterkleide und grünem Camisol, da ihm sonsten nichts übrig geblieben, getreten und öffentlich wiewohl mit Todesfurcht umgeben gepredigt hat."

Die Frömmigkeit der Berliner wird ferner dadurch bekundet, daß mannigfache neue Kirchen während Friedrichs Regierungszeit entstanden. Dies sind außer den noch unten zu nennenden französischen Kirchen die Louisenstädtische oder Sebastianskirche vor dem Köpnickerthor (eingeweiht 21. Juli 1695); die Parochialkirche in der Klosterstraße, die frei ohne Säulen gewölbt werden sollte, die Wölbung stürzte aber 1698 ein, das neue Gebäude wurde erst 1715 fertig; die neue Kirche auf dem Gensdarmenmarkt, deren Grundstein am 11. August 1701 gelegt wurde, deren

*) Introductions-Rede . . . gehalten von Excellenz Herrn von Fuchs . . . bei Vorstellung des Churfürstlichen Hofpredigers Jablonsky in der Schloßkirche 12. Febr. 1693. Berlin, bei D. Saalfelds Wittwe 1694. Dabei: Abschiedspredigt Jablonskis aus Königsberg 19. 29. März 1693 und Antrittspredigt in Berlin 12./22. Febr.

Einweihung Ostern 1708 stattfand; die Garnisonkirche (1701 und 1703); die Sophienkirche oder eigentlich Kirche vor dem Spandauerthor, die nicht etwa nach der Heiligen gleichen Namens, wie lange Zeit geglaubt wurde, sondern nach der dritten Gemahlin des Königs ihre Bezeichnung erhalten hatte. Auch an den bestehenden Kirchen wurden mancherlei Veränderungen angebracht. Die Domkirche erhielt Communionstühle und eine prächtige Kanzel, letzteres auch die Marienkirche 1703, und ähnlich die Gertraudtenkirche 1711; ein neuer Thurm für die Petrikirche wurde begonnen, stürzte aber alsbald nach der Vollendung 1733 ein; die Nicolaikirche wurde mit einer neuen Glocke (1696)*) und einer großen Orgel beschenkt (1707); die 1712 abgebrannten Glockenthürmchen der Klosterkirche wurden in demselben Jahre erneuert; die Jerusalemerkirche wurde 1693 aus einer kleinen Kapelle zur Kirche erweitert und 1696 eingeweiht.

Es ist unmöglich, die Geschichte aller dieser einzelnen Kirchen zu erzählen, obwohl manche ihren Geschichtschreiber gefunden haben. Daher mag es genügen, auf eine einzugehen, wenn auch die über sie zusammengestellten Notizen theilweise schon einer späteren Zeit angehören. Der Bau der Parochialkirche**) wurde durch eine Collecte ermöglicht, an der sich Ber-

*) Der Küster der Nicolaikirche gratulirt zu der neuen Glocke mit folgenden Versen:

Papisten tauften dich Osannah; reine Lehre
Hilft, daß sich Gottes Lob jetzund durch dich vermehre:
Weil du Fataliter in unsre Kirch gesetzt,
So blieb Feliciter die Betglock unverletzt!
Dem Himmel sei der Preis, der alles wohl regieret,
Und durch des Friedrichs Gnad die Kirche ausgezieret.
Leb', großer Friederich, So oft die Glocke klingt,
Gott geb, daß man auch dir Danksagungs Opfer bringt.

**) Geschichte der evangelisch-reformirten Parochial-Kirche in Berlin im ersten Jahrhundert ihrer Stiftung. Bei der Feier des Stiftungstages 10. Juli 1803. Berlin 1803. Neuere Schriften: F. Arndt 1839. W. Ziethe 1874.

liner und auswärtige Reformirte, in erster Linie auch Kurfürst und Kurfürstin betheiligten. Ersterer war bei der Grundsteinlegung zugegen, bei welcher Hofprediger Ursinus die Weiherede hielt. Ein Bauplan war von Nehring gemacht; nicht von diesem jedoch, sondern nach dessen Tode von Grüneberg wurde der Bau vollendet. Zum Bau des Thurmes wurde eine Anleihe von 15,000 Thalern aufgenommen; der vollendete Thurm erhielt das aus 37 Glocken bestehende, aus Holland stammende, eigentlich für den Münzthurm des Schlosses bestimmte Glockenspiel. In der Nähe der Kirche wurden Schul- und Predigerhäuser erbaut; 1731 bekam die Kirche auf Grund des Geschenkes eines Gönners eine Orgel. Die Kirche wurde ursprünglich von den durch die Gemeinde gewählten Vorstehern oder Kirchenältesten geleitet. Diese bildeten zusammen mit den Predigern das Presbyterium, das längere Zeit auch einen Obervorsteher hatte. Dieses wählte die übrigen Gemeindebeamten. Zu denselben gehörten, außer den zwei, seit 1751: drei Predigern — die beiden ersten empfingen ihre Besoldung aus den königlichen Kassen, der dritte aus einem Kirchenlegat — vier Schullehrer, zwei Lehrerinnen und folgende von der Kirchenkasse besoldete Beamte: je ein Kantor, Organist, Bälgetreter, Glockenist, Küster, Uhrmacher, Kirchendiener, der zugleich Todtengräber war, vier Almosenpfleger und sechs Glockentreter. In dem ganzen Jahrhundert (1703—1803), das außer dem Einschlagen des Blitzes 1754*) für die Kirche ohne bemerkenswerthe Ereignisse

*) Mächtiger und gnadenreicher Schutz in der größesten Gefahr, aus Jesaj. XLIII, 2. 3 vorgestellet den 11. Aug. 1754 von Joh. Herm. Gronau, nachdem 8 Tage zuvor das Gewitter in der hiesigen evangelisch-reformirten Parochialkirche bei versammelter Gemeine eingeschlagen. Nebst einem Vorbericht von denen bei diesem Gewitter bemerkten und z. Th. sonderbaren wahren Umständen und Wirkungen. Auf vieler Begehren zum Druck befördert. Berlin 1754. — Sehr genau wird der Weg beschrieben, den der Blitz nimmt. Das Merkwürdigste am Berichte ist, daß der Prediger, der vorher acht Jahre lang auf dem linken Ohr so gut wie taub war, durch den Blitz das Gehör wieder erlangt!

Vorgänger, dem ſonſt von ihm hochverehrten Joh. Arndt, daß er der von dieſem gepredigten weltflüchtigen Tendenz die Hochſchätzung des bürgerlichen Berufs entgegenſtellte. Er verſtand die innere Heiligung niemals ſo, daß der Gläubige ſich gänzlich aus der Welt zurückziehen mußte. Vielmehr ſollte der im Leben Thätige ſeine Kraft im Kampf mit den Mächten des Lebens erproben. Die „theologiſchen Bedenken“ (vgl. oben S. 45), welche er während ſeiner Berliner Zeit vermehrte und abſchloß, bewieſen ein verſtändnißvolles und von jeder Feindſeligkeit fremdes Eingehen in die Angelegenheiten des praktiſchen Lebens.

Spener war ein ernſter, aber kein ſtrenger Mann, in viele Kämpfe verwickelt, aber ohne Freude am Kampf, ein Prediger nicht von unmittelbarem mächtigen Eindruck, aber von nachhaltiger Wirkung. Mehr aber als durch Schriften und Predigten — ſie ſollen die Zahl 2532 erreicht haben — wirkte er durch ſeine Perſönlichkeit. Der machtvolle Eindruck derſelben wird von Männern wie Leibniz und A. H. Francke bezeugt. Er ſtand mit Hohen und Niederen im Verkehr und bewahrte Allen gegenüber Milde und Ruhe, ohne kriechend gegen die Einen, hochmüthig gegen die Andern zu werden. Selbſt gegen die Katholiken, denen er ihre Erfolge bei manchen proteſtantiſchen Fürſten verargte und gegen die Juden, zu deren Bekehrung er das Seinige beitrug, empfahl er Milde. In den Streitigkeiten, die von ſeinen übereifrigen Anhängern ebenſo oft angefangen wurden wie von den angriffsluſtigen Gegnern, war er ſtets zur Vermittlung bereit. Der Rath, den er ſeinen Getreuen gern ertheilte, war Vorſicht, ſo daß die offen Vorwärtsdrängenden faſt irre an ihm wurden. Friede war ſein Arbeitsruf; ſeine friedlichen Gedanken werden vielleicht am beſten bezeugt durch die Worte, welche Benj. Urſinus von der, nicht ohne Speners Antrieb errichteten, Univerſität Halle brauchte: „Ja dieſe Friedrichs-Univerſität ſoll academia pacifica, ein friedlicher Tempel und Lehrhalle des Friedens ſein, d'rin ſich

Güte und Treue, Friede und Gerechtigkeit, Weisheit und Wahrheit umfassen und küssen."*) Er dachte von sich nicht klein, denn er war sich seines Wollens und Könnens bewußt, aber er überschätzte sich keineswegs. Niemals wollte er für einen Reformator gelten; den Namen eines „zweiten Luther", den ihm übereifrige Verehrer gaben, wies er von sich. Bei aller tiefen Demuth vor Luther aber brauchte er das schöne, später oft nachgeahmte Wort: „Ein Riese bleibt groß und ein Zwerg klein und ist keine Vergleichung zu machen unter beider Größe; indessen, wo der Zwerg auf des Riesen Achsel steht, sieht er noch weiter als der Riese, weil dieses Natur die seinige erhöht." Für sich hatte Spener Recht, aber die Zwerge, die nach ihm kamen und sich Riesen dünkten, vermochten nicht über ihn hinwegzuschauen.

Zu den wenigen theologischen Plänen, bei denen Speners Name und Ansehen nicht gebraucht werden konnte, weil er sich ablehnend verhielt, gehört die von Berlin aus betriebene Kirchenvereinigung, d. h. die beabsichtigte Union der streitenden Schwestern, der lutherischen und reformirten Kirche. Dieser erst 1817 wirklich zur Ausführung gelangte Lieblingsplan hohen-

*) Die Höchst-Fürstliche-Schulen-Sorge, wie solche bey prächtiger Einweyhung der Churfürstlichen Friedrichs-Universität zu Halle in Sachsen, in Hoher Gegenwart des Durchlauchtigsten, Großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herren Friedrichs des Dritten, Marggraffens und Churfürstens zu Brandenburg u. s. w. Wie auch anderer Hoch-Fürstl. Personen über die von Seiner Churf. Durchlaucht angegebenen Worte Esajae XLIX, 23. Die Könige sollen deine Pfleger und ihre Fürsten deine Säugammen seyn, auf Dero gnädigsten Befehl, am IV Sonntage nach Trinitatis, war der 1. Juli 1694, Als an Seiner Churf. Durchl. höchsterfreulichen Gebuhrts-Tage in der Churfürstl. Schloß- und Dohm-Kirchen daselbst kürtzlich betrachtet und folglich zum Druck gegeben. Benjamin Ursinus. Cölln an der Spree. Druckts Ulrich Liebpert, Churf. Hoff-Buchdr. 1695 (G. L. St.). Die Schrift verdient eine Erwähnung, weil sie von einem Berliner gehalten, in Berlin gedruckt wurde und gleichsam öffiziös die Gesinnungen des Kurfürsten ausdrückt.

zollernſcher Fürſten beſchäftigte Berliner Geiſtliche und Gelehrte am Anfange des 18. Jahrhunderts. Die treibende Kraft zur damals beabſichtigten Ausführung war Leibniz. Seine auf eine wirkliche Verſchmelzung, nicht bloß auf friedliche Duldung beider Konfeſſionen, gerichteten Pläne gingen weit über Preußen hinaus, erſtreckten ſich auch auf die Schweiz und England und bezweckten auch das Eingreifen der weltlichen Macht; hier kann nur angedeutet werden, was in Berlin und innerhalb der theologiſchen Welt geſchah.*)

Leibniz' Mitarbeiter war D. Ernſt Jablonski (1660—1741, ſeit 1693 Hofprediger in Berlin), ein gelehrter Hebraiſt und ein vielſeitig praktiſcher Theologe. Schon 1698 that er den erſten Schritt, aber erſt 1703 ſchien ſich der Plan der Kirchenvereinigung ſeiner Verwirklichung zu nähern. Damals kam wirklich in Berlin unter dem Vorſitz des ſchon genannten Urſinus ein collegium charitativum zuſammen. So wurde eine Unterredung genannt, in welcher auf der einen Seite Jablonski und Strimeſius, auf der andern Lütkens und Winkler ſtanden. Aber dieſe Disputation hatte denſelben Mißerfolg, wie ähnliche angebliche Friedensgeſpräche älterer und neuerer Zeit. Jeder der Unterredner ſchrieb ſich den Sieg zu; die Außenſtehenden aber ſahen in dem Geſpräch, das den Frieden bewirken ſollte, nur einen Anlaß zu neuer Fehde. Der Schriftenkampf wurde ſo arg, daß der König insbeſondere durch Edzardis Schmähſchriften gereizt, den Befehl gab, am 23. Febr. 1705 ein Autodafé auf dem Neuen Markt in Berlin zu veranſtalten.**) Die zur Verbrennung

*) Leibniz' und Jablonski's Briefe bei Kapp, Sammlung einiger vertrauter Briefe, Lpz. 1745 S. 356 fg. — Vgl. Hering, Merkw. aus der brandenb. Geſch. 2. Stück. Breslau 1799. Allg. d. Biogr. XIII, 523—525.

**) Vgl. Annales Borolinenses, die Berliniſche Chronica, in ſich haltend die vornehmſten Denkwürdigkeiten der alten und neuen Zeiten, Nebſt einem kurtzen doch accuraten Anhang, Worinnen die Königl. Reſidentzien nach ihrem heutigen blühenden Zuſtande, und ehemahliger Beſchaffenheit,

gelangten 5 Schriften waren nicht etwa religionsfeindlich, sondern nur den Reformirten ungünstig, der Union entgegengesetzt, oder Schandschriften, eine z. B. gegen Spener gerichtet. Da deren Verfasser keine Berliner waren, so war die Verbrennung mehr eine Demonstration als eine Bestrafung: die Berliner Feinde des herrschenden Kirchenregiments sollten gewarnt und auf das Schicksal hingewiesen werden, das ihnen bei etwaiger Widersetzlichkeit bevorstehe.

Der Briefwechsel zwischen Jablonski und Leibniz ging zwar weiter, jedoch ohne praktisch-greifbare Resultate; die Sache wurde nunmehr dermaßen geheim getrieben, daß von Jablonskis Versuchen die Theologen und von Leibniz' Bemühungen, die Potentaten zu gewinnen, nichts verlautete. Ja, eine neue Unterredung, die bereits ausgeschrieben war, unterblieb, auf den Rath des großen Philosophen. Aber man konnte nicht hindern, daß nun Spötter sich der Angelegenheit bemächtigten. Hatte schon ein witziger Epigrammatist das „königliche Feuer" besungen, das die Edzardische Dunkelheit erleuchte,*) so schrieb nun ein Anderer**) die Geschichte einer imaginären Friedensversammlung. Sie habe stattgefunden zur Zeit, da Venus und Jupiter in einer guten Constellation gestanden hätten. Vor

---

auch allen darinnen anzutreffenden Curiositäten abgebildet, Mit nöthigen Anmerkungen erläutert und zum Druck übergeben von Philipp Jacob Schmidt, Advocat. Anno 1736. Berlin, Gedruckt bei Christ. Albrecht Gäbert. Fol. 52 SS. Da die sehr merkwürdige Schrift selten ist (ein Ex. in der G. L. St.), so mögen die beiden ersten Bücher hier genannt sein:

Dissertatio de fugienda unione cum hodiernis Reformatis quia sine divinae veritatis et aeternae salutis jactura iniri non possit. 4°.

Diatribe de causis unionis a Calvinianis doctoribus quaesitae cum Episagmate de Gil. Forbesii considerat. pacificis Ao. 1704.

*) Edzardi tenebras illustrat regius ignis Et nugis pretium poena vel ipsa facit.

**) Dies nach Hering vgl. S. 60 Anm. 1. Der Gedanke soll des Weitern ausgeführt sein in der Schrift von Joh. Conr. Schramm: Oratio de remediis quibusdam ante doctrinae sacrae conciliationem ad concordiam ecclesiasticam necessariis Helmstädt 1710.

ihrem Zusammentreten seien alle gegensätzlichen Lehren, jede auf einen besondern Zettel aufgeschrieben und in einen Glückstopf geworfen worden. Zur Ziehung der einzelnen Loose bezw. Sätze seien zwei Theologen erwählt worden, deren einer den h. Petrus, deren anderer den Judas Ischarioth vorstellen sollte. Die Vertreter der beiden feindlichen Parteien hätten, damit kein Streit entstände, um ihre Rolle würfeln müssen. Nun griffen beide abwechselnd in den Topf, Petrus legte die von ihm gegriffenen Zettel in eine goldene, Judas die seinigen in eine bleierne Schüssel; festgesetzt ward, daß die in der goldenen vorgefundenen Sätze für orthodox, die in die bleierne gerathenen für ketzerisch gelten sollten. Der Witz ist nicht übel; es ist nicht unmöglich, daß manche Berliner mit dieser Beurtheilung der Unionsbestrebungen übereinstimmten.*)

Mit einer Aufzählung aller übrigen Berliner Prediger wäre nichts gewonnen. Die Namen sind belanglos, die Schicksale die gewöhnlichen eines Pfarrers, die Werke wortreiche Predigten, geistliche Gedichte, langausgesponnene theologische Abhandlungen. Die meisten ähneln einander zum Verwechseln. Statt aller Anderen mögen zwei herausgegriffen werden, die eine eigenartige, wenn auch nicht liebenswürdige Physiognomie haben: J. C. Schade und Joh. Porst.

Schade, geb. 13. Jan. 1666, gest. 25. Juli 1698, seit 1691 in Berlin, Prediger an der Nicolaikirche,**) war ein in

*) Daß dagegen Andere anders dachten, geht aus einer 1705 erschienenen Schrift hervor, die sich in einem Sammelband der G. L. St. findet, einer Vereinigung von Schriften, die Heinrich Otto, Küster an der Domkirche 1697—1708 „nach alter Gewohnheit" den Mitgliedern der reformirten Kirche zu Neujahr überreichte. Sie führt den Titel: „Gründlicher Beweisthum, in welchem vorgestellt wird, daß beiderseits evangelische in keinem Glaubensartikel jemalen im Grunde der Seligkeit mißhellig oder uneinig gewesen, auch gegenwärtig nicht seien."

**) Das Biographische aus der Leichenpredigt Speners „Christliches Ehrengedächtniß" 1698. Darin auch eine kurze am 13. Jan. 1693 in Folge einer „Leibesschwachheit" aufgezeichnete Selbstbiographie Schade's, die eigentlich über seine innere Erweckung durch Francke handelt, über die Berliner Zeit aber nichts bietet.

Mitteln und Worten nicht wählerischer Eiferer. Er konnte nicht froh werden, wenn er an die Bosheit und Verworfenheit der Menschen, besonders, wie Spener sagt, „an die in dieser Stadt im Schwange gehende vielfältige Sünde dachte." Er erregte in der theologischen Welt eine heftige Fehde durch seinen Ansturm gegen die Beichte, indem er statt der Privatbeichte die allgemeine d. h. die eindringliche Admonition an die Andächtigen und die wirkliche Bußfertigkeit der Ermahnten für genügend hielt. Die sittlichen und religiösen Zustände Berlins suchte er durch drei Predigten, bezeichnender Weise nicht im Verlage eines Berliner, sondern Leipziger Buchhändlers Heinich, bei dem auch Schade's sonstige Schriften erschienen, „Bedencks Berlin"*) darzustellen, in denen er der Stadt, sowohl den Bewohnern als den „erleuchteten" Wächtern derselben beweglich und vernehmlich „Thuet Buße" zurief. Er hob, indem er sich freilich sehr im Allgemeinen hielt und specielle Vorgänge zu berühren vermied, Schwächen und Laster der Bewohner hervor, Kleiderpracht, Schwelgen, Sabbathsschändung, beklagte besonders aber die Veräußerlichung des Glaubens und das Fehlen jeder Innerlichkeit.

Zur Kennzeichnung des Tons und der Gesinnung des Autors mögen zwei Stellen genügen. Die erste ist schon deswegen charakteristisch, weil sie ebensosehr das Wesen des Strafredners als der Angeredeten trifft. Sie lautet:

„Du hast meinen Glauben nicht in der Einfalt und gutem Gewissen behalten, sondern dich in viel Wort-Streit, seüchtige Fragen und Gezänk verwickelt . . . Meinestu die Feigenblätter deines äußerlichen Gottesdiensts werden deine Sünden-

*) Bedencks Berlin! Das ist Des Herrn Jesu dreyfaches Zeugnis über Jerusalem nochmaln über sein heutiges gantzes Christen-Volck, und insonderheit Der Stadt Berlin wiederhohlet. In dreyen darüber gehaltenen Predigten Seiner Gemeinde zu Warnung und Zeugnis deutlich gezeuget von Johann Caspar Schaden, Diener Jesu Christi, an S. Nicol. Kirchen daselbst. Leipzig. Verlegts Johann Heinichens Wittib 1696. 4°. (K. B.)

blöße bedecken . . . Was hilfft dichs, daß du zu deinen gebauten Kirchen geheſt, da du doch zum Götzentempel des Weltgottes geworden biſt . . . Die Decke deines Lippenbeichtens und Betens iſt zu ſchmal, die Menge deiner Sünden zu bemänteln." Die zweite gibt eine gewiß übertriebene, aber in ihrer draſtiſchen Sprache recht intereſſante Schilderung des damaligen Kirchenweſens. Der Redner ruft nämlich traurig aus:

„Wozu öfters wir unſre Kirchen machen, läßt ſich diesmal nicht ausführen: zur Schlafkammer, darinnen ſanft zu ruhen und auszuſchlafen; zur Börſe, von neuen Zeitungen mit einander zu plaudern oder Aviſen zu leſen; zur Schreibſtube, darinnen auf allerhand irdiſche Gewerbe und Händel zu dichten; ja das noch mehr iſt: zur Schaubühne, darinnen ſich ſehen zu laſſen und andere zu begaffen; zum Zankplatz, ſich um die Oberſtelle oder Narrenkappen zu zerren; zum H.. Haus, andere durch unzüchtige Mienen und Kleider zur böſen Luſt zu reizen oder an andere ſeine Augen und Herz zu beluſtigen; zum Diebeshaus, darinnen auf allerlei Ränke und Trügereien zu denken; zur Mördergruben, dem Nächſten an Ehr, Gut und Leben Schaden zu thun bedacht ſein und wer kann nur alle Arten der Entheiligung erzählen, geſchweige ausführen?"

Es fragt ſich, ob ſolche Declamationen, die ſehr nach dem Vorbilde des Abraham a Sta Clara ſchmecken und die eine abſichtliche, zur Erzielung größerer Wirkungen verſuchte Aufbauſchung der Ereigniſſe verrathen, wirklich einen Eindruck auf die Zeitgenoſſen hervorzurufen fähig waren. Gewiß war Spener mit ſeinem Schüler unzufrieden; dem Meiſter ging es in den „Hausverſammlungen" des Jüngers zu unordentlich und unvorſichtig her; daß er die Kirche ein „Babel" nannte, dünkte dem bedächtigern Spener nicht recht. Dieſer meinte, mit einer von Ironie nicht freien Anerkennung, „nun dieſer Eifer hat ihn gefreſſen." Schade aber, der in ſehr jugendlichem Alter, übrigens ſchon längere Zeit kränklich, unverheirathet, ſtarb, rief in ſeiner

letzten Krankheit triumphirend aus: „Victoria, Victoria, ich habe mit den Teufeln gestritten und sie zu Boden geschmissen."

Der zweite der hier zu nennenden Prediger, Joh. Porst (11. Dez. 1668 bis 10. Jan. 1728) kam 1695 nach Berlin, hauptsächlich um Spener zu hören und erhielt von ihm und Schade mannigfache Anregung. In dem Geiste dieser seiner Lehrer bekleidete Porst seit 1698 sein Predigtamt zu Malchow und Hohen-Schönhausen. Er bemühte sich vornehmlich eine starke persönliche Einwirkung auf seine Pfarrkinder zu gewinnen und hielt zu diesem Zwecke außer den Predigten und Kirchenversammlungen, häusliche Zusammenkünfte und Andachten. Seine Thätigkeit fand Anerkennung bei den maßgebenden Männern jener Zeit. Schon 1704 wurde er zum zweiten Prediger an der Friedrichs-Werderschen und Dorotheenstädtischen Kirche in Berlin erwählt. Auch dort setzte er diese erbaulichen Vereinigungen fort, vertheidigte sich in einer Predigt wider den ihm gemachten Vorwurf, daß er Quäkerversammlungen halte und wurde in seinem frommen Eifer belohnt dadurch, daß er 1709 zum Beichtvater und Hofprediger der Königin, Anf. 1713 zum Propst von St. Nicolai ernannt wurde. Seine schriftstellerische Thätigkeit war eine mannigfaltige, wenn auch freilich auf das theologische Gebiet beschränkte: Predigten, homiletische Anleitungen, dogmatische Auseinandersetzungen über das Leben und Wesen seiner Anhänger, die er als Wanderer auf dem Wege der Seligkeit, Regeniti: Wiedergeborene bezeichnete, polemische Schriften gegen persönliche Angreifer, Katholiken und Sectirer, besonders gegen die damals auftretenden s. g. Propheten und Inspirirten, gegen Veranstalter und Besucher von Comödien und Lustbarkeiten, aber auch solche Schriften, in denen gerade die practische Seite seines Strebens hervortrat, z. B. über Verpflegung der Armen. Seine damals vielgerühmte Predigtweise möchte heute wenig Anhänger mehr finden. Einem 1699 zu Berlin verstorbenen Prediger Joh. Fritzsche widmete er eine Denkrede. Darin sagte er z. B. „An sein Haupt stelle ich eine

Perlenmuschel, die sich zu ihrer Zeit aus dem Abgrund des Meeres hervorthut; emporschwimmt, sich öffnet und die Inschrift zeigt: Patre edita coelo. „Wer durch des Herren Geist gezeuget und geboren, der ist zum Himmelreich geadelt und erkoren." Auf die rechte Seite des Sarges stellte er einen Springbrunnen von lebendigem Wasser, der die Verse zeigte: „Ich lasse gleiche Ströme fließen Auf jeden, der mich will genießen;" auf die linke Seite einen Kranich, als Sinnbild der Wachsamkeit, der demgemäß die Inschrift trug „Auf daß die Heerde ruhig bleibe, Mit Wachen ich die Nacht vertreibe." Endlich erschien ihm auf dem Deckel des Sarges das „Rauchfaß Aarons" mit der Inschrift: „Ich weiß, es wird vor allen Dies Rauchwerk Gott gefallen."

Trotz solcher Geschmacklosigkeiten war Porst durch seine Veröffentlichungen und sein practisches Wirken einer der geachtetsten Männer jener Zeit; die 77 Trauergedichte (Epicedien), die bei seinem Tode erschienen, bekunden deutlich die Achtung, die er bei seinen Lebzeiten genossen hatte.

An dieser zu seinen Ehren veranstalteten Gedichtsammlung betheiligten sich u. A.: Joach. Lange, S. G. Lange, C. B. Michaelis, J. D. Michaelis, Rambach, Freylinghausen, G. A. Francke, der Sohn, J. D. Kypke, J. G. Reinbeck, Daniel Schönemann, die in Jena und Halle studirenden Berliner. — Die Gedichte füllen 124 Folioseiten.

Zur Probe mag die von C. B. Michaelis gedichtete Grabschrift dienen:

Hier ruht ein Gottesmann, des Teufels arger Feind,
Ein Hirt von großer Treu, ein Held in Christi Kriege,
Ein Triumphirender nach wohl befochtnem Siege,
Ein Stern, des heller Glanz nun immerwährend scheint.
Ein Lehrer Israels von sonderbaren Gaben.
Ach möchte Zion stets dergleichen Wächter haben!

Doch auch an Anfechtungen fehlte es nicht. Porst wurde nämlich beschuldigt (dies berichtet zuerst Pöllnitz in seinen Memoiren, dem viele Geschichtsschreiber gefolgt sind), durch seine

geistliche Einwirkung auf die Königin Sophie Luise, die dritte Gemahlin Königs Friedrich I. Unfrieden zwischen dem Königspaare gesäet zu haben, wodurch er sich die Ungunst des Königs zuzog. Daß dies in den ersten Jahren seiner Hofpredigerstellung nicht der Fall gewesen sein kann, wird durch die besonders gnädigen Ausdrücke bewiesen, mit welchen der König Porst zum Propst von St. Nicolai berief. Vielleicht mag aber später in Folge des immer größeren Einflusses, den Porst auf die Königin gewann, ein Gefühl des Unbehagens sich des Königs bemächtigt haben.

Dieser Einfluß wird in überaus merkwürdiger Weise bezeugt durch eine Anzahl bisher ungedruckter und unbeachteter Briefe, welche, wie es scheint, — sie sind alle ohne Adresse — an A. H. Francke gerichtet sind.

In diesen Briefen sprach er von der Königin beständig als von „der Frau." Zwei Aeußerungen derselben mögen angeführt werden, weil sie Ausdrucksweise und Gesinnungen des Predigers deutlich vor Augen stellen.

Die erste lautet: „Melde zur Nachricht, daß die Frau noch in einem Zustand sich befinde. Manchmal ist sie bei sich und spricht verständig, zu einer andern Zeit aber laufet confusion mit unter. Mein Herz ist sehr geängstet, nicht wegen der Schmach, sondern wegen der Gefahr der Seelen der Frauen, indem ich sorge, sie wolle wider überspringen, das Joch Christi von sich werffen und sich gantz wider zur Welt kehren. Ihr einiges Verlangen ist, sie wolle vom Manne geschieden seyn, weil ihre Ehe keine Ehe gewesen. Daß aber dieses Verlangen schon vorher im Herzen gewesen, ist mir bekannt. Gott richte alles zu seinen Ehren."

In der anderen heißt es, nach einer längeren Schilderung der Krankheit folgendermaßen:

„Unter allen Verwirrungen, bricht das inwohnende Licht immer herfür, und wenn sie ein wenig zu sich kommt, so offenbaret sich der inwohnende Seelen-Kampff, in beten, ringen, kämpffen, ächzen und stöhnen, daß einem das Hertz zerbrechen

möchte; ſie brach offt aus, und ſagte: Das gantze Höllen Heer hat ſich aufgemacht, wider mich zu ſtreiten. Die erſten Tage waren lauter Beugungen und Demüthigungen unter Gott. e. g. Ach Gott wie biſt du ſo gerecht! Gott iſt gerecht, das ſagte ſie viel 1000 mal. it. Demuth, Demuth, viel 1000 mal. it. womit einer ſündigt, damit wird er geſtrafft. Geſtern und heute aber war ein mehreres Zunahen zu Chriſto: e. g. Ach Vater! Sieh an deines Sohnes, Tod und Bittres, dein Blut der edle Safft. Das verborgene Seufzen iſt verborgen für die Welt. Aber wenn die ſtarcken Kämpffe antretten, ſo kan man fühlen, daß hölliſche Kräffte wider ſie ſtreiten."

Tritt Porſt in dem vorſtehenden Falle mit der Abſicht auf, ſchlummerndes religiöſes Leben zu erwecken, ſo erſcheint er in einem andern bemüht, das Uebermaß religiöſer Empfindungen und Aeußerungen zurückzudrängen. Es handelt ſich dabei um eine jener Sekten, die ſogenannten „Propheten", wie ſie in religiös erregten Zeiten leicht ſich bilden. Porſt hat ihr eine eigene Schilderung gewidmet.*) Der Held dieſer Schilderung iſt ein Schneider, Joh. Mich. Bolich, der aus Franken ſtammte und von Kopenhagen, wo er durch Lütke erweckt wurde, 1707 nach Berlin kam. Dort wohnte er bei einer Frau Pottin und deren Sohn und bekam bei ihr „Bewegung und Ausſprechen", die ſich in Hüpfen, Singen und Jauchzen äußerte. Gleich das

*) Wohlgemeintes Send-Schreiben an die Perſonen, welche anjetzo zum Theil für Propheten wollen gehalten werden; außerordentliche Bewegungen des Leibes haben, und unmittelbahr göttliche Ausſprachen des Geiſtes vorgeben: Wie auch an alle die, ſo dergleichen ſuchen, ihnen anhangen, und ſie vor göttlich halten und ausgeben; Worinnen die Art und Beſchaffenheit dieſes Geiſtes, wie er ſich an einem gewiſſen Mann den 10. Novemb. Abends nach 11 Uhr 1714 geoffenbahret, Nach der Wahrheit und des Mannes eigenen Erzehlung, welche er auch nebſt ſeiner Ehe-Frau und Handwerks-Geſellen auf dem Berliniſchen Rathhauſe öffentlich und Gerichtlich nochmahls bekräfftiget, vorgeſtellet wird; Ihnen und andern, hier und anderswo, zur Warnung entworffen von Johann Porſt, Probſten und Inspectore in Berlin. Berlin, bey Chriſtoph Gottlieb Nicolai 1715. 88 SS. in 12°.

erste Mal sang er ein Hallelujah „und sogleich darauf hat der von ihnen sogenannte Geist in ihm und durch ihn ein langes Lied gedichtet und gesungen". Solche Bewegungen bekam er im Bett, in seiner Stube, in feierlichen Versammlungen; am stärksten in einer Versammlung, wo der Geist zwei Stunden lang in ihm dichtete „und die Poesie mit einer anmuthigen Melodie begleitete". Als er fertig war, sprach der Geist „Der Herr Jesus hat diesen, nämlich Bolich, zu seinem Knecht gemacht, daß Ihr ihm sollt gehorchen und wer ihm nicht wird gehorchen, der soll des Todes sterben". Danach hielt Bolich, der die Versammelten während der ganzen Nacht zusammenhielt, eine große Rede gegen die putzsüchtigen Frauen und verkündete Wunder, die demnächst eintreten sollten. Dann legte er sich eine Stunde schlafen; während dessen mußten die Uebrigen stille sein. Erwacht redete er mit neuer Kraft und verkündete den Tod von Porst, weil dieser gegen die Sectirer gepredigt hatte. Auch zu Hause führte er Zwiesprach mit dem Geist und ließ sich in seinem Thun von ihm lenken. Der Geist bestimmte Großes und Kleines: er setzte die Zeit für nothwendige körperliche Verrichtungen fest, ordnete auch an, wann der Prophet in das Bett und aus dem Bette steigen sollte, gebot ihm und den anderen Gläubigen, sich einen großen Bart wachsen zu lassen, befahl, daß sie den Sabbath feiern sollten, z. B. mit Enthaltung von jedem Waschen und gab dem Propheten insbesondere die Weisung, „seine Brust beständig zuzuhalten, weil er als ein Hoheprieſter Licht und Recht auf derselben tragen sollte". Den Beginn des Reiches Gottes setzte er auf den 27. September fest. Porst, der durch Mittelsmänner von allen diesen Dingen hörte, ging zu dem Meister und versuchte vernünftig auf ihn einzuwirken. Er bemühte sich, ihm klar zu machen, daß eine besondere göttliche Stimme nicht in dem einzelnen Menschen wirksam sei. Seine Mahnung „sie mögen ihre Herzen bewahren und den Geist kennen lernen", was sich doch nur auf den echten Gottesgeist beziehen kann, der jedem Menschen vernehmlich und

auf jeden einflußreich sei, wurde von dem Meister zwar falsch aufgefaßt, übte aber die beabsichtigte Wirkung aus. Denn Tags darauf kam Bolich zu dem Propst, erzählte ihm, während der Nacht sei der ihm innewohnende Geist durch einen anderen ausgetrieben worden, statt des Teufels sei nun Jesus in ihn eingezogen, und versicherte ihn, „daß er künftig in Einfalt vor Gott wandeln und sich allein an sein Wort, als die einige Regel und Richtschnur seines Lebens halten wolle". Mochte der Prophet auch noch manche Rückfälle haben, er war durch den wahren Gottesmann zu Schanden geworden.

Waren Anführer und Mitglieder dieser Secte Einfältige, die in ihrer Thorheit thöricht handelten, so gab es zu jener Zeit in Berlin auch Böswillige, die durch ihre muthwilligen Streiche die Frommen ärgerten und abergläubischen Vorstellungen neue Nahrung gaben. Ein solcher Fall mag, wenn er auch mit Porst nicht in direkter Beziehung steht, an dieser Stelle erwähnt werden. In einem Hause der Heiligen Geiststraße, das einem alten, reichen, frommen Holzhändler gehörte, ließ sich Tag und Nacht ein sogenanntes Gespenst spüren, das besonders durch „An- und Aufschließen der Gemächer, Anhauchen der Leute" seine Existenz kundthat, absonderliche Gelüste aber zur Magd des Hauses hegte, welcher er bei der Arbeit den Kopf durch den Arm steckte und Nachts in viel deutlicherer Weise sein Wohlgefallen zu erkennen gab. Gewiß also trieb hier ein Schalk sein Wesen, der seiner Liebschaft ungestört nachgehen und seine Geliebte wegen etwaiger Folgen ihres Verkehrs von vornherein rechtfertigen wollte, die Berliner aber — ihren späten Enkeln darin vorbildlich — glaubten wirklich an ein Gespenst und eilten „Tag und Nacht zu diesem Spectackel nicht anders als zu einem Jeampotagen (Hanswurst) auf den Neuen Markt".*) Als die Neugierde befriedigt war, hörte

*) Vgl. Schreiben an einen guten Freund d. i. der von einem Vexir-Geist Wohlgeplagte Maz Hase, Ehemals Bürger und Handels-Mann zu Landsberg an der Warte, Vorgestellet Bey Gelegenheit des allhier in Berlin itzo beschriebenen so genannten Gespenstes in der Heil.

der Spuk, jedenfalls das Interesse des Publikums an demselben auf; das Eingreifen eines Predigers war hier nicht von Nöthen, Porst brauchte diesmal die Seinen schwerlich zu warnen.

Erscheint Porst in den beiden vorher angeführten Fällen, der Königin und dem armen Schneider gegenüber, als der Priester, der seine Stellung hochhält und Achtung für Amt und Würde zu erzwingen weiß, so trat er in einem dritten Falle als der Bittende auf, der von dem weltlichen Arm die Stütze seiner geistlichen Autorität verlangt. Am 20. März 1714 schickte er nämlich seinem Meister Francke die neue Kirchenordnung*), bat um sein Gutachten und gab folgende klägliche Schilderung: „Es ist der Zustand der Kirchen hir in der Marck nicht genugsam zu beklagen, und das Elend derselben nicht mit Zungen auszusprechen. Z. B. Ich schicke zu einem Bürger, ihn in einer Sache zu erinnern, er läßt mir sagen, er habe nichts bei mir zu thun. Ich sage es seinem Beichtvater, der läßt ihn ruffen, dem giebt er eben diese Antwort, gehet auch von der Stund an nicht mehr zu Beicht bei ihm sondern laufft zu einem anderen. Kurtz wir haben nicht einen Schein oder Schatten von der Kirchen disciplin. Ich bin der beständigen Meinung, man müsse weder Inspectoribus noch Pastoribus große Gewalt geben, wenn man ihnen aber alle media paedagogica nimmt, so hauet man einem Arbeiter beide Arme ab. Man kann sich in allem schon vorsehen, aber diese Gelegenheit meinte ich, solte man nicht außer Händen lassen; weil sie schwerlich widerkommen möchte. Ich meinte ich wolte in einem memorial bitten, der König möcht unserer Kirche auch die Gnade thun welche er der reformirten gethan."

Geist-Straße Und communiciret durch Anonymum. Berlin, gedruckt bey Joh. Lorentz 4 Bl. in 4° o. J.; jedenfalls 1708. (Gr. Kl.; angebunden dem Ex. der ersten Berliner Monatsschrift vgl. Cap. 4, S. 143 ff.)

*) Gemeint ist die am 24. Oct. 1713 erlassene, z. B. bei Mylius, Corp. Constit. Marchic. Bd. III, Nr. 83, S. 417—508 abgedruckte „königlich-preußische evangelisch-reformirte Inspections-Presbyterial... Ordnung.

Porst hat für Berlin noch eine besondere Bedeutung dadurch, daß er Verfasser desjenigen Gesangbuches war, welches für Berlin Jahrzehnte lang unbestrittene Geltung hatte.*) Verfasser d. h. Sammler, Anordner; aber eben in der Sammlung und Anordnung zeigt sich der Geist des Mannes und des Buches. Die Anordnung des Porstschen Gesangbuches, das 1708 zuerst erschien und unzählige Male, bis zu Porst's Tode bereits zehn Mal, aufgelegt wurde, erfolgte nach dem Vorbilde Spener's. Sie fing an „von Gott dem Urheber des Heils", schritt vor zu „Christo, der das Heil erworben" (wobei denn viele einzelne Theile über Geburt, Auferstehung, Himmelfahrt sich fanden) und endete mit der „Einführung in den völligen Genuß des Heils in der Ewigkeit". Die Einreihung der Gedichte in die einzelnen Abtheilungen war sehr äußerlich, da die meisten Lieder nicht nur einen Gedanken enthalten und daher ebensowohl in eine andere wie die vom Verfasser beliebte Abtheilung versetzt werden konnten.

---

*) Ueber die Geschichte des Berliner Gesangbuches ist unten, bei Gelegenheit der Streitigkeiten unter Friedrich d. Gr. zu sprechen. Vgl. J. F. Bachmann, Zur Geschichte der Berliner Gesangbücher, Berlin 1856 und Berliner Neudrucke, 2. Serie, 3. Band, S. XXIX ff. — Eine sehr merkwürdige Notiz soll hier erwähnt werden. Sie findet sich in „Standrede bey der christl. Beerdigung des Joh. Rauen, Febr. 1733 gehalten von Joh. Ulr. Christ. Köppen". Johann Rau war der Schwager Joachim Lange's, geb. 1673, April 11. in Perleberg, seit 1697 Prediger an der Heiligen Geistkirche, seit 1700 an der Nicolaikirche, nach Porst's Tode Propst. Der Redner rühmt seinen Collegen als Armenprediger und sagt von ihm: „1700 hat er das Neue Testament mit kleinen Lettern, wie auch das Gesangbuch, wovor der selige Propst Porst nachhero die Vorrede gesetzet und Arnds wahres Christenthum in großer Menge drucken lassen". Soll die gesperrt gedruckte Stelle bedeuten, daß die allgemein als „Porst'sches Gesangbuch" bezeichnete Sammlung gar nicht von Porst herrührt? Rau war ein zu seiner Zeit sehr geschätzter Mann. Spener rühmte ihn 1700 in seiner Einweihungsrede als Theologen, pries Gott und die Kirche glücklich, einen solchen Mann zu besitzen. Bisher wäre, so meint er, es zu beklagen gewesen, „daß Gott keine oder doch keine gleich treuen Diener mehr sendete, sondern mit fleischlichen und Miedlingen gestrafft werden ließe".

Die Sammlung machte reichen Gebrauch von den großen Schätzen des deutschen Kirchenliedes; Gesänge Luther's, Gerhard's und anderer Dichter, welche Anmuth mit Kraft, dichterisches Gefühl mit tiefer Frömmigkeit vereinen, waren vielfach aufgenommen. Leider gab es daneben des Unerfreulichen, Undichterischen nur zu viel. Dazu gehört das Schwelgen in dem Gefühle der eigenen Nichtigkeit, das oft genug, z. B. in dem Vers „Ich bin, Herr Jesu, ganz verflucht", seinen drastischen Ausdruck fand. Dazu gehören ferner die Reim- und Versspielereien, die, schon in der weltlichen Poesie höchst wenig angebracht, im geistlichen Lied unerträglich waren, wie etwa die Strophe:

„Mir hier stinket was da blinket
Nach der eitlen Herrlichkeit,
weil ich einsam und gemeinsam
handle mit der Ewigkeit;
Mit Gott leb ich, an Gott kleb ich
in und außer aller Zeit."

Dazu sind ferner die Liebeleien zu rechnen, welche die Poeten des 17. Jahrhunderts an Gott richten zu dürfen glaubten: die Spielereien mit „Jesulein, Krippelein, Lämmelein", die sich z. B. zu folgenden Versen verstiegen: „Der Sammet und die Seiden dein, Das ist grob Heu und Windelein, Darauf du, Kön'g so groß und reich Herprangst als wärs dein Himmelreich" und nicht selten zu einem widerlichen Liebesgekose ausarteten, wie in den Worten: „Wie süß ist es bei dir zu sein, Und kosten deiner Brüste Wein". Wer aber an diesen recht unerbaulichen Erbauungsliedern noch nicht genug hatte, der fand auf Schritt und Tritt Geschmacklosigkeiten, die ihn anwidern mußten, z. B. die Verse: „Zwar in Kaufung theurer Waaren Pflegt man sonst kein Geld zu sparen, Aber du wilt für die Gaben Deiner Huld kein Geld nicht haben, Weil in allen Bergwerksgründen Kein solch Kleinod ist zu finden, Das die blutgefüllten Schalen Und dies Manna kann bezahlen." Wenn gegen ein derartiges Werk, von dessen Geschmacklosigkeit das Hervorgehobene nur wenige Proben bietet, eine spätere Zeit energischen Protest erhob und

Alles that, um es aus Berlins Kirchen zu verdrängen, so darf sie deswegen nicht der Unkirchlichkeit geziehen werden.

Katholiken gab es damals in Berlin nicht viel. Sie lebten in Berlin, wie in ganz Preußen ungestört ihrem Glauben, sie rühmten Friedrich nach*), „daß sie unter der Herrschaft eines Fürsten ihres Glaubens nicht mehr begehren könnten, als er ihnen zugestehe". Die vielen theoretischen Schriften eifriger protestantischer Berliner Prediger waren, wenn sie auch gegen den religiösen Standpunkt der Katholiken Front machten, mehr zur Bewahrung der eigenen Lehre, als zur Herabsetzung der Andersgläubigen bestimmt. Nur einmal kam es zu einer antikatholischen literarischen Bewegung, die sich aber ausschließlich gegen den Papst, nicht gegen den Katholicismus und am wenigsten gegen die Berliner Katholiken richtete. Der Papst hatte, nachdem das Ansinnen, König Friedrich solle sich durch ihn zum König von Preußen erheben lassen, abgelehnt worden**), Einspruch gegen die Führung des Königsnamens eingelegt.***) Wider solche Uebergriffe der geistlichen Macht wurde von Berlin aus Protest erhoben.†) In langathmiger Rede wurden die Ansprüche des Papstes überhaupt bestritten, die päpstlichen Schmeichler und Rathgeber zurechtgewiesen und endlich „das päpstliche Breve wider die Krone Preußen insbesondere untersuchet und dabei gewiesen, daß alle gekrönten Häupter, absonderlich aber alle katholischen Könige damit von dem jetzigen Papst heftig beleidigt

*) Laspeyres bei Ranke II, 287.

**) Vgl. über das merkwürdige Schreiben des Jesuiten Vota an Friedrich, Ranke I, 441. Ferner für den ganzen Abschnitt M. Lehmann, Preußen und die katholische Kirche, Bd. I, Lpz. 1878, 365fg., 370ff., 395fg., 625ff.

***) Im Breve vom 16. Apr. 1701.

†) Päpstlicher Unfug wider die Krone Preußen, welchen Clemens der XI. in einem den 16. April a. 1701 ausgestreueten irrigen Brevi zu Verkleinerung aller bekrönten Häupter begangen. Cölln 1702. 98 S. in 4°. (G. L. St.) Die in Berlin gedruckte Schrift rührt von dem Halleschen Professor Ludewig her.

worden seien". Der offiziöse Polemiker nahm die einzelnen Sätze des Breve durch und zeigte schadenfroh den in demselben herrschenden „verwirreten periodus" auf; er höhnte den Papst und warf ihm u. A. vor, daß er dem Deutschen Orden für eine Million Güter in Italien weggenommen und den Jesuiten geschenkt habe; er hoffte seinen Gegner vollends dadurch zu vernichten, daß er ausführte, seine Widerlegungen seien durch Zeugnisse päpstlicher Lehrer selbst bestätigt.

Ausübung ihrer kirchlichen Ceremonieen war den Berliner Katholiken nicht gewährt. Nur die katholischen Gesandten, der österreichische und französische, durften in ihren Häusern ihre Privatcapläne haben. Als aber der letztere, Gravel, Berlin verließ (1688), wurde dem bei ihm fungirenden Pater Peter sofort bedeutet, er habe sich aufs Schleunigste von Berlin fortzubegeben. Und da dieser verlangte, wegen Einstellung des Gottesdienstes „seiner Gemeinde" Mittheilung machen zu dürfen, erhielt er die Erklärung, daß man von einer römisch-katholischen Gemeinde in der Residenz nichts wisse. Noch strenger ging man 1697 gegen den im Hause des österreichischen Residenten Heems eine Weile gestatteten Gottesdienst vor. Da Heems nämlich nicht erwirken konnte, daß den in Wien beglaubigten brandenburgischen Residenten freie Religionsübung gewährt wurde, so wurde die ursprünglich erlaubte Abhaltung des Gottesdienstes in seinem Hause kurzer Hand untersagt. Dagegen wurde 1709, bei der in Berlin erfolgten Zusammenkunft der Könige von Dänemark, Polen und Preußen im königlichen Schlosse selbst durch Vota mit großer Pracht eine Messe gehalten, bei der die königlichen Diener hilfreiche Hand leisten mußten. Dies geschah, „nicht ohne Staunen der Calvinisten und Lutheraner und nicht ohne tröstliche Erhebung der Katholiken", wie Vota meldete, der zugleich die Hoffnung aussprach, daß „diese Vorspiele den Zugang zu bedeutenderen Dingen öffnen und vorhersagen könnten".

Die Versuche der Glaubensvereinigung, von denen früher die Rede war, schienen um so nöthiger zu sein, als die

reformirte Bevölkerung sich durch die Aufnahme der Franzosen erheblich vermehrt hatte. Diese Aufnahme war hauptsächlich durch den Gerechtigkeits- und durch den praktischen Sinn des großen Kurfürsten erfolgt, der sich auch später bei dem Einlassen der Juden bethätigte. Wie er den Letzteren gegenüber sich über die religiöse, so setzte er sich bei den Ersteren über die nationale Schranke hinweg: in den Franzosen sah er nicht Gegner seines Volkes, sondern tüchtige Arbeiter und fortgeschrittene Culturmenschen. Moderne Gedanken von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Verschmelzung verschiedener Culturelemente lagen ihm und seinen Zeitgenossen fern. Daß er durch die Aufnahme dieser Fremden das Wesen der Berliner umgestalten half, hätte er am wenigsten geahnt. Die schwerfälligen, geistig wenig beweglichen Märker wurden durch die leichtlebige, mitunter leichtsinnige, witzige, anmuthige, trotz aller scheinbaren Oberflächlichkeit stetige Art der Franzosen ebenso wie durch das nüchterne, verstandesscharfe, glaubenseifrige, allen Hindernissen zum Trotz auf ein praktisches oder ideales Ziel lossteuernde Wesen der Juden mannigfach geändert. Das Aneinanderreiben verschiedener, oft entgegengesetzter Eigenschaften hatte die wohlthätigsten Wirkungen. Das Nebeneinanderwohnen führte zur Vereinigung, die Betrachtung neuer Arten der Gottesverehrung, unbekannter Sitten, andersgestalteter Lebensführung erzog zur Duldung. Als die Erkenntniß von der Vereinbarkeit getrennter Elemente gewonnen war, trat eine wirkliche Vereinigung ein. Schon zu den Zeiten Friedrich Wilhelms I. gab die französische Colonie ihre völlige Abgeschlossenheit auf und ließ durch Verschwägerung Deutsche ein in ihre ursprünglich streng gehüteten Cirkel. In den letzten Jahren Friedrichs des Großen begannen schöne und reiche Jüdinnen, nachdem sie den Uebergang zum Christenthum vollzogen hatten, in die vornehmeren bürgerlichen, mehr noch in die adligen Kreise des Staates, besonders aber der Hauptstadt, ihren Einzug zu halten. Ein Jahrhundert, nachdem Franzosen und Juden als Fremde in Berlin aufgenommen worden waren, hatten sie

Berlin als wahre Heimath kennen gelernt und hatten dazu beigetragen, das Wesen der Stadt völlig umzugestalten. Die Aufnahme der Fremden hatte andere und größere Wirkung geübt, als die Veranstalter jener Maßregel geahnt hatten.

In Folge der harten Verfolgungen, welchen die Hugenotten in Frankreich ausgesetzt gewesen, waren manche Flüchtlinge nach Brandenburg gekommen.*) In Berlin hatten sich 1672 die ersten Ansiedler eingefunden. Sie constituirten sich alsbald zu einer Gemeinde, zuerst unter dem Prediger Fornerod, dann unter Abbadie. Die gottesdienstlichen Zusammenkünfte fanden ursprünglich in einem Zimmer des Marstallgebäudes, seit 1682 in der Schloßcapelle statt. Am 11. September 1684 erhielten die Aeltesten das Recht, ein Consistorium zu wählen. Der Hauptstrom der französischen Flüchtlinge ergoß sich nach Berlin erst, als am 18. October 1685 das Edict von Nantes aufgehoben wurde. Unmittelbar darauf nämlich am 29. October 1685 war von dem großen Kurfürsten ein großes Privileg erlassen worden, dessen Anfang folgendermaßen lautet:

„Wir Friedrich Wilhelm . . . Thun kund und geben männig-

*) Ueber Einwanderung und spätere Zustände der französischen Colonie vgl. das Hauptquellenwerk: Mémoires Pour Servir A L'Histoire Des Réfugiés François Dans Les États Du Roi. Par Messieurs Erman Et Reclam Tome I. (Vign.) A Berlin Chez Jean Jasperd, MDCCLXXXII. Imprimé chez G. F. Starcke. Vom 7. Bande Mémoires . . . Par Erman . . . Bd. VIII u. IX sind erschienen A Berlin, Chez Frederic Barbier MDCCXCIV u. 1799 (!) Der letzte Band mit dem Separattitel: Tableau Des Militaires Et Des Nobles Appartenans Aux Colonies Françoises Des Etats Du Roi Depuis L'Epoque Du Refuge. Jeder Band hat ein Titelkpf. von D. Chodowiecki inv. et sc. — Eine gute Zusammenstellung, freilich mit vielen überflüssigen Bildern, ist „Geschichte der französischen Colonie in Brandenburg-Preußen, unter besonderer Berücksichtigung der Berliner Gemeinde. Aus Veranlassung der zweihundertjährigen Jubelfeier am 29. Oct. 1885 im Auftrage des Consistoriums der Französischen Kirche zu Berlin und unter Mitwirkung des hierzu berufenen Comitees auf Grund amtlicher Quellen bearbeitet von Dr. Ed. Muret. Berlin. Druck von W. Büxenstein, 1885. 360 SS. in 4°. Die Colonieliste von 1688 ist von R. Beringuier 1888 herausgegeben worden.

lichen hiermit zu wissen, nachdem die harten Verfolgungen und rigoureusen proceduren, womit man eine Zeithero in dem Königreich Frankreich wider Unsere der Evangelisch-Reformirten Religion zugethane Glaubens-Genossen verfahren, viel Familien veranlasset, ihren Stab zu versetzen und aus selbigem Königreiche hinweg in andere Lande sich zu begeben, daß wir dannenher aus gerechtem Mitleiden welches wir mit solchen Unsern, wegen des heiligen Evangelii und dessen reiner Lehre angefochtenen und bedrengten Glaubens-Genossen billig haben müssen, bewogen werden, mittels dieses von uns eigenhändig unterschriebenen Edicts, denenselben eine sichere und freye retraite in alle unsere Lande und Provincien in Gnaden zu offeriren und ihnen dahineben Kund zu thun, was für Gerechtigkeiten, Freyheiten und Praerogativen Wir ihnen zu concediren gnädigst gesonnen seyen, und dadurch die große Noth und Trübsal, womit es dem Allerhöchsten nach seinem allein weisen unerforschlichen Rath gefallen, einen so ansehnlichen Theil seiner Kirche heimzusuchen, auf einige Weise zu subleviren und erträglicher zu machen."

Den Flüchtigen wurden die Wege angegeben, auf welchen sie nach Preußen gelangen konnten. Die Eingewanderten sollten all ihr Hab und Gut frei einführen dürfen; Häuser sollten ihnen eingeräumt, denen, die bauen wollten, Baumaterialien gewährt werden; Geldunterstützungen sollten denen zu Theil werden, die Fabriken anlegen, Landgeschenke denen, welche Ackerbau treiben wollten. Die Bürgerlichen sollten das Bürgerrecht und den unentgeltlichen Eintritt in die Zünfte, die Adligen volle Gleichstellung mit den heimischen Adligen haben. Freiheit des Gottesdienstes, Schlichtung der Streitigkeiten durch französische Schiedsrichter wurde ihnen bewilligt.

Die in Berlin unter Leitung des Marschalls von Grumbkow niedergesetzte Generalcommission hatte trotz einer auf die Bürger ausgeschriebenen Zwangscollecte einen schweren Stand, den mittellosen Flüchtlingen Unterkunft und Unterhalt zu verschaffen.

Viele hatten freilich Geld und Geldeswerth aus Frankreich gerettet, das sie in der neuen Heimath nutzbringend verwenden konnten. Aus den Hunderten, die vor der großen Einwanderung in Berlin gelebt hatten, waren im Jahre 1697: 4292 Seelen geworden, die sich bis 1703 auf 5689 vermehrten; im Jahre 1724 zählte man gar 8496. Aus einer im Jahre 1700 aufgenommenen Berufsstatistik ergibt sich, daß unter 458 selbstständig thätigen Männern — sehr Viele waren durch Alter und Krankheit gehindert, einem Berufe nachzugehen — 82 Kaufleute, 54 Beamte, 25 Aerzte, 52 Goldarbeiter, Juweliere, Steinschneider, 46 Friseure und Perückenmacher, 27 Gärtner, 18 Gastwirthe sich befanden. Die Prediger de Gaultier und Ancillon sorgten für die religiösen Bedürfnisse der Gemeinde, welche sich nunmehr in der Dorotheenstädtischen und der Domkirche auf dem Schloßplatz zu gottesdienstlichen Uebungen zusammenfand. Der Erstere hielt dem Schutzherrn eine Leichenrede im Namen der „angenommenen Familie" und dankte für die Aufnahme, welche die Flüchtlinge in dem sicheren Hafen der Brandenburgischen Staaten gefunden hatten. In dem prächtigen Leichenzuge des großen Kurfürsten figurirten auch viele „Refügirte", mit ihren langen Perücken, runden Hüten, weißen Bäffchen alle den Geistlichen ähnlich.

Die Berliner französische Colonie erhob sich bald zu Reichthum und Ansehen. Viele Mitglieder derselben erbauten Häuser, errichteten Krambuden auf dem Mühlendamm, Läden unter den Bogengängen der „neuen Stechbahn". Sie begründeten nach französischem Muster Gasthäuser, welche durch ihre Zierlichkeit den von Alters her wegen ihres Schmutzes berüchtigten deutschen entgegentraten und eine gesundere Kost als jene boten. Sie zeichneten sich durch Fabrikation von Wollstoffen, Tuchen, Zeugen aller Art, Handschuhen, Hüten aus, sie erwarben sich Verdienste in den verschiedenen Zweigen der Metallindustrie, sie führten die gewirkten Tapeten, Gobelins, sowie allerlei zur feineren Toilette dienenden Gegenstände in Berlin ein.

König Friedrich hatte die Sorge für die Emigranten als Vermächtniß seines Vaters übernommen. Er suchte die Streitigkeiten, welche über den Vorrang der Prediger, über Administration des Kirchenwesens ausgebrochen waren, friedlich zu schlichten. Er errichtete 1694 für sämmtliche französischen Gemeinden Preußens in Berlin ein aus drei geistlichen und vier weltlichen Räthen bestehendes Oberconsistorium zur Leitung der geistlichen Angelegenheiten. Die Colonisten erhielten besondere französische Rechte. Ein eigenes Kirchengebäude, der jetzt noch sogenannte französische Dom auf dem Gensdarmenmarkt wurde 1705 erbaut, nachdem schon 1701 die Hälfte des ehemaligen Werderschen Stallgebäudes den Franzosen zum Gottesdienst eingeräumt worden war, — die andere Hälfte blieb der deutsch-reformirten Gemeinde reservirt. Der ganze Bau hatte 13,006 Thlr. 17 gr. 7 pf. gekostet. Die nöthigen Summen waren durch Geschenke zusammengebracht worden, bei denen der König mit gutem Beispiel vorangegangen war, theils durch Sammlungen, die man in Deutschland und im Auslande veranstaltet hatte. Der Baugrund, 568 Quadratruthen, war ursprünglich mit 71 Thalern, d. h. die Ruthe für 3 gr., bezahlt worden; 1702 erlegte man diese Summe noch einmal, um Streitigkeiten zu vermeiden.*)

Auch die Bildung der Jugend war schon von dem großen Kurfürsten ins Auge gefaßt worden.**) Nachdem aber eine 1684 begründete „französische Akademie" sehr geringe Erfolge gehabt hatte, wurde 1689 das noch heute bestehende französische Gymnasium begründet. Ursprünglich zum Unterricht in Religion,

---

*) Diese Einzelheiten — sehr lehrreich, wenn man bedenkt, daß der Grund und Boden jetzt ebensoviel Tausende von Thalern werth ist, wie damals Groschen bezahlt wurden — sind folgender anonym erschienenen Schrift entnommen: Mémoire historique pour le Jubilé séculaire de la dédicace du temple de la Fredericstadt célébré le 24 Mars 1805.

**) Vgl. G. Schulze, Bericht über das Königl. Franz. Gymnasium in den Jahren 1689—1889, Berlin 1890, wo die weitere Literatur verzeichnet ist.

Latein, Philosophie, Mathematik bestimmt, dem bald das Griechische hinzugefügt wurde, auf drei Classen, jede mit zweijährigem Cursus angelegt, anfänglich schwankend zwischen Collège und Universität, in den ersten Jahren selbst eines angestellten Leiters entbehrend, entwickelte es sich bald zu einem deutschen Gymnasium, das sich im Wesentlichen nur durch seine französische Unterrichtssprache von den Schwesteranstalten unterschied. Manche Bestimmungen des wahrscheinlich 1690 erlassenen ersten Schulstatuts muthen den heutigen Leser seltsam an, so die, daß die Schüler innerhalb des Gymnasiums nur lateinisch sprechen durften, ferner das ausdrückliche Verbot des Waffentragens und die Anordnung, daß die Schüler nur auf besondere Erlaubniß im Sommer schwimmen, im Winter das Eis betreten durften. Der Unterricht wurde durch zwei vom Consistorium abgeordnete Inspectoren beaufsichtigt. 1695 wurde die Anstalt von 43 Schülern besucht. Einer derselben recitirte bei der öffentlichen Prüfung ein von ihm verfaßtes französisches Gedicht über den Kaffee. Der berühmteste Lehrer der ersten Periode war Chauvin, ein Philosoph, der aber den Hoffnungen nicht entsprach, die man auf ihn gebaut hatte, vielmehr durch uncollegialisches Verhalten die Wirksamkeit der Anstalt erschwerte. Im Jahre 1701 wurde, durch freundliches Entgegenkommen des Königs, ein Haus in der Niederlagstraße erworben. Ein neues Statut, im Jahre 1703 erlassen, behielt während des ganzen 18. Jahrhunderts Bestand. Durch dasselbe wurden sieben Inspectoren mit großer Gewalt als die eigentlichen Regenten der Schule ernannt. Der damals entworfene Unterrichtsplan beschränkte sich, außer der nothwendigen Rücksichtnahme auf Schreiben, Rechnen, Religion, im Wesentlichen auf Lateinisch und Griechisch. In der ersteren Sprache stieg man bis Cicero und Horaz, in der letzteren bis Homer und Isokrates auf. Merkwürdigerweise, im Gegensatz zu modernen Zuständen, wurden die Colloquia des Erasmus mit zur Lectüre bestimmt. Auf Rhetorik wurde besonderer Werth gelegt. Die häuslichen Arbeiten waren verhältnißmäßig

groß: faſt für jede Claſſe war täglich ein lateiniſches Exercitium beſtimmt.

Nicht auf Gelehrſamkeit wurde bei der Erziehung der franzöſiſchen Jugend der Hauptnachdruck gelegt. Trotzdem entwickelte ſich in der Colonie ſchon frühzeitig ein literariſches Leben. Zeugniß dafür legt eine literariſch-kritiſche Zeitſchrift ab, die gewiß die erſte derartige iſt, die in Berlin gedruckt wurde.*) Mochte dieſelbe auch hauptſächlich Auszüge aus neuerſchienenen Büchern enthalten und ſich meiſt als Ableger der Pariſer gelehrten Zeitſchrift zeigen, ſo bekundete ſie doch das lebhafte Bedürfniß der Flüchtlinge, mit der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit der Heimath vertraut zu bleiben.

Unter den Gelehrten der franzöſiſchen Colonie ragten neben den verſchiedenen Mitgliedern der Familie Ancillon, die als Lehrer, Prediger und Richter thätig waren, beſonders drei hervor: Abbadie, Lenfant und Beauſobre.

Jacques Abbadie wurde durch ſein Werk über die Wahrheit der chriſtlichen Religion hochberühmt. Wer über denſelben Gegenſtand ſchreiben wollte, mußte, ſo meinte Montfaucon, bei ihm, Grotius oder Pascal**) in die Schule gehen. Frau von Sévigné erklärte es für das vortrefflichſte aller Bücher, und der Herzog von Montauſier bedauerte, daß ein ſolcher Mann nicht mehr Frankreich, ſondern Preußen angehörte.

Jacques Lenfant (1661—1728) war als Lehrer und Prediger tüchtig, ein eifriger Hiſtoriker, der ſich durch ſeine aus den Quellen geſchöpften Darſtellungen der großen Kirchenverſammlungen des 15. Jahrhunderts Ruhm erwarb. Den Kirchenhelden jener Zeit, die gegen Papſtthum und Verderben der Chriſtenheit geſtritten, ahmte er in ſeinen heftigen Kämpfen

*) Nouveau journal des savants dressé à Berlin 1696—1698 herausgegeben von Etienne Chauvin.

**) Montfaucons Brief bei E. de Broglie, Mabillon, Paris 1888, II, 276. Vgl. ferner auch für das Folgende Muret S. 54. Ranke I, 452; A. d. Biogr. II, 194.

gegen die Jesuiten nach. Aber er wußte, daß die Stärkung der Getreuen höher stand, als das Niederschlagen der Gegner. Darum unternahm er mit Beausobre eine französische Uebersetzung des Neuen Testaments (zuerst 1718 erschienen), die allgemeine Anerkennung, weit über Wohnort und Heimath der Uebersetzer, fand. Sie, die Heimathlosen schufen in diesem Werke ein geistiges Band, das sie mit dem Boden verknüpfte, aus dem sie stammten.

Der bedeutendste unter den Theologen war Lenfants Mitarbeiter an der französischen Bibelübersetzung Isaac Beausobre (1659—1738, in Berlin seit 1695). Als Beausobre starb (1738), schrieb Friedrich der Große an Voltaire: „Er war ein wackerer, biederer Mann, von großem, feingebildetem Geist, ein großer Redner, sehr bewandert in der Kirchengeschichte und Literatur, ein unversöhnlicher Feind der Jesuiten, der beste Stilist in Berlin, ein Mann voll Feuer und Leben, welches selbst durch seine 80 Jahre nicht erkaltete.“*) Er machte die größten Anstrengungen, den Reformirten die Rückkehr nach Frankreich zu ermöglichen, widmete sich aber mit Eifer den Interessen seiner preußischen, besonders Berliner Volks- und Glaubensgenossen. Um ihnen treu zu bleiben lehnte er mehrere an ihn ergangene Berufungen nach auswärts ab. Auch er erlangte durch seine geschichtlichen Werke, vor Allem seine kritische Geschichte der Manichäer großen Ruhm. Größeren verdient er durch seinen merkwürdig freien Standpunkt, durch den er gerade Friedrich dem Großen sympathisch werden mußte. Denn von ihm rührt das Wort her: „Ich kenne kein größeres Gut als die Freiheit im Denken, keine angenehmere Beschäftigung als das Suchen nach Wahrheit, kein größeres Vergnügen als sie zu finden und sie auszusprechen.“ Ein solcher Mann war werth, Genosse und Berather einer Fürstin wie Sophie Charlotte zu sein.

*) Uebersetzung nach Muret S. 66.

Juden lebten seit 1671 wieder, nach fast hundertjähriger Pause in Berlin. Auch ihnen hatte, wie den Franzosen, der große Kurfürst in den brandenburgischen Landen ein Asyl gewährt. Aber den ihres Glaubens halber aus Oesterreich vertriebenen Juden wurde nicht in weitherziger Art die Residenz geöffnet, um dort in unbeschränkter Anzahl Zeit ihres Lebens zu wohnen; vielmehr wurde auf zwanzig Jahre eine sehr kleine Anzahl unter allerlei den Handel beschränkenden Bedingungen und unter verschiedenen pekuniären Lasten privilegirt. Die Aufgenommenen erhielten nur persönlich gültige Schutzbriefe; das Recht der Aufnahme („Ansetzung") des ersten Kindes wurde erst 1680 gewährt; die Nichtprivilegirten („Unvergleiteten") wurden mit aller Strenge aus der Stadt verwiesen. Die Eingewanderten wohnten zumeist in der Jüdenstraße und in den Judenhöfen. Ihre Beschäftigung war zumeist der Kleinhandel, Pfandnehmen und Geldleihen; außerdem fand die Steinschneider- (Petschierstecher-) Kunst frühzeitig Aufnahme bei ihnen. Schon in der ersten Zeit wird, außer den Judenschlächtern, deren man zur Ausübung der Ceremonialvorschriften nöthig bedurfte, ein jüdischer Zahnarzt, ein Arzt, ein Barbier, selbst eine Sängerin erwähnt, die an den Hof befohlen wurde. Ein Rabbiner ordnete die religiösen Angelegenheiten der Juden; eine der ersten Sorgen der Ansiedler war die Anlage eines Friedhofes (in der jetzigen Großen Hamburgerstraße) gewesen.

Als die in den ersten Schutzbriefen bewilligten zwanzig Jahre um waren, wurde den in Berlin ansässigen Juden ein weiteres nicht auf eine bestimmte Zeit beschränktes Privilegium ertheilt. Dies geschah, trotz mancher gegen die Juden von Behörden, Kaufleuten, Theologen geltend gemachten geschäftlichen und religiösen Gründe. Dagegen wurde das dem Kurfürsten zustehende Recht der Vertreibung der Juden ausdrücklich hervorgehoben. Die Zahl der in Berlin ansässigen Juden hatte sich auf 1000 Seelen erhöht; da eine weitere Vermehrung unerwünscht schien, so sollten keine weiteren Schutzbriefe aus-

gegeben werden, bis die Zahl wieder auf die ursprünglich geduldeten fünfzig Familien zurückgegangen wäre. Der Leibzoll wurde wieder eingeführt, ein bestimmter Procentsatz für die zu nehmenden Zinsen normirt, die Hausirer werden streng bewacht, ein Verbot erlassen, Häuser zu erwerben.

Schon zur Regierungszeit Friedrichs gab es einige, die besondere Vorrechte genossen. Unter den Hofjuden, welchen solche zu Theil wurden, war Jobst Liebmann der Hervorragendste. Durch seine Verheirathung mit der Wittwe seines Vorgängers Israel Aaron rückte er auch in dessen amtliche Stellung ein. Aber gewiß nur seiner geschäftlichen Tüchtigkeit, nicht der Schönheit seiner Frau, von deren Einfluß auf den König man viel gefabelt hat, verdankte er seinen hohen aber viel beneideten Rang. Er war Juwelenlieferant für das kurfürstlich-königliche Haus und die höheren Staatsbeamten. Wie groß der Umfang seiner Geschäfte war, geht daraus hervor, daß er 1691 eine Abschlagszahlung von 20,000 Thlrn., seine Wittwe 1705 eine Schuld von 50,000 Thlrn. bezahlt erhielt. Er war von Leibzoll frei, bekam das Recht christlicher Kaufleute, daß seine Handelsbücher als beweiskräftig betrachtet wurden, stand nicht unter der Judencommission, sondern direct unter dem Kammergericht und hatte allein die Erlaubniß, eine Synagoge zu halten. Solcher Bevorzugung wegen wurde er von den Christen gehaßt und von den Juden beneidet. Gegen ihn und seinesgleichen, z. B. den Hofjuden des Kronprinzen, Marcus Magnus, wurden Anklagen erhoben und böse Spottverse gedichtet. Auf den Letztgenannten hat sich ein jedenfalls aus den Kreisen seiner Glaubensgenossen stammendes längeres Gedicht in sehr schlechten Versen erhalten, das seine Vorberliner und seine Berliner Zeit gehässig darstellt, ihn verschiedener Vergehen bezichtigt und ihm ein schlimmes Ende vorherverkündigt.

Es wäre den Juden nützlicher gewesen, in ihren Reihen Eintracht zu halten, denn von außen drohte ihnen Gefahr. Außer der Neigung der Regierenden, den Geduldeten die wenigen

Rechte zu beschränken oder zu rauben, war die Bekehrungslust der christlichen Theologen und der fanatische Eifer einzelner Convertiten geschäftig den Juden zu schaden. Spener empfahl die Judenbekehrung aufs Entschiedenste, rieth aber, seinem milden Wesen entsprechend, auch hier zur Milde, verlangte von der Regierung höchstens Unterstützung, keinen Befehl und wünschte die Vermeidung jedes Zwanges. Andere gingen weiter. J. A. Eisenmenger häufte in seinem umfangreichen Werke „Das entdeckte Judenthum" aus jüdischen und antijüdischen Schriften vergangener Jahrhunderte ein gewaltiges Bollwerk von Anklagen gegen die Juden zusammen. Auf des Königs Antrieb, der sich vergeblich bemüht hatte, das auf Befehl des Kaisers confiscirte Buch freizumachen, wurde es in Berlin neugedruckt.*) Getaufte Juden erwirkten Verbot und Unterdrückung christenfeindlicher Schriften; Andere veranlaßten das Verbot der bei dem Gebete Alenu angeblich gebrauchten christenfeindlichen Worte und Gebärden.

Am schärfsten trat gegen die Juden der Herausgeber der ersten Berliner Monatsschrift auf (vgl. unten Kap. 4). Er nannte die in Deutschland, also auch die in Berlin lebenden Juden, „ein liederlich Gesindlein, die derjenigen Indulgenz bei weitem nicht würdig sind, die ihnen ihre Patronen, so sie mit

*) Dieser Abschnitt über die Juden, sowie die übrigen dieses Werkes, welche einen ähnlichen Inhalt haben, sind auf Grund meines Werkes: Geschichte der Juden in Berlin, 2 Bände, Berlin 1871, bearbeitet. Dort sind die handschriftlichen und gedruckten Quellen genannt, die daher hier nicht mehr im Einzelnen aufgezählt werden. Dazu kommen einige neuerdings von mir in der „Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deutschland", 5 Bände, Braunschweig 1886—1891 veröffentlichten Studien: III. S. 185—233. „Vor hundert Jahren", IV. S. 29—65. Kleine Beiträge zur Geschichte der Juden in Berlin, 1700—1817. Aus Berliner Zeitungen, Zeitschriften und Brochüren 1741—1830, das. S. 283 bis 286: Berliner Börsenordnungen, 289—360: Für das Literarische sind die das. I. 377—382, II. 201—203, III. 84—86, 262—274 von M. Steinschneider beigebrachten Mittheilungen über die hebräischen Drucke in Berlin benutzt.

Geld gewinnen, zu Wege bringen. Es ist ein Abschaum derjenigen Juden, welche in Asia und Africa wohnen." Unter den Vorschlägen, die er machte, um die Juden zu bekehren, befanden sich die, daß man die Juden anhalten müsse, den Sonntag durch zweimaligen Besuch ihrer Synagoge zu feiern, wobei sie durch Missionäre auf Grund christlicher und kabbalistischer Schriften über den Messias zu belehren seien. Er beantragte, die Widerspenstigen mit Geld- oder Leibesstrafe zu belegen. Er war ferner nicht abgeneigt, den Juden ihre Kinder wegnehmen und dieselben von ihrer Geburt an christlich erziehen zu lassen. Folgten die Regierenden auch nicht diesen Vorschlägen, so wachten sie doch eifrig darüber, daß der herrschenden Religion kein Abbruch geschah.

Jede Entheiligung des Sonntags und der Feiertage wurde schwer gestraft. Der Umstand, daß 1708, als das Purimfest in die Charwoche fiel, das Purimspiel trotz der kirchlich gebotenen Fastenzeit aufgeführt wurde, gab Veranlassung zu einem allgemeinen Verbot dieser Spiele.

Diese Spiele selbst sind nicht bekannt. Vermuthlich in jüdisch-deutscher Sprache geschrieben, werden sie gewiß keinen höheren Standpunkt eingenommen haben, als die damalige dramatische Literatur überhaupt. Ein wirkliches geistiges Leben konnte sich bei dem niedrigen Bildungsgrade der Juden und den Bedrückungen, die sie zu erdulden hatten, in jener Zeit nicht entwickeln. Zwar wurden hebräische Bücher in Berlin gedruckt, seitdem Jablonski 1697 eine hebräische Druckerei errichtet hatte und durch jüdische Factoren verwalten ließ und noch mehr als seit 1708 ein selbständiger jüdischer Drucker und Verleger seines Amtes waltete. Theile der Bibel, mit und ohne Commentar, Gebetbücher, ethische Schriften, Mischnah-Ausgaben, eine jüdisch-deutsche Bearbeitung eines alten deutschen Volksbuches wurden edirt. Der Geist der damaligen jüdisch-literarischen Bewegung: kabbalistisch-mystischer Unsinn und sabbatianische, von den Anhängern des s. g. Messias Sabbatai Zevi

verbreitete Schwärmerei spiegelte sich auch in den zu Berlin erschienenen Schriften wider. Wenn Simon Wolff Brandes vermittelst Zahlenspielerei aus einem Bibelvers die Verkündigung herausbrachte, daß Friedrich 1701 zu Königsberg in Preußen gekrönt werden würde, so wurde er durch Jablonski übertrumpft, der auf gleichem Wege aus der Ueberschrift eines Psalmes die Namen des früheren Kurfürsten, die Regierungszeit der hohenzollernschen Linie, das Alter des Kurfürsten-Königs und die Jahre seiner Regierung entnahm. Ein kabbalistisches Buch wurde von dem Berliner Rabbiner approbirt und, nach der blumenreichen Art des hebräischen Stils als „süß und angenehm, wie vom Sinai herabgeflossen" bezeichnet; in einem andern wurde, zum Entsetzen der Gläubigen, die Dreiheit des göttlichen Wesens behauptet. Es waren recht armselige Gesellen, welche die Literatur vertraten, wie Aaron ben Samuel. Er hatte „den Polnischen Branntwein und das Weizenbier" in Berlin eingeführt, wie er sich in einem langen deutschen an den Kurfürsten gerichteten Gedichte rühmt, hoffentlich wußte der arme alte Mann, der sich selbst also characterisirt, „denn ich habe nicht viel Verstand, nur ein wenig in Judenbüchern bekannt," in seiner Fabrikation besser Bescheid als in deutschen Versen. So oft sich Gelegenheit bot, wurde in diesen Schriften der Herrscher des Landes verehrungsvoll gepriesen.

Das größte Lob wurde ihm zu Theil, als 1714 die neue Synagoge in Gegenwart des Königspaares in der Heidereutergasse eingeweiht wurde. Sie wurde zur einzigen Synagoge der Berliner Gemeinde erhoben, während vorher vier Privatsynagogen zu Andachtsübungen gestattet gewesen waren. Die Zeitgenossen rühmten die Pracht des neuen Gebäudes, welches dem der portugiesischen Juden in Amsterdam an Schönheit nichts nachgebe. Der König hatte eine schöne seidene Decke zum Vorhang geschenkt, die gebührend angestaunt wurde. In ihren heiligen Räumen, in denen keine Musik ertönte — die Judenschaft hatte gelegentlich vorgestellt, „daß sie dergleichen

Muſik in ihrer Synagoge nicht gebrauche“ — durften ſie ihren Gott loben und den König preiſen. Rührend klingt, wenn auch wie ein ſeltſamer Ton aus längſtvergeſſenen Tagen ein Segensſpruch, wie der folgende (1710 an einem Buß- und Bettag geſprochene): „Gott, der ſeinen Engel geſandt hat, zu zerſchlagen das Heer der Aſſyrer, da der König Hiskias lag auf ſeinem Bette, der ſei auch mit Sr. Königl. Majeſtät, wo Sie liegen, ſtehen oder wandeln; Gott, der da machet Bahn und Weg im großen Meer, der wolle des Königs Regierung verlängern; Gott, der da gibt Weg und Steg in die Tiefe des Waſſers, wolle dem König verleihen einen gnädigen und ſanften Geiſt; auf ſeine Feinde ſoll er ſchallen und ſchreien; ewig hoffen wir zu Gott, daß Juda und Iſrael in ſeinen und unſeren Tagen ſolle geholfen werden.“

Viertes Kapitel.

Entwickelung der Wiſſenſchaft.

Durch die wenigen Notizen, welche bisher über die Arbeiten einzelner Theologen gegeben wurden, iſt das wiſſenſchaftliche Leben Berlins nicht genügend geſchildert.

Dieſes iſt aufs Engſte mit dem Namen von G. W. Leibniz verknüpft.*) Nicht zum erſten Male begegnet uns Leibniz' Name. Als Freund der Sophie Charlotte, als dichteriſcher Verherrlicher einzelner Ereigniſſe des königlichen Hauſes, als religiöſer Friedensſtifter trat er vor uns auf. Er iſt der berühmteſte Gelehrte und Schriftſteller, der in Berlins Geiſtesgeſchichte bisher vorkam und an Univerſalität des Geiſtes wird er kaum von einem derjenigen erreicht, geſchweige denn übertroffen, welche nach ihm kamen. Will man, um den Modernen, die

*) Für Leibniz vgl. Prantl, in der A. d. B. XVIII, 173—209 und die dort angegebene Literatur. Außer dieſem Artikel ſind beſonders benutzt: Leibniz' Werke ed. Onno Klopp 1. Reihe, Bd. 8, 9, 10 (Briefwechſel). — Zur allgemeinen Charakteriſtik Kuno Fiſcher: Leibniz (3. Aufl. Heidelberg 1890). Für das Philoſophiſche vgl. Julian Schmidt, Geſch. d. dtſch. Lit. Berlin 1886 Bd. I. beſ. S. 79 ff. Brauchbare Auszüge: Fr. Kirchner, G. W. Leibniz. Sein Leben und Denken, Cöthen 1876. — J. Th. Merz, L., Heidelberg 1876. Für die Theodicee die deutſche Ausgabe von R. Habs, 2 Bände. Leipzig, Reclam. Für das Hiſtoriſche: Wegele, Geſch. d. dtſch. Geſchichtſchreibg., München 1887; für das Politiſche. H. Breßlau, Ztſchr. f. preuß. Geſchichte 1870, S. 317—348; für das Deutſche: L.'s deutſche Schriften hgg. v. Guhrauer, 2 Bde., Berl. 1838 u. 1840, Nachträge von Grotefend, Hannover 1846, Hoffmann v. Fallersleben, Weim. Jahrb. III, 80 ff. — M. Haupt, Opuscula, Leipz. 1876. (3 Aufſätze); A. Schmarſow, Leibniz und Schottelius, Straßburg 1877.

von seiner Bedeutung nichts wissen, sein Wesen näher zu führen, unter den Späteren Namen nennen, die dem seinigen an Bedeutung verwandt waren, so könnte man Voltaire, Schleiermacher, A. v. Humboldt wählen. Aber keiner derselben, so hochwichtig ein jeder ist, bedeutet für Berlin dasselbe, wie er. Voltaire nicht, theils weil er zu sehr Anreger und Anempfinder war, um selbständig Neues zu schaffen, theils weil er Berlins Cultur in Bahnen leitete, die, da sie seinem ursprünglichen Wesen fremd waren, eher zum Unwesen als zum Segen gediehen. Schleiermacher nicht, weil er bei aller Vielseitigkeit seiner Studien und trotz der Großheit seines Charakters in erster Linie Theologe war, ferner in der Zeit so großen Trübsals lebte, daß er ebensowenig zur vollen Entfaltung seiner Kräfte wie zur gewünschten Einwirkung auf Zeit und Umgebung gelangte. Endlich A. v. Humboldt, in seinem ganzen Wesen wohl der Leibniz am nächsten stehende, deswegen nicht, weil der Hof, auf den er in erster Linie Einwirkung hatte, zu seiner Zeit nicht mehr das bedeutete, was er zu Leibniz' Zeiten war und auch deswegen nicht, weil er bei seinem großartigen Wirken, das irgendwie zu schmälern Verbrechen wäre, zuviel Vorbereitetes vorfand, um als erster Anreger, als Schöpfer zu gelten.

Durch Leibniz' bekam das wissenschaftliche Leben Berlins einen neuen Schwung. Gelehrte hatte es in Berlin auch vor ihm gegeben; den encyclopädischen Charakter, einen gewissen großen Zug erhielt das gelehrte Treiben erst durch ihn. Dies Wesen mit ein paar Strichen zu zeichnen, nicht etwa eine ausführliche Geschichte und Würdigung des unvergleichlichen Mannes zu geben, ist unsere Aufgabe.

Gottfried Wilhelm Leibniz (1646—1716), seit 1676 in Hannover, trat seit 1694 mit dem Berliner Hofe in Verbindung, weilte häufig in Berlin und übte, namentlich so lange Sophie Charlotte lebte, auf geistigem und politischem Gebiete großen Einfluß aus. Nur ging es ihm in Berlin, wie in seinem ganzen Leben: die anfängliche Beachtung verwandelte sich in

Nichtachtung. Er, der während seines Lebens von den größten Gelehrten bewundert, von den Vornehmen geehrt worden war, wurde, nach den Worten eines Zeitgenossen, „wie ein Straßenräuber" begraben, ohne Assistenz eines Geistlichen oder irgend eines höhern Beamten; auch in Berlin, wo sein Wort Alles gegolten hatte, erscholl kein Wort zu seinem Gedächtniß.

Seine Vielseitigkeit war eine gradezu wunderbare. Er gehörte allen Fakultäten an. Er war practischer Jurist, theoretischer Theologe und beherrschte gleichmäßig die beiden Zweige der philosophischen Fakultät: die philologisch-historische wie die naturwissenschaftliche. Er kannte die alten und modernen Sprachen, schrieb lateinisch und französisch mit gleicher Gewandtheit und hatte einmal die Absicht, einige spätclassische Schriftsteller zu ediren. Daneben stellte er ein Alphabet der menschlichen Gedanken zusammen, construirte zu verschiedenen Malen Rechenmaschinen, förderte durch merkwürdige Erfindungen die Optik, Nautik, Hydrostatik und begründete die Integralrechnung. Er war ein unermüdlicher Sucher und glücklicher Finder. Bei seinem allseitigen Interesse mußte es vorkommen, daß er sich mit Gedanken Anderer begegnete, bewußt oder unbewußt Fremdes zum Weiterbau benutzte oder als Eigenes ausgab. Aber viel häufiger war es, daß er aus dem unendlichen eigenen Gedankenvorrath Anderen Stoff überließ, weite Gebiete andeutete, wie das der vergleichenden Sprachforschung, Entdeckungen ahnte oder ahnen ließ, wie die des Aneroidbarometers, die erst Jahrhunderte nach ihm bekannt, gleichsam neu erfunden wurden.

Aus der Fülle dieses Wissens und dieses Interessengebietes heraus regte Leibniz die Zeitgenossen mächtig an. Fast in jeder Sonderprovinz seines mächtigen Geistesreichs fand er auch in Berlin Anhänger und Nachahmer. Am meisten aber wirkte er als Philosoph, Historiker, Politiker und deutscher Schriftsteller.

Wenn man jetzt von Leibniz spricht, denkt man in erster Linie an den Philosophen. Ein bestimmtes philosophisches

Syſtem ſtellte er niemals auf. Zwei Ausdrücke ſind mit ſeinem Namen aufs engſte verknüpft: präſtabilirte Harmonie und Monaden. Jene bedeutet zunächſt die Uebereinſtimmung zwiſchen Gedanken und Wirklichkeit, im Beſondern das Zuſammentreffen von Gottes Willen beim Schöpfungswerke und ſeiner Ausführung. Die alſo nach gleichmäßigem göttlichen Rathſchluß gewollte und geſchaffene Welt iſt für den Menſchen die beſte. Dieſe, die Monaden, ſind die unvergänglichen Einheiten, Kräfte, die Elemente des Lebens, die nur der innern Vervollkommnung bis zu einem gewiſſen Grade fähig ſind und ſich zu den Seelen der Menſchen und auch der Thiere entwickeln. Das Streben der Monade beſteht in allmäligem Fortſchreiten in ſittlicher und geiſtiger Beziehung. Ein Aufſteigen zum höchſten geiſtigen und ſittlichen Fortſchritt, zur Gottähnlichkeit, iſt dem Menſchen ebenſowenig möglich, als ein Herniederſinken zur Verrohung, jenes nicht, aus dem Begriffe der menſchlichen Endlichkeit, dieſes nicht, weil ein radikales Böſe nicht exiſtirt.

Unter Leibniz' philoſophiſchen Schriften iſt in unſerm Zuſammenhang die Theodicee, mag ſie auch nicht das hervorragendſte Werk des Philoſophen ſein, die wichtigſte, weil ſie die Summe der Geſpräche zieht, die Leibniz mit Sophie Charlotte gehalten. Es iſt ein Buch, von dem Fontenelle ſagte: „Die Theodicee allein reicht hin, um ein Bild von Leibniz zu geben: es finden ſich darin eine ungeheure Beleſenheit, merkwürdige Anekdoten über Bücher und Menſchen, viel Billigkeit und ſogar Gewogenheit für alle Autoren, die er citirt, mag er ſie auch bekämpfen, erhabene und lichtvolle Blicke ins Weite, Begründungen, deren Tiefe den mathematiſch geſchulten Geiſt erkennen läßt und eine Schreibweiſe, in welcher die Kraft vorherrſcht, die aber auch die Annehmlichkeiten nicht ausſchließt, welche eine reiche Phantaſie zu bieten vermag."

Die Theodicee iſt eine Bekämpfung von P. Bayles Skepticismus. Deſſen Hauptgedanke, der ſpäter von der Berliner Aufklärung wieder aufgenommen wurde, daß Moral mit Religion

nichts zu thun habe, fand in Leibniz seinen entschiedenen Gegner. Er glaubte und suchte seinen Glauben in dem angeführten Buche zu erweisen, daß die Religion die Sittlichkeit begründe oder zum Wenigsten den Gläubigen auch in Unglück und Leiden sittlichen Halt gewähre. Da Religion aber mit dem Glauben an das Dasein Gottes aufs Engste verbunden ist, so suchte Leibniz die Lehre von der Existenz Gottes mit aller Kraft zu erweisen und das, was die Bibel von Gottes Offenbarungen und Thaten verkündet, mit den Forderungen der Vernunft gewaltsam in Einklang zu bringen. Er bemühte sich, die Vollkommenheit Gottes mit aller Entschiedenheit darzuthun. Er lehrte, daß diese Vollkommenheit Gottes sich besonders auch in der Gestaltung der Welt bekunde, die in Folge seiner Güte und Weisheit so sei, daß sie sich durchaus für den Menschen eigne. Sie konnte nicht frei von Uebeln sein, da das Fehlen des Uebels den logischen Gesetzen widerstreiten würde, aber sie enthalte nur solche Uebel, die einem hohen Zwecke dienen. Dem Menschen aber sei Freiheit der Ueberlegung und der Wahl gegeben, eine Freiheit zwar, die, da sie immer den stärksten Motiven folge, Gott vorher bekannt sei.

Leibnizens heiterer Natur entsprach ein starker Optimismus. Unberührt durch eigene Leiden, unerschüttert durch zahlreiche und heftige Widerlegungen, half er dem Philosophen durch ein schicksalvolles Leben. Der kräftigen Generation, die mit ihm lebte und auf ihn folgte, war er ein mächtiger und trostreicher Führer.

Leibniz war Historiker. Auch in diesem Theil seiner wissenschaftlichen Thätigkeit bewährte er den weitaussehenden Blick und den praktischen Sinn, der ihm in allen Dingen eigen war. Geschichte sollte ihm nicht bloß nutzbar werden zur Erkenntniß der Gegenwart, sondern gradewegs dazu dienen, gewisse rechtliche Ansprüche geschichtlich zu begründen. Er begnügte sich nicht mit dem bloßen Chronikenschreiben, worin die Genossen seiner Zeit meist ihre Befriedigung fanden, sondern suchte der Geschichte

der vergangenen Zeit ihre wahren Grundlagen zu verschaffen. Das that er durch Sammlung von Urkunden, die er als lauterste Quellen zur Erkenntniß vergangener Zustände ansah, und entsprechend ihrem hohen Werth, mit sorgfältig critischer Behandlung der Texte herausgab. Denn echte Zeugnisse, die wie Edelsteine, ihrem Werthe nach schön gefaßt waren, galten ihm als die wahrsten und eigentlichen Stützen geschichtlicher Kenntniß. „Ich habe gelernt", so lautet einer seiner Sätze, „daß man sich in der Mathematik auf den Scharfsinn, in der Naturwissenschaft auf Experimente, bei den göttlichen und menschlichen Gesetzen auf die Autorität, in der Geschichte aber auf Zeugnisse stützen muß." Neben den Urkunden vernachlässigte er die Geschichtsschreiber nicht, ließ sich vielmehr auch ihre Sammlung angelegen sein. Dem historischen Reichscollegium, das anderthalb Jahrhunderte vor den Monumenta Germaniae den gewaltigen Quellenstoff deutscher Geschichte zusammenbringen und ordnen sollte, stand er nicht fern. Doch mit Sammlung und Edition ging bei ihm stets die Benutzung Hand in Hand. Denn er war kein Kärrner, der erst zu thun bekam, wenn die Könige bauten, sondern ein Bauherr, der Königen gleich zu Werke ging. Was hat er nicht Alles an Darstellungen selbst unternommen und angeregt!

Als Geschichtsschreiber zeigte Leibniz, wie in allen Disciplinen, die er betrieb, die wunderbare Vielseitigkeit seines Wesens und die Weite seines Blickes. Forschend, praktisch, politisch, künstlerisch thätig, — letzteres als Darsteller — vergaß er nicht und ließ auch hier nicht vergessen, daß er Philosoph war. Er sprach zuerst, wie Wegele gesagt hat, das Gesetz der geschichtlichen Entwickelung und der geschichtlichen Continuität in Deutschland aus. Er glaubte an einen steten Fortschritt der Menschheit und suchte diesen Glauben auch Anderen beizubringen. Jede seiner kleinen Arbeiten hatte ein großes wissenschaftliches und moralisches Ziel. Er war durchdrungen von dem Werthe dessen, was er erstrebte. Er hoffte auf den Sieg

seiner Anschauungen, nicht weil er eine Befriedigung seines Ehrgeizes verlangte, sondern weil er mit diesem Siege das Glück der Welt verknüpft glaubte.

Eigenartig genug erscheint er als Politiker. Die Vielseitigkeit seiner Interessen, die Weite seiner Anschauungen erzeugte in ihm einen gewissen Cosmopolitismus. Das praktische Streben, das tief in seiner Natur begründet war, hinderte ihn an der Aufstellung und der stetigen Verfolgung idealer Forderungen. Dazu kam die Lust, eine politische Rolle zu spielen, die ihn gelegentlich, ohne Wandlung der innern Ueberzeugung von einer Seite zur andern trieb. Daher darf es nicht Wunder nehmen, daß er, der oft so eifrig brandenburgische Interessen verfocht, 1671 den Vorschlag that, in Deutschland den Frieden herzustellen, um dem „allerchristlichsten König" Gelegenheit zu bieten, „die Unverschämtheit Brandenburgs zu strafen" und zugleich seinen in Deutschland fast verlorenen Einfluß wiederherzustellen. Solch undeutschem Plane traten dann durchaus patriotische entgegen, wie etwa die Begründung eines Rheinbundes für Südwestdeutschland gegen Frankreich. Derartige Einzelpläne jedoch, die es mit der Gestaltung der Geschicke des Vaterlandes zu thun hatten, verschwanden hinter großartigen Ideen, die eine Umwandlung des Weltalls bezweckten. Dazu gehörte der Gedanke eines Nordbundes zwischen Dänemark, Brandenburg und anderen deutschen Staaten zur Bekämpfung der Ostmächte. Dazu gehörte der fernere, Frankreich müsse sich in den Besitz Aegyptens setzen, um dieses Land, die ehemalige Kornkammer des römischen Reiches auch weiter für Europa nutzbar zu machen. Freilich weiß man bei Leibnizens politischen Schriften nicht immer, ob man es mit seinen persönlichen Anschauungen oder mit den Ideen eines Andern zu thun hat, in dessen Auftrag er schrieb. Denn er gab sich oft genug zum Projectmacher für Andere oder zum literarischen Handlanger her: aus dem Gegensatz seiner jeweiligen Auftraggeber erklären sich dann mannigfache bei ihm vorkommende Widersprüche. Dazu kam

seine Reizbarkeit, die streitbaren Männern überhaupt eigen zu sein pflegt, das Verlangen, literarischen Beleidigungen mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten, aus dem heraus die für einen freien Schriftsteller verwunderliche Forderung der Censur, der Antrag, ein Buch solle „in aller Stille suprimirt" werden, verständlich, wenn auch nicht verzeihlich wird.

Im Allgemeinen lebte Leibniz durchaus in den politischen Ideen seiner Zeit, ohne Ahnung der Forderungen und Ziele der Zukunft. Doch ist es merkwürdig, daß er einzelne modernste Ansprüche voraussah und abwehrte. Und es mag nicht unzeitgemäß sein, folgende Widerlegung einer grade in jüngster Zeit vielbesprochenen Theorie auch an dieser Stelle anzuführen: „Wenn jedermann unter Aufsicht von Vorstehern auf öffentliche Kosten leben müßte z. B. in gemeinsamen Speisehäusern, so dürfte es schwer sein, Männer zu finden, die das Geschäft des Austheilens mit hinreichendem Fleiße, nach Billigkeit und in entgegenkommender Art und Weise besorgten ... Deshalb, wie die Menschen jetzt nun einmal sind, ist es gerathener, ihnen auf ihre Gefahr die Freiheit zu lassen, für sich selbst zu sorgen."

Eben dieser Mann, dem die Welt fast zu klein war für sein Wirken, der in die den Meisten verschlossenen Geheimnisse der Religion und Politik eindrang, in den verschlungenen Pfaden der Philosophie sich einen Weg bahnte, der auf dem gesammten Gebiete der Weltgeschichte nicht wie ein Fremdling, sondern wie ein wegekundiger Einheimischer hauste, er, der Weltmann, der sich mit der Sprache der Höfe, der französischen, vollkommen vertraut zeigte, der Gelehrte, der große Folianten lateinisch, in der Sprache der Gelehrten geschrieben hatte, er versuchte sich auch, was den Meisten damals thöricht erschien, als deutscher Schriftsteller. Dies Beginnen war durch den patriotischen Zug, der in ihm lebte, erweckt worden. Wie Deutschland kraft seiner Religion, Philosophie und Geschichte, so sollte es auch kraft seiner Sprache eine Rolle unter den Völkern spielen. Gerade seine Sprache sollte

zur Wiederbelebung des ganzen Volkes dienen. Kräftiger als er haben Wenige die Befreiung der Deutschen vom französischen Sprachjoche ersehnt.

Wenn der Franzosen Schaum die deutschen Häupter ehren
Und unsere Nation das Joch zu tragen lehren
Von denen, die ihr Land auch selbsten unwerth acht,
Wenn, was in Frankreich alt, bei uns die Mode macht,
Wenn ihre Grillen uns Gesetze geben sollen,
Wenn wir die Kleider selbst aus Frankreich holen wollen,
Wenn auf der Deutschen Kopf muß stehn ein fremder Hut,
Wenn man fast nichts bei uns mehr ohne Larve thut,
Wenn Andrer Affe sein und sie uns äffen müssen,
Wenn Keiner wird gehört, er muß französisch wissen,
In Frankreich aber man aus uns ein Sprichwort macht
Und lobt des Deutschen Geld, wenn man des Deutschen lacht,
Wenn manche Höfe sich der deutschen Sprache schämen
Franzosen an den Tisch und gar zu Rathe nehmen,
Bis die Franzosen selbst uns kommen auf den Leib
Und eine lange Pein lohnt kurzen Zeitvertreib, —
Was ist es Wunder dann, wenn auf der deutschen Erden
Die Unterthanen auch zuletzt französisch werden?
Bei Herren wird der Schad der allergrößte sein:
Der Bürger lernet Frantzsch weit leichter als Latein.

Wie hier in holprigen, ungelenken Versen, so drückte Leibniz an anderen Orten in schwerfälliger, jeder Eleganz entbehrender Prosa diesen Gedanken aus, daß zur Selbständigkeit der deutschen Nation auch die Befreiung, die wissenschaftliche Anwendung der deutschen Sprache gehöre. „So ist auch offenbar, daß wir in Deutschland unsere Sprache bei weitem so hoch nicht halten als die Franzosen die ihrige. Denn anstatt, daß wir uns befleißigen sollten, die guten Wissenschaften in deutscher Sprache geschickt zu schreiben, so fallen wir entweder auf die eine Seite aus und bemühen uns, die lateinischen und griechischen terminos technicos mit dunklen oder lächerlichen Worten zu verhunzen, oder aber wir kommen in die andere Ecke und bilden uns ein, unsere Sprache sei nur zu denen Handlungen im gemeinen Leben nützlich oder schicke sich, wenn es auf das Höchste kommt, zu nichts mehr, als Histörchen und neue Zeitungen darin zu

ſchreiben, nicht aber die philoſophiſchen oder derer höheren Facultäten Lehren und Grundregeln in ſelbiger vorzuſtellen. Denn wieviele ſind unter uns, die da meinen, es ſei die lateiniſche Sprache ein weſentliches Stücke eines gelehrten Mannes und wer ſelbige nicht gelernet habe, der könne unmöglich gelehret ſein. Ja ich wollte wetten, daß unter denen, die dieſen meinen Diskurs leſen werden, faſt die Hälfte dieſes ihren erſten Diskurs werden ſein laſſen, daß ich ungereimt gehandelt, weil ich ſolchen nicht in lateiniſcher Zunge verfertiget, ſo gar wird unter uns ſelbſt der verächtlich gehalten, der nur im geringſten in dieſem Stück zur Beförderung guter Künſte etwas in unſerer Sprache verſuchen wollte."

Dieſe Sätze ſtehen in der Schrift „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der deutſchen Sprache". Von dieſer 1697 zuerſt erſchienenen Schrift, die anderthalb Jahrhunderte Leibnizens Namen trug, hat man neuerdings erwieſen, daß ſie nicht das Eigenthum unſeres Philoſophen, ſondern des wackeren Sprachmeiſters J. G. Schottel iſt. Ihm gehören die Gedanken und praktiſchen Vorſchläge, Leibniz nur die Worte. Ein ſolches Aneignen fremden Gutes hat man dem Philoſophen ſchwer verdacht: der Reiche, der über ſoviel Schätze gebot, hätte, ſo ſagt man, dem Aermeren nicht ſein mageres Gut rauben ſollen. Doch ſteht in unſerem Falle die Sache anders. Zunächſt waren die Begriffe von literariſchem Eigenthum in jener Zeit von den unſrigen weſentlich verſchieden: große Stellen aus fremden Schriften in die eigenen herüberzunehmen, Anderer Gedanken ſtillſchweigend ſich anzueignen, galt nicht als Vergehen. Sodann handelte Leibniz, wenn auch nicht redlich, ſo doch klug, indem er den Namen des eigentlichen Autors verſchwieg und ſtatt deſſen den ſeinigen ſubſtituirte. Denn durch das Anſehen ſeines Namens machte er Vorſchläge annehmbar, welche unannehmbar erſchienen, ſobald ſie von einem Anderen vorgetragen wurden; zu einer Zeit, da die vorgetragene Sache fremd und unbeliebt war, konnte ſie an Würdigkeit und Aufnahmemöglich-

keit nur dadurch gewinnen, daß sie durch das Gewicht eines hochberühmten Namens gestützt wurde.

Die Vorschläge Leibniz-Schottels waren verständig, ohne genial zu sein. Sie zielten auf Reinhaltung der deutschen Sprache, auf Entfernung von all dem fremdländischen Ballast, der sich im Laufe der letzten Jahrzehnte aufgehäuft hatte, verlangten aber keine abgeschmackte Deutschthümelei, die schon damals ein patriotisches Mäntelchen anzunehmen begann; „man soll", so mahnte er, „kein Puritaner werden und mit einer abergläubischen Furcht ein fremdes, aber bequemes Wort als eine Todsünde vermeiden." Nur die lässige, unterschiedslose Hingabe an fremde Idiome bringe der Sprache und dem Volksbewußtsein Verderben; „die Annehmung einer fremden Sprach führt gemeiniglich den Verlust der Freiheit und ein fremdes Joch mit sich". Um den Deutschen den rechten Gebrauch ihrer Sprache möglich zu machen, schlug er vor, gute Wörterbücher zu schaffen. Diese hätten die Aufgabe, den gesammten Sprachstoff zu sammeln und seine Bearbeitung zu fördern. Durch sie seien drei Dinge für die Sprache zu erstreben: Reichthum, Reinigkeit, Glanz. Reichthum könne erzielt werden durch Wiedereinsetzung veralteter, durch Naturalisirung fremder, durch Schaffung neuer Worte: die große Kenntniß der früheren, besonders auch der damals verachteten Volksliteratur, der Scharfblick, der die Dialekte als Quellen der Sprachbereicherung herbeizieht, der feine Sprachsinn, welcher die stammverwandten Sprachen in die erste Reihe der Sprachbildner stellt, sind höchlichst anzuerkennen. Zur „Reinigkeit" gehörten der gute Klang der Worte und die Beobachtung der Grammatik, deren Herstellung als eine der dringendsten Aufgaben den Deutschen ans Herz gelegt wurde, Vermeidung des Mißtönenden und des Unanständigen. Glanz und Zierde müßten durch Nachahmung guter Muster gewonnen, vornehmlich durch innere Begeisterung erzielt werden, die alles äußerlich und innerlich Schlechte, Sprachwidriges und moralisch Bedenkliches, besonders Schlüpfriges in gleichem Maße fern hielte.

Leibniz ſchrieb auch ſonſt manches Deutſche. Freilich nicht ſeine Hauptwerke, denn dieſe mußten ins Allgemeine, auf die ganze gelehrte Welt wirken; und mehr zu ſeiner eigenen Befriedigung, denn er ließ unbekümmert um ſeinen Nachruhm manche dieſer Schriften ungedruckt. Aber wenn er etwas für Deutſchland beſonders Geeignetes unter der Feder hatte, ſo bediente er ſich, auch darin Alexander von Humboldt ähnlich, ſeiner Mutterſprache. Unter den Schriften dieſer Art verdient eine namentliche Hervorhebung, weil ihr gerade für Berlin eine weſentliche Bedeutung zukommt, der „monatliche Auszug aus allerhand neu herausgegebenen nützlichen und artigen Büchern", der 1700—2 erſchien, unter dem Namen von Leibniz' Gehülfen und Sekretär Joh. Eckhard herausgegeben wurde, aber des Meiſters Werk ſelbſt iſt. Seine literariſchen, politiſchen und religiöſen Geſinnungen kommen in dieſen Auseinanderſetzungen, in denen Leibniz ſich auf den Ton des jüngeren Mitarbeiters herabzuſtimmen ſucht, zum deutlichen Ausdruck: in ſprachlicher Beziehung die Betonung reinen und richtigen Sprachgebrauchs; in äſthetiſcher die Hochhaltung der deutſchen Dichter des 17. Jahrhunderts, die in einer nicht ſelten ungerechten poetiſchen Aufwallung den Meiſtern der römiſchen und griechiſchen Dichtkunſt gleichgeſtellt, wenn nicht gar vorgezogen werden; in politiſcher die Hervorhebung Preußens, in religiöſer die Bekämpfung des Aberglaubens, des Fanatismus und des Atheismus. Gerade durch derartige Auseinanderſetzungen wurde dieſe zwar nicht in Berlin erſcheinende, aber durch den Einfluß des mit dem preußiſchen Hofe engverbundenen Schriftſtellers in Berlin verbreitete Zeitſchrift einflußreich und wirkſam: ſie gab das erſte Beiſpiel einer periodiſchen deutſchen Schrift; ſie ſchlug, obgleich ſie ſich mit gelehrten Sachen beſchäftigte, einen allgemein verſtändlichen Ton an; ſie verfolgte, um ein ſpäter übliches Wort zu gebrauchen, die Aufklärungstendenz, durch welche die Hauptſtadt in den folgenden Jahrzehnten bei Vielen ſo berühmt, bei Anderen verdächtig und berüchtigt wurde.

Wie nichts dieſem genialen Menſchen fremd war, ſo auch nicht die Fähigkeit, deutſche Verſe zu machen. Die Fähigkeit, aber wohl die Kunſt. Denn mochte Leibniz auch in dem Meiſten, was er begann, ſeinen Zeitgenoſſen weit überlegen ſein, in der deutſchen Poeſie war er nicht weiter als jene. Er bewunderte gleich ihnen, obwohl er doch die Meiſter der Weltliteratur kannte, die deutſchen hölzernen Poeten des 17. Jahrhunderts und vermochte keine andere Ausdrucksweiſe als ſie zu finden. In politiſchen, religiöſen, äſthetiſchen Gedichten verließ er nicht den üblichen conventionellen Ton und auch in den Gelegenheitsdichtungen unterſchied er ſich kaum von ihnen. Ja, er theilt mit ihnen die Eigenheit, daß er gerade da am ſchwächſten iſt, wo ſein Gefühl ſpricht, wenn man nicht annehmen will, ſein Gefühl ſei zu ſtark, als daß er den paſſendſten Ausdruck dafür finden könnte. Denn gerade für Diejenige, der er innig ergeben war, für die Königin Sophie Charlotte, wußte er das rechte Wort nicht zu brauchen.*) Wie er in dem ihr gewidmeten proſaiſchen Nekrolog förmlich und ſteif erſchien und ſich mit höfiſchen Redensarten und froſtigen Namenshäufungen begnügte, ſo kam er auch in den für ſie beſtimmten Gedichten nicht über die gewöhnliche Proſa hinaus. In einem Geburtstagsglückwunſch zum Jahre 1701, den er als „der älteſte am Hofe ſich befindende Diener" abſtattete, iſt höchſtens die eine den ovidiſchen Spruch paraphraſirende Strophe erträglich, mit welchem ihre Denkmünze geziert war:

Die wahre Majeſtät, die ſich nicht läßt benehmen,
Die ſich mit Liebe läßt in einem Sitz bequemen,
Des hohen Geiſtes Licht, die Gabe der Natur,
Der Menſchen Herzensluſt, der Götter rechte Spur.

Wie unerträglich aber das bei ihrem Tode, bei welchem abweſend geweſen zu ſein, er als Glück für ſeinen Schmerz erachtet, verfaßte Gedicht ſein muß, kann man aus den folgenden Strophen erkennen, die, ſo ſchlecht ſie an ſich ſind, noch immer die erträglichſten heißen müſſen:

*) Die drei angeführten Stellen Werke X, S. 279. 286. 291 fg.

Der Preußen Königin verläßt den Kreis der Erden,
Und dieſe Sonne wird nicht mehr geſehen werden;
Des hohen Sinnes Licht, der wahren Tugend Schein
Der Schönheit heller Glanz ſoll nun erloſchen ſein. . . .
Erſtaunende Geſtalt, entzückungsvolle Strahlen!
Wie ein Apelles je möcht' eine Göttin malen.
Der Sterne Ueberſchuß, der Elemente Macht
Hat bei den Menſchen nicht Vollkommners fürgebracht.

Für alle ſeine wiſſenſchaftlichen Pläne, beſonders aber auch für ſeine der deutſchen Sprache gewidmeten Abſichten bedurfte Leibniz des Zuſammenſchließens Vieler zu einem Ganzen. Die von ihm für nöthig gehaltenen Grammatiken und Wörterbücher — denn er unterſchied drei der letzteren: Sprachbrauch für die gewöhnlichen gangbaren Wörter; Sprachſchatz für die Kunſtausdrücke; Sprachquelle für die veralteten oder alten, bloß der etymologiſchen Forſchung dienenden Worte — konnten nicht von einem einzelnen Forſcher hergeſtellt werden. Darum kam ihm auch für ſeine Sprachſtudien und Beſtrebungen die Idee eines Vereins. Ein ſolcher Verein war im 17. Jahrhundert nichts Neues. Das Zuſammenſchließen zu religiöſen, politiſchen, literariſchen, wiſſenſchaftlichen Zwecken war an der Tagesordnung. Den Fürſten- und Städtebünden waren Verbindungen geiſtig ſtrebender Männer gefolgt. Auch in dieſen ging Deutſchland nur den Weg, den das Ausland, beſonders Italien, Frankreich und England gewieſen hatte. Den Akademieen und gelehrten Bündniſſen jener Länder ſtrebten die „fruchtbringende Geſellſchaft“ und ähnliche Genoſſenſchaften nach. Nur in zwei Punkten gingen dieſe Geſellſchaften weiter als ihre ausländiſchen Schweſtern und Vorgängerinnen. Das national-deutſche Element wurde entſchiedener betont und der Zuſammenhang eines ſolchen Vereins mit einem Fürſten als nothwendig gefordert. „Es bedürften“, ſo meinte daher auch Leibniz, „dieſe Sachen von einem großen Begriff einer gewiſſen Verſammlung oder Vereinigung, aus Anregung eines hohen erleuchteten, vornehmen Hauptes“.

Aber Leibniz war nicht der Mann kleiner Ziele und halber

Maßregeln. Er hatte gelernt, daß man mit Fürsten von Anhalt und dergleichen machtlosen Herren nichts Erkleckliches ausrichten konnte. Er hatte bald genug erkannt, daß die Spielereien, welche die deutschen Gesellschaften fast von Anfang an ihren ernsten Zwecken angehängt hatten, immer schadeten, selbst wenn sie nicht, wie es nur zu oft der Fall war, zur Hauptsache wurden. Er hatte ferner eingesehen, daß, so verdienstvoll eine Sorge für die deutsche Sprache sei, das geistige Leben der Nation einer allgemeinen Förderung bedürfe. An die Stelle der „Palmenorden" und ähnlicher Vereine unter dem Schutze dilettantischer Duodezfürsten sollte eine umfassende wissenschaftliche Akademie in der Residenz des Königs von Preußen und unter seiner werkthätigen Protection treten.

Dieser Plan lebte in Leibniz seit 1688. Er gewann jedoch erst feste Gestalt, als der Philosoph mit Sophie Charlotte näher bekannt wurde. Dies geschah 1697.*) Als er damals hörte, die Kurfürstin interessirte sich für den Plan, hoffte er, die Berliner Akademie werde mehr leisten als die Pariser und Londoner. Denn während beschäftigte Männer nur an das augenblicklich Nothwendige, leicht Erreichbare denken, seien geistreiche Frauen geeigneter, auf das Allgemeine ihre Aufmerksamkeit zu wenden; sie, von Sorgen und Noth frei, seien fähiger, auf das Schöne ihren Blick zu richten; endlich seien sie, als nicht ausschließlich dem Theoretischen ergeben, berufener, auch das Praktische ins Auge zu fassen. Als Sophie Charlotte 1698 bei einem ihrer zahlreichen der Mutter gewidmeten Besuche nach Hannover kam, erhielt sie von Leibniz die Denkschriften, die auf eine derartige wissenschaftliche Anstalt abzielten. Er war klug genug, nicht die Fürstin, obgleich er in ihr seine wirksamste Stütze zu finden hoffte, in den Vordergrund zu stellen, sondern ihren Gemahl. Ihn erklärte er unter den lebenden Fürsten als den einzigen, der sich den Ruhm erwerben könnte, ein neues wissenschaftliches

*) Für das Folgende vgl. Leibniz' Werke von O. Klopp. Erste Reihe. Bd. X (Briefe). Hannover 1877.

Centrum zu begründen. „Er kann ſeine Völker zur Blüthe bringen und zu gleicher Zeit zum dauernden Glück der Menſchen beitragen durch Wachsthum der wichtigen Kenntniſſe, die den wahren Schatz der menſchlichen Natur ausmachen.“ Bei aller Hochhaltung der wiſſenſchaftlichen Arbeit, zu deren Preis er ſchöne Worte fand, „dieweil die Wiſſenſchaften und der irdiſche Himmel bequem befunden worden, die verirreten Menſchen gleich wie der Stern die morgenländiſchen Weiſen, zu dem, ſo recht himmliſch und göttlich iſt, zu führen“, verfolgte er bei Begründung der Akademie auch religiöſe und praktiſche Pläne. Jene lagen ihm am Herzen, „damit die Ehre Gottes mehr ausgebreitet werde“. Bei ihrer Ausarbeitung bekundete er wiederum ſeinen praktiſchen Sinn. Er glaubte in der Akademie das rechte Werkzeug gefunden zu haben, ſeine früher geäußerten Vorſchläge von proteſtantiſchen Miſſionen in China ins Werk zu ſetzen; — ſolche nach der Türkei, Perſien, Indien ſollten folgen. Damit aber dieſe Miſſionen in den Bereich einer wiſſenſchaftlichen Akademie gehörten, ſollten die dazu Ausgeſchickten Männer der Wiſſenſchaft ſein, die mit vielſeitiger Sprachkenntniß, beſonders auch mit Verſtändniß der Naturwiſſenſchaft ausgerüſtet, Wiſſen neben Glauben verbreiten und, in dieſer Beziehung Kaufleuten gleich, „einen Tauſch von Wiſſenſchaften“ anbahnen könnten. Dieſe Miſſionen, zu deren allmäliger Geſtaltung ein „Seminarium junger zu den Miſſionen bequemer Leute“ errichtet werden könnte, hätten Gelegenheit, in Rußland Verbreitung ſlavoniſcher Bibeln und magnetiſche Beobachtungen zu betreiben.

Die praktiſchen Pläne nahmen in den Abſichten des Begründers der Akademie eine breite Stelle ein. Der vornehmſte unter dieſen Plänen war der der Seidencultur. Die Abſicht ging dahin, durch Pflanzung von Maulbeerbäumen ſolche Strecken Landes, die bisher keinen oder geringen Ertrag gehabt hätten, nutzbar zu machen, bei Fütterung und Wartung der Würmer Kinder, alte Leute und ſonſt Unbeſchäftigte zu gebrauchen. Leibniz führte aus, daß die Maulbeerbäume in allerhand Grund

geriethen, der Kälte widerständen und desto weniger Besorgniß verursachten, da es nicht auf Früchte, sondern auf Blätter ankomme, daß die Seidenwürmer hier minder Krankheiten unterworfen seien als in heißen Gegenden, daß die gewonnene Seide der französischen und italienischen zu vergleichen sei. Von Berlin aus sollten die Alleen nach Schönhausen und Friedrichsfelde mit solchen Bäumen bepflanzt werden.

Natürlich stand aber für eine Akademie der Wissenschaften die wissenschaftliche Arbeit in erster Linie. Nur daß auch hier der Grundsatz geltend gemacht wurde, das Arbeitsgebiet von vornherein festzustellen, nicht sich allmälig aus dem Fortgange der Wissenschaft gestalten zu lassen, und daß auch hier der praktische Gesichtspunkt herrschte, den Leibniz niemals gänzlich aufgab. Dazu gehörte vor Allem der Gedanke, die Akademie sollte die wissenschaftliche Aufsichtsbehörde, eine Normalanstalt für allerhand nützliche und häufig gebrauchte Bücher und Hefte werden. Ihr sollte das gesammte Kalenderwesen unterworfen werden; von ihr sollten Receptur- und Quittungsbücher zu beziehen sein, unter ihrer Oberaufsicht sollten Compendien, Wörterbücher, Schreib- und Rechenhefte, die für den ganzen Staat Geltung hätten, angefertigt werden; ihr sollte die Inspection über Maß und Gewicht zustehen, das gleichfalls für das ganze Land einheitlich, nach dem Decimal-, „dem in der That alten romanischen Fuß", geregelt werden sollte.

In den weit aussehenden wissenschaftlichen Plänen, welche der Akademie als eigentliches Arbeitsgebiet zugewiesen wurden, erkennt man die Vielseitigkeit ihres Begründers. Der erste betraf „medicinalische Observationen". Dazu gehörten: Beobachtung der Witterung als des Hauptanlasses zu gewissen Krankheiten und Epidemieen; der Natur, wobei Landleute und Gärtner Unterstützung gewähren müßten, um das Wachsen des Getreides und der Früchte, die Schädigung derselben durch Ungeziefer zu constatiren; der Thiere, um deren Fruchtbarkeit und Gesundheit nachzuweisen; der Menschen, um den Epidemieen, ihren Ursachen

und ihrem Verlaufe, der Art ihrer Heilung auf die Spur zu kommen. Anſchauung und Ausdrucksweiſe, die in folgendem Satze herrſcht, mag Aerzten und Laien heutigen Tags ein Lächeln abnöthigen: „es ſei zugleich dahin zu ſehen, ob und was die mondeswechſelungen, auch solstitia et aequinoctia, ſowohl bei dieſen morbis (nämlich denen der hypochondriaci, podagrici, arthritici, epileptici, phthisici) als ſonderlich bei den haemorrhoidibus et haemorrhagiis wirken mögen, auch zu welcher Zeit abortus ſich vor andern gezeiget und viel anders, ſo einem verſtändigen observatori die Gelegenheit an Hand giebet". Unterſuchungen des Bodens, des Climas, der in den einzelnen Landſtrichen üblichen Nahrungsmittel ſollten ſich den früheren anſchließen.

Der zweite Plan, der mit dem ſchon erwähnten Kalenderweſen eng zuſammenhängt, war der, die aſtronomiſchen Beobachtungen zu befördern; zu dieſem Zwecke wurde alsbald ein Obſervatorium in Ausſicht geſtellt und bald gebaut; ihnen hauptſächlich ſollten die Miscellaneen, die Sammlung wiſſenſchaftlicher Abhandlungen gewidmet ſein, von denen der erſte und einzige Band auch wirklich bald veröffentlicht wurde.

Als Hiſtoriker beförderte Leibniz drittens die Veranſtaltung geſchichtlicher Arbeiten durch die Akademie. Es entſprach ſeinem klaren Blicke, daß er Vergangenheit und Gegenwart dabei in gleicher Weiſe berückſichtigte. Er wollte einerſeits, daß alljährlich die Geſchichte des letztvergangenen Jahres treu und anſchaulich erzählt würde, andererſeits, daß Archive und Regiſtraturen aus den bisherigen königlichen Beſtänden, ſowie aus dem Beſitz der Stifter, Klöſter, ausgeſtorbener gräflicher Familien überall eingerichtet würden, um die Geſchichte der Vergangenheit leicht und bequem zu ſtudiren. Seien die Originale in die Hände von Privaten oder in die Fremde gekommen, ſo müßten Abſchriften von ihnen genommen werden. Auch Nachforſchungen nach alten Chroniken und eventuelle Veröffentlichung derſelben rieth er an. Aber auch hier zeigte ſich ſein praktiſcher Sinn:

er wies die Regierenden darauf hin, welche praktischen Vortheile sich für sie aus dem gründlichen Studium alter Urkunden ergeben, wie sie aus ihnen vergessene Rechte, außer Acht gelassene Besitztitel reclamiren könnten.

Endlich sollte viertens das gesammte Unterrichts- und Bücherwesen der Akademie unterstellt werden. Sie sollte eine generalis ephoria sein, die über das geschriebene und gesprochene Wort zu wachen hätte. Daher war in Aussicht genommen, daß die bisherigen Besitzer von Stipendien sich bei der Akademie oder bei den in der Provinz zerstreuten Gliedern über Würdigung und Befähigung ausweisen, die künftigen von ihr ausgesucht oder bestätigt werden sollten. Ebenso wie sie nach den oben mitgetheilten Bestimmungen die überall geltenden Lehrbücher herausgeben, mindestens approbiren sollte, war ihr auch ein ausschließliches Druck- und Verlagsrecht zugedacht. Sie war als eine Art Obercensurbehörde, Generalverlagsanstalt und Hauptsortimentsgeschäft gedacht. Denn es hieß ausdrücklich, „aus ihren Läden vor andern sind Wir geneigt, die zu Unsern Bibliotheken anständigen Bücher nehmen zu lassen".

Alle diese Bestimmungen zeigen auch noch in anderer Beziehung den praktischen Sinn des Stifters. Sie sollten nämlich dazu dienen, der Akademie, ohne daß königliche Kassen besondere Zahlungen zu leisten hätten, Einnahmequellen zu eröffnen, einen gewissen „Fundus" zu schaffen. Seidencultur und Kalender, Verlag und Sortimentsgeschäft sollten Einnahmen gewähren. Der Erfolg jedoch entsprach nicht durchaus der Absicht. Die Seidencultur war ein weitaussehendes Unternehmen, dessen Ertrag nur auf dem Papiere, nicht aber in Wirklichkeit verwendet werden konnte; der Kalender brachte so wenig, daß er das Gehalt des Präsidenten nur zur Hälfte deckte; die übrigen Pläne wurden gar nicht ausgeführt. Daher dachte Leibnizens findiger Kopf an neue Einnahmequellen: Für das Büchercommissariat, das der Akademie zugewiesen ward, sollte von jedem eingeführten Zentner Bücher ein bestimmter Zoll erhoben und an die Akademie

eingeliefert werden. Außerdem ſollten ihr alle Ueberſchüſſe zugewieſen werden, welche aus einer über das ganze Land verbreiteten Verſicherung gegen Feuer- und Waſſerſchäden gewonnen werden könnten. Auch eine Lotterie, dergleichen für milde Stiftungen in und außer Preußen damals im Schwange war, wurde in Ausſicht genommen.

Die alſo begnadete, mit den erwähnten vielen und ſchweren Aufgaben betraute Akademie ſollte eine feſte Organiſation haben, dabei aber auch in loſem Zuſammenhang mit den Auswärtsſtehenden ſich befinden. Daher ſollten Gelehrte, Ingenieure, Künſtler aus dem ganzen Lande gehalten ſein, durch Briefe oder durch mündliche Unterredungen ihre Beobachtungen und Erfahrungen mitzutheilen; den preußiſchen Geſandten und Agenten wurde zur Pflicht gemacht, alles, „was ihnen etwa von curiöſen und nützlichen Dingen vorkommt", der Akademie bekannt zu geben. Die wirklichen Theilnehmer der gelehrten Körperſchaft ſollten aus membra und associati beſtehen, jene bildeten das eigentliche Collegium, dieſe ſeien die Correſpondenten oder gelegentlich Zugezogene. Alle ſollten zum Weſentlichen dem Kreiſe entnommen werden, der jetzt unter der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe begriffen wird. Nur freilich gehörte zu der mathematiſchen Claſſe als Unterabtheilung auch architectonica, deren Vertreter die bildenden Künſtler waren; und in derſelben Claſſe zur Unterabtheilung Aſtronomie, auch Geographie und Chronologie, ſo daß ſowohl Künſtler als Vertreter der philologiſch-hiſtoriſchen Claſſe durch dieſe Ausdehnung einen Unterſchlupf in das gelehrte Inſtitut gewinnen konnten. Noch durch Leibniz ſelbſt wurde der phyſikaliſchen und mathematiſchen eine literariſche beigefügt.

Obgleich der Stiftungsbrief ſchon vom Jahre 1700 war, hatte die Akademie oder Societät, wie ſie officiell genannt wurde, in dem erſten Jahrzehnt eine kaum erkennbare Wirkſamkeit. Es fehlte an Mitteln, die ja erſt durch die erwähnten Vorſchläge aufgebracht werden ſollten; es fehlte an einem geeigneten Ver-

ſammlungsort. Mitglieder wurden genügend ernannt, im erſten Jahrzehnt gegen 80. Aber die treibende Kraft war nicht mehr vorhanden: Leibniz ſelbſt war zu ſelten in Berlin; ſeit dem Tode der Königin Sophie Charlotte war diejenige dem Unternehmen genommen, die, ohne genannt zu werden, ohne einen äußerlich erkennbaren Antheil zu haben, doch die Seele des Ganzen geweſen war. Doch geſchah Einzelnes: eine Schrift wurde herausgegeben, welche die Arbeiten der Geſellſchaft enthielt, ein Obſervatorium wurde errichtet und damit auch ein ſtändiges Verſammlungslokal für die Mitglieder ermöglicht; endlich, elf Jahre nach der Begründung, wurde die Geſellſchaft feierlich eingeweiht.

Der Sammelband gibt von der verſchiedenartigen Thätigkeit der Berliner Akademie erwünſchte Kunde.*) Er zerfällt, gemäß den Arbeiten der gelehrten Anſtalt, in drei Theile: 1. einen literariſchen, 2. einen phyſikaliſchen und mediciniſchen, 3. einen mathematiſchen und mechaniſchen Theil. Die Abhandlungen ſind lateiniſch. Sie beziehen ſich, wie ſchon der Titel andeutet, im Gegenſatz zu ſpäteren Arbeiten derſelben gelehrten Körperſchaft, ſpeciell auf Berlin. Wenn daher auch Leibniz über ſehr allgemeine Dinge, wie den Urſprung der Völker, handelte, ſo beſprach Lacroze, der als Kirchenhiſtoriker und Gelehrter in den entfernteſten Gegenden ſchweifte — er war der Begründer der koptiſchen Studien in Deutſchland — die in der Berliner Bibliothek befindlichen chineſiſchen Bücher; J. K. Schott beſchrieb Münzen der Berliner Sammlung; Friſch, von dem noch die Rede ſein muß, bemühte ſich, wenn er auch nichts ſpecifiſch Berliniſches zu geben wußte, doch in ſeiner Ab-

*) Miscellanea Berolinensia ad incrementum scientiarum ex scriptis Societati (sic.) Regiae Scientiarum exhibitis edita, cum figuris aeneis et indice materiarum. Berolini, sumptibus J. Chr. Papenii 1710. in 4°. 394 SS. Die drei Theile, in welche das Werk zerfällt, führen die Titel: 1. Literaria, 2. Physica et Medica, 3. Mathematica et Mechanica.

handlung „Urſprung einiger deutſcher Wörter“ gewiß nicht ohne Erinnerung an das preußiſche Wappen damit von dem Worte „Adler“ zu reden, das er mit edel und Elſaß = Edelſaß zuſammenſtellte. Auch die Beobachter der Natur berührten Berliner Vorkommniſſe. Der Aſtronom Gottfr. Kirch (1639—1710), der ſeit 1700 in Berlin lebte und außer ſeinem Sohne Gottfried auch ſeine Gattin Margarethe und ſeine Tochter Chriſtine zu praktiſcher und wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung mit der Aſtronomie anregte*), beſchrieb den vom 21. April bis 6. Mai 1702 in Berlin geſehenen Cometen. Ausführlich handelte er auch über eine helle Lichterſcheinung, die am 6. März 1702 Abends gegen 8 Uhr beobachtet wurde. Die Erſcheinung war in einer Art Bogenform ſichtbar, gegen welche der Mond ganz klein und dunkel ausſah, die aber auch von der Sonne, da dieſe längſt untergegangen war, nicht veranlaßt ſein konnte. Dann ſtiegen feurige Raketen auf, wie helle Säulen, nicht ſchnell wie der Blitz, ſondern langſam und bedächtig, zwiſchen denen ein ſchwarzer Nebel bemerkbar wurde**); ein oberer Bogen, der ſich ſpäter bildete, war gegen 9 Uhr verſchwunden; um 10 Uhr war alles dunkel.

Außer dem Berliniſchen und der Rückſichtnahme auf das Deutſche, die auch für dieſe Abhandlungen charakteriſtiſch iſt, tritt auch das praktiſche Moment hervor, das bei der Begründung der Berliner Akademie ſtark betont wurde. Es iſt von einer neuen Dreſchmaſchine die Rede,***) deren Beſchreibung zuerſt lateiniſch, dann, damit ſie allgemein verſtändlich ſei, deutſch gegeben wird. Es heißt darin zur Empfehlung der neuen Erfindung: „Durch dieſe Maſchine können drei Perſonen täglich ſoviel Korn ausdreſchen als ſonſt 18 Perſonen mit Handflegeln.

---

*) Ueber die vier Genannten A. D. B. XV, 787 fg.

**) Eine kleine Stelle der Beſchreibung mag wörtlich mitgetheilt werden: Erat inter hos lucidos radios atra quaedam caligo, adeo ut spectaculum esset majestate plenum et quodammodo terribile.

***) p. 325 ff. Explicatio machinae Trituratoriae Erzae inventae 1706.

Daher ſie bisher von dem Erfinder mit Nutzen zu Erzen, ſo ein churbraunſchweigiſches Amt gebrauchet worden."

In dieſer Sammlung gelehrter Arbeiten bot Leibniz nichts Epochemachendes. Trotzdem wird Keiner leugnen können, daß er „dieſer wegen ſeiner unbeſchränkten Erkenntniß, bewährten Erfahrung, reifen Verſtandes, tiefen Nachſinnens und durchdringenden Scharfſinnigkeit weit berühmte Mann", wie er in einer die Stiftung erzählenden Schrift genannt wird,*) der geiſtige Vater der Akademie war. Aber der König war an ihrer Errichtung nicht unbetheiligt. Er, der „vor ſeiner königlichen Erhöhung ſchon den königlichen Gedanken gehegt", habe ausdrücklich die deutſche Sprache betont. (Vgl. oben S. 5fg.) Als er nämlich bei Verleſung des Stiftungsbriefes bemerkte, „wasmaßen der deutſchen Sprach und vaterländiſchen Geſchichte darin nicht ausdrücklich erwähnt worden, ſei er „aus eigener Bewegung darauf gefallen und ſie als ein hohes Hauptſtück der vorgegebenen Arbeit demſelben deutlich eingerückt wiſſen wollen." Demgemäß heißt es in dieſer Urkunde, „alſo daß es eine teutſch geſinnte Societät der Scienzien ſei." Mochte es auch ferner ein Leibniz'ſcher Gedanke ſein, ſo wurde mit des Königs Einwilligung in den Brief der Satz aufgenommen, daß von der gelehrten Körperſchaft zwar chriſtliche Tugend und Religion beſonders gepflegt werden ſolle, „jedoch bleibt derſelben unbenommen, Leute von anderen Nationen und Religionen wiewohl jedesmal mit unſerm Vorbewußt und gnädigſter Genehmhaltung einzunehmen und zu gebrauchen."

Daher war es nicht unverdient, wenn der Miniſter v. Printz

*) Kurtze Erzehlung, Welchergeſtalt Von Sr. Kön. Maj. in Preußen Friederich dem I. in Dero Hauptſitz Berlin die Societaet der Wiſſenſchafften Oder zu mehrer Aufnahme des gelehrten Weſens abzielende Geſellſchafft geſtiftet worden und wie dieſelbe zu ihrer völligen Niederſetzung gediehen. Mit beifügung des Stifnungs-Briefs, der Einrichtungs-Geſetze, derer bey der Niederſetzung gehaltenen Reden und des Catalogi Membrorum Societatis. (Darunter ein Bild des Obſervatoriums.) Berlin, Verlegts J. Chr. Papen 1711. 31 Bll. in 4°. (K. B.) Die Schrift iſt auch Quelle für die im Texte folgende Darſtellung.

bei der Eröffnung der Akademie dem Könige Dank und Lob abstattete, eine so öde Prunkrede sonst auch die ministerielle Ansprache genannt werden muß. Dem Vertreter des Königs antwortete, da Leibniz, der Präses, nicht zugegen war, der Vicepräsident Jablonski. Er führte, mit Rückblicken auf die gesammte Geistesgeschichte, aus, daß die Wissenschaften weniger auf die Nothwendigkeit als auf die „Bequemigkeit" und die Vergnügungen des menschlichen Lebens ziele und zählte, zur Begründung dieses Satzes, Erfindungen älterer und neuerer Zeit auf. Zur Pflege dieser Wissenschaften hätten die bestehenden Vereine: der Schwanenorden, die fruchtbringende Gesellschaft, das Collegium naturae curiosorum nicht genügt, sondern eine neue, eben die Berliner hätte begründet werden müssen, „welche die Sprache der beiden erstern mit der Wissenschaft der dritten in eins verbinden möchte." Die Mitglieder der Akademie erhielten zwar keinen Gehalt, wie die der französischen, brauchten jedoch keine Opfer zu bringen, wie die der englischen Akademie. Der Redner faßte die Aufgabe des Akademikers einmal in dem hübschen Satze zusammen: „So sind wir sämmtlich Freiwillige; anderswo an Amtsarbeit gebunden, hier aber aus eignem Belieben Hand anlegend. Gleichwie aber im Kriege die Volontaires öfters nützliche Dienste thun, so verhoffen wir, dergleichen Lob im Felde der Gelehrtheit zu erwerben."

Trotz aller Lobpreisungen des großen Gelehrten, die sich in dieser Einweihungsschrift findet, sieht sie ein wenig wie ein Trumpf aus, den man gegen Leibniz ausspielte. Wirklich wurde sie von Leibniz so aufgefaßt.*) Die Ernennung des Ministers von Printz zum Direktor, der über ihm, dem Präsidenten, zu stehen schien, die Veränderungen in der Akademie, die Eintheilung in vier Klassen, die Einweihung überhaupt, ohne daß man ihn direct aufgefordert oder gewartet hatte, bis er an derselben theilnehmen könne, das Alles erregte den Vater, der auf seine

*) Vgl. seinen Brief an die Prinzessin Sophie Dorothea, Werke X. S. 418.

Schöpfung ſtolz war. Aber noch Schlimmeres trat ein. Leibniz kam von 1705 an ſelten, von 1710 an gar nicht mehr nach Berlin: er war kränklich geworden, mußte fürchten, durch ſeinen Aufenthalt in Berlin die Differenzen zwiſchen Hannover und Preußen zu verſtärken, wurde ſelbſt als Spion angeſehen und konnte ſich in den veränderten Ton nicht finden, der ſeit dem Tode der Sophie Charlotte und noch mehr ſeit Friedrich Wilhelms I. Regierungsantritt in Berlin herrſchte. Er that zwar, in offiziellen Schreiben an Printz, Jablonski und Ilgen, als wenn die ohne ihn gemachten Veränderungen von ihm gebilligt würden, wiederholte ſeine früheren Vorſchläge und fügte den neuen hinzu, die Miscellanea häufiger, womöglich jährlich, herauszugeben, aber mit ſeinem Eifer war es vorbei. Und wie mußte es ihn kränken, daß man ihm ſeinen Gehalt vorenthielt, daß man den Lebenden völlig vergaß. Man ſetzte der Undankbarkeit die Krone dadurch auf, daß man bei ſeinem Tode, 14. Nov. 1716, kein Wort des Andenkens für den Stifter hatte und daß man ſpäter, nach der Reorganiſation der Akademie, das Andenken deſſen verkleinerte, welcher der Geſellſchaft Urſprung und Weihe gegeben hatte. Spätere Nachkommen ſuchten durch jährliche Feier des Leibniztages die Schuld der Vorfahren zu ſühnen.

Mit der Thätigkeit der Akademie hängt die Herausgabe von Kalendern zuſammen. Solche erſchienen ſeit 1703 bez. 1704. Sie ſind eine Art Mittelding zwiſchen wirklichen Kalendern, Staatshandbüchern und Adreßbüchern. Zwei ſolcher Kalender ſind zu unterſcheiden. Der eine, zuerſt 1704 erſcheinend, aber erſt 1706 den Namen Berlin nennend, wurde 1705 franzöſiſch veröffentlicht und ſtellte dar „das jetzt lebende königlich preußiſche und churfürſtlich brandenburgiſche Haus, darſtellend dero Namen, Geburtstag, Regierung, Bedienung, item die mit dem Orden des ſchwarzen Adlers begnadigten Ritter, dann die vornehmſten Civil- und Militär-Bedienten ſammt ihren Chargen".*)

*) Der Titel des Kalenders von 1706, der, wie viele der folgenden auch manche der in S. 115 A. * erwähnten, ſich in der G. L. Stiftung findet,

Der andere ist ein historisch-geographischer Kalender.*) Letzterer hat für Berlin keine Bedeutung. Wenigstens bezieht sich der Anhang, welcher den zweiten Kalender vom ersten unterscheidet, entweder auf das Ausland oder, wenn auf das Inland, so auf die Städte außerhalb Berlins. In letzterer Beziehung werden z. B. Märkte und Posten aufgeführt; in ersterer Mittheilungen über Jahreszeiten, Behandlung des Getreides, der Früchte, Notizen sowohl aus der ältern und neuern Historie verschiedener Länder, auch aus „Mußkau" d. h. Rußland, als aus der Zeitgeschichte, Erwähnungen interessanter Krankheiten, hohen Lebensalters, Todesfälle aus fürstlichen Familien und dergl.

Ausführlicher muß von dem ersten, dem s. g. Berliner Adreßkalender die Rede sein. Dem Kalender geht ein kurzer Bericht voran mit Bitten, die verspätete Vollendung des Ka-

---

lautet (ohne Beachtung der orthographischen Seltsamkeiten, auch der vielangewendeten lat. Buchstaben): „Adreß-Kalender der Kön. Preuß. Haupt- und Residenz-Städte Berlin und daselbst befindlichen königl. Hofes auch anderer hohen und niederen Kollegien. Instantien und Expeditionen. Auf das Jahr Christi 1706 mit Approbation der Königlichen Societät der Wissenschaften. (Titel theils schwarz, theils roth. — Unter „Wissenschaften" der preußische Adler mit der Umschrift 1706, ohne Angabe eines Druckers oder Buchhändlers.)

*) Verbesserter historisch- und geographischer Kalender auf das Jahr nach Christi Geburt 1703. Auf Sr. Königl. Majestät in Preußen Churmärkische und übrige Reichs- und benachbarte Lande gerichtet. Und herausgegeben unter Approbation der von Sr. Königl. Majestät gestifteten [seit 1707 in dero Residenz Berlin gestifteten] brandenburgischen Societät der Wissenschaften. — Darunter ein großer Adler mit Umschrift des Jahres. — Ursprünglich bei Schlechtiger, später bei Joh. Wessel gedruckt. In den ersten Jahrgängen erschien der im Text behandelte Anhang mit besonderm Titel. Dieser lautet im ersten Jahrgang: „Anhang zum historisch und geographischen Kalender auf das Jahr 1703, in welchem gewöhnlicher Maßen einige zuverlässige astrologische Muthmaßungen vom Gewitter, Krankheiten, Fruchtbarkeit u. s. w. gesetzet. Denen beigefüget ist die Einleitung zur alten Weltgeschichte. Ingleichen aus neuen Geschichten, was in den vornehmsten Reichen und Theilen der Welt das vergangene 1701. Jahr über Denkwürdiges sich begeben. Unter Approbation der von Sr. Königl. Majestät in Preußen gestifteten brandenburgischen Societät der Wissenschaften.

lenders nicht übel zu nehmen, etwaige Irrthümer zu entschuldigen, Berichtigungen an den Buchhändler Pape, den Factor der Societät einzusenden. Unter den mannigfachen Zählungen des Jahres: von Erschaffung der Welt u. a. ist auch die: von der Geburt des Kronprinzen. Von den Zeichen, welche den einzelnen Tagen beigefügt werden, sind bemerkenswerth solche für „gut Kinder entwöhnen, purgiren, gut Holzfällen, gut Haar abschneiden, gut schröpfen, gut aderlassen, köstlich gut aderlassen, gut säen und pflanzen." Nach 1739 wird diesen und ähnlichen Zeichen ein neues hinzugefügt: „Arznei brauchen." Einzelnen Wochen und Tagen werden Wetterprognosen beigeschrieben, entweder ganz einfach: „Regen, Wind" u. ähnl. oder auch deutlicher: „feiner Sonnenschein; es will nicht unstet sein." Auf den Kalender folgen kurze Notizen von Finsternissen, von den vier Jahreszeiten, von Abendsternen u. a. m.

Der eigentliche Adreßkalender beginnt mit einer Zusammenstellung der Mitglieder des schwarzen Adler-Ordens. Bei allen in dieser Rubrik und in den übrigen Rubriken des Buches Angeführten ist Name und Wohnung genau angegeben. War der Vorname unbekannt, so wurde wohl für denselben ein leerer Raum gelassen; da die Häuser keine Nummern hatten, so mußte der Hauseigenthümer genannt, wohl auch zur besseren Bestimmung ein nahegelegenes öffentliches Gebäude beigefügt werden, z. B. „wohnt an der Friedrichsbrücke in der Burgstraße im Itzigschen Hause" oder „logirt in der neuen Friedrichsstraße am Spandauer Thor in des Fechtmeister Meyers Hause." Auf die Ritter des schwarzen Adler-Ordens folgt der Königliche Hofstaat, die Minister, die Kammer-Herren, -Junker, -Diener. Es lehrt den ganzen Umfang des königlichen Hofes unter Friedrich I. kennen, wenn nun — bei den meisten Abtheilungen heißt es meist „ohne die Unterbedienten" — die Hof-Kapellisten und Kammermusici, Vocalisten und Instrumentisten, Kammer-Hautboisten und Aufwärter, die Hof- und Reise-Küchen-Bedienten; die Hof-Weinkeller-, Reisekellerei- und Speisekeller-Bedienten; die

Silberkammer und Hofconditorei, Marstall-Bedienten aufgezählt werden. In einer besonderen Abtheilung: „Der hochseligen Königin damaliger Hofstaat" — man bedenke, daß man es mit dem Kalender von 1706 zu thun hat — werden die Kammerfräuleins und zum Schluß die Kammertürken Fridrich Aly und Frid. Hassan angegeben. Dann folgen die einzelnen Prinzen: der Kronprinz; Philipp Wilhelm und Gemahlin; Albrecht Friedrich und Gemahlin; Christian Ludwig.

Die zweite Abtheilung „Collegia und Aemter" — eine dritte, den Kriegsstaat behandelnde ist ganz kurz — beginnt mit dem geheimen Staats- und Kriegsrath und läßt dann „die übrigen Collegia nach der Ordnung des A. B. C." folgen. Doch wird die alphabetische Reihenfolge nicht so eigensinnig festgehalten, daß die zusammengehörigen Beamtencategorieen auseinandergerissen werden. Daher werden nach den Accise-Gegenschreibern die „Visitatores und Wein-Visirer", die „Thor- und Baum-Schreiber" eingeordnet, worauf erst die übrigen Accisebeamten folgen. — Ein genaues Verzeichniß sämmtlicher Beamten wäre wenig angebracht. Daher mögen hier nur einige Notizen folgen, die speziell das Leben in der Stadt angehen. Nur in den Jahrgängen von 1706—1709 werden die Stadträthe angeführt; von 1709, d. h. von der Vereinigung der Städte bez. Stadtbezirke zu einer Stadt ist von städtischen Beamten nicht mehr die Rede außer von denen einer Städtecassa, nämlich einem Geheimen Rath, verschiedenen Verordneten vom Kammergericht, Hofkammer und einzelnen Stadträthen. In jenen ersten Jahrgängen werden vier Stadträthe und zwar die in Berlin, Cölln, Friedrichswerder und Friedrichsstadt, Dorotheenstadt aufgeführt. Der von Berlin hat die meisten Mitglieder: 7 Bürgermeister, darunter einen Arzt, zwei Mitglieder des Kammergerichts, einen geheimen Kammerdiener und 3, über deren sonstige Qualität nichts bekannt ist, 1 Syndikus, 2 Stadtrichter, 2 Rathskämmerer, 10 Rathmänner von denen einer „der löblichen Städte Secretarius" ist, 2 Stadthauptleute, 1 Gerichts-

actuar, 2 Rathsbediente, davon ein Rathsdiener und ein Marckmeiſter.“ Bei keiner der anderen Städte — die zweite hat 7, die dritte 4, die vierte 2 Bürgermeiſter — iſt ein ſo vollſtändiges Beamtenperſonal vorhanden. Es braucht kaum beſonders erwähnt zu werden, daß alle dieſe „ſtädtiſchen“ Beamten vom Könige ernannt wurden.

Zur ſtädtiſchen Armendirection gehörten neun höhere Beamte als königliche Commissarii, ferner 2 Prediger, 6 Deputirte (Rathsmänner und Rathskämmerer „aus den Reſidenzen“), 2 Präceptores, 2 Küſter und ein Hausvater des Friedrich-Hospitals. Es gab 15 Apotheken, darunter 7 franzöſiſche. Von Aerzten werden 21 Chirurgi und 8 Chirurgi von der Miliz, 5 königliche Leib-Medici und 7 königliche Hof-Medici aufgeführt. Einige von dieſen gehörten dem Collegium medicum an, zu dem außerdem noch einige höhere Beamten gerechnet wurden; ferner gab es 10 Aerzte außerhalb des Collegiums. 15 Gerichtsadvokaten werden genannt, im J. 1713 gab es deren bereits 28. Was das literariſch-künſtleriſch-religiöſe Leben angeht, ſo waren 7 Bildhauer, 5 Buchdrucker, 7 Buchhändler vorhanden. Von den letzteren ſind einige ſchon erwähnt; es waren im Ganzen folgende: Joh. Michael und Joh. Andreas Rüdiger, J. W. Meyer, Pape, Pfeffer, die Buchhandlung des Halliſchen Waiſenhauſes und der Franzoſe Arnaud Duſarrat. Die Kunſt vertraten 4 Kupferſtecher, 1 Kupferdrucker, 8 Maler, meiſt Hofmaler, z. B. der Hof-Portrait-Maler F. Wilh. Weidemann, der Hof-Portrait-Maler in Miniatur Joach. Henne und den Hofmaler in Seeſachen Wilh. Modersteg. Als Vertreter der Wiſſenſchaft mögen drei Mathematiker gelten, „ſo dociren“: Joh. Heinrich und Heinrich Barthol. Hoffmann, Joh. Caſp. Ritzius. Höhere Schulen gab es, außer dem ſchon genannten (oben S. 58) franzöſiſchen Collegium, vier: Joachimsthal, Berliniſches (Kloſter), Kölniſches, Friedrich-Werderſches Gymnaſium. An der Spitze eines jeden ſtand ein Rector, neben ihm 6, höchſtens 8 Lehrer, darunter gelegentlich ein „Schreibemeiſter.“ Unter den Rectoren begegnen uns zwei bekannte

Namen: Joachim Lange und Samuel Rodigast, jener am Friedrichswerder, dieser am Kloster. Von niederen Schulen werden drei, auf der Dorotheen-, Friedrichsstadt und die Garnisonschule aufgeführt. Fünf reformirte und neun lutherische Kirchen werden aufgezählt: die ersteren: Dom-, Parochial-, Friedrichswerder, Friedrichsstädtische, Französische Kirche, zusammen mit 22 Predigern (französische allein gab es 10); die letzteren: Nicolai- und Kloster-, Marien-, H. Geist-, St. Petri-, Friedrichswerder und Dorotheenstädtische, Friedrichsstädtische, Garnison-, St. Georg-, Sebastian-Kirche mit 24 Predigern. Bei den einzelnen Kirchen werden außer Predigern, Organisten und Küstern manchmal Kirchenvorsteher genannt, z. B. ein Herr Klüver, der zugleich „Frey-Barbierer" ist und Sal. Schilling, der „das Deputatkorn und Salarien auszahlt." Nach den Kirchen wird allein in einer besonderen Rubrik aufgeführt: Franciscus Hieronymi, Synagogarum Judaicarum inspector et Judaeorum convertendorum informator.

Auch über die Möglichkeit des Verkehrs mit dem Ausland unterrichtet uns das Adreßbuch: 3 Briefträger (erst seit 1740: 4) sorgten für die Bestellung der Briefe. Aus dem mitgetheilten „Lauf der Posten" ergibt sich, daß man, um nur Einzelnes hervorzuheben, nach Frankfurt a. M. viermal, nach Hamburg und Königsberg je zweimal, nach Venedig einmal wöchentlich Briefe befördern konnte. Der am meisten besetzte Posttag war der Sonntag. Da ging um 5 Uhr morgens die Hauptpost nach dem Westen: nach Potsdam, Cassel, Frankfurt a. M., Minden, Bremen, Nimwegen, Amsterdam; um 7 Uhr: nach Dessau, Halle, Jena, Gotha; um 9 Uhr: nach Dresden, Leipzig, Nürnberg, Venedig; um 10 Uhr: nach Fehrbellin, Lüneburg, Hamburg, Kopenhagen. Die großen Posten nach dem Osten gingen Montag und Freitag, die eine nach Breslau, Prag, Wien, die andere nach Warschau, Danzig, Königsberg.

Unter den im Kalender aufgeführten Personen sind nur zwei von einiger literarischer Bedeutung: Samuel Rodigast

und Joachim Lange. Beide brachten nur einen Theil ihres Lebens in Berlin zu, beide waren Berliner Rectoren, mit Erwähnung dieser zwei Dinge ist aber wohl die Aehnlichkeit erschöpft, die zwischen ihnen besteht. Denn Joachim Lange (1670—1744) von 1698 bis 1709 in Berlin, später Professor in Halle, war ein eifervoller Streiter für das Wort Gottes, ein strammer Pietist, nicht wählerisch in seinen Mitteln und nicht beneidenswerth in seinen Erfolgen, z. B. der Vertreibung des Philosophen Wolff aus Halle. Rodigast (1659—1708, von 1680 in Berlin, aber erst seit 1698 Rector) war ein friedfertiger Mann, der zumeist seinem Schulamt lebte und bei aller Frömmigkeit, die auch ihn schmückte, seinen Schülern doch lieber ein geistiger als ein geistlicher Vater wurde. Wissenschaftlich bedeuteten beide nicht sehr viel, aber Rodigast, welcher zeitlebens Schulmann blieb, begehrte nichts anderes als Programme und Gelegenheitsschriften mit dem nöthigen Inhalt zu versehen, ohne den Anspruch zu erheben, als Licht der Wissenschaft angesehen zu werden; er war ein stiller Arbeiter, der ruhig seinen Weg wandelte, ohne nach rechts und links zu sehen; während Lange, der mehr seiner Gesinnungstüchtigkeit halber als wegen seiner wissenschaftlichen Bedeutung Universitätslehrer geworden war, mit dem Amt auch den Verstand gewonnen zu haben meinte, dogmatische, moralische, exegetische Schriften in staunenerregender Zahl veröffentlichte, wie er während seiner Berliner Lehrthätigkeit Hilfsbücher für den Unterricht, für Grammatik und philosophische Propädeutik geschrieben hatte. Rodigast begnügte sich in seinen wissenschaftlichen Arbeiten einer unter Vielen zu sein, Lange brüstete sich als der Erste und rühmte sich, seine Gegner, z. B. das Haupt der Orthodoxen, Val. Löscher vernichtet zu haben, wenn auch seine Keulenschläge keineswegs immer trafen. Lange war eine unpoetische Natur, der sich aber doch nicht enthalten konnte, Gedichte zu machen, wie etwa auf Porst's „seines von vielen Jahren her sehr werthgeschätzten Bruders in Christo" Heimgang, in welchem die Verse vorkommen:

Dein ſchneller Tod iſt nicht ein böſer Tod geweſen,
Du warſt vorher nicht krank und biſt doch ganz geneſen ...
Der hat mit allem Recht es für ein Glück zu ſchätzen,
Wenn ihn ein ſchneller Sturm hilft in den Port verſetzen.

Bei Rodigaſt's Tode klagten, wie ſein Leichenſtein es ausdrückt, die Muſen, und wenn ſie auch nicht jeden Gelegenheitsvers zu betrauern hatten, den der im Geſchmack ſeiner Zeit dichtende Mann lieferte, ſo konnten ſie doch auf ein wirklich ſchönes Gedicht hinweiſen: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan", das in ſtimmungsvoller Weiſe ein rührend-kindliches Vertrauen zu Gott ausdrückt, von jeder dogmatiſchen Befangenheit frei, Gott als Allvater preiſt, voll ſüßen Troſts im Herzen alle Erdenſchmerzen erträglich findet.

Die Art, wie in dem hiſtoriſch-geographiſchen Kalender Geſchichte gelehrt wird, hat mit wiſſenſchaftlicher Darſtellung nichts zu thun. Voran geht ein kurzer Abriß der Urgeſchichte bis zu den Nachkommen Cains, dann folgt eine „Fortſetzung der Neuen Weltgeſchichte von 1701", in welcher die bunteſte Unordnung beliebt wird. Auf die Mittheilungen über des Kaiſers Stellung im Spaniſchen Erbfolgekriege folgen ſolche über die „Pfalz- und Orleaniſche Streitigkeit", Zwiſtigkeiten in Mecklenburg und Lübeck, dazwiſchen die Notiz „In Berlin kommt ein Moscowitiſcher Großgeſandter an, Sr. Königl. Majeſtät zu der erlangten Preußiſchen Krone Glück zu wünſchen". Warum dann unmittelbar „Ungarn, Türkei, Barbarei", dann Italien, Spanien, zuletzt erſt Frankreich kommt — über die übrigen europäiſchen Länder, namentlich die nordiſchen Reiche, handeln nur kurze Notizen — würde der Verfaſſer ſchwerlich ſelbſt begründen können. Die Kriegsereigniſſe werden hauptſächlich unter „Italien" erzählt. Aus der Art und Weiſe, wie der Chronikenſchreiber vom König von Frankreich ſpricht, würde man nicht glauben, daß ein Mann wie Ludwig XIV. an der Spitze dieſes Landes ſtand und der Welt gebot. Das Ganze verräth eine anekdotenhafte, nicht geſchichtliche Schreibweiſe; der Autor iſt höchſtens ein ſchlechter Zeitungsſchreiber, kein Hiſtoriker.

Leibniz, der Begründer des Berliner wissenschaftlichen Lebens, der Anreger auch der ebenbesprochenen Kalender, kam in Berlin nicht zu den Ehren, die er wünschte und vielleicht beanspruchen durfte. Eine Vertrauensstellung, wie Pufendorf sie besessen, erlangte er nie. Vielleicht aus Groll darüber — denn von menschlichen Schwächen war auch Leibniz nicht frei — wohl auch aus einer persönlichen Differenz, die früher hervorgetreten war, endlich auch aus grundsätzlicher Meinungsverschiedenheit über die Art der Geschichtschreibung — Leibniz will nur die „öffentliche Geschichte" gelten lassen, die sich auf Thatsachen, Verträge, Friedensschlüsse stützt, nicht aber die „geheime", die aus den Beweggründen, aus den Unterhandlungen der leitenden Personen zu entnehmen ist — erklärt sich Leibniz' ungünstiges Urtheil über Pufendorf. Jahrzehnte nach des Historikers Tode faßte er, nach manchem früheren Gepländel, seine Verurtheilung in folgende Worte zusammen: „Pufendorf steht an Einsicht und Erfahrung tief unter Thuanus, nicht zu reden von der Gelehrsamkeit, die bei Thuanus groß, bei Pufendorf mäßig war, dessen Stärke nur in der Gewandtheit seines Stiles und in einem gewissen Scharfsinn lag; das Bedeutende seiner Geschichte (des Großen Kurfürsten) liegt darin, daß sie aus den Archivalien treu, wenn auch ohne hervorragendes Urtheil geschrieben ist. Seine Commentare über die schwedische Geschichte sind besser, die brandenburgischen jedoch mit zu eiliger Hast gearbeitet; und da der Verfasser keine große Geschäftserfahrung hatte und nur den Abschreiber machen konnte, so hat er mannigfache Fehler begangen, indem er den Berichten der Gesandten an ihre Herren folgte, die oft auf falsche Gerüchte hin erstattet, durch die Zeit widerlegt zu werden pflegen." Sein Urtheil wurde jedoch von der Nachwelt nicht völlig ratificirt.

Samuel von Pufendorf 1632—1694, seit 1688 nach glücklichem Abschluß mehrjähriger Unterhandlungen in Berlin, war, als er in die brandenburgische Residenz einzog, ein auf manchem Gebiete hochberühmter Mann. Er war Philologe und Jurist,

Begründer des Naturrechts und Politiker. Er hatte als akademiſcher Lehrer in Heidelberg und Lund einen weitreichenden Einfluß geübt. In einer geiſtvollen politiſchen Satire hatte er ſchärfer als irgend einer ſeiner Vorgänger die Monſtroſität der deutſchen Reichsverfaſſung dargethan. Er hatte die Rechtswiſſenſchaft von der Dienſtbarkeit der Theologie befreit und die Achtung vor der feſten Rechtsordnung des Staates gegenüber den tyranniſchen Gelüſten einzelner Herrſcher ebenſo wie gegenüber der Einſeitigkeit römiſcher Rechtsanſchauungen geſtärkt. Er hatte lateiniſche Werke über allgemeine Geſchichte geſchrieben, welche Nutzen und Nothwendigkeit der Hiſtorie für Staatsmänner nachdrücklich hervorhoben, und große Werke über ſchwediſche Geſchichte veröffentlicht. In Berlin vollendete Pufendorf ein großes Werk über den großen Kurfürſten, unmittelbar nach ſeinem Tode erſchienen, 1695, und begann ein ſolches über Friedrich I., das erſt 90 Jahre nach ſeinem Tode herausgegeben wurde.*)

Pufendorf war nicht der Begründer der Zeitgeſchichte, wohl aber ihr Reformator und einer ihrer glänzendſten Vertreter. Schon in ſeiner ſchwediſchen Geſchichte, in welcher er nur das 17. Jahrhundert und mit beſonderer Ausführlichkeit die von ihm miterlebten Vorgänge ſchilderte, hatte er zwei Grundſätze befolgt, den einen, nur die auswärtigen Staatsangelegenheiten zu behandeln, den anderen, für ſeine Berichte nur Archivalien des Landes zu benutzen, deſſen Geſchichte er ſchrieb. Beide Grundſätze, mit imponirender Conſequenz durchgeführt, machen gleich-

*) H. Breßlau, Sev. v. Monzambano, Ueber Verfaſſung des deutſchen Reiches, Berlin 1882. — H. v. Treitſchke (Preuß. Jahrb. 1875); J. G. Droyſen, Zur Kritik Pufendorfs, Abhdlgen z. neueren Geſch. 1876; Wegele, Geſch. d. deutſch. Hiſtoriogr., München 1885, beſ. S. 500—523; A. d. Biogr. 26 701—707 (1888); Pufendorfs Berliner Geſchichtswerke: De rebus gestis Friderici Wilhelmi magni electoris Brandenburgici commentariorum libri novemdecim (Berlin 1695) und De rebus gestis Friderici III. fragmentum posthumum hrsgg. vom Grafen Hertzberg, Berlin 1784.

wohl die Werke in bedenklicher Weise einseitig. Ohne parteiisch werden zu wollen, mußte der Historiker Urtheil und Darstellung nach Aktenstücken modeln, die doch nur einer und derselben Partei angehörten. Die ausschließliche Berücksichtigung der diplomatischen Beziehungen und auswärtigen Kriege befestigte bei den deutschen Gelehrten für viele Jahrzehnte die irrige Meinung, daß diese äußere Geschichte einzig Geschichte sei. Von absichtlicher Parteinahme war Pufendorf aber gänzlich entfernt, er unterschlug nichts, was seinem Helden zur Unehre gereichte, und bestrebte sich nie, durch Schönmalerei oder künstliche Redeblumen eine Person besonders auszuputzen.

Die glänzenden Eigenschaften, welche Pufendorf in seinen schwedischen Geschichtswerken gezeigt hatte, bewährte er auch in den zu Berlin entstandenen. Dorthin war der Gelehrte nicht bloß seines berühmten Namens wegen gerufen worden. Seine energische Wendung gegen die Reichsverfassung, aus welcher sich unschwer seine Zuneigung zu den mächtig aufstrebenden Einzelstaaten entnehmen ließ, hatte ihm wohl die Wege geebnet. Seine freimüthige Gesinnung in religiösen Dingen, sein Toleranzstreben war dem großen Kurfürsten lieb gewesen, schon bevor er eine von Pufendorf nach der Aufhebung des Edicts von Nantes verfaßte Schrift erhalten, in welcher zwar die Hoheit des Staats über die Kirche in Anspruch genommen, aber die Gewissensfreiheit des Einzelnen lebhaft vertheidigt wurde.

Der gewaltige Foliant, der die Geschichte des großen Kurfürsten enthält — etwa 1700 Folioseiten, mit ein paar hübschen Titelkupfern, sonst nicht eben glänzend ausgestattet — soll keine Biographie sein und gewährt kein einheitliches Bild des Helden. Nicht von der Lebensgeschichte des Fürsten handelt er, nicht von seiner Entwickelung — über die erstere werden vielmehr am Schlusse des Werkes ein paar Daten gegeben, wo auch ein wenig ausgeführter Versuch über letztere mitgetheilt wird — sondern von seinen Thaten als Regent. Auch dieses geschieht aber nur in beschränktem Sinne. Was Friedrich Wilhelm für sein Land

gethan, wird von dem Geschichtschreiber nicht berührt; nur wie er in Krieg und Frieden auswärtigen Mächten gegenübergestanden, erregt sein Interesse. Selbst Ereignisse von der größten Tragweite für die Folgezeit werden nicht erwähnt, sobald sie nicht auswärtige Verwickelungen oder mindestens Verhandlungen zur Folge haben. Daher wird — um nur zwei der früher behandelten Thatsachen hervorzuheben — der Aufnahme der Juden in der Mark Brandenburg mit keinem Worte gedacht. Vielleicht wäre auch die an die französischen Flüchtlinge ergangene Aufforderung, sich in der Mark und besonders in Berlin niederzulassen, mit Schweigen übergangen worden, wenn nicht die Aufnahme derselben Reclamationen der französischen Behörden zur Folge gehabt hätte. Um diese verständlich zu machen, wird das Aufnahmeedict von 1685 mitgetheilt; von den Schicksalen der Colonie, von den segensreichen Wirkungen der Thätigkeit derselben für das Land erfährt man jedoch nichts. Selbst dieser so verminderte Gegenstand erfährt noch eine bedeutende Verminderung. Drei Dinge z. B., in denen des großen Kurfürsten Bedeutung hervortrat: seine Kriegführung, sein lebhaftes Interesse für die Marine und, im Zusammenhange damit, für die Handelspolitik, welcher der Fürst bedeutsame Wege zu weisen verstand, sein Eingreifen in die Reichsverhältnisse, in die Regelung der deutschen Frage, berücksichtigte Pufendorf wenig. Die letztere Auslassung ist um so merkwürdiger, als der Versuch, einen Rheinbund zu stiften (1658), oder die Bemühung, dem Kaiser ein berathendes Collegium beizugeben, gerade dem Verfasser des Severin von Monzambano besonders erquicklich sein mußten. Die erstere ist bedauerlich, weil der große Kurfürst in erster Linie Krieger war; er, von dem ein englischer Berichterstatter richtig urtheilte, er sei kühn im Kriege, aber ängstlich in Verhandlungen.

Diese Verhandlungen nun bilden fast den einzigen Gegenstand von Pufendorfs Werk, das durch solche Beschränkung einseitig und dem Gegenstand nicht völlig gerecht wurde. Denn Pufendorf stellt

nicht die Ereigniſſe dar, ſondern er läßt den Leſer theilnehmen an den Verhandlungen, durch welche dieſe Ereigniſſe zuſtandekamen. In dieſer Wiedergabe der Verhandlungen des Kurfürſten mit ſeinen heimiſchen und auswärtigen Räthen, in der Verwerthung der maſſenhaften im Staatsarchiv verwahrten und bis dahin von keinem Geſchichtſchreiber benutzten Berichte beſteht allein das Meiſter- und Muſterhafte ſeines Werkes. Solches Hervorlocken der Staatsgeheimniſſe war nicht nach Jedermanns Sinn. Es zeugt von der großen Auffaſſung des erſten Königs, daß er den durch ſeinen Vater berufenen Gelehrten ſeine Arbeit ungehindert beenden und dieſelbe, nachdem ſie durch eine zu dieſem Zweck eingeſetzte Commiſſion zum Scheine geprüft worden war, veröffentlichen ließ. Leicht erklärlich aber iſt es, daß dieſe Offenheit über die internſten Vorgänge Anſtoß erregte, Reclamationen hoher Beamten einerſeits und auswärtiger Mächte andererſeits hervorrief. Die natürliche Folge ſolcher Klagen war, daß der König, wenn er auch niemals daran dachte, das vorhandene Werk zu unterdrücken, doch die geplante, ja begonnene Ueberſetzung ins Deutſche und Franzöſiſche nicht förderte, ſondern ſich an einem deutſchen Auszuge genügen ließ.

Pufendorf beherrſchte ſein Material in großartiger Weiſe. Selbſt da, wo er künſtleriſch zu geſtalten ſchien, blieb er ihm verpflichtet. Wenn er einmal — denn Charakteriſtiken von Perſonen und Schilderung von Zuſtänden verſuchte er ſelten — den kaiſerlichen Hof ſchilderte (facies aulae caesareae 1655), ſo folgte er, wie Droyſen nachgewieſen hat, einer Relation des Georg von Bonin. Aber er war kein Sklave ſeines Stoffes. Er gab nicht ohne Auswahl Auszüge aus Allem, was ſeine Acten ihm darboten. Er ließ Vieles aus und änderte nach Gutdünken. So geſtaltete er die Reden völlig frei, indem er den ungefähren Gedankengang ſeinen Acten entnahm, die Form aber ſelbſtſchöpferiſch hinzuthat. Da er den Inſtinkt des Hiſtorikers hatte, der oft zwiſchen den Zeilen zu leſen, aus dem Geſchehenen das Geweſene zu errathen und aus dem Vorangegangenen das

im Verlaufe ſich Entwickelnde zu conſtruiren hat, ſo gab er, nach Droyſens glücklichem Ausdrucke, das Richtige auf, um deſto wahrer zu ſein.

Die Wahrheit liebte er wie ein echter Geſchichtſchreiber. Man darf ihn nicht als Schmeichler hinſtellen, indem man ein Wort, das er einmal einem Freunde gegenüber brauchte, „daß er deſſen Herrn, dem er dient, sentimente mit ſeiner Feder exprimirt", zu ſeinen Unehren anwendet. Denn in dieſem ungelenken Ausdrucke des deutſchen Schriftſtellers, der ſich nur wohl fühlte, wenn er ſich der lateiniſchen Sprache bedienen konnte, iſt nicht die liebedieneriſche Abſicht des Höflings verborgen, ſondern das Programm des Geſchichtſchreibers, der nicht die Thatſachen, ſondern die Entwickelung, nicht die Dinge, wie ſie dem Spätergeborenen, ſondern wie ſie dem Handelnden ſelbſt erſchienen, darſtellen wollte. Durch ſolches Streben glaubte er beſſer der Wahrheit zu dienen, als durch die ſonſt beliebte brutale Enthüllung des wirklich Geſchehenen. Darum durfte er getroſt ſeinem Hauptwerke die Bemerkung voranſchicken: „Mir genügt, die unverletzte Wahrheit aus den Originalquellen redlich der Welt dargelegt zu haben."

Die Vorwürfe, welche man dem Hauptwerke machen kann, darf man auch gegen das Fragment über die Thaten Friedrichs I. erheben. Man möchte die vollendeten drei Bücher dieſes Werkes mit einem politiſchen Jahresbericht oder einem Geſchichtskalender, welcher aus Depeſchen und diplomatiſchen Actenſtücken entnommen iſt, vergleichen. Es gehörte für den Schriftſteller großer Muth dazu, die Geſchichte eines Lebenden zu ſchreiben und darin dem Brotherrn gegenüber den ſchmalen Pfad der Wahrheit zu wandeln, der zwiſchen abſprechender Kritik und Schmeichelei lief, aber es iſt auch ein rühmliches Zeugniß für den Fürſten, daß er trotz der Erfahrung, die er mit Pufendorfs undiplomatenhafter Benutzung diplomatiſcher Actenſtücke gemacht hatte, dem Gelehrten die Abfaſſung ſeiner eigenen Biographie übertrug. Doch iſt das Werk nur ein Bruchſtück. Die drei Bücher ent-

ſprechen ebenſoviel Jahren; die letzte Notiz iſt vom 13. Februar 1691. Auch in dieſen Büchern findet ſich nirgends der Verſuch einer Charakteriſtik der Hauptperſonen oder das Eingehen auf Berliner Verhältniſſe; nur eine mit peinlicher Gewiſſenhaftigkeit und großer Ausführlichkeit abgefaßte Schilderung diplomatiſcher Vorgänge. Mehr vielleicht als in dem großen Werke tritt in dem kleinen ein beſtimmter Standpunkt hervor. Der Autor iſt ſich bewußt, in ſeinem Buche die letzten Verſuche der Franzoſen darzulegen, welche dahin zielen, die Zügel der Weltherrſchaft an ſich zu reißen und die Proteſtanten zu unterwerfen. Den Franzoſen gegenüber tritt Friedrich auf als Beſchützer der Proteſtanten und als Gegner der franzöſiſchen Einflüſſe. Eine ſolche Zuſammenfaſſung des Weſens des Königs war gewiß richtig; ob aber der Geſchichtſchreiber in den ferneren Thaten des Königs Stoff und Luſt genug zu neuer Darſtellung gefunden hätte, läßt ſich billig bezweifeln.

Pufendorf war kein eleganter Stiliſt. Auf ſein Latein, die Sprache der meiſten ſeiner Werke, darf man jedoch dasſelbe Lob anwenden, das mehr als drei Jahrzehnte nach ſeinem Tode die „Vernünftigen Tadlerinnen" (1726, II, 14fg.) von ſeinem deutſchen Stil zu verkünden wußten. Dort hieß es nach einem Lobe von Zieglers aſiatiſcher Baniſe: „Es iſt auch wahr, daß wir wenig Hiſtorienſchreiber haben, die demſelben in der reinen Schreibart gleich zu ſchätzen ſind. Der einzige Pufendorf ſcheint ſich noch von anderen zu unterſcheiden. Er ſchreibt rein, deutlich, nachdrücklich und kurz, welches die Haupttugenden einer vernünftigen Schreibart ſind."

Das Beiſpiel Pufendorfs und Leibniz' und ihrer hiſtoriſchen Leiſtungen hätte ſchon genügt, auch Andere zum Studium der Geſchichte zu veranlaſſen. Daß die Forſcher jedoch gerade der brandenburgiſchen Geſchichte ſich zuwandten, hatte ſeinen Anlaß theils in ihrem Begehren ſich beim Könige einzuſchmeicheln, theils in dem direkten Einfluſſe des Fürſten, der ſich in ſeinen Mußeſtunden gern mit der Geſchichte ſeiner Vorfahren

beſchäftigte. Dies bezeugt einer der Hiſtoriker, Teiſſier, auch ſonſt als Ueberſetzer bekannt, der ein ſchon 1628 erſchienenes, nur bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts reichendes genealogiſches Werk*) ins Franzöſiſche überſetzte. Auch in einem anderen damals erſchienenen geſchichtlichen Werke von J. U. Pregitzer kommt Friedrich nicht vor, obwohl der König dasſelbe von dem Verleger gewidmet erhält.**) Dieſer fand, daß die Unterſuchungen des „vortrefflichen Werkes glücklich reuſſiret“ ſeien. Die neuere geſchichtliche Forſchung hat die Reſultate unſeres Verfaſſers, daß der Urſprung des hohenzollernſchen Hauſes von Pharamund abzuleiten ſei, allerdings nicht zu dem ihrigen gemacht.

Einen höheren Rang als die Letztgenannten nahm Zacharias Zwantzigk (geſt. 1716) ein. Er verdient neben Pufendorf genannt zu werden. Er ſtarb als Hofrath, ſeit 1687 war er Geheimer Sekretär und wurde zur Ausarbeitung mancher politiſcher und ſtaatsrechtlicher Denkſchriften gebraucht. Sein großes Geſchichtswerk***), das er urſprünglich Incrementum Domus Brandenburgicae nannte — nach der Entſtehung des König-

*) Les vies des électeurs de Brandebourg, de la maison des Burgraves de Nurenberg avec leur portraits et leur généalogies ouvrage composé en latin par Jean Cernitius, vice-registrateur des archives électorales et mis en François par Antoine Teissier, conseiller des ambassades et historiographe de sa Majesté le Roi de Prusse. Berlin, J. M. Rüdiger 1707, fl. Fol.

**) Der Verleger Joh. Mich. Rüdiger bedankt ſich bei dem König beſonders, daß dieſer ihm als „einem von Feindeshand vertriebenen“ Aufnahme gewährt habe. Daß die Herausgabe des Werkes von dem König veranlaßt worden ſei, wie A. D. B. XXVI, 547 behauptet wird, geht aus der Vorrede nicht hervor. Das merkwürdige Werk führt den umſtändlichen Titel „Teutſcher Regierungs- und Ehren-Spiegel vorbildend des teutſchen Reichs und deſſelben Stände erſten Anfang, Fortleitung, Hoheit, Macht, Recht und Freyheit, auch der Chur-Fürſten, Fürſten, Grafen und Herren und derſelben hohen Häuſer beſonders des Hauſes Hohenzollern Urſprung, Würde und Herrlichkeiten durch Joh. Ulr Pregitzern, D. Fürſtlich Würtembergiſchen Oberraths- und Hoff-Gerichts Assessorn. Auch mit vielen ſchönen und netten Kupffern geziehret. Berlin bei J. M. Rüdiger 1703.“

***) Sein Werk ungedruckt im G. St. A. Ueber den Mann und ſein Werk vgl. Curt Breyer in Forſch. z. Brand. u. Preuß. Geſch. IV, 271 ff.

thums änderte er den Titel — ist eine halb statistische, halb geschichtliche Arbeit, welche den damaligen Zustand der einzelnen Territorien mit dem früheren vergleicht, die staatsrechtlichen Fragen besonders gründlich behandelt, überall die Berechtigung der brandenburgischen Ansprüche hervorhebend. Ueber Land und Leute, Verwaltung und Verfassung der einzelnen Provinzen und des Gesammtstaates finden sich hier glaubwürdige, aus Actenstücken, theilweise jetzt verlorenen, entnommene Mittheilungen. Schon aus diesem Grunde ist es heute noch der Benutzung, wenn auch nicht der Veröffentlichung werth; für jene Zeit „ein Repertorium, eine publicistische Rüstkammer des Staats- und Verwaltungsrechts", eine Art officiöser Arbeit, die von dem Könige und dem Kronprinzen, denen sie gewidmet war, gewiß dankbar begrüßt wurde.

Der damals neubelebte geschichtliche Sinn zeigte sich aber auch in Schriften, welche geradezu der Geschichte Berlins gewidmet waren. Küsters historisch-brandenburgische Bibliothek verzeichnet mehrere dahin gehörige Arbeiten.*) Sie rühren nicht von geschulten Historikern her, waren entweder unselbständige Compilationen oder panegyrische Reden, verdienten aber vielleicht ein besseres Geschick, als nach 200 Jahren völlig verschollen zu sein. Wenigstens einer dieser Schriften, der Rittners, sei hier gedacht, weil sie — ein für jene Zeit gewiß seltener Fall — außerhalb Berlins, wenn auch von einem Berliner, geschrieben und gedruckt wurde.

Rittner**) hielt 1701 in Jena diesen Panegyrikus, den er

*) Bibliotheca Historica Brandenburgica . . . A. G. G. Küstero führt pag. 795 an: Boedikeri epigramma de metropoli 1693; Sam. Rittneri oratio panegyrica . . . 1701; L. Gedicke, 100jähr. Aufnehmen der Stadt 1701; Chr. Starcke, Preiss d. Kön. Residenzien 1704.

**) Oratio panegyrica in sempiternam laudem atque magnificentiam Berolini, reginae urbium in Germania cum devota supplicatione pro perpetuitate domus potentissimae Brandenburgicae sollemniter habita a. d. XXXI Jan. 1701. in florentissima universitate Jenensi ab Samuele Rittner, Berolinensi. Jenae 1701 fol. (K. B.)

dem Kronprinzen zu widmen sich beeilte. Was wußte er nicht Alles von der „Königin der Städte" zu rühmen! Treffliche Lage, milde Luft, fruchtbaren Boden, Fülle alles Guten. Er schrieb die Gründung der Stadt Albrecht dem Bären zu und verfolgte kurz ihre Geschichte. Von der Luft meinte er, sie sei so gut, daß Krankheiten und Todesfälle selten beklagt würden. Grünere, freundlichere Gärten gäbe es nirgends. Er zog Vergleiche mit dem Alterthum und sprach das kühne Wort aus, daß Theben, Delphi und Athen vor dem Glanze Berlins weichen müßten. Er erwähnte Einzelheiten, wie den Oder-Spreekanal, und hob unter den Thaten des großen Kurfürsten besonders die Verbindung mit Afrika hervor. Er verweilte mit großer Ausführlichkeit bei der Schilderung der Kurfürstenbrücke und ihrer antiken Verzierungen, wegen deren sie ein Pantheon heißen könnte, wenn sie nicht wegen ihres Reiterstandbildes ein wirklich brandenburgisches Bauwerk wäre. Der Autor konnte sich gar nicht genug thun, seine Stadt, regum mater et heroum, sie, die er geradezu omnibus superior nennt, zu feiern.

Wie Rittner, so verherrlichten auch Andere außerhalb Berlins die brandenburgisch-preußische Geschichte.*) Außer der Geschichte fand auch die Geographie ihre Jünger. P. J. Marperger 1656 bis 1730, von 1708 bis 1724 in Berlin, ließ in Berlin 1710 seine „geographische, historische und mercatorische Beschreibung aller derjenigen Länder, welche dem k. preußischen und Chur-Brandenburgischen Scepter in Deutschland unterworffen", erscheinen.**)

*) Eine Erwähnung verdienen: J. P. Ludwig, Curieuser Geschichts-Calender der Churf. zu Brand. Lpz. 1697; C. Abel, Preuß. und Brandenb. Staats-Historie, Lpz. u. Stendal 1710.

**) Ex. in G. L. St. und in der Bibl. des grauen Klosters. — Vgl. über ihn A. D. B. 24, S. 405—407. Der ausführliche Titel des Buches heißt:

Paul Jacob Marpergers, Mitglieds der Königlich Preußischen Societät der Wissenschaften kurtzgefaßte Geographische, Historische und Mercatorische Beschreibung Aller derjenigen Länder und Provintzien, Welche den Königlich Preußischen und Chur-Brandenburgischen Scepter in Deutschland unterworffen. Da dann

Der merkwürdige Mann, Mitglied der Berliner Akademie, ein vielseitiger Gelehrter, der eine ausgedehnte ökonomische Schriftstellerei mit geistlicher Liederdichtung verband, der auch ein über Fausts Genossen, Christoph Wagner, handelndes Buch herausgab und bevorwortete, war gewiß kein Genie, der seiner Wissenschaft neue Wege wies. Aber er sammelte einzelne Notizen, aus denen noch heute sich einzelnes Brauchbare gewinnen läßt. Bei Berlin stellte er mancherlei zusammen, was daselbst gehandelt und fabricirt wurde. Er sprach von der Seidenzucht, von den um Potsdam herum gepflanzten Maulbeerbäumen. Er nannte die sechs Jahrmärkte, die in Berlin und Cölln, und die je zwei, die in Friedrichswerder und Dorotheenstadt abgehalten wurden. Er constatirte eine ziemliche Ausdehnung des Geldgeschäfts, „weil auch Berlin unterschiedliche vornehme Banquiers und Wechslers hat, als wird es durch solche zu einem Wechselplatz, von welchem man a droiture durch ganz Europa Geld haben kann". Dann gab er an, wieviel Wechselzahlungen von Berlin nach Amsterdam, London, Frankreich kosteten, eine Angabe, aus der hervorzugehen scheint, daß keine der Zahlungen direkt, sondern alle über Hamburg, nur die nach Italien bequemer über Nürnberg gemacht wurden. Ein Wechselcurs wurde wöchentlich einmal bei dem „Stadtmäckler Mons. Wesseling" ausgegeben. Nicht uninteressant ist auch aus der Zoll- und

---

I. Von solcher Länder ihren vornehmsten, sonderlich aber Commercirenden Städten, und deren bequemen Situation zur Handlung, Schiffreichen Flüssen, und besonderen Merkwürdigkeiten,

II. Von ihren glorwürdigen Regenten, und wie sonderlich unter solchen von Churfürst Friderico I. an, bis auf Se. itzt Regierende Königl. Majest. in Preußen, König Fridericum, die Commercia von Zeiten zu Zeiten herrlich angewachsen, und mächtig vermehret worden, Und

III. Von dieser Länder Natürlichen Fruchtbarkeit, nützlichen Manufacturen, wie auch von denen zur Aufnahme ihrer Commerciorum vielfältig gegebenen, Churfürstl. und Königl. Edictis, ferner von Müntz- und Wechsel-Negotio. Maaßen und Gewichten, Meßen und Jahrmärckten gehandelt, und endlich mit der itzigen Berlinischen Zoll-Rolle und einigen Post-Carten beschlossen wird. — Berlin 1710.

Accis-Rolle vom Jahre 1709 eine Zusammenstellung der Accise- und Zoll-Gelder, welche von den einzelnen Waaren zu zahlen sind: Wein, Branntwein, Bier, Blech, Holz, Papier, Schlachtvieh, Victualien „und allerhand Kaufmannschaften", Juwelen und Waaren aller Art.

Auch die Dichtung stellte sich in den Dienst der Geschichte.*) Doch ist es keine hohe Poesie, welche hier ihre Dienste verrichtet. Der unbekannte Dichter stellt am Anfang sämmtliche Regenten in folgenden Versen zusammen:

Zwey Friedrich, denn Albert, Johann, zwey Joächime,
Johann Georg, auff Ihn folgt Joachim Friederich,
Johannes Sigismund, Georg Wilhelm, den ich rühme,
Nach Friedrich Wilhelm krönt der König Fridrich sich.

Diesen wie den übrigen Denkversen seines Büchleins fügte der Autor lange Anmerkungen hinzu. Den Verdiensten des großen Kurfürsten suchte er gerecht zu werden durch die Zeilen:

Pommern, Polen, Preußen, Fühnen, Jülich, Holland, mit den Schweden,
Wollin, Wolgast, Stettin, Stralsund können von den Helden reden.

Als er aber zuletzt des ersten Königs gedachte, meinte er, „Ihrer Königl. Majestät Heldenthaten sind annoch in frischem Andenken und diejenigen, so der Ewigkeit noch sollen einverleibet werden, lassen sich in keine Reime einschließen"; begnügte sich daher mit einer kurzen Aufzählung einzelner merkwürdiger Begebenheiten von 1688—1701.

An dichterischen Verherrlichungen Berlins, der Stadt, in der sich des also besungenen Königs Glanz am deutlichsten zeigte, fehlt es gleichfalls nicht.**) Zwei derselben seien angeführt, weil

*) Kurtze Denckreime von den Merkwürdigsten Thaten der Churfürsten zu Brandenburg von dem Hause Hohenzollern. o. O. 1703. (Gr. Kl.)

**) Für das Aeußere des damaligen Berlin ist zu vergleichen: Berlin anno 1690. Zwanzig Ansichten aus Johann Aridbecks des Jüngeren Skizzenbuch. Nach den in der königl. Bibliothek zu Berlin aufbewahrten Originalen hgg. und erklärt von Dr. W. Erman,

ſie einerſeits über die Stimmung der Zeitgenoſſen, andererſeits über manches Sehenswerthe jener Tage unterrichten. Die eine von Samuel Groſſer (1664—1736), der eigentlich geiſtlicher Dichter war und, wenn überhaupt, nur vorübergehend ſich in Berlin aufhielt, ſtammt aus dem Jahre 1702*) und lautet:

Dieſe Stadt, da Preußens Ruhm
Sich den Königsſitz erwehlet,
Hat des Glückes Eigenthum
Ihr zum Braut-Schatz abgezehlet.
Sie gleicht einer kleinen Welt,
Die der großen beſte Schätze
Durch die wunderſchönſten Sätze
Concentrirt beiſammen hält.

* * *

Was Paris zum Wunder macht,
Iſt auch in Berlin zu finden,
Und der Tyber ſtolze Pracht
Muß itzt in Berlin verſchwinden.
London ſey ſo groß, es will,
So darff ihm Berlin nicht weichen;
Denn, kann's ihm nicht gäntzlich gleichen,
So gebricht ihm doch nicht viel.

* * *

Hier iſt Griechenlands Athen.
Hier ſind Aſiens Paläſte,
Auf den meiſten Gaſſen gehn
Weit entlegner Länder Gäſte.
Hier iſt ein beruffner Thron;
Den Verſtand und Klugheit ſchützet,
Und der auf demſelben ſitzet,
Iſt ein weiſer Salomon.

Custos der Königl. Bibl. Mit einem Plan von Berlin aus dem Jahr 1685. Berlin. Amsler & Ruthardt. 1881. Einzelne dieſer Skizzen waren in ſtark verkleinerten Kupferſtichen wiedergegeben in dem von Fr. Wilken hgg. Hiſt. geneal. Kalender 1820—22. — Der Proſpect von Joh. Bernh. Schultz 1688 photolithographiſch nachgebildet als Beilage zur Chronik des Vereins für Geſchichte Berlins 1880. Ich benutze das Original, das ſich in der Bibliothek der G. L. Stiftung befindet. — Einzelnes zu vergleichen in „Berlin und ſeine Bauten“ hgg. vom Architektenverein, Berlin 1877.

*) Ueber Groſſer, Goedeke, Grundriß III², S. 306; das Gedicht iſt dem „Bär“ 28. Apr. 1889 entnommen.

Die zweite iſt einem langen Lobgedicht (1708) entnommen*), in welchem der König, ſeine zweite und dritte Gemahlin geprieſen, ſeine Thaten verherrlicht und die Mitarbeiter an denſelben, Miniſter und Generale, genannt und gerühmt werden und lautet:

Drum nennet man Berlin mit Recht ein Licht der Erden,
Denn wie der Sternenglanz verdunkelt pflegt zu werden
Durch güldnen Sonnenſtrahl, ſo geht der Schein Berlin
Weit andern Städten vor, den Friedrich dir verliehn.
Das Königliche Schloß, das Gold und Marmor zieret,
So in- als außenwärts, worin ſich häufig rühret
Der Diener dicker Schwarm und der Trabanten Schaar
Wogegen viel zu ſchlecht die Burg Tarpejens war,
Zeigt durch den mächtgen Bau, daß Preußens Macht und Krone
In keinem engen Haus, in keiner Hütten wohne.
Venedig rühmet ſonſt ſein großes Arſenal
Und London ſeinen Tower, allein man ſeh' einmal
Auch unſer Zeughaus an, das Bodt hat aufgeführet,
Mich dünkt, daß ſelbigem der Preis allein gebühret.
Das donnernde Geſchütz, das blitzende Gewehr
Verkündigt, wenn es ſchweigt, der Brenn- und Preußen Ehr,
Drum kann Venedig ſich nebſt London nicht entbrechen
Vor Arſenal und Tower den Ruhm ihm zuzuſprechen.
Nächſt dieſem ſiehet auch das hochgewölbte Haus,
Das man Arcades nennt, nicht minder trefflich aus;
Wer ſelbiges durchgeht, die Handelsleute ſchauet,
Meint etwan, daß Mercur den Tempel hier gebauet,
Man ſieht in großer Zahl der fremden Waaren Pracht,
Die Schönheit und Gebrauch beliebt und koſtbar macht.
Die Denkmal, welche Du der Nachwelt wirſt verlaſſen,
Die trau ich mir nicht zu in einem Reim zu faſſen,
Die Sache iſt zu ſchwer. Dieweil ich alles doch

*) Das Königliche Lob des Allerdurchlauchtigſten Großmächtigſten Fürſten und Herrn, Herrn Friderichs, Königes in Preußen, u. ſ. w. So bey Dero Höchſt-beglückten Vermählung mit der Durchlauchtigſten Prinzeßin Sophien Loyſen, Aus dem Hochfürſtlichen Hauſe Mecklenburg-Schwerin, In allertiefſter Unterthänigkeit mit lateiniſchen heroiſchen Verſen Glückwünſchend beſungen und aus ſelbigen in dergleichen Teutſch überſetzet worden, von Ernſt Martin Plauren, Königl. Preußiſchen Legations-Secretario, Cölln an der Spree, Druckts Ulrich Liebpert, Königl. Preuß. Hof-Buchdr. Anno 1708. 13 Bl. in fol.

Ganz kurz berühren will, so muß das Bildniß noch,
Gegossen von Metall, durch welches Du das Leben
Hast Deinem Vater, Herr, in Liebe wiedergeben
Von mir beschrieben sein. Dies muß selbst Polyclet
Praxitel und Lysipp, der seinen Ruhm erhöht
Durch Alexanders Bild verwundernswürdig nennen.
Wir können beides, Kunst und Liebe, dran erkennen,
Es sticht die Trefflichkeit der Pyramiden ab,
Es kömmet ihm nicht bei Mausolens marmorn Grab.

Minder enthusiastisch, aber immer noch lobrednerisch genug lautet das Urtheil Tolands (1702), dessen Charakteristik des ersten Königspaares schon früher (S. 13 A.) benutzt wurde. Er, der manche europäische Hauptstädte gesehen hatte und zum Vergleich herbeiziehen konnte, schreibt:

„Diese Stadt, welche zwar eben so gar groß nicht, wohl aber überaus schön und nett ist, wird in 2 Haupttheile abgetheilet, wovon der eine, nämlich die alte Stadt, wiederum in drei unterschiedliche Districte und Gegenden, als in Berlin, Cölln und den Werder getheilet wird; in der neuen Stadt aber, welche man nun ebenfalls angefangen hat zu fortificiren, heißt der eine Theil die Friedrichsstadt und der andere die Dorotheenstadt, welche Namen sie von dem letztverstorbenen Kurfürsten und Kurfürstin bekommen haben, dergestalt, daß also die ganze Stadt aus fünf besonderen Abtheilungen und Gegenden besteht, ohne was die Vorstädte betrifft. — Die Straßen darin sind sehr breit, reinlich und besser gepflastert, als man sonst gemeiniglich in Deutschland findet und sind an den meisten Orten der Stadt Bäume und Linden reihenweise gesetzt, welches sowohl zur Lust als zum Nutzen dient. Ingleichen gibt es auch allda hübsche Canäle, welche durch die Abtheilungen der Stadt fließen und mit saubern Aufziehebrücken auf holländische Art belegt sind. Die darin aufgerichteten neuen Häuser sind meistentheils nach der besten Baukunst aufgebaut und gemeiniglich von außen nach der Gassen schön ausgeziert, auch inwendig nicht übel möblirt. Die wenigen alten Häuser aber, so noch stehen, sehen gegen die andern ganz krumm und übel aus und gemahnen mich nicht

anders als wenn man ungestalte Zwerge mit andern wohlgewachsenen und hübschen Menschen vergleichen wollte."

Zur Kritik dieser Lobpreisungen fehlt es nicht ganz an Material. Besonders der eine Punkt, die Nettigkeit und Sauberkeit der Straßen, verhielt sich in Wirklichkeit doch wesentlich anders.*) Theoretisch freilich wurde der Straßenreinigung große Sorgfalt gewidmet. Ein kurfürstliches Edikt (1. Dez. 1700), in welchem der Fürst sein ungnädigstes Mißfallen äußerte, daß trotz „dero vielfältigen Erinnerungen" die Straßen recht schmutzig seien, verordnete, daß Montag und Donnerstag die Stadt oder der Stadttheil Berlin, einige wenige Straßen ausgenommen (Molkenmarkt, Mühlendamm, die Mittwoch und Sonnabend Nachmittag an die Reihe kamen), Dienstag und Freitag Cölln und Werder, Mittwoch und Sonnabend die Dorotheenstadt gereinigt werden sollte. Diese Reinigung sollte überall zu einer bestimmten Zeit stattfinden, eine Stunde nachdem die öffentliche Ansage geschehen war. Der Kehricht müsse auf den Damm gebracht werden, damit derselbe von den „Karrenknechten" bequem abgeholt werden könne; bei trockenem Wetter und im Sommer sollten die Hauswirthe ihren Straßentheil besprengen. In den Zwischentagen durfte keinerlei Unrath auf die Straße gebracht werden. Zuwiderhandelnde, Säumige wurden mit Geldstrafen belegt. Lastwagen sollten in den Höfen halten, damit Verunreinigungen der Straßen vermieden würden. Um den „häßlichen Gestank" abzuschaffen, welcher durch nächtliches Ausgießen der Nachtstühle in die Rinnsteine hervorgerufen wurde, sollte der Inhalt der „Sekreter" von den „darzubestellten Weibern" morgens und abends abgeholt und an dazu angewiesene Oerter — hauptsächlich von den kleinen Spreegäßchen aus in den Fluß — geschafft werden. Die „zwischen den Häusern in den Quergängen" befindlichen „Sekreter" wurden strengstens verboten, Zuwiderhandelnde mit empfindlichen Strafen

*) Das Folgende nach den Akten des Geh. Staatsarchivs.

belegt; Zeugen solcher Uebertretungen durch Belohnungen zu Denunciationen gereizt.

Diese Bestimmungen wurden 1707 erneuert. Mannigfache Magistratsanschläge bezeugen, daß die Verordnungen nicht sorgfältig beobachtet wurden, daß die unangenehmen Mißstände vielmehr immer wieder hervortraten. Als dann die Friedrichsstadt zu den übrigen Städten hinzutrat, wurde eine völlige Neuordnung der Straßenreinigung geplant. Das ganze „Gassenwesen" sollte an einen Unternehmer verpachtet werden, welcher direct unter dem Gouvernement stehen, seine Leute frei wählen, von dem Könige die Unterhaltungsgelder und manche Freiheiten erhalten sollte.

Eine neue Epoche sucht ihr Dasein geschichtlich zu begründen und dichterisch zu verherrlichen. Darum mußte von den geschichtlichen Versuchen in Vers und Prosa ausführlich die Rede sein, ausführlicher vielleicht als es die Bedeutung mancher dieser Leistungen zu vertragen schien. Um so kürzer mag aber von zwei anderen Vertretern der Gelehrsamkeit und einer populärwissenschaftlichen Zeitschrift gesprochen werden. Von den Männern gehörte der eine den größten Theil seines Lebens Berlin an; die Zeitschrift wurde in Berlin geschrieben und gedruckt. Männer und Zeitschrift wandelten in Leibniz' Bahnen. Jene zeigten ein schwaches Abbild seiner nie völlig erreichten Vielseitigkeit, diese war eine Nachahmung der von ihm gegründeten „Monatlichen Unterredungen."

Den ersteren dieser Männer, einen seltsamen Gast, beherbergte Berlin nur drei Jahre lang (1704—1707). Er, ein Stürmer und Dränger vor der Sturm- und Drangzeit, wird nicht völlig charakterisirt durch den Spruch:

> Das böse Babel fällt, Lutherus reißt das Dach,
> Calvin die Mauern ein, den Rest stürzt Dippel nach,

aber seinem hastigen, überstürzenden, den gegebenen Verhältnissen nicht Rechnung tragenden Wesen nach wird er gut gekennzeichnet.

In der Geschichte der Wissenschaft nimmt Joh. Conr. Dippel eine zwiefache Stellung ein, als Sturmvogel der Aufklärungszeit und als Erfinder des „Berliner Blau.“*) Ueber diese Erfindung, an welcher der Erfinder freilich ziemlich unschuldig war, sagt ein neuerer Chemiker**) Folgendes: „Ein Berliner Farbenkünstler Diesbach wollte Florentinerlack bereiten durch Niederschlag eines Absuds von Cochenille mit Alaun und etwas Eisenvitriol durch fixes Alkali und bat Dippel ihm zu diesem Zwecke etwas von dem Kali zu überlassen, über welches Dippel das nach ihm benannte thierische Oel destillirt hatte. Bei Anwendung dieses Alkalis erhielt Diesbach statt des erwarteten rothen Pigments ein blaues. Er theilte diese Beobachtung Dippel mit, welcher einsah, die Bildung der blauen Farbe müsse auf der Einwirkung des gebrauchten Alkalis auf den Eisenvitriol bestehen. Das Berliner Blau ward später in anderen Händen der Ausgangspunkt zahlreicher wichtiger Entdeckungen, so des Blutlaugensalzes, der Blausäure als vieler anderer.“ Die Berliner Akademie, welche 1710 von der neuen Erfindung Notiz nahm,***) nannte den Namen Dippels nicht, rühmte nur die Billigkeit, Gefahrlosigkeit und leichte Herstellbarkeit des neuen Stoffes. Schon bevor Dippel nach Berlin kam, glaubte er eine Tinktur gefunden zu haben, durch welche Silber und Quecksilber in Gold verwandelt werden könnte. Doch nicht darin, obwohl dies Dippel bei den Zeitgenossen das größte Ansehen verlieh, sondern in theologischen Anschauungen beruht Dippels eigenartige Bedeutung. Er ist ein Pietist, der mit den späteren Rationalisten nahe verwandt ist. Er betrachtet die Bibel nicht als *das* Wort Gottes, sondern nur als *ein* Zeugniß, desgleichen jeder Fromme

*) Vgl. bes. W. Bender, J. C. Dippel, der Freigeist aus dem Pietismus. Ein Beitrag z. Entstehungsgesch. d. Aufklärung. Bonn, 1882, woselbst die frühere Lit. — Daß in den Berliner Archiven und Bibliotheken über Dippel nichts zu finden ist, sagt Bender (S. 88, A. 1).

**) Oppenheim in der A. d. B. V. 251.

***) Notitia Caerulei Berolinensis nuper inventi: ganz am Ende der oben erwähnten Miscellanea p. 377.

noch täglich neu erhalten könne. Er hält Christi Rechtfertigungslehre für „Märlein und Comödie der alten Adamstheologie“ und betrachtet für die einzig mögliche Rechtfertigung die, die der Mensch durch sein eigenes Verdienst gewinne. Im Glauben entfernt er sich von allem dogmatischen und betrachtet als seinen Hauptzweck, „durch Verleugnung der irdischen Lüste sich zur Betrachtung und Erlangung der ewigen Dinge fähig zu machen.“ Dadurch war allem Pfaffengezänk der Krieg erklärt und zugleich vollkommener Duldung der Weg gebahnt. Die Idee einer Menschheitsreligion, die praktisch in Nächstenliebe, theoretisch in Anbetung eines höchsten Wesens sich kundgibt, wird von ihm verkündet. Als echter Aufklärer, im stricten Gegensatz zu denen, die das Heil allein im positiven Christenthum erblickten, hält er es nicht für ungereimt, daß auch ein Heide, Türke, Jude die Wahrheit, Gott und den Nächsten zu lieben „mit Sanftmuth annehmen, der Welt und ihren Lüsten absterben und durch Geduld in guten Werken unvergängliches Wesen suchen könne, ob er schon unterdessen nicht weiß, wer in ihm mächtig sei und das, was wir Gnade, Christum und das Licht von oben heißen, Vernunft, Gesetz, Ebenbild Gottes nennet oder demselben einen andern Namen zueignet.“

Durch solche Ansichten entfernte sich Dippel freilich weit von Leibnizischen Gedankenkreisen. Diesen trat näher ein zweiter Gelehrter, der auch mit Leibniz in brieflicher Verbindung stand. Johann Leonhard Frisch*) (1666—1743), seit 1698 in Berlin, zuerst Subrector, dann Conrector, seit 1727 Rector des grauen Klosters. Er war, trotzdem er sich spät entwickelte, ein bedeutender und vielseitiger Gelehrter, der Deutschland, Frankreich und Italien durchreist und sich die mannigfachsten Kenntnisse erworben hatte. Als Lehrer unterrichtete er Mathematik und Physik, leitete die griechische und lateinische Lectüre, als Pädagoge verfaßte er Lehrbücher selbst über die französische Sprache; als

*) Vgl. H. L. Fischers Einleitung zu dem oben erwähnten Schauspiel, Berlin 1890.

Gelehrter entwickelte er eine ſtaunenswerthe Allſeitigkeit, daß er ſich als „contribuirendes Mitglied“ in alle vier „Departements“ der Berliner Akademie aufnehmen laſſen konnte. Denn er verfaßte theologiſche, philologiſche, geographiſche, naturwiſſenſchaftliche Schriften. Seine Verzeichniſſe der Vögel und Inſecten Deutſchlands waren zu ihrer Zeit berühmte Bücher. Derſelbe Mann, der je ein großes franzöſiſches und griechiſches Wörterbuch ſchrieb, ſtellte gelehrte Unterſuchungen über die ſlaviſchen Sprachen an und verfaßte, in Anlehnung an Arbeiten Früherer ein deutſches Wörterbuch, das Jacob Grimm als „das erſte gelehrte deutſche Wörterbuch“, ein nicht veraltetes Werk bezeichnet, das mit weiter Umſicht fernliegendes Material benutze, beſonnene Wortabtheilungen aufſtelle und einen „wahren Schatz von früher unbeachteten und auch ſpäter nur aus ihm zu entnehmenden Nachrichten“ enthalte. Und dieſer ſelbe Mann beſaß für praktiſche Erfindungen Verſtändniß und Geſchicklichkeit. Das „Berliner Blau“, das er zwar nicht ſelbſt erfunden, „trieb er“, wie er einmal ſchrieb, „zu größerer Höhe als der Inventor ſie jemals gebracht.“ Er ſtellte, im Auftrage der Akademie, mit dem Seidenbau in der Umgegend Berlins zahlreiche Verſuche an und erzielte damit die beſten Erfolge. Er vereinigte in wunderbarer Weiſe praktiſche mit wiſſenſchaftlicher Thätigkeit. All dies führte er mit einer ſo rührenden Schlichtheit, mit einer auf jede äußere Anerkennung verzichtenden Selbſtloſigkeit, oft durch Neider gehindert, durch Unverſtändige um manche Erfolge betrogen, aus, daß er als das Muſter eines Gelehrten Ehre und Ruhm verdient.

Das Streben nach Populariſirung des Wiſſens, das in einzelnen der bisher genannten Werke zum Vorſchein kam, tritt namentlich in einem durchaus für die Ungelehrten beſtimmten periodiſchen Unternehmen hervor.

Denn damals begann auch die erſte Zeitſchrift zu erſcheinen.*)

*) Der von Sr. Kön. Maj. in Preußen allergnädigſt privilegirten Curieusen Natur-, Kunſt-, Staats- und Sitten-Praesenten. Erſter Jahr-

Der Herausgeber, R. Oelven, Capitain der Kavallerie, widmete sie mit einer französischen Zuschrift dem Hofmarschall v. Wittgenstein. Trotz dieser französischen Einleitung ähnelte das sonst deutsch geschriebene Blatt in manchen Beziehungen den später so verbreiteten deutschen moralischen Zeitschriften. Denn auch dieses wandte sich an die Frauen, adressirte auch einzelne Blätter an Madame, d. h. die Phantasie, behandelte Gewohnheiten und Mißbräuche, die damals im Schwange gingen, trat gegen ausländische Sitten, gegen die Kleiderpracht, das Anstößige und Uebertriebene der Moden auf.

Auch gegen andere üble Gewohnheiten ging der unbekannte Verfasser mit Spott vor. Er polemisirte mit großer Energie gegen den regelmäßigen Genuß von Kaffee und Thee, denen er die schlimmsten Wirkungen zuschrieb und verfertigte eine „Panacea heluonum, oder Beschreibung, Nutz und Gebrauch eines allgemeinen Genuß-Mittels, vor die Schwelger und Debauchanten praeparirt zu finden bey dem Bürstenbinder in der Niemands-Gassen." Als solche empfahl er nämlich eine Magenbürste, eine Elle lang, mit einem Stiel, der so dick wie ein Strohhalm sei, mit welcher 12 Stunden nach der Mittags- oder Abendmahlzeit der Magen gründlichst gereinigt werden sollte und ein aus Aloe, Saffran, Rhabarber, Lerchenschwamm, Zitwer, Myrrhen, Enzian und Theriak bereitetes Elixir, von welchem 40 bis 60 Tropfen nach der ebengenannten Operation genommen werden sollten. „Dieses Elixir nun präserviret 24 Stunden vor

---

gang von MDCCCVIII durch R. Oe. Zum Nutzen und Ergötzen. Berlin in der Dorotheenstadt, Druckts Joh. Wessel. Bei den ersten Monatsheften dagegen heißt es: „Berlin, gedruckt und zu finden bey Joh. Lorentz in der Nagelgasse." — Ein vollständiges Ex. des Jahrg. 1708 in der Bibl. des Grauen Klosters; das Ex. der K. B. enthält nur Jan.–März 1708 (letztern Monat nicht vollst.) und Jan. 1709. Auf diesem Hefte, das als „zweyter Jahrgang der von Sr. Königl. Majest. in Preußen allergnädigst privilegirten" u. s. w. eingeführt wird, befindet sich ein Motto aus Horaz. — Ob mehr von der Zeitschrift erschienen ist, vermag ich nicht anzugeben.

allen Gift und Peſtilentz, erhält und bringet ein gut Gedächtniß, ſchärfet das Geſicht, und ſtärket alle innerliche und äußerliche Glieder, hält den Leib in ſteter Öffnung und Geſundheit bis an den Termin, den Gott beſtimmt.“ Auch ſonſt polemiſirt er gegen ärztliche Charlatans, die er „medicastri oder henkermäßige Doctoren“ nennt, gibt aber ſelbſt in allem Ernſt mediciniſche Vorſchriften, die keineswegs von Charlatanerieen frei ſind. Er bringt naturwiſſenſchaftliche Mittheilungen z. B. über eine merkwürdige Pomeranze, die in der Oranienburger Orangerie gefunden wurde. Trotz ſeines Intereſſes für Medicin und Naturwiſſenſchaften iſt er ein Gläubiger: deshalb nennt er Bayle „einen von aller Welt ausgeſchrieenen verkehrten Gelehrten“, nimmt Partei gegen diejenigen, welche die Erzählungen der Bibel rationaliſtiſch zu deuten ſuchen, eifert gegen die Prognoſticationen und alle die Perſonen, welche ſich einbilden aus Vorzeichen die Zukunft vorherzuſagen, beſonders gegen einen, den er Iſaak Geckenſtoff nennt, „weil er nichts anderes als einen Sack voll Stoff oder Staub für die Gecken oder leichtgläubigen und einfältigen Leute gebe.“ Er iſt ein Liebhaber der Geſchichte: ſeltener geht er auf das Mittelalter ein, wie etwa in ſeiner Unterſuchung über die Keuſchheit der Kunigunde, der Gemahlin Heinrichs II., häufiger auf die franzöſiſche, am liebſten auf die brandenburgiſche Geſchichte. Einmal macht er den Vorſchlag zu einer Sammlung von Lobreden auf gekrönte Häupter; poetiſche Sprüche auf die einzelnen Kurfürſten, Anagramme auf ſie und die Ihrigen theilt er gerne mit; beſondere Huldigungen bringt er der dritten Gemahlin des Königs Friedrich dar, deren Vermählung gerade in jenem Jahre ſtattfand. Streift er durch ſolche Huldigungen das politiſche Gebiet, ſo betritt er es noch mehr, indem er ein franzöſiſches Gedicht durch eine Parodie beantwortet. Jenes, ein Sonett Maugards, an die Herzöge von Bourgogne und Berry gerichtet, war von ihm ſo verdeutſcht worden:

Kommt, junge Heldenbrut, man hörts, ob ihr ſchon ſchweigt,
Daß eure Tapferkeit ſich vor den Jahren zeigt;

Kommt, kommt, dort liegt ein Feld mit Lorbeer-Laub gefüllet,
Das durch die Sieger-Faust sich um die Schläfe hüllet,
Wie? Ist es nicht der Feind, der seine Knie hier beugt
Und die gelähmte Faust zu euern Fesseln neigt?
Man sieht, wie Großpappa vor Freuden auf sich schwillet,
Wann seiner Enkel Schwert die frechen Feinde drillet.
Courage! braucht den Arm, der Ludwigs Keile trägt,
Dadurch ihr, wie ein Blitz, der Riesen Heer erlegt
Und ganz in Staub verkehrt das wüthend Ungeheuer
Dort wo die Schelde brennt in vollem Kriegesfeuer.
Sa! ha! Eilt, lauft, setzt nach, nehmt Brabant wieder ein,
Das wird dann ein Product vor Hochstädts Sieger sein.

Auf dasselbe ließ er nun, sich derselben Reime bedienend, ein anderes Gedicht, angeblich „aus dem englischen Wahrsager" folgen, das so lautet:

Ei, Prinzen! thut gemach, viel besser, daß ihr schweigt,
Als daß in Prahlerei ihr so den Hasen zeigt,
Wie vor Compiegne dort der Graben ward gefüllet,
Und Feuer und Geschoß in Confitur gehüllet,
Da sich der Segen so, wie sonst Saucissen beugt,
Und der Champagne-Wein vom Pferd den Reiter neigt:
Compiegne, da nur Mars von Venus aufgeschwillet,
Die Damen zum Conbas, wie Mousquetirer drillet.
Das, das war eine Zeit, die für euch Rosen trägt,
Und statt der Feinde Rumpf, Kapaunen nur zerlegt:
Die Schelb' ist nur für euch, da teutsche Ungeheuer
Aus ihren Rachen spein nur lauter Dampf und Feuer;
Die Lorbeern, die Ihr hofft, ziehn nur bei Helden ein;
Der aus den Schafen fällt, soll für euch Kinder sein.

Indessen beschäftigt sich der Schriftsteller, sobald er der Gegenwart gedenkt, meist mit friedlichen Gegenständen. So macht er einmal, in Nachbildung einer englischen Einrichtung den Vorschlag zu einer Wittwenkasse, des Inhalts, daß sich 2000 Personen, Beamte und Kaufleute aus den vier Marken (Alt-, Mittel-, Neu-, Uckermark) zusammenthun sollen, um vermittels eines Eintrittsgeldes von 20 Thalern und eines jährlichen Beitrages von 1 Thlr. 8 Gr. einer jeden Wittwe eine jährliche Unterstützung von 100 Thalern gewähren zu können. Entrollt er hier Zukunftsträume, die sich für Berlin erst viel

ſpäter verwirklichten, ſo ſpricht er an anderen Stellen, freilich ſelten genug, von Berliner Vorkommniſſen. Er wendet ſich gegen die erſt wenige Jahrzehnte vorher in Berlin aufgenommenen Juden, er erzählt ein Geſchichtchen aus Ancillons Leben und macht auf eine „Preußiſche, ja gar (o Wunder!) Berliniſche Sappho“ Chriſtina Sibylla Müllerin aufmerkſam. Er erwähnt eine ihrer Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und urtheilt, „daß wir andere poetiſche Grauſchimmel vor dieſem hochſteigenden Pegaſo in die innerſten Schlupflöcher des Parnaſſi uns wohl werden verkriechen müſſen.“ Zur Bekräftigung ſeines Urtheils druckt er die folgenden zwei Strophen aus einem Leichengedichte mit, das ſie ihrem Vater widmete:

Wie? ſprichſt Du, kann ein Kind in ſolchem Trauer-Stand
Bei ſo geſchwindem Fall gebrauchen Sinn und Hand?
Für Waiſen ſchickt ſich eh' betrübtes Hände Winden,
Wenn ſie der Eltern Haupt vor ſich erblaſſen ſehn,
Die Pfeile ihres Glücks auf ſchwarzer Bahre ſtehn,
Da findt kein Dichten Raum und auch kein Wörter-Binden ...

Ein Strick, ein kalter Stahl und desperater Tod
War oft der Völker Troſt, ſie waren ohne Gott,
Dies konnte ihrem Schmerz die beſte Endſchaft geben.
Hingegen Chriſten ſind hierinnen mehr geübt,
Sie gönnen ſanfte Ruh, dem was ſie treu geliebt,
Und haben dieſen Troſt: Die Todten werden leben.

Es mag dahingeſtellt bleiben, ob dieſe Strophen auch von modernen Beurtheilern für ſo lieblich duftende poetiſche Blumen gehalten werden. Wie dem auch ſein mag, die älteſte Berliner Monatsſchrift, wenn ſie auch weit davon entfernt iſt, eine hochbedeutende Erſcheinung zu ſein, verdient nicht die völlige Vergeſſenheit, in die ſie gefallen iſt.*) Wichtiger jedoch als alle dieſe einzelnen Bemerkungen, Notizen, Kritiken und Gedichte iſt eine allgemeine Auseinanderſetzung, die der Verfaſſer gibt (I. S. 58 ff.). Er bittet nämlich Theologen, Naturforſcher, Mathematiker um ihre

*) Nur F. Meyer („Der Bär“ 1885, Jahrg. XI, Nr. 22) gedenkt ihrer, ohne ihre Bedeutung zu erkennen.

Mitarbeit, wünscht nur, daß sie ihren Beiträgen keine übermäßige Länge geben. Dann fährt er fort: „Wir sagen noch einmal: Heran, ihr meine ehrlichen Landsleute, lasset doch nicht die Miethlinge euch über den Kopf wachsen, welche durch den wahnwitzigen Preis ihrer Wassernüsse uns unsere Kastanien und Lampertianer wollen in Abschlag bringen. Wischet den Schlaf aus den Augen, ihr Männer! auf welche die Welt von 10 Jahren her mit unverwendten Augen gesehen und große Dinge sich versprochen. Schiebet weg den Vorhang, der euch bisher verborgen. Weiset mit der That, daß nunmehr das zweihundertjährige Vaticinium Monarchia Arctoa adveniet, sowohl in der Politik als Literatur, sowohl durch Euch oder sonst durch einen Andern muß erfüllt werden. Aber auch ihr, o Väter und Patronen der Musen, beweiset daß ihr seid diejenigen, davor ihr wollt gehalten sein. Unterdrückt so zu sagen, euer eigen Fleisch und Blut nicht und holt die Weisheit aus fremden betrügerischen Pfützen, die ihr so reich und reinlich in euren eigenen Quellen habt. Verstattet doch nicht, daß fremde mit Ehr- und Geldgeiz eingenommene Nationen als Säue euern Weinberg verwüsten und in das Erbtheil getreuer Patrioten fallen. Bittet, vermahnet, begünstiget und hebt empor die lechzenden Pierinnen, die sonst in der Verachtung entweder stecken bleiben oder nach anderer und wohl gar barbarischer Hülfe werden seufzen müssen." Freilich erscholl der Aufruf ziemlich vergeblich, nur Ancillon erklärte seine Theilnahme und Anerkennung an dem neuen Unternehmen — dafür wurde der Genannte in der Zeitschrift auch mit Lob bedacht —. So geringen Erfolg jedoch der Aufruf hatte, der nationale Gedanke, der in ihm zu Tage tritt und die Idee eines Zusammenschließens der deutschen Schriftsteller zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen ist hoher Beachtung werth.

Fünftes Kapitel.

Blick auf die Entwickelung der Kunſt.

Liebhaberei für die Kunſt hatte König Friedrich von ſeinem Vater geerbt.*) Auch jene Vorliebe für die Niederländer, die der große Kurfürſt während ſeines holländiſchen Aufenthaltes gewann und in ſeinem ferneren Leben befriedigte, wurde dem Sohne zu theil. Während der Vater von holländiſchen Kunſthändlern fragwürdige Italiener und allerhand Fälſchungen ankaufte, einmal ſich gegen Bilder ein Tauſchgeſchäft mit Bernſtein vorſchlagen ließ, ein anderes Mal einem Künſtler für ein geſchenktes Gemälde Reliquien zuſtellte, der Geldnoth wegen Honorare und Kaufbeträge ſelbſt in kleinen Summen ſchuldig blieb, ging der Sohn in freierer Weiſe, mit mehr königlichem Anſtande vor. Von den ſchon für den Vater thätig geweſenen Künſtlern behielt er vier bei: Adam de Klerck († 1705), von dem einige Bildniſſe erhalten ſind, W. F. v. Royen, von 1669 in Potsdam, ſeit 1698 in Berlin († 1723), den Schöpfer vieler Frucht- und Blumenſtücke, Hendrick de Fromantiou (1633—1694), der vor und nach ſeiner erſt 1689 erfolgten Ernennung zum Hofmaler mehr als Aufſeher und Reſtaurator, denn als ſelbſtändiger Künſtler thätig war, Rütger von Langerfeld († 1695), Maler, z. B. zweier Deckenbilder im Kurfürſtenzimmer des Königlichen Schloſſes, Architekt, der laut ſeiner 1678 ertheilten Beſtallung

*) Für das Folgende: P. Seidel, Die Beziehungen des Großen Kurfürſten und König Friedrichs I. zur niederländiſchen Kunſt. Jahrb. d. k. preuß. Kunſtſammlungen. XI, S. 119—149.

auch zwei Söhne des Kurfürsten, die Prinzen Ludwig und Philipp Wilhelm, „in Reißen und Mathematik" zu unterrichten gehabt hatte. Aber auch der erste von dem neuen Könige selbst berufene Künstler war ein Holländer, Augustin Terwesten. 1692 kam er als Hofmaler nach Berlin und starb 1711. Er mußte als Hofmaler die Verpflichtung übernehmen, nur für den König zu arbeiten. Ihm, der Verherrlichung des neuen Königthums, sowie einzelnen Gegenständen der Mythologie sind einzelne noch erhaltene Deckengemälde des Berliner und Charlottenburger Schlosses gewidmet. Terwesten wurde der eigentliche Begründer der Kunstakademie, wie noch unten zu zeigen ist. Neben ihm war P. de Coxcie von 1705 bis zu Friedrichs Tode als Historienmaler, Cornelisz Begeyn (1688—1697) in landschaftlichen und geschichtlichen Entwürfen für große Wandteppiche thätig; Michiel Madderstegh, der 1698 „wegen seiner Kunst in der Malerei, absonderlich in Seebataillen" zum Hofmaler bestellt wurde, malte und baute Kriegsschiffe.

Auch die Bildhauerkunst war von dem großen Kurfürsten in Dienst genommen worden. Holländische Künstler hatten den Auftrag erhalten, „marmorsteinerne Bilder" für den Lustgarten und die königlichen Schlösser zu liefern. Einen dieser Aufträge vervollständigte Friedrich I. Bartholomäus Eggers nämlich hatte die Bildsäulen der elf Kurfürsten für Friedrich Wilhelm gemacht; Friedrich fügte eine zwölfte, seine eigene, hinzu und bestellte ferner bei dem damals vermuthlich in Berlin anwesenden Künstler noch vier fernere Bildsäulen, die Caesars, Constantins, Karls des Großen und Kaisers Rudolf, die seitdem zusammen mit den Kurfürstenstatuen im weißen Saale des Schlosses Platz gefunden haben. Für jede der letzten fünf Bildsäulen wurden 700 Thaler bewilligt, außerdem die Transportkosten vergütet; dafür mußten sie im Laufe eines Jahres und zwar lebensgroß, aus bestem italienischem Marmor und so verfertigt sein, „daß solche von Jedermänniglichen, sonderlich denen Kunstverständigen gelobet und sonder tadel befunden werden sollen".

Eine andere Liebhaberei des großen Kurfürsten wurde gleichfalls von seinem Sohne getheilt, nämlich die für holländische Fayencen. Hatte Jener Pieter Fransen van der Lee 1678 nach Potsdam kommen lassen und die Einrichtung seiner Fayencebäckerei mit Entschiedenheit betrieben, so nahm dieser 1699 den „Porcellandreher" Cornelius Funck in Schutz, der damals schon sechs Jahre bei einer mißgünstigen Meisterin arbeitete und sich rühmte, der Einzige zu sein, der diese Profession gelernt habe. Der Bittsteller bekam die Erlaubniß, einen Porzellanofen aufzustellen „an einem Ort, da wegen des Feuers dero Residenzien keine Gefahr zu besorgen haben", und arbeitete eine Anzahl von Fayencen, Tafelaufsätze und dergleichen, die weder in Erfindung noch in Ausführung große Kunst bezeugen. Aber ein praktischer anschlägiger Mann war er, der schon 1712 in Berlin rothes Böttger-Porzellan verfertigte und die sog. holländischen Thonpfeifen, die früher aus Holland eingeführt werden mußten, selbst fabricirte. Er versprach, weißes Porzellan anzufertigen, ließ dem König einen Tafelaufsatz überreichen und erhielt, gemäß seiner Bitte, ein auf 15 Jahre lautendes Monopol für die von ihm herzustellenden Artikel.

In einem Zweige der Kunst oder besser des Kunstgewerbes waren jedoch statt der Holländer die Franzosen thätig. Bei der Aufnahme der Hugenotten durch den großen Kurfürsten nämlich waren auch französische Teppichweber*) nach Berlin gekommen; die Colonieliste von 1699 zählt deren 15 auf. Der bedeutendste unter diesen war Pierre Mercier d. J., der am 7. Nov. 1686 zum „Tapetenwürker" ernannt wurde. Eine jährliche Bezahlung von 2400 Thalern wurde ihm ausgesetzt, die bis 1697 regelmäßig entrichtet wurde. Dafür verpflichtete er sich, im Laufe eines Jahres 770 Ellen zu liefern, — der von ihm dafür geforderte höhere Preis erklärt sich dadurch, daß er das Material in Anrechnung brachte, während dieses (Seide, Wolle, Silber,

*) In diesem Abschnitt folge ich ganz den Ausführungen von P. Seidel, Jahrb. d. preuß. Kunstsammlungen. XII, 137 ff.

Gold) ihm von dem Auftraggeber in natura gegeben wurde. Den in Teppichen darzustellenden Gegenstand bildeten die Kriegsthaten des großen Kurfürsten. Der Besteller sah nicht mehr die Vollendung seines Auftrags. Sein Nachfolger jedoch interessirte sich nicht minder für die Bestellung und gab auf Wunsch des Künstlers (9. Febr. 1699) den Befehl, das von jenem bisher Geleistete zu prüfen. Auf Grund dieser Prüfung wurde ein neuer Contract mit ihm gemacht, nach welchem Mercier eine Pauschalsumme zur Ausgleichung seiner ziemlich hohen Geldforderung erhielt, ferner eine jährliche Pension von 1200 Thalern, die ihm auf die gelieferte Arbeit angerechnet wurde; die Preise für die Teppiche, zu denen er sich die Materialien selbst beschaffen mußte, wurden je nach der Feinheit der Arbeit festgesetzt. Sehr bald nach dem Tode des Königs ging Mercier, wie die meisten Ueberlebenden aus der Künstlerschar, nach Dresden, wo er unter viel glänzenderen Bedingungen bis zu seinem Tode (22. Juni 1729) wirkte. Von Merciers damals ungemein geschätzten Werken, die auch heute den beneidenswerthen Schmuck manches Palastes bilden würden, ist verhältnißmäßig wenig erhalten, da viele von ihnen wohl zu den 110 Wandteppichen gehörten, die 1789 und 1793 im Hofe des Berliner Schlosses zu Spottpreisen verauctionirt wurden. Zu den Künstlern, die dem Genannten Vorlagen lieferten, gehörte J. Fr. Casteels und die früher schon erwähnten Langerfeld und Begeyn. Nach dem Tode dieser (sie starben alle zwischen 1695 und 1699) übernahm J. Fr. Wenzel, ein Berliner, geb. 1670, in Braunschweig gebildet, das Amt. Er war ein vielseitiger Künstler, der mehrfach bei den Schloßbauten verwendet wurde und Zeichnungen zu den großen Kupferstichwerken machte. Er schuf auch die Vorlagen für vier große Teppiche, die dazu bestimmt waren, das junge Königthum zu verherrlichen. Sie stellten Geburt und Krönung des Königs, Salbung der Königin, Stiftung des Ordens vom Schwarzen Adler dar, sind aber leider, wie die Teppiche selbst verschollen.

Zu der Kunstthätigkeit jener Zeit ist auch die Ausstattung der Bücher zu rechnen. Schon mehrfach ist im Verlaufe dieser Darstellung auf die Prachtwerke hingewiesen worden, durch welche Friedrich I. die wichtigeren Ereignisse seiner Regierung verherrlichen ließ. So prächtig wie damals wurde vielleicht nie wieder in Berlin gedruckt. Nicht immer verband sich freilich wahrhaft künstlerische Darstellung mit Prachtaufwand. Aber ein Werk wie Bessers preußische Krönungsgeschichte — die zweite Ausgabe von 1712*) — ist eine Leistung, in welcher außer typographischer Meisterschaft doch auch die Kunst ein Wort mitredet. Unter den Künstlern, welche an Herstellung der Bilder betheiligt waren, ist in erster Linie Samuel Blesendorf (gestorben 1706, Sohn des in den oben S. 16 ff. angeführten Gedichten Beklagten) zu nennen, welcher die Leitung des Ganzen unter sich hatte. Der Stecher des Werkes ist Joh. Georg Wolfgang; die Bilder des Königs rühren von J. Fr. Wenzel, dem schon genannten Miniaturmaler, das der Königin von Romanon her, einem der Emigranten, der sich auch sonst durch seine Copieen und Porträts einen Namen machte. Alle mitgetheilten Bilder beziehen sich, wie dies in der Natur der Sache lag, auf Königsberger Vorgänge und Persönlichkeiten. Gewiß sind einzelne dieser Darstellungen recht kindlich und die meisten ganz conventionell; doch ragen aus der Masse der verfehlten einzelne wohlgelungene hervor. Namentlich sind mit Anerkennung die beiden letzten zu nennen, deren eine die Auswerfung der Münzen und die Preisgebung des Tuches, deren andere die Ueberlieferung des gebratenen Ochsen und der beiden theils rothen, theils weißen Wein darbietenden Adler an die Volksmenge enthält. Bei ihnen sind einzelne Scenen ungemein reizvoll und lebensprühend: z. B. die Frauen, welche mit ihren Zähnen das Tuch ergreifen und fortreißen; die Jungen, welche sich auf die Erde werfen, um die Münzen aufzufangen; alle diejenigen Personen, die,

*) Der ausführliche Titel im Göritzschen Cataloge I. 359.

nahe an den Ochsen herangedrängt, das leidenschaftliche Verlangen zum Ausdruck bringen, ein saftiges Stück des Festbratens zu erhalten.

Unter den Einrichtungen, die Friedrich aus der Erbschaft seines Vaters übernommen hatte und pietätvoll ausgestaltete, verdient der Berliner Lustgarten eine besondere Erwähnung. Er hatte zu jener Zeit ein anderes Aussehen und einen anderen Umfang als heute. Er umfaßte das ganze Gebiet der von der Spree und ihrem Canal gebildeten Insel vom Schlosse an nordwärts bis zu der lang auslaufenden Spitze, über welche die Stadtbahn führt.*) Er war seit seiner Gründung im Jahre 1573 ein Zier- und Nutzgarten, mit einem Lusthaus, manchen Alleen und verschiedenen Statuen. Sein wahrhafter Begründer war der große Kurfürst, der in J. S. Elsholtz den kundigen Rathgeber zur wissenschaftlichen Behandlung und Ausnutzung des Gartens gefunden hatte. Er hatte auch sein eigenes Standbild, das erste öffentliche Standbild Berlins, daselbst aufstellen lassen (1652). Während Friedrich sonst das von seinem großen Vater Begonnene ausführte, begnügte er sich in diesem Falle, das Angefangene in der Gestalt, die es bereits erlangt hatte, bestehen zu lassen. Weder die Fülle der Pflanzen noch der vorhandene Reichthum an Bildsäulen wurde unter König Friedrich vermehrt. Im Gegentheil ging der obere Theil des Lustgartens ein, der zum Schloßbau gebraucht wurde. Der untere sehr nasse Theil wurde erhöht. Die Wasserkünste wurden durch den Grottenmeister Johann Dannitz verbessert, die hölzernen Röhren durch neue, freilich aus demselben Material gefertigte, ersetzt. Der hauptsächliche Grund, weshalb König Friedrich wenig für den Lustgarten that, bestand wohl darin, daß während seiner Lebenszeit der holländische Geschmack, der zur Zeit des großen Kurfürsten der alleinherrschende gewesen war, durch den französischen ersetzt wurde. Trotzdem besaß der König die Pietät, an dem

*) P. Seidel, Der Lustgarten am Schlosse in Berlin bis zu seiner Auflösung im Jahre 1715. Forsch. zur brand.-preuß. Gesch. III, 89–124.

überkommenen Zustand nicht zu rühren. Er hatte die Klugheit und Güte, das, was vom Vater stammte, selbst dann nicht anzutasten, wenn es seinen Ansichten nicht entsprach; Friedrich Wilhelm I., dem Gleichmäßigkeit über Schönheit ging und dem das Nützlichkeitsprincip Leben und Thaten bestimmte, rasirte den Lustgarten und verwandelte ihn zum Exercierplatz. Die Leute, so berichtet Faßmann, hätten gemeint, es sei ewig schade darum, den Garten wegzuschaffen; er aber sage, der Paradeplatz mit den vier in die Erde gemauerten schnurgeraden Linien „gebe ein Zeugniß von dem ungemeinen Gout Seiner Majestät". Pflanzen und Statuen kamen nach Charlottenburg; auch dies Plätzchen, wo Schönheit und Lust geherrscht hatte, verfiel der allgemeinen Nüchternheit.

Der Sammeleifer des Fürsten erstreckte sich auch auf die Münzen. Sein Rathgeber in dieser Richtung war Lorenz Beger (1653—1705, seit 1685 in Berlin).*) Am brandenburgischen Hofe, wohin er die pfälzischen Sammlungen gebracht hatte, und wo er diesen, den schon früher in Berlin befindlichen und den neuerworbenen, namentlich griechischen Münzen vorstand, hatte er nicht nöthig, wie ehemals in Heidelberg, den Verirrungen des Fürsten als Vertheidiger zu dienen, sondern lebte nur seinem Berufe. Er veröffentlichte in seiner dortigen Stellung zuerst als Rath und Bibliothekar, dann als Oberaufseher der „Kunst- und Raritätenkammer" den Thesaurus Brandenburgicus selectus (1696. 1698. 1701) in drei Folianten, eine Beschreibung aller in Berlin vereinigten Münzen, eine Publication, welche neuerdings ein Forscher „das schönste derartige Werk, das bis tief in unser Jahrhundert hinein in Berlin herausgekommen ist", genannt hat. Das Verdienst des Werkes besteht wesentlich in der fleißigen Zusammenstellung und in der scharfsinnigen Combination, weniger in der kritischen Erforschung und genauen

*) Vgl. A. D. B. II, 271 fg.; J. Friedlaender, in der Festschrift der Königl. Museen, Berlin 1880; G. Hirschfeld: Preußen und die Antike Nord und Süd, Bd. 48 S. 297—321.

Beſtimmung der Einzelheiten. Beger ſchadete ſich beſonders dadurch, daß er, um die Bände zu füllen, viel Außenſtehendes aufnahm, das mit dem eigentlichen Gegenſtande ſeines Werkes nichts zu thun hatte, daß er über einen ſo eminent fachmänniſchen Stoff auch für Nichtfachmänner zu ſchreiben und letztere ebenſo zu unterhalten wie zu belehren ſuchte, und daß er ſeinen Mangel an archäologiſcher Kritik durch breite Deklamationen zu verdecken ſuchte. Er war ein ſehr fleißiger Mann, der bis zu ſeinem Tode durch zahlreiche Programme und Einzelarbeiten Ueberbleibſel des Alterthums zu erklären und ſtreitige Fragen der alten Geſchichte aufzuhellen bemüht war. Wie alle Gelehrten, die mit König Friedrich irgendwie in Berührung ſtanden, rühmte auch Beger den Fürſten. Er begnügte ſich nicht damit, ſeinen Sammeleifer zu preiſen, ſondern erhob auch ſein Kunſtverſtändniß, ſeine Luſt, das Ausländiſche herbeizuziehen, und ſein Bemühen, das Echte von dem Unechten zu unterſcheiden. Nicht unerwähnt ſoll der Eifer bleiben, mit welchem Beger gerade das Brandenburgiſche in den Vordergrund ſtellte. Niemals vergaß er anzugeben — ſelbſt nicht bei Titeln kleiner Schriften — daß das Werk, von dem er handelte, mochten es nun Münzen, Statuen, Handſchriften ſein, aus den brandenburgiſchen Schätzen entnommen ſei. Während auf den Titeln ſeiner erſten Berliner Publikationen Colonia Brandenburgica oder Marchica als Druckort angegeben iſt, erſcheint ſeit 1704 Berolinum. Ja, dieſer Eifer für Berlin geht einmal ſo weit, dem Forſcher dichteriſchen Schwung zu verleihen. In ſeinem großen Werke, wo der Saal des Schloſſes abgebildet iſt, in welchem die Sammlung ihre Aufſtellung gefunden hat, braucht der Verfaſſer, nach Abſolvirung der antiken, vor der Durchnahme der neueren Münzen folgende Verſe:

Hactenus antiquos lustravimus artis honores
Quas Romae splendor, quas ardens Graecia Gazas
Inter Brennonici jactat penetralia Coeli.
Nunc nostris propiora annis (nam non minor horum
Copia se tollit) simili tentabimus ausu.

Wie für die Gelehrten die Societät der Wissenschaften, so war für die Künstler eine Akademie der Künste gegründet worden.*) Auch bei ihrer Errichtung herrschte derselbe ernste Geist, derselbe Eifer, echtes Streben hervorzurufen und das vorhandene in die richtigen Wege zu leiten. Auch die Zeit der Errichtung war beinahe dieselbe. Nur fehlte hier eine treibende Kraft, wie die Leibnizens in der wissenschaftlichen Societät. Auch die Art der Entstehung war eine andere. Während Leibniz aus dem Nichts ein Etwas schuf, das bestimmt war, eine geistige Macht zu werden, knüpfte die Kunstakademie an einen bestehenden Verein an, der von Augustin Terwesten 1694 dem damaligen Kurfürsten zur Grundlage einer Akademie empfohlen wurde. Nicht davon war die Rede, daß diese Akademie Einzelnen einen Ruheposten gewähren oder Belohnung für geleistete Dienste bezeichnen sollte, sondern davon, daß die neue Anstalt eine wirkliche Pflanzstätte echter Kunstübung werden sollte. Auch das nationale Moment, das, wie oben (S. 6 und 112 fg.) gezeigt, bei der Begründung der Societät gleichermaßen mitthätig gewesen war, spielte dabei seine Rolle: man wollte gleichsam im Lande produciren, was man bisher vergeblich auswärts gesucht hatte. In einem damals geschriebenen Aufsatze heißt es: „Man ist zwar an diesem Hofe jederzeit beflissen geweßt, auß Holland und Frankreich einige berühmte in der Mahlkunst an sich zu ziehen, ingleichen auß hiesigen Landen nach Frankreich und Italien, um die Kunst rechtschaffen zu begreifen, reisen zu

*) Für die Geschichte der Akademie: C. Levezow, Gesch. der königl. Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin aus gedruckten und archivalischen Nachrichten entworfen. Stettin u. Lpz. 1808. — Einleitung zu dem Verzeichniß der Berliner Ausstellung 1814. — S. Hist. Geneal. Kal. 1822 S. 96—102. — C. Seidel, Die schönen Künste zu Berlin im J. 1828. Einleitung (hauptsächlich über die Architekten). — Von ihnen und den übrigen Künstlern handelt Nicolai, Beschreibung, 2. Bd. 4. Anhang „Nachrichten von Künstlern, die ehemals zu Berlin gewesen und deren Werke daselbst noch zum Theil vorhanden sind". Ueber die Zeit Friedrichs I., S. 47—86.

laſſen; der Ausſchlag aber hat jedes Mal erwieſen, daß die um ſich in der Kunſt zu perfektioniren ausreiſen, gar nicht oder doch nicht nach Verhoffen wieder gekommen, oder dieſe und die angenommenen nachmals mehr in der Kunſt ab- als zugenommen, und alſo niehmals kein rechter Kunſt-Director erhalten worden. Mithin haben dieſe unterſchiedliche Art von Künſtlern nach dem gemeinen ſchlimmen Weltgebrauch allerhand Eigennutz und Reputations-Streit unter ſich angefangen, oder ſich ſonſten nachläſſig in ihrem Dienſt erzeigt. Dergeſtalten daß Ihro C. D. Friedrich der Dritte, unſer gegenwärtiger, gnädigſter Churfürſt und Herr, nach großmüthigſter Kunſtliebe ſich auch gnädigſt entſchloſſen, eine Akademie nach dem Modell der franzöſiſchen und römiſchen wohlgeordneten Mal- Bild- und Baukunſt-Akademie in Ihrer Reſidenz Berlin zu beſtellen."

Nach dieſen Grundſätzen wurde, nachdem längere Verhandlungen vorangegangen waren, die Akademie begründet. Sie wurde, nachdem der Stiftungsbrief am 20. März 1699 vollzogen war, am 1. Juli eröffnet. Tauſend Thaler wurden ihr jährlich für ihre Bedürfniſſe außer den Beſoldungen angewieſen, ſechs Zimmer, das obere Stockwerk des Marſtalls ihr eingeräumt. An der Spitze der Akademie, welche für Malerei, Bildhauerkunſt und Architektur beſtimmt war, ſtand ein Protektor, als welcher zuerſt Eberh. v. Danckelmann in Ausſicht genommen war; unter ihm ein Director, der, nachdem Danckelmanns Günſtling, der Miniaturmaler Werner, der ſich in den Poſten eines ſtändigen Directors einzudrängen geſucht hatte, gleich ſeinem Beſchützer gefallen war, alljährlich aus den vier Rectoren gewählt werden ſollte. Jeder Rector hatte ſeinen Adjuncten, daneben gab es noch zwei außerordentliche Adjuncten und einen Secretär. Der erſte Protector war Kolbe von Wartenberg; der erſte Director, wie billig, A. Terweſten, weil von ihm die Idee der ganzen Anſtalt ausgegangen war; ſein Nachfolger Schlüter, der als unbeſtritten größter Künſtler nach dem Stifter den ihm gebührenden Platz einnahm.

Die Akademie hatte das Recht, Künstler und Kunstliebhaber in ihren Kreis aufzunehmen. Sie konnte Preisaufgaben stellen und machte seit 1701 vielfach von dem ihr zustehenden Rechte Gebrauch. Der Rath des Directors sollte in Kunstsachen gehört, aus den Mitgliedern der Akademie sollten die Hofkünstler genommen werden. Der Akademie war das Privilegium ertheilt, durch ihr Patent akademische Künstler zu ernennen, die ihre Thätigkeit ohne Einreden der Zünfte zu treiben berechtigt waren.

Diesen Rechten standen mannigfache Pflichten gegenüber. Außer der selbstverständlichen eifrig fortzusetzenden Kunstübung der einzelnen Mitglieder bestanden ihre Obliegenheiten in erster Linie in Verbreitung dieser Kunst. Zu dem Ende wurden Zeichenklassen eingerichtet. Diese hatten einen so erwünschten Fortgang, daß außer den alsbald hergestellten drei Klassen eine vierte eingerichtet werden mußte, um die inländischen, ja sogar die ausländischen Schüler unterzubringen. Wenn von den Letzteren einige, nachdem sie ausgelernt hatten, im Lande blieben, so bewiesen sie dadurch gewiß auch ihre Zufriedenheit mit der neuen Heimath. Von den Schülern zeichneten sich einzelne bald dermaßen aus, daß sie mit Prämien begabt werden konnten. Eine fernere Pflicht bestand in dem jede drei Monate stattfindenden öffentlichen Censiren eines Gemäldes aus der Galerie und Veröffentlichung der Kritik, die zur Belehrung der kunstbeflissenen Jünger dienen sollte. War diese Bestimmung, wenn sie wirklich durchgeführt wurde, wovon ein Zeugniß nicht bekannt ist, wenig wirksam, so trug eine andere zur Belebung künstlerischen Sinnes viel bei. Es ist die Einrichtung von Vorlesungen (Collegia publica), seit 1706, welche, zumeist in halbjährlichen Cursen, über Anatomie, Perspective, Civilbaukunst, Geometrie gehalten wurden. Sie waren mit praktischen Uebungen, gelegentlich auch mit Lectüre einzelner Schriftsteller, welche diese Materie abgehandelt hatten, verknüpft. Gerade dieser Theil des Programms erlangte später eine weitere Ausdehnung, indem Archäologie und Kunstgeschichte in den Kreis

dieſer Vorleſungen hineingezogen wurden. Auch in dieſer Beſchränkung jedoch waren dieſe Vorleſungen von guter Wirkung. Sie gaben den Kunſtjüngern die theoretiſche Grundlage und waren namentlich denen, die mit rein techniſcher Begabung, ohne wiſſenſchaftliche Bildung zur Akademie kamen, von weſentlichſter Förderung. Aber ſie waren auch in allgemeiner Hinſicht von großem Nutzen. Wenn ſie vielleicht auch nicht, obwohl der Name: Collegia publica dies anzudeuten ſcheint, den der Akademie Fernſtehenden zugänglich waren, ſo begründeten ſie das Vorleſungsweſen und machten Berlin, lange bevor es Univerſitätsſtadt wurde, zu einer akademiſchen Stadt. Außer dieſer Verbindung mit der Wiſſenſchaft wurde auch eine Annäherung an das Handwerk verſucht; das Kunſtgewerbe ſollte durch künſtleriſche Vorlagen und Entwürfe gefördert werden, die theilweiſe von den erſten Künſtlern z. B. Schlüter herrührten. Eine ſolche Erweiterung des Programms fand ihren Ausdruck in dem Namen der Anſtalt, „Königliche Akademie der bildenden Künſte und mechaniſchen Wiſſenſchaften", der ſeit dem Jahre 1706 gebraucht wurde. Muſtert man das Mitgliederverzeichniß der Akademie und die Namen der damaligen Berliner Künſtler überhaupt, ſo erſtaunt man über den internationalen Charakter der ganzen Schar. Die aus Berlin und Umgegend Stammenden bilden die Minorität. Außer Nord- und Süddeutſchen finden ſich Holländer und Franzoſen (nicht bloß etwa Emigrirte, ſondern wirklich aus Frankreich Berufene), Polen und Schweden. Gerade ein ſolcher Zuſammenfluß der Nationen mußte, wie er ein ſchönes Zeugniß für die Vorurtheilsloſigkeit der Berufenden iſt, in ſeiner Wirkung auf die Kunſtübung äußerſt förderlich ſein.

Schon in dieſen Darlegungen wurde gelegentlich der Name eines Mannes genannt, der für das Aufkommen der Kunſt in Berlin dasſelbe bedeutet, was Leibniz für die Wiſſenſchaft: Andreas Schlüter.*) Im Jahre 1694 trat der damals dreißig-

*) Ueber Schlüter vgl. hauptſächlich das Werk von Cornelius Gurlitt. Berlin 1891, dem ich im Texte gefolgt bin. Von der älteren

jährige Künstler aus polnischen Diensten in den brandenburgischen Dienst über. Mit einem Gehalt von 1200 Thalern sollte er als Bildhauer und als Lehrer an der zu begründenden Akademie thätig sein. 1695 wurde er als einer ihrer Directoren in Aussicht genommen. 1696 ging er in kurfürstlichem Auftrag nach Italien, 1699 wurde er Schloßbaudirector. Er war der erste wahrhafte Künstler, der seinen Sitz in Berlin nahm. Vor ihm und mit ihm gleichzeitig waren außer den schon erwähnten Holländern, zwei italienische Bildhauer, Giovanni Maria und Francesco Baratta thätig, welche für Schloß und Dom italienische Vorlagen und römische Anschauungen verwendeten. Für das Zeughaus lag seit etwa 1670 ein Plan des Franzosen François Blondel vor, dessen Landsleute von den damaligen theoretischen Schriftstellern als die wahrhaften Meister betrachtet und am Hofe der Königin den Vertretern aller anderen Nationen vorgezogen wurden. Doch gab es auch einzelne deutsche, besonders süddeutsche, Bildhauer wie Weyhenmeyer und Däbeler, tüchtige Manieristen, welche theilweise nach italienischen Vorbildern arbeiteten und als Stukkatoren thätig waren.

Schlüter's Gesammtthätigkeit, die man erst in neuester Zeit kritisch zu scheiden angefangen hat, kann hier nicht im Einzelnen dargelegt werden. Daher muß es genügen, auf zwei große Bauten, die 1889 abgebrochene „alte Post" und auf das erst jetzt nach seinem vollen Werth gewürdigte Kamekesche Gartenhaus (Royal-York-Loge in der Dorotheenstraße) kurz hinzuweisen und nur bei je zwei bildnerischen und architektonischen Arbeiten zu verweilen.

Die ersteren sind die Statuen Friedrichs III. und des

Litteratur ist K. L. v. Klöden, Berlin 1855 und R. Dohme, Lpz. 1878 (Kunst und Künstler Bd. II.) zu erwähnen. Zu vgl. ist sonst R. Woltmann, Baugeschichte Berlins, Berl. 1872. Dohme, das königliche Schloß in Berlin, eine baugeschichtliche Studie, Lpz. 1876 mit dem von demf. Verf. herrührenden Bilderwerke. — Ueber den Sarkophag Friedrich I. s. unten 2. Buch 3 Kap.

großen Kurfürsten. Jene, die jetzt in Königsberg steht, ursprünglich als Krönung eines von J. de Bodt entworfenen Triumphbogens gedacht, bekundet wohl ein „sicheres Erfassen der Natur," legt aber doch Zeugniß davon ab, daß der Künstler bei diesem Werke unter einem gewissen Zwange stand und seine volle Kraft nicht entfalten konnte, da die Aufgabe seinem Genius nicht recht entsprach. Ganz anders war es mit der schon oben S. 5 und 155 erwähnten Statue des großen Kurfürsten, die auf einer erst kurz vorher durch Nehring und den französischen Ingenieur Cayart gebauten Brücke errichtet wurde. Die Statue verschaffte fast gleichen Ruhm dem Bildhauer wie dem Gießer Joh. Jacobi, der in dieser Eigenschaft schon bei der Bildsäule Friedrichs III. thätig gewesen war, einem Deutschen, der seine Ausbildung in Paris genossen hatte und der schon als halber Ausländer in Berlin leichtere Ehren erwarb. Bei der Bewältigung dieser Aufgabe entfaltete Schlüter seine große eigenartige Kraft, obwohl er sich in der Gestaltung des Werkes an den damals in Paris und in den Niederlanden üblichen Geschmack anschloß. Reiter und Pferd, denn nur von ihnen kann die Rede sein, nicht aber von den gefesselten Sklaven, die vielleicht nach einer Schlüter'schen Idee von Anderen ausgeführt sind, erscheinen auf diesem Denkmal von gleicher Wucht: ein gewaltiger Mann auf einem königlichen Thier. Nirgends zeigt sich in diesem unvergleichlichen Werke etwas zur Schau Getragenes, Posirendes; durchaus naturwahr und lebendig erscheint der machtvolle Herrscher und starke Kriegsheld; wie ausruhend in seinem Siegeslaufe und doch jeden Augenblick bereit, zu neuen Triumphen den Weg zu nehmen.

Spricht in diesem Denkmal Alles Leben, so gemahnt der bedeutsame Antheil Schlüter's am Berliner Zeughause an den Tod. Denn nicht das Architektonische daran ist sein Werk. Dies war nach Blondelschen Entwürfen von Nehring und Grüneberg gefertigt. Als Schlüter die Oberleitung übernahm, war der Rohbau fertig. Nur die Ausgestaltung des von An-

deren Errichteten ist sein Werk; Einzelnes, das er beabsichtigte und ausführte, z. B. eine auf dem Bau stehende Attika, wurde von seinem Nachfolger J. de Bodt wieder zerstört. Nicht also in dem Architektonischen, sondern in dem bildnerischen Schmucke besteht Schlüters Mitarbeit: in den Helmen nach italienischen Vorbildern, den Meerweibern, Medusenhäuptern, besonders in den Köpfen sterbender Krieger. Diese Arbeiten, vornehmlich die letztgenannten, vertragen durchaus keinen Vergleich mit irgendwelchem zeitgeschichtlichen Werke, sowenig wie Leibniz' grundlegende philosophische Arbeiten zusammengestellt werden können mit Artikeln einer philosophirenden Monatsschrift: es sind mannigfaltige, trotz des gleichen Gegenstandes immer neue Darstellungen des Todes von erschütternder Wahrheit, ohne Schönfärberei, ohne Versöhnung, von unbedingter Naturtreue, die nach Jahrhunderten noch den Beschauer aufs Tiefste ergreift und förmlich erschauern macht.

Wieder in das Leben hinein führt Schlüters Arbeit am Berliner Schloß. Der Plan zu der an diesem 1697 oder 1698 beginnenden allgemeinen Thätigkeit, stammt nach dem Urtheile des neuesten Kritikers, schon wegen der dazu benutzten römischen Vorlagen nicht von Schlüter her. Wohl aber war dieser an der Ausführung der alten italienischen Pläne beschäftigt; einzelnes Neue wie das große Portal nach dem Schloßplatze rührte von ihm her. In seinen diesbezüglichen Arbeiten wurde er durch den Widerspruch der Bauhandwerker, Künstler und Baumeister gehemmt, ein Widerspruch, der mitunter durch den Neid dictirt war, zum Theil seinen Grund in der Meinung der Gegner hatte, daß Schlüter ein großer Bildhauer, aber ein unbewährter Architekt sei. Wirklich besteht Schlüters hervorragende Antheilnahme in der innern dekorativen Arbeit, nicht in dem eigentlich Architektonischen. Wenn auch in Bezug auf Ersteres nicht Alles, was ihm zugeschrieben wird, wirklich von ihm herrührt, so ist doch die Ausschmückung der alten Kapelle und der oberen Säle, vor Allem des Rittersaals, sein Werk.

Schlüters ganz selbständige bauliche Thätigkeit war der s. g. Münzthurm und gerade diese Arbeit wurde für ihn verhängnißvoll. Zu diesem Thurm, der die Behälter für die Wasserkünste des Lustgartens tragen und mit einem holländischen Glockenspiel gekrönt werden sollte, machte Schlüter einen Entwurf und führte ihn aus. Schon 1703 zeigte der Bau bedenkliche Risse. Neue Versuche wurden unternommen, um den entstandenen Schwierigkeiten zu begegnen und den Thurm für seine Bestimmung geeignet zu machen. Schon 1706 drückte Schlüter die Hoffnung aus, seinem Bau das Glockenspiel aufsetzen zu können. Aber als er diese Hoffnung aussprach, wußte er wohl, daß er sich und Andere täuschte. Die Versuche, die früher bestandenen Risse zu beseitigen, waren fehlgeschlagen; neue stärkere Risse im Mauerwerk hatten sich gezeigt. Eine Untersuchungskommission wurde eingesetzt, die zu dem auch von Schlüter vorausgesehenen Resultate kam, daß der Thurm abgebrochen werden müßte.

So zeigt sich am Ende der Berliner Laufbahn des großen Künstlers ein trauriger Niedergang. Schlüter verschwindet aus der Reihe der Berliner Künstler, um erst sechs Jahre später in Petersburg wieder aufzutauchen und bald ganz unterzugehen. An seine Stelle in der Oberbauleitung des Schlosses trat am 28. Jan. 1707 J. Fr. Eosander aus Riga, der von einem Verwandten später den Beinamen „von Goethe" annahm. Er war ursprünglich Soldat und Hofmann, kein sinnender Künstler, der nach bestimmten unverrückbaren Grundsätzen arbeitete, sondern ein gewandter Mensch, der, dem Aeußerlichen ergeben, sich den Bedürfnissen und Anforderungen des Augenblicks anzubequemen wußte. Im Gegensatze zu dem Gewaltigen, Wuchtigen, das Schlüter liebte, zog er Zierliches und Anmuthiges vor. Sein Können bewährte er bei der Schöpfung des Charlottenburger Gartens, bei der Erweiterung des dortigen Schlosses, dessen Herrin er mit der ganzen Unterwürfigkeit zu huldigen wußte, die ihr wohlgefiel. Schlüters Concurrent war er, seit dessen

Einzug in Berlin; der Entscheidungskampf begann 1703. Er endete mit Eosanders Sieg, nicht ohne Schlüters Schuld. Doch auch der Sieger konnte sich nicht allzulange seines Triumphes freuen; mit des Königs Tode war auch seine Herrlichkeit zu Ende. Beider Gegner Ende war traurig: sie gingen unter, nachdem sie ihrer großen Aufgaben und Pläne vergessen hatten und ihre Kraft in Nichtigkeiten erschöpften.

Wie Mitwelt und Geschick, so wurde beiden Gegnern auch die Nachwelt nicht völlig gerecht. Eosander gerieth in Nichtachtung, die seine vielseitige Gewandtheit und sein hübsches Talent nicht verdienen. Auch Schlüters Andenken war mannigfachen Schwankungen unterworfen. Das unmittelbar folgende Geschlecht verachtete ihn als einen Nichtskönner; die späteren glorificirten ihn dermaßen, daß sie die gleichzeitigen Künstler als Stümper und die Nebenbuhler als kleinliche unwürdige Feinde betrachteten. Erst die neueste Zeit wies ihm die richtige Stellung an. Neben Sophie Charlotte, die Berlins geistiges Leben schuf, neben dem König, der zu diesem Guten den Glanz und den Schimmer fügte, neben Leibniz, der die Grundlagen des wissenschaftlichen Lebens errichtete, steht Schlüter ebenbürtig da als Schöpfer von Kunstwerken, die das frohe Selbstbewußtsein und Kraftgefühl einer ihrer Entwicklung sich innewerdenden Zeit sieghaft ausdrücken.

Digitized by Google

Zweites Buch.

Die eiſerne Zeit.

(1713—1740.)

Sechſtes Kapitel.

Der neue Herr.

Selten hat ein Fürſt ſeinem Staate, ſeiner Reſidenzſtadt, in der er, ganz im Gegenſatze zu ſeinem Nachfolger, faſt dauernd lebte, ſo ſehr den Stempel ſeines Weſens aufgedrückt, wie Friedrich Wilhelm I. In der Regierungszeit ſeines Vaters, wenigſtens während eines Theils derſelben, ſtand dem Willen des Monarchen ein mindeſtens eben ſo ſtarker der Herrſcherin ebenbürtig gegenüber. Friedrich II., ſo mächtige Anregung er ſeiner Zeit gab, hatte die Qual und die traurigen Folgen der Knechtung zu ſehr am eigenen Geiſt und Körper geſpürt, um in den Fehler zu verfallen, unter welchem er geſeufzt, ließ daher einen Jeden nach ſeiner Art gewähren. Er hatte keinen unmittelbaren Antheil daran, wenn Viele, aus Devotion oder aus eifriger Geſinnung ſich nach ſeinem Beiſpiele richteten. Nur Friedrich Wilhelm I. wollte wie den Staat, ſo die Stadt nach ſeinem Willen geſtalten. Er kannte keine Freiheit und Selbſtändigkeit der Geiſter. Wie die langen Kerls, ſeine Potsdamer Grenadiere, auf welche er beſonders ſtolz war, hübſch in die Augen fielen und maſchinenmäßig auf ein Tempo ihre Bewegungen machten, ſo ſollte die Stadt werden, lang, breit, dem Blick imponirend, einförmig, behäbig, anſtändig. Hier mußte gebaut werden, aber nach einer Schnur; hier durfte Handel getrieben werden, aber nach einer beſtimmten Richtung, nämlich der Stärkung der Produktion des eigenen Landes, der Ausſchließung des Fremden, wodurch freilich die eigene Thätigkeit

erhöht, aber auch die Nachahmung muſtergültiger Erzeugniſſe des Auslandes unmöglich gemacht wurde. Nur durfte nichts Geiſtiges gepflegt werden: denn Wiſſenſchaft und Kunſt ließen ſich nicht commandiren und nicht in eine Uniform zwängen: ſie brauchten zu ihrer Entwickelung Luft, Licht, Freiheit der Bewegung, ſie mußten ihre eigenen Wege gehen können und durch Berührung mit dem Ausländiſchen, Eigenen und Fremden, durch Anlehnung und Abſtoßung ihre Widerſtandskraft erproben und ihrer eigenthümlichen Fähigkeit inne werden. Denn das bleibt der eine große Fehler in der Handlungsweiſe des Königs: die Ertödtung jeder Individualität. Ohne Individualität iſt aber eine gedeihliche Entwicklung unmöglich: das Erzwungene, Gemodelte zerfällt, ſobald der ſtarke Wille aufhört, der es hervorgerufen, an die Stelle des alſo Geſchaffenen und Verſchwundenen vermag aber nichts Neues zu treten, weil der eiſerne Wille einer ſelbſtändigen Regung keinen Platz gelaſſen hat.

Dieſer eiſerne Wille war der eines vielfach thätigen, praktiſchen, auf das augenblicklich Nothwendige und Nutzbare unverwandt ſeinen Blick richtenden Mannes. Dieſer Mann aber, mit vielfachen Eigenſchaften eines abſoluten Herrſchers begabt, beſaß eine Fähigkeit nicht, nämlich die der Selbſtbeherrſchung, des innern Gleichmaßes im Denken und Thun.

Toland, der im Jahre 1702 Charakteriſtiken des damaligen Berlin und der Perſönlichkeiten entwarf, die er daſelbſt kennen lernte, ſagte über den damals 15jährigen Prinzen Folgendes:

„Es hat die Natur in die männliche Geſtalt dieſes jungen Helden zugleich mit alle Schönheit und Ehrbarkeit des weiblichen Geſchlechts eingedrückt. Denn er iſt wahrlich ein überaus angenehmer Prinz, ſehr gnädig und freundlich, von einem guten Verſtande, begierig alle Dinge zu wiſſen, auch nicht unfleißig in denen Studiis . . . Ich habe ihn öfters auf der Reitſchule, auch ſeine anderen Exercitia mit großer Approbation machen ſehen. Es ſcheinet aus ſeiner Statur, nach ſeinem Alter, als ob er ein völliger ſtarker Herr werden würde, doch iſt er ſehr

wohl proportionirt und endlich thut auch ſonſt die Geſtalt und Taille nicht viel zur Sache, wenn er nur ſonſt von der anſteckenden Seuche der Hoffuchtsſchwänzer und von den Verderbern junger Regenten frei und verwahrt bleibt."

In einem hatte Toland Recht: Friedrich Wilhelm wurde ein „völliger ſtarker" Herr.*) Aber ſo abſonderlich es klingt, auch manche weiblichen Eigenſchaften traten in dieſem überſtarken Manne hervor. Er war nach Frauenart keuſch, fromm und von einer weibiſchen Aengſtlichkeit auf ſeine Geſundheit.

Als er nach Dresden ging, nach jener Stadt, die damals

---

*) Zur Charakteriſtik des Königs ſind neben den früher angeführten Werken von Ranke, Droyſen auch ſeine Briefe an Leopold v. Anhalt-Deſſau benutzt, mitgetheilt v. Witzleben. Zeitſchr. f. preuß. Geſch. Bd. IX. Nicht unwichtig, obwohl mit Vorſicht zu benutzen iſt Pöllnitz: Mémoires pour servir à l'histoire des quatres derniers souverains de la maison de Brandebourg. Von den zeitgenöſſiſchen Hiſtorikern, die an des Königs Hofe lebten, haben zwei ihn biographiſch geſchildert, Morgenſtern und Faßmann, über die unten zu handeln iſt. Ueber Friedrich Wilhelm I. Ein nachgelaſſenes Werk von Hofrath Prof. Morgenſtern 1793, gibt Dichtung und Wahrheit. Faßmanns anonym erſchienenes Werk führt den Titel: Leben und Thaten des allerdurchlauchtigſten und großmächtigſten Friderici Wilhelmi biß auf gegenwärtige Zeit aufrichtig beſchrieben Fft. u. Lpz. 1735; 2. Theil Worinnen dasjenige was unter dero weiſen Regierung in Kirchen — Juſtiz — Policey und Militair Weſen rühmlich angeordnet oder ſonſt bis zu Dero höchſtſeel. Ableben und kurtz nach demſelben vorgefallen, enthalten und auch in der Vorrede in mehrern angezeiget iſt. Fft. u. Hamb. 1741. Die gänzliche Zurückweiſung dieſes großen Buchs als einer völlig unlautern Quelle, wie ſie jetzt üblich iſt, erſcheint mir unhiſtoriſch. — Königs „Verſuch" IV. Thl. 1. 2. hier als I, II citirt, bietet viel Brauchbares. Von neueren Arbeiten Förſter, Friedrich Wilhelm I, König von Preußen 3 Bände, Potsdam 1834. 35. Artikel (unterz. y) in der Allg. d. Biogr. VII, 635—656. Schmoller, Das Städteweſen unter Fr. Wilh. I. Z. f. preuß. Geſch. VIII. X. XI. XII. Vgl. ferner Karakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelm I. nebſt verſchiedenen Anecdoten von wichtigen unter ſeiner Regierung vorgefallenen Begebenheiten und zu der damaligen Zeit ſowohl im Militär- als Civil-Stande angeſtellt geweſenen merkwürdigen Perſonen. 4 Sammlungen. Berlin 1787. Der Verf. behauptet I, 144, er habe in faſt beſtändigem Umgang mit denen geſtanden, welche gewöhnliche Mitglieder der Tabaksgeſellſchaft geweſen.

in Deutschland Paris an Zügellosigkeit gleichzukommen suchte, fand er „kein Gusto" an Carneval und Weltgetümmel. „Ich bin wiedergekommen als hingegangen", „ich bin vor Gott rein" konnte er mit pharisäischer Freude von sich sagen.

Er war fromm. Von der Art wie diese Frömmigkeit in Thaten sich äußerte, wie sie besonders für die Bewohner Berlins wirksam wurde, muß noch die Rede sein; hier soll nur hingewiesen werden auf sein Gottvertrauen und das Bekennen seiner Sündhaftigkeit. Denn soweit ging er im Bewußtsein seiner Kraft nicht, sich allein den Erfolg seines Thuns zuzuschreiben. Vielmehr gab er Gott die Ehre: „Gott hat mir so wunderlich aus so viel schlimmen Sachen geholfen, er wird mir weiter helfen." Während er ihm den Erfolg zuschrieb, wollte er ihn nicht für den Mißerfolg verantwortlich machen: „Will er nicht, ich meritire es nicht besser."

Er war ängstlich auf seine Gesundheit bedacht und that doch viel, um sie zu untergraben. Durch sein Reiten und Jagen, sein Rauchen und unmäßiges Trinken stürmte er auf seinen Körper los. Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen quacksalberte er unaufhörlich. „Brauchen Sie" war ein Lieblingswort, das er seinem einzigen vertrauten Freunde Leopold von Anhalt-Dessau bei jeder Unpäßlichkeit zurief. „Um Gotteswillen baden Sie", so ermahnte er ihn ein anderes Mal, „und halten Magen, Brust und Füße warm; wenn Sie nicht wollen, so thun Sie es um meinetwillen." War er wirklich krank, so consultirte er die verschiedensten Aerzte; ließ sich auch Gutachten von auswärts kommen, nahm auch altbewährte Recepte von Unterthanen an und schickte diese wiederum zur Begutachtung an auswärtige Mediciner. Hatte er dann Alles zusammen und verspürte er auch ohne die Heilmittel Besserung, so that er nur das, was ihm gutdünkte, um dann in neue Angst zu gerathen, sobald die Krankheit ihn wieder packte.*)

*) Vgl. die interessanten Briefe von und an Eller, Hoffmann, Holtzendorf mitgetheilt von König II, S. 271—286.

Wie dieſer ſtarke Mann manchmal in ganz ungewohnter Weiſe Schwäche zeigte, ſo war auch ſonſt ſeine Natur an Widerſprüchen reich. Er, der Mißtrauiſche, der ſich am liebſten auf Keinen verließ als auf ſich ſelbſt, konnte ein treuer Freund ſein. Nicht ſeinen Kumpanen in der Tabaksgeſellſchaft, die es in Rauchen und Trinken mit ihm aufnahmen, Offizieren und ſogenannten Gelehrten, meiſt armſeligen, ſubalternen Naturen, die er hänſelte und wegſtieß und nur in müßigen Stunden als ſeine Gefährten betrachtete, ſondern robuſten Naturen, gleich ihm ſelbſt, Waffenbrüdern, Genoſſen. In dieſer Freundſchaft war keine ſentimentale Gefühlsſchwärmerei, ſondern thätige Antheilnahme. Dem Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau ſchickte er einmal 50 000 Thaler, „obwohl ich nicht gern Geld verleihe“ und als dieſer von Zinſen ſprach, erwiderte der König „von Intereſſen will ich nichts haben, von einem guten Freunde nehme ich nichts als ſeine Amitié.“

Er, der unermüdlich Thätige, der, wenn es möglich geweſen wäre, als ſein eigener einziger Miniſter fungirt hätte, ſehnte ſich nach Ruhe, er der Selbſtherrſcher, der wohl wußte, was er that und gelegentlich ſein Thun überſchätzte, verzweifelte manchmal an ſeinem Können. Da wünſchte er „einen hübſchen, einſamen Ort, wo ich in der Stille leben kann, denn ich in dieſer Welt nichts nütze bin und mich über alles ärgere, alsdann ich ein philoſophiſches Leben führen will.“

Er, der ein entſetzlicher Haustyrann war, mit unerbittlicher Strenge darauf ſah, daß alle ſeine Hausgenoſſen Ordre parirten, wurde doch weich, wenn er an ſeine Kinder dachte. Er war nahe daran, der Welt das nie geſchaute Beiſpiel zu geben, daß ein König der Staatsraiſon halber ſeinem Sohn das Todesurtheil ſchrieb; er konnte in der ſchwerſten Zeit ſeines Lebens in ſeinen Briefen über gleichgültige Dinge reden und konnte, in ſcheinbar gleichmüthigem Tone, wie zur Selbſtvertheidigung die Worte hinſetzen: „Gott bewahre alle ehrlichen Leute vor ungerathenen Kindern; es iſt ein groß chagrin; doch

hab' ich vor Gott und vor der Welt ein reines Gewiſſen, ich hab gemahnt, ich hab geſtraft, mit Güte und mit Gnade, es hat alles nichts geholfen"; und doch verrieth er ſeine innere Bewegung durch das ſchlichte Wort, das er bei der Krankheit des Kronprinzen ſprach: „Wenn die Kinder geſund ſind, dann weiß man nicht, daß man ſie lieb hat." Auch unter dieſer rauhen Außenſeite ſchlug ein zärtlich fühlendes Herz.

Er war arbeitſam und eifervoll, doch wünſchte er, wie einſeitige und kleinangelegte Naturen, unmittelbar den Erfolg zu ſehen. Daher betrachtete er als Hauptziel aller Verwaltung ſtets „ein Plus zu machen", d. h. einen augenblicklichen Ueberſchuß zu erzielen. Daher hatte er keine rechte Geduld, das Reifen ſeiner Thätigkeit für Preußen — wohl die größte Leiſtung ſeines Lebens — abzuwarten. Vielmehr hatte er nur Klagen wie die: „Preußen ruiniret mir total, das frißt mir auf!" Er meinte, er ſei nicht wie Louis quatorze, er könne kein Gold machen. Wie ein verhaltener Seufzer, jedenfalls wie der Ausdruck völliger Unbefriedigung klingt das Wort: „Hätte ich Geld veroperirt und Redouten, Comödien gemacht, ſo wüßte man doch wovor; aber ich habe nichts als chagrin und Sorgen."

Eine derartige beſchränkte Auffaſſung brachte er auch den Welthändeln entgegen. Er betrachtete ſie nie von einem allgemeineren, ſondern nur von perſönlichem Standpunkte aus. Er liebte es, Kurfürſt und König zu ſein, aber an ſeinen Collegen von Sachſen und Hannover mochte er dieſe Vereinigung (Polen bez. England) nicht leiden und belegte ſie derenwegen mit Spottnamen. Er war gut kaiſerlich, aber nur unter der Vorausſetzung, daß der Kaiſer keine Gewalt über ihn habe; gut deutſch, ſo daß er Frankreich warnte, die Hände gegen Deutſchland auszuſtrecken, aber unbekümmert darum, ob Frankreich die damalige deutſche Hauptmacht, Oeſterreich, aus Italien herauswerfe. Denn ob in Europa Unruhen herrſchten, war ihm, der für ſich den Frieden liebte und nur zweimal zu den Waffen griff, gleichgültig, vorausgeſetzt, daß er von dem allgemeinen Brand ver-

ſchont würde. Er lebte allein für ſich und ſtand auf ſich allein geſtützt. Für dieſen Fürſten, der, nach ſeinem bekannten Worte, ſeine Souveränetät ſtabilirte wie einen rocher de bronce, gab es nur Maſchinen, die durchaus nach dem vorher beſtimmten Plan ihr Räderwerk in Bewegung ſetzten. Sie hatten zu arbeiten und zu rathen, die Entſcheidung aber lag beim Könige. Das General-Directorium, die von dem Könige eingeſetzte Verwaltungsbehörde, ſollte ſeine Meinung ſagen und für die von ihm gemachten Vorſchläge ſeine Gründe angeben, „Wir bleiben doch der Herr und König und thun was Wir wollen".

Ein ſolcher Abſolutismus kann ſegensreich wirken, wenn er in einheitlicher, gleichmäßiger Art geübt wird; er mußte traurige Folgen haben, da er ſprunghaft war und von einem Fürſten geübt wurde, der nicht ſelten die Herrſchaft über ſich verlor und dann die Verantwortung für ſeine Handlung nicht tragen konnte.

In der Geſchichte des preußiſchen Staates nimmt Friedrich Wilhelm I. eine ſehr hervorragende Stellung ein. Vielleicht wird er jetzt einigermaßen überſchätzt. Aber eine derartige Heraufſchraubung iſt nur das Zeichen eines Rückſchlags, der in der Geſchichtſchreibung oft vorkommt: an die Stelle der Verachtung tritt leicht eine übermäßige Verehrung. Lange genug galt Friedrich Wilhelm I. nur als Polterer, als roher Exerciermeiſter und als plumper Geſelle, der unter Narren und Buben ſich bewegte und von ſeinen Gefährten nur allzuviel annahm; jetzt wird er als ſtaatsmänniſches Genie allererſten Ranges gefeiert, an dem kein Fehl war. Gewiß hatte er ſeine großen Verdienſte: er war der Begründer der preußiſchen Heeresorganiſation und der Stifter des preußiſchen Beamtenthums. Höhere geiſtige Cultur war ihm aber völlig fremd. Der preußiſche Staat muß auf ihn als ſeinen vornehmſten Förderer ſehen; die Stadt Berlin als ein culturelles Gemeinweſen erkennt in ihm keinen Neuſchöpfer, ſondern einen Zerſtörer alter Cultur und edler Tradition. Ein Soldatenkönig in ſtarrer Herbheit, ein unermüdlicher einſeitiger Arbeiter, ein wackerer, ſchlichter, jedem geiſtigen und

seelischen Aufschwung fremder und feindlicher Mensch — so steht sein Bild vor unseren Augen.

Wohlthuend trat die Schlichtheit und Einfachheit des Wesens des Königs in der Verfügung hervor, wie es nach seinem Tode gehalten werden solle (Faßmann II, 820fg.). Keine Façon solle mit ihm gemacht werden, das ist der Schluß wie der Hauptinhalt dieser Verfügung. Keine Parentation solle gehalten werden, sondern erst vierzehn Tage nach seinem Tode in allen Kirchen des Landes eine Leichenpredigt. „Von meinem Leben und Wandel, auch Fatis und Personalien solle nicht ein Wort gedacht, dem Volke aber gesaget werden, daß ich solches exprès verboten habe, mit Beifügung, daß ich als ein großer und armer Sünder sterbe, der aber Gnade bei Gott durch seinen Heiland gesuchet. Ueberhaupt solle man mich in solcher Leichenpredigt zwar nicht loben, aber auch nicht verachten und nicht auf mich schmälen." Als Text für diese Leichenpredigt war aber vorgeschrieben: „Ich habe einen guten Kampf gekämpfet".

Die Königin trat wenig hervor. Einen Vergleich mit ihrer großen Vorgängerin Sophie Charlotte konnte sie nicht aushalten und mochte sie wohl scheuen. Sie beschränkte sich auf ihr Haus. Gerade dort bildete sie den wohlthuendsten Gegensatz gegen ihren Gatten. Die Königin, so meint ein noch zu erwähnender Berichterstatter, der sächsische General Flemming, ist mild, gerecht, edel, ein wahres Muster für die Frauen von Stande, nicht bloß für Fürstinnen. Ueber Untreue ihres Gatten hatte sie sich nicht zu beklagen. Freilich durfte sie auch keine besondere Rücksichtnahme und Galanterie beanspruchen. Als eine ganz besondere Ausnahme galt, daß der König sie bei zeitweiliger Abwesenheit als Regentin einsetzte, so daß er rescribirte: „soll an meine Frau gefragt werden".

Bald nach der Thronbesteigung — daß es in der Todesstunde des Vaters geschehen sei, ist eine Sage — löste der neue König den prunkvollen Hofhalt des alten auf; die Schweizergarde, die mit viermonatlicher Kündigung angeworben war,

wurde nach Bezahlung eines sechsmonatlichen Soldes entlassen.*) Auch der Thiergarten wurde aufgelöst; bei dieser Gelegenheit hatten die Berliner zum letzten Mal das Schauspiel einer Bärenhetze. Doch darf man nicht glauben, daß das eigentliche höhere Hofpersonal eine völlige Verabschiedung oder auch nur eine so radikale Verminderung erfuhr, wie man es meist darzustellen liebt. Während der Berliner Kalender von 1713: 26 höhere Hofbeamte und 32 Kammerjunker aufweist, erwähnt der Kalender des Jahres 1715, aus dem die Neuordnung zu ersehen ist, 19 oberste Hofbeamte und Kammerherren und 23 Kammerjunker, im Ganzen also 42 gegen 58, eine Verminderung etwa um ein starkes Viertel, nicht aber mehr. Dagegen könnte man die veränderte Stellung dieser Beamten vielleicht in der geringern Achtung erkennen, mit der sie in den angeführten Kalendern behandelt werden: im ersteren werden die Namen der Junker mit Vornamen, Titeln, genauer Angabe der Wohnung verzeichnet, im letzteren sind nur die Familiennamen kurz genannt, nicht einmal die Wohnungen ausgefüllt.

War der ganze Zuschnitt des Hofes ein engerer geworden, so zeigte sich diese absichtliche Beschränkung insbesondere bei Empfängen und Hoffestlichkeiten. Man möchte sich gern ausmalen, mit welcher Pracht Friedrich I. ausländische Gäste, die an einen gewissen Prunk gewöhnt waren, empfangen hätte, etwa Czar Peter und August von Polen; unter Friedrich Wilhelm I. hatten solche Feierlichkeiten keinen großartigen Zug. Ueber Peter des Großen Besuch in Berlin (1717) sind wir fast gar nicht unterrichtet. Die Chronisten schweigen, durch eine besondere Schrift wurde das Ereigniß nicht verherrlicht. Was die Markgräfin von Baireuth, die bei dem Besuche acht Jahre alt war, später berichtete, ist doch mit großer Vorsicht aufzunehmen. Danach hätte sich der Czar wie ein Tyrann, wie ein Unmensch betragen, gefordert, was ihm beliebte, mit rohester Grausamkeit

*) Krauske nach einem geschriebenen Journal. Forsch IV, 2. 1891, S. 307. Vgl. dazu die Kalender.

gegen seine Frau gewüthet, mit zudringlicher Lüsternheit die Damen des königlichen Hofes belästigt. Als die Königin ihr Monbijou wiedersah, wo die fremden Gäste gehaust hatten, soll sie klagend ausgerufen haben: „Nie habe ich etwas Aehnliches gesehen"; Alles sei so ruinirt gewesen, daß sie fast das ganze Haus neu bauen lassen mußte. Der König legte auf seinen Gast großen Werth, theils aus politischen Gründen, theils weil er nicht cultivirt genug war, um den Halbbarbaren unerträglich zu finden. Die Mahnung, die er bei Peters Tode dem preußischen Gesandten in Petersburg zukommen ließ, „man solle so trauern, als sei er selbst gestorben"*), beweist seine Bewegung bei dem Ereigniß und seine hohe Achtung vor dem Verstorbenen.

Während die Berliner diesen aus dem Osten stammenden Gast nur mit stummer Achtung begrüßten, jubelten sie laut bei einem anderen gleichfalls östlichen Herrscher, dem König von Polen, der aber als Kurfürst von Sachsen der deutschen Civilisation näher stand. Dem prunkliebenden Fürsten suchte König Friedrich Wilhelm I. den glänzenden Empfang, den er unmittelbar vorher in Dresden erfahren, einigermaßen zu vergelten. Schon auf der Reise nach Berlin wurde er gefeiert; in Berlin gab es Festlichkeiten mannigfacher Art, über welche eine damals (1728) erschienene Schrift uns unterrichtet.**) Der König, der mit einem Gefolge von 316 Personen reiste, kam am 29. Mai in Berlin an. Große Festmahle im königlichen Schlosse, zu denen sich der König in einer prächtigen Sänfte die Treppen

*) Vgl. Brückner, Peter der Große S. 491. Einzelne Notizen bei Morgenstern u. Faßmann.

**) Das frolockende Berlin, Oder Historische Nachricht Derer jenigen öffentlichen Freudens-Bezeigungen und sinnreichen Illuminationen, Die bey hoher Anwesenheit Ihro Königl. Majestät in Pohlen und Dero Königl. Printzens Hoheit Daselbst angestellet worden, Nebst einem Anhange aller auf diese fröliche Begebenheit verfertigter Gedichte. Berlin, zufinden bey Johann Andreas Rüdiger Königl. privil. A. 1728. Einzelnes über die Illumination in der Zeitschr. f. Gesch. der Juden i. D. IV, S. 31—34.

hinauftragen ließ, wurden veranstaltet. Es fehlte nicht an glänzenden militärischen Schaustellungen, an denen 14 Regimenter theilnahmen; der Festbeschreiber erläßt dem Leser keines der 32 Signale der Parade vom 30. Mai. Am 4. Juni fand die große Illumination statt. Auch bei ihr wie bei den früher beschriebenen Illuminationen war eine Vereinigung der Beleuchtung und Ausschmückung der Fenster und Häuserfronten durch Bilder beliebt. Minister, höhere Beamte, reiche Kaufleute suchten einander in prächtigen Versuchen und sinnigen Ideen zu überbieten. Die Hauptidee, welche zum Ausdruck kam, war der Bund der beiden Könige und die Vereinigung der beiden Reiche. Die übertriebensten Huldigungen wurden sowohl dem hohen Gaste als dem Wirthe dargebracht; bei Erfindung und Durchführung dieser Schmeicheleien bewährte sich kein auserlesener Geschmack. Um dies an einem Beispiele zu erläutern, mag die Erklärung mitgetheilt werden, welche die königliche Societät der Wissenschaften der von ihr veranstalteten Ausschmückung ihres Hauses beifügte und besonders erscheinen ließ.*) Sie lautet: „Anfänglich zeiget sich das Bild der Natur bei einem mit Feuer versehenen Altar, mit der Ueberschrift: Saluti publicae d. i.:

Wann nur Augustus blüht, so ist dem Lande wohl,
Das wünschet die Natur, und daß er leben soll.

welche Erfindung aus einer großen römischen Münze der Kaiserin Faustinae genommen. Weiter zeiget sich die Mathematik mit einer Sternkrone, wodurch die Astronomie angedeutet wird, ein Winkelmaß in der einen Hand haltend, in der anderen aber einen Zettel, mit der Aufschrift C annos, oder hundert Jahre, welchen Wunsch die Römer für die Gesundheit der löblich regierenden Kaiser abzustatten pflegten, d. i.:

Augustus sei vergnügt und mehre sich an Jahren,
Daß mit dem L und X sich viermal Zehen paaren.

*) a. a. O. S. 28. — Die Erklärung soll bei Ambr. Haude erschienen sein.

Die Architektur hat einen Riß in der Hand, worauf ein Triumphbogen abgebildet, mit der Ueberſchrift: Et triumphales meditatur annos d. i.:

Du biſt Auguſten gleich, in Allem was ich ſchau,
Was Wunder, daß ich Dir auch Ehrenpforten bau.

Hiernächſt zeigt ſich die Hiſtorie, welche die Federn ſinken läſſet, mit der Ueberſchrift: Quis poterit narrare tuos Rex magne triumphos d. i.:

Der Thaten ſind zu viel, drum halt ich mich nur ſtill.
Ich ſchreibe was ich kann, doch nicht ſo, wie ich will.

Zuletzt zeigt ſich die deutſche Sprache, Dichtkunſt und Wohlredenheit in dreien Perſonen, mit der Ueberſchrift: Vestras compescite linguas. Oberwärts flieget eine Fama, mit des Königs Namen und der Ueberſchrift: Astris adjungere fas est d. i.:

Ihr ſeid mir viel zu ſchwach, Auguſtens Lob zu ſingen,
Ich kann desſelben Ruhm bis an die Sterne bringen."

Bei dieſer Illumination waren die Bürger in höherem Grade als der Fürſt betheiligt; ihre Veranſtaltungen und Gedichte waren, wenn auch häufig das Gebotene der Freude durchblickte, doch manchmal ſpontan. Auch die beiden Könige, die hier zuſammenkamen, ſprachen in Verſen zu oder über einander. Als der König von Sachſen von Spandau nach Berlin fuhr, hielt er in der Haſenhaide an und trank dort einen Becher Wein auf das Wohl des Königs von Preußen. Um ſolche Höflichkeit zu verewigen, ließ Friedrich Wilhelm an dem Baum, in deſſen Nähe der Trunk geſchehen war, eine rothe Tafel anſchlagen mit folgendem Gedicht:

Der König Friederich Auguſt hielt mit dem Sohne
Dem Folger ſeines Reichs der weiſſen Adler-Krone,
An dieſem Orte ſtill; ſprach, wie er gnädig wolte,
Daß Er mit Preußen ſtets in Freundſchaft leben ſolte.
Das hat Er zugeſagt. Hierunter kanſt Du ſehn,
Mein Leſer! welchen Tag und Jahr es iſt geſchehn.
GOtt gebe beyder Volk auch ſolchen Sinn und Geiſt.
Weil er uns alleſamt zur Bruder-Liebe weiſt.
Den 29. May 1728.

Auch die Sachsen brachten ihre officiöse poetische Huldigung dar. In der Begleitung der sächsischen Herrschaften befand sich der Hofpoet J. U. König, Nachfolger und Nachahmer der früher geschilderten Hofdichter Canitz und Besser. Im Namen seiner Auftraggeber hatte er über das große Grenadier-Regiment, die Lieblingsschöpfung des Königs, in Entzückung zu gerathen und schrieb folgende Verse nieder, die ihm gewiß des Monarchen ganzes Herz gewannen:

Nun ist mein Wunsch erfüllt, nunmehr hab ich gesehen,
Das erste Regiment in dieser gantzen Welt.
Wann es von Glied zu Glied in Ordnung sich gestellt,
Kan diese Mannschaft nichts an Ansehn übergehen.
So lang man Krieges-Macht und Krieges-Uebung kennt,
War kein geübteres, kein schöners Regiment.
Doch, Held, wie schön, wie groß Volck, Uebung, Ordnung, Blut.
Noch gröſſer ist Dein Hertz, noch gröſſer ist Dein Muth.

Selbst bei solchen Gelegenheiten, wo der König Fremden gegenüber Pracht entfalten wollte, zeigte sich inmitten der höfischen Vergnügungen die gewohnte Einfachheit. Einem an großen Hofprunk gewöhnten Sachsen, wie dem Baumeister Pöppelmann, dem Sohne des bekannten Baumeisters, der so viele glänzende Bauten der Residenzstadt Dresden ins Leben gerufen hatte, mußte es seltsam erscheinen, daß bei einem für die Offiziere angestellten Armbrustschießen der letzte der sieben ausgesetzten Preise eine Flasche Bier war.*)

In anderen Fällen wußte der König zu zeigen, was er seiner Stellung und seiner Familie schuldig war. Ein solcher Fall war die Verheirathung seiner Tochter mit dem Markgrafen von Baireuth, deren Beschreibung durch einen Augenzeugen neuerdings veröffentlicht worden ist.**) Aber, wie es in des Königs Natur lag, erfolgte hier Prachtentfaltung ohne Anmuth

*) Bericht P.'s an Weckerbarth 2. April 1728 K. S. Haupt-St. Arch. Locat 1210 Bl. 68.

**) Chr. Meyer: Am Hofe Friedrich Wilhelms I. (Tagebuch des von Rostiz). Sonntagsbeil. 33—35 der Voss. Ztg. 1891.

und Zier, Häufung von Vergnügungen, bei der für das Behagen des Einzelnen in keiner Weise gesorgt war. „Bei und vor der Trauung", so meldete der Berichterstatter, „auch bei dem Essen und Trinken war eine solche unbeschreibliche Menge Dames und Cavaliers, daß Manchen das Kleid vom Leib gerissen wurde und man meinte vor Hitze zu verschmelzen." Die Hauptsache war natürlich das starke Trinken, wobei der Gastgeber seinen Meister nicht fand. Das Meisterstück bei diesem Trinken war „der Willkomm vom König in Polen". „Dieser bestehet in drey Stücken oder Gefäßen. Das erste ist ein großer Mörser von Silber, vergoldet. Darein gehen drey Bouteillen Wein. Man durfte aber trinken, was man wollte. Jedoch wurden allzeit die Trommeln im Arsenal selbst darzu gerührt. Das zweite Gefäß ist ein Becher von Silber und vergoldet, den man in diesen Mörser einsetzen kann. Das dritte ist eine Granate von purem Gold, wohlgearbeitet und mit Diamanten reich besetzt. In dieser liegt ein kleines Männchen, von Schmelzwerk gemacht. Es soll das Ebenbild von Generalmajor von Linger vorstellen, weil er der kleinste Offizier von der ganzen Armee ist."

Waren solche Kraftleistungen schon von übelstem Geschmack, so wurde der Gipfel der Tactlosigkeit doch erreicht im Benehmen gegen die Neuvermählten, wobei dahingestellt bleiben mag, ob derartige Unsitten damals bloß am preußischen Hofe oder auch an anderen Höfen vorkamen. Dem Bräutigam wurde, nachdem er vom Bedienten ausgekleidet worden, Hemd, Nachtmütze und Schlafrock „präsentirt"; die Braut wurde von der Königin und zwei anderen fürstlichen Personen „in Aller Praesence" ausgezogen. Darauf legte sich das Paar, nur in Anwesenheit des Königs und der Königin, ins Paradebett. „Nachdem diese sich in das Paradebett gelegt hatten, durfte Alles wieder herein ins Zimmer. Ein Jeder sahe Beide darinnen liegen, und nach abgelegter Gratulation mußte sich Alles nach Hause begeben. Bald darauf standen beide Verlobte aus dem Paradebett wieder auf und ließen sich in zwei Portchaisen herunter in die präparirten

Gemächer in das rechte Brautbett bringen. Den nächsten Morgen kamen J. M. der König gegen 10 Uhr in Ser. Gemach vors Bette und gaben seinen Durchlauchtigsten und also genannten lieben Kindern einen guten Morgen. Beide tranken justement Thee im Bette."

Friedrich I. hatte der Stadt einen neuen Geist gegeben, sein Sohn suchte ihr ein neues Aussehen und eine andere Gestalt zu verschaffen. Straßenzüge wurden neu angelegt und in aller Eile Häuser darauf errichtet. Von dieser Thätigkeit aber gilt Woltmanns Wort: „Gebaut wurde auch jetzt, es wurde sogar viel gebaut, aber es gab keine Baukunst mehr." *) Die angefangenen großen Bauten wurden nicht in alter Pracht gefördert: das Schloß wurde nur eben unter Dach gebracht; das Köllnische Rathhaus in einfacherer Weise, als geplant war, vollendet. Von Kirchen, die damals entstanden, sind die Jerusalemer (1726—1731), die böhmische oder Dreifaltigkeitskirche zu nennen (1735 ff.); das „Prunkstück der kirchlichen Architektur" war der von Joh. Friedr. Grael errichtete Thurm der Sophienkirche. Unter Gebäuden, die dem öffentlichen Nutzen dienten, sind zu erwähnen: das Lagerhaus, der Ausbau und die Vergrößerung des Friedrichshospitals, die Charité 1727, die gleich im ersten Jahre mit 300 Kranken belegt wurde, das Collegienhaus oder Kammergericht. Auch einige Prachtbauten entstanden damals, die nun zumeist lange verschwunden sind: am Wilhelmsplatz der Johanniterpalast von de Bodt, später durch Schinkel zum Palais des Prinzen Karl umgebaut; in der Wilhelmstraße ein Palais Vernesobres, das später der Prinzessin Amalie zur Wohnung diente und von Schinkel zum Palais des Prinzen Albrecht eingerichtet wurde, daselbst die für den General von Schulenburg und den Minister von Marschall durch Richter und Gerlach erbauten

*) Für das Folgende ist Woltmann und König zu vergleichen.

Häuſer, die ſpäteren Palais von Radziwill und Voß, nun beide verſchwunden; das jetzige Miniſterium des Königlichen Hauſes, damals für den Landjägermeiſter Grafen Schwerin von Wieſend gebaut; in der Leipziger Straße das jetzige Herrenhaus, zu jener Zeit für den Staatsminiſter von Happe von Stolze und Dietrichs aufgeführt; endlich in der Kloſterſtraße das Wohnhaus des Geh. Raths Kreuzer, an deſſen Stelle jetzt das Geh. Staatsarchiv ſteht.

Die hauptſächliche Thätigkeit war der Bebauung der Friedrichſtadt zugewendet. Hier handelte es ſich nur um das Was, nicht um das Wie. Es mußte gebaut werden, gleichviel in welcher Art; herangezogen wurde ein Jeder, mochte er wollen oder nicht. Die Oberaufſicht über dieſen Zwangsbau hatte des Königs Generaladjutant Graf Derſchau: er hatte einfach allen Beamten, auch den ärmeren einen Platz zum Bauen anzuweiſen. Gegen ſolche Anweiſung half keine Widerrede; es kam vor, daß ein Beamter, der gar kein preußiſches Gehalt bezog, auch zum Bauen angehalten wurde. Reiche wußten ſich bei Derſchau loszukaufen. Arme, ihre Armuth deutlicher, als noth that, zur Schau tragend, verſtanden es, von dem fleißig inſpizirenden König Baugelder zu erhalten. Auch Privilegien, Anwartſchaften, Stellen aller Art zu erlangen, war man ſicher, ſobald man, ohne dazu verpflichtet zu ſein, einen Bau unternahm.

Eine intereſſante Schilderung dieſer Bauthätigkeit findet man in folgendem aus Berlin nach Dresden geſendeten Berichte.*)

„Vor einigen Tagen haben S. K. Maj. abermals auf der hieſigen Friederichſtadt ein Quartier, um ſolches zu bebauen abſtechen laſſen und haben bereits 14 geheime und andere Räthe die Notification erhalten, allda Bauſtellen ſich zu erwählen, wozu die Riſſe gegeben worden. Weil über 100 Häuſer erfordert werden, ehe dieſes Quartier bebauet wird, ſo werden die übrigen

*) 18. Juni 1732. Berichterſtatter Joh. Friedr. Schricker. K. S. Hpt. St. Arch. Locat 11 983 Berliner Relationen 1708—1731.

ſo allda bauen ſollen, förderſamſt gleichfalls benennet werden. Es iſt curieus, daß ſobald ein Haus nur im Stande iſt, bewohnt zu werden, ſogleich genugſame Miethsleute zu den Logementen vorhanden, wie ſich denn viele Handwerksgeſellen allda etabliren, Meiſter werden und heurathen. Die K. Acciſe profitirt durch dieſen Anwachs der Familien gewaltig und überſteiget die itzige Revenue derjenigen, ſo hierbei zu des hochſeel. Königszeiten geweſen um ein großes. S. K. M. haben vor 2 Jahren die Curiosité gehabt und den Riß von dieſen Reſidenzien aufzunehmen, auch mit den Riß von Paris conferiren laſſen, um zu ſehen, wie viel die franzöſiſche Hauptſtadt größer als jene, da ſich denn gefunden, daß Paris ohngefehr ſo groß ſey, als Berlin mit den Landwehren, welches die äußerſten Palliſaden um dieſe Reſidenzien ſind. Wenn nun die Felder, ſo innerhalb unſerer Landwehren annoch vorhanden, bebauet werden, welches, wann der Bau ſo heftig wie itzo pouſſiret wird, in wenig Jahren geſchehen kann, ſo werden dieſe Reſidenzien, ſoviel die Größe betrifft, Paris gleich werden."

Die Art, wie Berliner Bürger, beſonders hohe Beamte zum Bauen genöthigt wurden, hat oft etwas geradezu Komiſches an ſich. So erging an den Geh. Rath Manitius die Ordre*) (23. Juni 1732), da vier Geheime Räthe (darunter der Angeredete ſelbſt) und zwei Hofräthe „noch nicht mit eigenen Häuſern angeſeſſen ſeien", ſo erwarte der König, ſie würden die ihnen angewieſenen Plätze in den neuen Carrés der Friedrichsſtadt „gern Ihro Majeſtät zum beſondern Plaiſir" bebauen. Da der Aufgeforderte Ausflüchte machte, ſo erging ſofort eine neue Ordre an ihn (27. Juni), daß er ſich als „ehrlicher und treuer Diener" willig finden laſſen werde, das Haus zu bauen; zur Ermunterung wurde nun nicht mehr bloß das Plaiſir, ſondern auch die Ehre des Königs ins Feld geführt. Aehnliche Reſcripte ergingen an die übrigen hohen Beamten, von denen

*) Cabinetsordres. Mitgetheilt von F. Broſe. Mitth. d. Vereins f. Geſch. Berlins 1892, 2 ff.

man wußte, daß ſie noch keine eigenen Häuſer beſäßen. Auch der Magiſtrat wurde mit häufigen Verordnungen beglückt, zur Bebauung leerer Stellen oder zur Wiederaufrichtung eingeſtürzter Häuſer.

Der König war zufrieden, ſobald nur ſeiner Bauwuth genügt wurde. In ſolchen Fällen billigte er auch das, was gegen den Vortheil der Stadt und gegen den geſunden Sinn überhaupt lief. Es kam vor, daß Bürger Seitenflügel und Hinterhäuſer bauten, dabei aber die Vorderhäuſer verfallen ließen und durch ſolches Verfahren die Straßen verunzierten, vielleicht gar Sicherheit und Leben der Inſaſſen in Gefahr brachten. Daher waren Magiſtrat und Kurmärkiſche Kammer geneigt, erſt nach Reparatur der Vorderhäuſer Seiten- und Hintergebäude aufführen zu laſſen. Der König war anderen Sinnes und decretirte an die Kammer*): „Wir haben erſehen: wasmaßen verſchiedene Einwohner hieſiger Residentzien auf ihren räumlichen und zum Theil noch nicht bebaueten Höfen entweder Seitenflügel oder auch Quergebäude neu gebauet und ihre an der Straße ſtehende alte Vorderhäuſer unbeſorget laſſen, Ihr auch mit dem hieſigen Magistrat der Meynung ſeyd, daß dergl. Eigenthümer wohl anzuhalten, anſtatt der Seiten und Hinter Gebäude auf denen Hofen zuforderſt die an der Straße liegende Häuſer völlig zu repariren oder gar neu aufzubauen. Wenn wir aber ſolchen Vorſchlag zu approbiren Bedenken tragen, indem hierunter einem jeden Eigenthümer freye Disposition zu laſſen, die reparationes an ſeinem Eigenthum, ſo wie es ſeine Mittel ihm verſtatten, anzuſtellen. Als habt Ihr den Magistrat hiernach zu beſcheiden."

Die Folgen ſolcher Thätigkeit blieben nicht aus. Es waren günſtige und ungünſtige. Die günſtigen beſtanden darin, daß viele fleißige Hände gebraucht wurden, gar manche Arbeiter daher, die ſonſt hätten feiern müſſen, zu thun bekamen, daß

*) St. A. Tit. I sect. CXV, Bauſachen Nr. 6. 27. April 1735.

leere Stellen bebaut wurden und ſo das einem langgeſtreckten Dorfe ähnelnde Gebiet das Ausſehen einer Stadt erhielt, daß endlich die Bevölkerung ſich vermehrte, da Zuzügler, angelockt durch leichten Erwerb und billige Wohnungen, ankamen. Aber auch ungünſtige Folgen zeigten ſich und zwar darin, daß ſich ein ziemlich ſtarkes Arbeiterproletariat zu bilden begann, das nur zeitweiſe zu thun hatte, und daß die neuen Stadttheile durch die ſchnell erbauten Häuſer ein mesquines Anſehen erhielten. Wer noch ganze Reihen dieſer Häuſer am ſüdlichen Ende der Friedrich- und Wilhelmſtraße geſehen hat — ſeitdem ſind ſie faſt völlig verſchwunden und nur einzelne Reſte in älteren Stadttheilen, wie in der Kloſter- und Neuen Friedrichſtraße haben ſich erhalten — der kann ſich einen Begriff machen von der Unerfreulichkeit des Geſammtanblicks: lauter lange, niedrige, gleichmäßig, möglichſt unauffällig getünchte Häuſer, ohne jede Beſonderheit, ohne jeden ornamentalen Schmuck, — die ganze Stadt wie eine einzige rieſige Kaſerne.

Siebentes Kapitel.

Religiöse Zustände.

Friedrich Wilhelm I. war eine religiösere Natur als sein Vorgänger. In seiner Jugend war er, gleich seiner Schwester (vgl. oben S. 51 fg.), in Religion gewissenhaft unterrichtet worden. Der 1699 in Folioformat gedruckte „Kurze Unterricht der christlichen Lehre in zehn Tabellen eingetheilt für seine kurprinzliche Durchlaucht zu Brandenburg", der dem Kurprinzen zu seinem 12. Geburtstag gewidmet wurde, bezeugt, daß der Schüler sich „niemals unwillig, verdrossen, unstät oder unleidsam gegen den Lehrer gezeigt habe".*) Er wird also die nach den fünf Hauptstücken: Zehngebote, Glaube, Taufe, Abendmahl, Gebet des Herrn eingetheilten 357 Fragen sich eingeprägt, beantwortet und die 778 dazu gehörigen biblischen Beweisstellen auswendig gelernt haben.

Als er Fürst geworden war, zeigte er seinen Uebereifer und seine herrschsüchtige Natur auch in religiösen Dingen. Auf vielen Predigten jener Zeit heißt es, sie seien auf des Königs allergnädigsten Befehl gedruckt worden. Gottes Wort sollte wie ein Commando auch den Draußenstehenden mitgetheilt und eingeprägt werden.

*) Vgl. Nachricht von einem merkwürdigen reformirten Katechismus, nach welchem König FW. I. von dem kurf. Hofprediger Bischof Ursinus ist unterrichtet worden. In: Denkw. und Tagesgesch. der Mark Brandenb. IV (1797) S. 1011 fg.

Seine Meinung über die beiden evangelischen Confessionen faßte der König gelegentlich in die Worte zusammen*): „Der Unterschied derselben ist nur ein Priesterstreit. Innerlich, in den Hauptpunkten, Gnade und Beichte, sind sie einig; nur die Pfaffen machen auf der Kanzel eine Sauce, eine saurer als die andere. Gott verzeihe allen Pfaffen, denn die werden Rechenschaft geben vorm Gericht Gottes, daß sie Schulratzen aufwiegeln, das wahre Werk Gottes in Uneinigkeit zu bringen. Die wahren Priester aber, welche allein den Ruhm Christi vermehren und Toleranz des Einen gegen den Andern lehren, werden gerettet werden. Denn am Tage des Gerichts wird man nicht fragen: Bist Du lutherisch oder reformirt? sondern: Warst Du gehorsam gegen die göttlichen Befehle oder warst Du ein Disputator? Die Disputatoren werden zum Teufel geschickt, die Gehorsamen aber gelangen in das Reich Gottes."

Daher wurden die Unionsverhandlungen nicht wie unter der Regierung des Vorgängers fortgesetzt. Nur gelegentlich (1725)**), auf Grund einer nach Berlin gelangten Schrift Fratellis, wurden Gutachten von Noltenius und Gedicke eingeholt, welche die Sache wenig förderten. Als sich dann Widerspruch erhob, die Kirche in Friedrichsfelde bei Berlin für Lutheraner und Reformirte in Gebrauch zu nehmen, wurde dieser Widerspruch von dem Könige für Possen erklärt.

Trotz dieses scheinbaren Freisinns herrschte doch Engherzigkeit und Beschränkung. In Folge davon wurde zwei Berliner Predigern Noltenius und Jablonski nicht gestattet, ihre Söhne zur Ausbildung nach England, „dem Sünden-Land", zu schicken. Es war ganz folgerecht, wie den Import ausländischer Waaren, so den Einzug fremden Geistes zu verbieten: was der theologischen Jugend zu wissen förderlich wäre, das sollte und könnte sie in

*) Decret 1726 „Bär" 13, 87; Mittheilungen Lavisses aus Depeschen französischer Gesandter (Revue des deux mondes 1890).

**) König IV, 133—140. 245 ff. 313 fg.

Halle lernen. Nur ſchade, daß der König ſich bald auch von der Verderblichkeit der Univerſität Halle überzeugte.

Dagegen wurde in Kleinigkeiten Nachgiebigkeit gezeigt. So wurde (1739) dem Prediger der böhmiſchen Kirche J. Liberda geſtattet, im Abendmahl mehreren ſeiner Gemeindemitglieder wirkliches Brot ſtatt Oblaten zu reichen, weil die Gläubigen Anſtoß nahmen, ſolchen im Papſtthum beſtandenen Gebrauch weiter mitzumachen.

Eine ſelbſtändige Haltung dem Könige gegenüber einzunehmen, wagte kein Prediger. Die Zeiten, in denen die Vertreter der geiſtlichen Macht ſich für ſtärker oder mindeſtens für ebenſoſtark wie die Träger der weltlichen gehalten hatten, waren vorüber. Selbſt ſchwache Verſuche des Widerſtands, wie der ganz am Anfange der Regierungszeit gewagte, da, in Hinweis auf die Auflöſung des ehemaligen Hofſtaats ein Prediger Nutzen und Nothwendigkeit der Pietät gegen die Vorfahren und ihre Einrichtungen erhoben hatte, zeigten ſich nicht wieder. Die gewaltige Hand des neuen Königs laſtete auf allen.

Denn auch in religiöſen Dingen machte der König denſelben kurzen Prozeß, den er in Allem liebte und wünſchte auch hier die uniforme Geſtaltung der Verhältniſſe. Zeugniß für das Erſtere iſt die energiſche Anempfehlung eines Paſtors wie Schönemann, Beweis für das Letztere die Einführung einer Kirchenagende, die zuerſt für die Petrikirche beſtimmt, dann auf alle lutheriſchen Kirchen der Monarchie ausgedehnt wurde. (1733.)*) Sie hatte vor Allem den Zweck, alles an katholiſche Gewohnheiten Erinnernde zu verbannen. Der Gottesdienſt, Predigt und Gebet, ſollte nur von $8^1/_2$ bis $10^1/_2$ dauern. Nach dem

*) Die Kirchenagende v. 1733, erſchien u. d. T. „Reglement, wie es in d. neuerbauten Petrikirche zu Berlin mit dem öffentl. Gottesdienſte gehalten werden ſollte." Auch bei Faßmann II, 740 ff. J. L. Funk: „Hiſtoriſche Beleuchtung der Agenden in d. märkiſchen Kirchenordnungen. Berlin 1823 S. 67–69. Vgl. auch Briefe Stägemanns an Carmer (1823) in der Sammlung: Briefe von Chamiſſo, Gneiſenau 1867 II, S. 98 ff.

Segen soll der Prediger die Hände aufheben, aber kein Kreuz schlagen. Auf den Segen folgt ein Lied; der Prediger tritt hinter den Altar, um die Vorbereitungen zum Abendmahl zu beginnen; er soll die Einsegnung ablesen, aber nicht absingen. Die Orgel soll immer, auch in der Charwoche gespielt werden. Leuchter und Meßgewände, Absingen lateinischer Lieder, Privatbeichte sind abgeschafft.

Man erinnere sich, welche Streitigkeiten die letztgenannte Einrichtung einige Jahrzehnte vorher erregt hatte (oben S. 63). Im Gegensatze dazu herrschte nun ziemliche Stille. Theils hatte das theologische Interesse an Lebhaftigkeit abgenommen, theils wußten auch die Eifrigen sehr wohl, daß gegen den eisernen Willen des Königs nichts durchzusetzen war. Daher liefen zwar Reclamationen ein, wohl auch die Bitte, es beim Alten zu lassen; meist begegnet die resignirte Wendung: die Beibehaltung der unschuldigen Gebräuche hätte nichts geschadet; da es aber der König wolle, so füge man sich auch den neuen Bestimmungen. Es scheint nicht, daß von Berlin aus ein irgendwie energischer Widerspruch versucht wurde. Hätte etwa einer Lust und Muth zur Widersetzlichkeit, d. h. in diesem Falle zum treuen Bekennen redlicher Ueberzeugung gehabt, so wäre er durch das Schicksal des Pastor Braun zu Prießen von der Bewährung seiner männlichen Gesinnung zurückgehalten worden. Der hatte einfach und entschieden, zur Abwehr der neuen Verordnungen gesagt: „Hier wissen wir, Gott sei Dank, nichts von päpstlichen und abergläubischen, sondern apostolischen Ceremonieen", dafür war er abgesetzt worden.

Da auch die Predigtweise dem Könige nicht gefiel, so erließ er eine Kabinetsordre (7. März 1739),*) „wie die reformirten Studiosi und Candidaten zum erbaulichen Predigen sollen angeführet werden." Er verlangte darin von allen, nicht bloß von den Berlinern, obwohl gerade deren Mängel dem Könige

*) Abgedruckt in Acta historico-ecclesiastica (Weimar 1739) III, S. 893 ff. Vgl. auch König IV, 320 ff.

bekannt und Anläſſe zu ſeiner Anordnung waren, Frömmigkeit, logiſche Durchbildung, vernünftige, klare, deutliche, keine myſtiſche den Propheten entlehnte Ausdrucksweiſe. Sie ſollten nur ein Stück ihres Textes, nicht immer den ganzen Text erklären, ihre Predigt ordentlich überdenken, nur die nöthigen, nicht allzuviele Bibelſprüche anführen. Es waren gewiß vernünftig praktiſche Vorſchläge, die hier gemacht wurden; nur ſchade, daß ſie nicht von einem Fachmann herrührten; noch mehr ſchade, daß ſie ſo wenig beobachtet wurden.

Eine ſtrenge Sonntagsheiligung wurde allgemein geboten. Als einmal geklagt wurde (1729), daß zwiſchen den Predigten, der vor- und nachmittägigen, Billard geſpielt wurde, unterſagte der König kurzer Hand dies Vergnügen für den ganzen Tag.

Nicht minder ſelbſtherrlich verfuhr der König in der Beſetzung von Predigerſtellen.*) Wie der Dichter Schönemann nur ihm ſeine Berufung verdankte, iſt an anderer Stelle zu zeigen. An derſelben Georgenkirche, an der jener, zum Heile der Gemeinde nur kurze Zeit, wirkte, griff der König noch einmal rückſichtslos durch. Der Gemeinde war durch eine königliche Cabinetsordre (2. Nov. 1700) das Recht verliehen, denjenigen von drei durch Propſt und Magiſtrat vorgeſchlagenen Candidaten zu wählen, deſſen Probepredigt am beſten gefallen habe. Auf Grund dieſes Rechts waren 1729 nach dem Tode des Predigers Gedike (24. Juli) die Prediger Aßmann, der durch eine Petition von 56 Gemeindemitgliedern empfohlen war, Vogel und Lichtenau zur Probepredigt eingeladen worden. Nur die beiden letztern folgten der Einladung. Von ihnen gefiel Lichtenau allgemein „wegen ſeines deutlichen und langſamen Vortrags und wegen ſeiner ſchönen ſtarken Ausſprache;“ Vogel aber mißfiel. Er produzirte daher ein königliches Schreiben vom 3. Aug., durch welches ihm die Stelle zugeſichert wurde.

*) Vgl. L. H. Fiſcher: Eine Predigerwahl in Berlin unter Friedrich Wilhelm I. (Sonntagsbeil. der National-Zeitg., 19. Apr. 1891.) — Nach den Kirchenacten von St. Georgen.

Trotzdem wählte die Gemeinde Lichtenau; Propst und Magistrat baten den König um Bestätigung des Letztern (15. Sept.). Doch half weder Wahl und Vorstellung; der König ließ einfach melden (1. Okt.), daß die vacante Stelle mit Vogel besetzt werden solle, und so mußte für ihn die Vocation ausgestellt werden (30. Okt.). Vielleicht rührte der etwas lange Aufschub zwischen der königlichen Verordnung und der Vocationsausstellung davon her, daß Gemeinde und Patron trotz alledem die Hoffnung hegten, einen Mann nach ihrem Herzen zum Seelsorger zu erhalten.

Trotz aller Sorge des Regenten war der religiöse Zustand, insbesondere das religiöse Wissen, kein hocherfreuliches. In einem Edict (1720), in welchem die Art der Katechismuslehre durch die Prediger eingeschärft wurde,*) hieß es geradezu „viele stecken in einer solchen Unwissenheit, daß sie nicht einmal die ersten Buchstaben der christlichen Lehre gefasset."

Zur theologischen Bewegung jener Zeit ist auch ein interessanter Streit zwischen zwei Berliner Predigern Heinrich Kahmann von der Marien- und Andreas Schmidt von der Nicolaikirche zu rechnen.**) Er ging aus von der damals herrschenden Sitte, den zum Tode verurtheilten Verbrechern Geistliche beizugeben, die sowohl die Aufgabe hatten, den Delinquenten zu seinem letzten Gange vorzubereiten, als auch die, ihn zum Geständnisse zu bewegen. Bei solchem Gebrauche geschah es leicht, daß einzelne Seelsorger ihr hohes Hirtenamt mit dem eines Helfershelfers der Justiz verwechselten. Wirklich wollte Kahmann nicht bloß das außer der Beichte abgegebene Geständniß dem Richter anzeigen, sondern auch in dem Falle, wenn der Verbrecher nicht freiwillig und öffentlich gestehe, das abgerungene

*) Faßmann II, 618 ff.

**) Mittheilung F. Holtzes aus den Akten des Kammergerichts in den Forschungen IV, 2, 1891 S. 308. Ueber Schmidt 1672—1745 Küster I 416 ff., über Kahmann II, 492, woselbst eine Streitschrift gegen Schmidt (S. 418 Nr. 33?) angeführt wird.

Beichtgeheimniß dem Richter denunziren. Einer derartigen das geistliche Amt erniedrigenden Auffassung trat Schmidt entgegen, mußte sich aber dafür von seinem Gegner manche Schmähungen gefallen lassen, obwohl dieser durch solche nur seinen Rückzug verdeckte.

Den kennzeichnendsten Ausdruck fand der starke religiöse Eifer des Königs in dem Verfahren gegen den Philosophen Wolff.*) Es mag, obwohl es Berlin selbst nichts angeht, hier erwähnt werden, weil Berliner Persönlichkeiten bei dem Verfahren betheiligt waren, und weil Wolff auf große Berliner Kreise Einfluß übte.

Gegen den Philosophen Wolff war der König durch Joachim Lange (oben S. 120) aufgehetzt worden. Nach dessen Mittheilungen hatten die Generäle von Löben und von Natzmer dem Könige die Verderblichkeit der Lehre an folgendem ihn persönlich berührenden Beispiele plausibel gemacht: Ein potsdamischer Grenadier könne wegen Eidbruchs und Verlassens der Fahne nicht bestraft werden, da er zu seiner Handlungsweise nach der prästabilirten Harmonie und der Lehre vom freien Willen von Ewigkeit bestimmt sei. Solchen Frevel, durch welchen er seine Lieblinge hätte einbüßen können, mochte der König nicht dulden. Daher erließ er (8. Nov. 1723) ein Edict: Da er gehört, daß Wolff Lehren vortragen solle, welche der Religion widerständen, so solle Wolff nicht ferner geduldet werden, sondern habe binnen 48 Stunden das Land bei Strafe des Stranges zu räumen. Um auch die Wirkungen der Wolffischen Lehre zu vernichten, wurden (22. Juli 1727) sämmtliche Wolffische Schriften, weil mit atheistischen Grundsätzen angefüllt, verboten; denen, die etwa beim Lesen angetroffen wurden, ward lebenslängliches Karren angedroht.

Es dauerte lange, bis der König diese drakonische Strenge bereute und von den falschen Anschauungen zurückkam,

*) Wuttke, Chr. Wolff eigene Lebensbeschreibung, Leipzig 1841, S. 35 fg. Büsching, Beiträge zur Lebensgesch. denkwürdiger Personen, Halle 1783 Bd. I, S. 21 ff. Förster, Bd. II, S. 352 ff. Handschriftliche Briefe Manteuffels an den Grafen Brühl (Dresd. Arch.), mir freundlichst mitgetheilt von E. Wolff in Kiel.

durch welche jene hervorgerufen worden war. Diese Umkehr wurde durch Cocceji, Grumbkow und den Fürsten von Anhalt-Dessau bewirkt. Cocceji wurde ausersehen, (1733) dem Philosophen Mittheilung von der veränderten Gesinnung des Königs und von dessen Entschluß zu machen, jenen als Vicekanzler und Geheimen Rath nach Frankfurt zu berufen. Als Wolff sich Bedenkzeit ausbat, schrieb Cocceji, der König ließe ihn seines empressements versichern, daß ihm mit seinem Kommen der größte Gefalle von der Welt geschehe. Da Wolff Bedenken trug, von dem ihm so gütig gesinnten Landgrafen von Hessen seine Entlassung zu erbitten, ließ der König schreiben, er wolle selbst um die Dienstentlassung nachsuchen.

Diesem Entschlusse stellten sich wiederum Schwierigkeiten entgegen. Joachim Lange, der schon einmal den Philosophen zu Falle gebracht, suchte durch eine neue Schrift das Eindringen des Gefährlichen zu verhindern. Durch die Lektüre dieser Schrift oder eines aus derselben gefertigten Auszugs bedenklich geworden, trotzdem er von dem Philosophen den zweiten Theil seiner praktischen Lebensweisheit mit einer Widmung erhalten hatte, ertheilte der König den Predigern Carstädt, Jablonski, Noltenius, Reinbeck den Auftrag, zu untersuchen, in wiefern Wolffs Ansicht die christlichen Lehren angriffen. Der König soll damals selbst die Wolffsche Logik gelesen und Stellen daraus in seinen Briefen citirt haben. Von dieser Logik dachte er hoch, gering aber von Wolffs Moral, zumal dieser den Geizigen für den Unvernünftigsten erklärt hatte. Obgleich nun die Beauftragten erklärten, sie könnten nicht finden, daß in den Schriften atheistische Bemerkungen enthalten seien, waren die Verdächtigungen doch wirksam genug, um die begonnenen Unterhandlungen abbrechen zu lassen.

Was Wunder, daß Wolff diese neue Kränkung bitter empfand. Vielleicht wäre er, an eine aufrichtige Reue glaubend, der ehrenvollen Aufforderung gefolgt; nun, da 1739 eine neue Berufung an ihn kam, mußte er glauben, obwohl damals in

einer Kabinetsordre seine Logik den Predigern empfohlen wurde, daß das Possenspiel von Neuem begänne und hielt seinerseits die Bittenden hin. Zuerst erbat er sich Bedenkzeit; auf ein neues Schreiben antwortete er nicht; als ihm ansehnliche Bedingungen geboten wurden, erwiderte er, daß „unüberwindliche Schwierigkeiten" sich seinem Kommen entgegenstellten. Und als gar im Auftrag des Königs Morgenstern zu Wolff reiste, um durch Ueberredung Wolffs Bedenken, deren Hinfälligkeit der König erkannte, zu zerstreuen, mußte der lustige Rath diesmal traurig abziehen.

Wolff hatte Recht. Neben solchen Männern war sein Platz nicht, sollte er nun in Frankfurt oder Halle lehren, welchen Ort der König zuletzt bestimmt hatte. Der Geist mußte ein anderer werden, bevor er, der als Märtyrer ausgegangen war, als Triumphator wieder einziehen konnte. Dies geschah erst unter Friedrich II. Der große König sühnte auch dieses Unrecht seines Vaters.

Aber wenn auch Wolff selbst nicht kam — heimlich aufgehetzt durch den Grafen E. Chr. von Manteuffel, der, seit dem Jahre 1736 in Berlin, beim König in hohen Gnaden lebte, in literarischen Dingen ebenso hinterlistig wie in politischen — so breitete sich seine Lehre in Berlin sehr aus. Eine kleine Gesellschaft der „Aletophilen"*) oder Wahrheitsfreunde, von dem ebengenannten Manteuffel, wie er selbst schrieb par badinerie plutot que dans une intention sérieuse gestiftet, diente seinem Ruhme. Der Buchhändler Haude gehörte zu diesem Verein, der auch außerhalb Berlins seine Filialgesellschaften errichtete. Reinbeck war der dritte, der mit den Genossen in Haudes Stube bei der Pfeife Tabak zusammenkam. Denkmünzen schlagen mit stolzen Inschriften war wohl das Hauptvergnügen der Berliner Genossen

*) Vgl. die Notizen aus Manteuffels Briefen an Gottsched; Danzel, Gottsched S. 36 ff. und die dort A. 1 angeführte Literatur. Ueber Manteuffel A. D. B. XX, 256 fg. — Im Dresdner Archiv, wo unendlich viel Briefe an und von Manteuffel vorhanden, ist über die Aletophilen nichts zu finden.

und ihres Stifters. Sein Name prangte stolz auf der einen Seite, während auf der anderen die Göttin Minerva stand, auf ihrem Haupte die Bildnisse Leibnizens und Wolffs tragend; das letztere umrahmt von der schönen Umschrift: Sapere aude. Es war gewiß ein herrliches Programm, das der „Heralogus" der Gesellschaft enthielt: „Die Glieder sollten nichts für wahr oder für falsch halten, ohne durch zureichenden Grund davon überzeugt zu sein; sie sollten die Wahrheit als Zweck ihres Wollens betrachten und ihre Ausbreitung, den Schutz aller derer anstreben, welche die Wahrheit suchen oder vertheidigen," — aber wieviel davon Phrase war, wieviel durch die That verwirklicht wurde, ist uns völlig unbekannt.*) Die eigentliche Thätigkeit der kurzlebigen Gesellschaft ging freilich nicht von Berlin aus; der eifrig Thätige war Gottsched und seine Gattin in Leipzig. Von ihm rührte z. B. ein unter Reinbecks Namen erschienener Grundriß „ordentlich und erbaulich zu predigen" her. Es scheint, daß nach Manteuffels Weggang — Friedrich II. verwies bei seinem Regierungsantritt den doppelzüngigen Diplomaten des Landes — die Gesellschaft aufhörte; unter Friedrich dem Großen brauchte die Wahrheit kein Dunkel mehr, um Schutz zu genießen.

Keiner der Theologen unter Friedrich Wilhelm I. kann an geistiger Kraft und priesterlicher Würde einem Spener oder an Selbstbewußtsein und Entschiedenheit des Auftretens einem Schade und Porst an die Seite gestellt werden. Eine Erwähnung verdient nur Joh. Gust. Reinbeck**) (1683—1741). Er war wie die

*) Auch in anderen Städten gab es ähnliche Vereine mit ähnlicher Zwecklosigkeit. In einem Briefe an Gottsched (Leipziger Univ. Bibl.) erwähnt Berard (Stettin) am 24. Juli 47, daß eine Reform in Folge von Unordnungen in den alethophilischen Versammlungen bevorstehe. „Les soupers ont été réformés, les fêtes anniversaires presque abolies"; er mit seinen „dignes confrères" werde nächste Woche den Geburtstag des Stifters feiern.

**) J. G. Reinbeck, Sammlung nachgelassener Schriften sowie Ehrengedächtniß des Verfassers. Berlin 1743. Georg v. R., Leben und Wirken des J. G. R. Stuttgart 1842. Daraus S. 23. 97 fg. die unten mitgetheilten dichterischen Proben. — A. D. B. XXVIII, 2—5.

meiſten tüchtigen Theologen in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts, aus der Schule der Hallenſer Pietiſten hervorgegangen. Durch ihre Vermittlung kam er 1709 als Porſts Adjunkt nach Berlin und wirkte dann als Prediger der Friedrichswerderſchen und Dorotheenſtädtiſchen Gemeinde, dann der Petrikirche, 1717 wurde er Propſt, 1729 Conſiſtorialrath.

Wie Schade und Porſt, ſo trat auch er gegen Schwärmer auf. Den 1710 erſchienenen Schriften von Römeling „Zerſtörung Babels von Mitternacht und Morgen“ und Daut „Helle Donnerpoſaune“, deren Verfaſſer ſich Offenbarungen rühmten, die von ihnen und ihren Anhängern als göttliche Eingebungen betrachtet wurden, ſetzte er ſeinen Widerſpruch in einer ſcharfen Predigt „Prüfung der Geiſter“ entgegen. Aber ſeltſam genug: er, der ſo klar die Schwächen Anderer durchſchaute, war ſelbſt in den Thorheiten der Zeit befangen. Er glaubte feſt daran, daß ſein Schwiegervater, der braunſchweigiſche Leibarzt Robert Scott, im Stande geweſen ſei, Gold zu machen und ſtellte noch 1736 in einem Briefe an einen Adepten ein öffentliches Zeugniß dieſes ſeines Glaubens aus. Er war ein eifriger und ſehr beliebter Prediger, der möglichſt klar zu ſprechen ſich bemühte, der, weil er ſelbſt fromm war, eine erbauliche Wirkung nicht verfehlte, obgleich er viel von ſeinen philoſophiſchen Studien und Liebhabereien in ſeine Predigten hineinbrachte. Er war ein eifriger Schriftſteller, der außer ſeinen Predigten viele exegetiſche Schriften herausgab. Er trieb, nach der Unſitte ſeiner Zeit, eine übereifrige Polemik, nicht bloß, wie die meiſten ſeiner Genoſſen, gegen ſchwache, leichtzuüberwindende Gegner, ſondern gegen Männer von Gewicht, wie Dippel und Thomaſius. Aber wie alle ſelbſtändigen ſchöpferiſchen Naturen blieb er nicht bei Widerlegung ſeiner Gegner ſtehen, ſondern ſuchte ſeine Gedanken in poſitiver Weiſe zum Ausdruck zu bringen. Gelegenheit dazu bot ſein vierbändiges Hauptwerk „Betrachtungen über die in der Augsburgiſchen Confeſſion enthaltenen und damit verknüpften göttlichen Wahrheiten“ (Berlin 1731 ff.), in welchem er nicht

bloß das Bollwerk protestantischer Gesinnung erklären und vertheidigen, sondern den Orthodoxen gegenüber darthun wollte, wieviel göttliche Wahrheiten auch aus vernünftigen Gründen hergeleitet werden könnten. Schöner aber als durch seine Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und schriftstellerische Gewandtheit bewährte sich Reinbeck durch seinen Charakter. Die Freunde hatten Recht, wenn sie in der ihm gewidmeten Denkmünze integritas als eine seiner Haupteigenschaften bezeichneten. Denn er hatte den Muth, gegen die Unionsbestrebungen aufzutreten, als sie vom Hofe betrieben wurden, für Wolff einzutreten, als es nicht ungefährlich schien, dem Philosophen das Wort zu reden. Gerade durch solchen Muth erwarb er sich, mehr denn als Schmeichler und Kriecher, das Vertrauen seiner Herrscher. Dies aber in seinen Kämpfen für sich und wider seine Gegner zu gebrauchen, stand ihm nicht an. Denn er folgte dem schönen Satz, „daß man große Herren nicht in gelehrte Streitigkeiten hineinziehen, und theologisch-kirchliche Fragen nicht durch Machtsprüche entscheiden lassen dürfe, da dies für die Wissenschaft ebenso verderblich sei wie für die Kirche". —

Reinbeck's Prosaschriften sind heute nicht mehr zu lesen. Nicht bloß ihr theologischer Inhalt, auch ihre rauhe Form haben sie unserm Geschmack entfremdet. Einzelne seiner Verse aber sind, wenn sie auch gewiß der Vollkommenheit entbehren, der Anführung werth. Der erste zeigt einen gewissen Humor, sowie Unerschrockenheit den Großen gegenüber. Als der König einmal ihn, den ernsten Geistlichen, aufforderte (1717), die Gesundheit eines hübschen Mädchens in Versen auszubringen, extemporirte er in gewandter Weise:

„Wenn mir ein schönes Kind begegnet,
Das Gott mit Anmuth hat gesegnet,
Dann fallen mir Gedanken ein.
Der Gott, der so viel schöne Sachen
Aus einem Nichts hat können machen,
Wie schön muß dieser Gott nicht sein."

Bedeutsamer sind die Stachelverse, die er gegen Joachim

Lange's heftige Schmähung Wolffs als eines der drei W's, „so großes Weh gemacht" in ein Stammbuch schrieb, Verse, die zugleich die Mannhaftigkeit seiner Ueberzeugung in schöner Weise darthun:

Ich weiß ein dreifach W, das großes Wohl gemacht:
Die Weisheit, die der Neid selbst als was Gutes acht;
Die Wahrheit, die von Gott den Ursprung hergenommen,
Und die vom dritten W ein großes Licht bekommen.
Wer ist, der dieses W zu unserer Zeit nicht kennt,
Ob man den Wolff gleich nicht bei seinem Namen nennt?
Doch gibt's ein dreifach L, so diesem W entgegen,
Von diesem will ich dir nur zwei vor Augen legen:
Das Lästern, das die Welt anjetzt zur Tugend macht,
Die Lügen, die jüngsthin der Hällische Feind erdacht,
Das Dritte nenn' ich nicht: man kennt's an seinen Thaten;
Wer dieses nicht gewußt, der müßte Lange rathen.

Zu den Persönlichkeiten, die im religiösen Leben Berlins zeitweilig eine Rolle spielten, gehörten Francke und der Graf Zinzendorf (1700—1760).*)

Francke hatte schon früher mit Berlin Beziehungen unterhalten.**) Er war am 12. Okt. 1701 zum auswärtigen Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt worden. Schon Friedrich I. hatte ihn bei seinem Besuche in Halle (1708) gnädigst behandelt und ihn (1709) für Berathungen wegen des Armenwesens nach Berlin gerufen; auch damals hatte er, obwohl sein Aufenthalt keine praktischen Folgen hatte, sich der Gunst des Königspaares zu erfreuen gehabt, dadurch sogar die Eifersucht mancher Berliner Prediger hervorgerufen. Friedrich Wilhelm I., anfänglich gegen Francke eingenommen, war durch den General v. Natzmer zu seinen Gunsten umgestimmt worden. Er hatte bald nach seiner Thronbesteigung

*) König Friedrich Wilhelm I. und der Graf Zinzendorf. Nach den in dem Königl. Archiv zu Berlin befindlichen Originalschriften zusammengestellt. Berlin 1847. — Biogr. Lit. verzeichnet bei Goedeke, Grundriß III, 203. Hier ist besonders benutzt die Biographie von Spangenberg 8 Bände. Barby 1773 ff.

**) Für das Folgende: Cramer, A. H. Francke. 2 Bde. Halle 1880 und 1882.

bei einem kurzen Aufenthalt, den er in Halle nahm, Francke besucht. Er hatte Francke bei dessen Anwesenheit in Berlin (1714) ausgezeichnet und von einer kühnen Predigt desselben, der er unvermuthet beiwohnte, sich sehr entzückt gezeigt. Auch bei einem zweiten Aufenthalt in Berlin (1719) war Francke mehrfach von dem König zu vertrauter Zwiesprache herangezogen worden und hatte auch dem Kronprinzen religiöse Fragen vorlegen dürfen. Noch in demselben Jahre war er in Halle durch einen Besuch des Königs im Waisenhause geehrt worden; Friedrich Wilhelm I. hatte alles so vortrefflich gefunden, daß er den Gedanken äußerte, Francke wegen der Soldatenkinderschulen nach Berlin zu berufen.

Die von Zinzendorf begründete herrenhutische Secte fand zwar erst in der folgenden Epoche größere Beachtung, doch darf das erste Auftreten des Stifters nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Zinzendorf, der, wie alle selbständigen Naturen, dem König von vornherein verdächtig erschien, war ihm noch geradezu als Ketzer und Störer staatlicher Ordnung dargestellt worden. Daher ließ der König, nachdem er mehrere Annäherungsversuche des Grafen abgewiesen, ihn erst dann an sich heran, als jener ihm praktische Vorschläge zur Etablirung der Salzburger zu machen sich erbot. Gerade dieser praktische Zug in Zinzendorfs unermüdlichem Wirken, seine weiten Reisen, seine Begründung von Colonieen machten ihn dem König angenehm, der nun, beharrlich wie er in Liebe und Haß war, dem Grafen stets ein freies Wort gestattete und ihm seinen Schutz angedeihen ließ. Für Zinzendorf hatte diese Zusammenkunft noch die besondere Folge, daß er bei einem längern Aufenthalt in Berlin (1737) von den Pröpsten Roloff und Reinbeck geprüft und, nachdem diese gegen die Orthodoxie seiner Lehre nichts einzuwenden gefunden hatten, durch Jablonski zum Bischof der mährischen Brüder ordinirt wurde. Es war für ihn ein freudiger Moment; nun konnte er schreiben, „die Leute, die in Berlin geredet hatten, wovon sie nichts wußten, bestünden mit Schanden."

Vielleicht hatte Zinzendorf bei diesem Aufenthalte in Berlin, wo sein Stiefvater (Feldmarschall v. Natzmer) und andere Verwandte wohnten, die preußische Residenz als den geeigneten Boden für weitere Thätigkeit erkannt. Denn wichtig war ihm die Stadt, wie er sich einmal ausdrückte, „wegen der Seelen, die mein seliger Pathe Spener, Schade und Lysius hier häufig erwecket." Daher kam er Ende 1737 wieder nach Berlin und blieb bis zum April 1738. Damals predigte er in Berlin, wozu er des Königs Erlaubniß erhalten mit den Worten, „er solle in Gottes Namen das reine Wort Gottes predigen und Gott solle auch seinen Segen dazu geben." Dieser königliche Schutz wurde dem Grafen auch weiter zu Theil. Als der König eine Schmähschrift gegen die Herrenhuter empfing, glaubte er der Versicherung des Grafen, daß er bei der Augsburgischen Confession stehen bleibe. Da er im herrenhutischen Gesangbuch dunkle, mystische und unbegreifliche Lieder fand, begnügte er sich mit dem Bekenntniß des Grafen, daß auch er mit dem Liederbuche nicht völlig zufrieden sei und erwartete eine Streichung solcher Gesänge.

Die Berliner Reden Zinzendorf's sind ein für das religiöse Leben der Stadt wichtiges Ereigniß.*) Zinzendorf, der wie jeder von seiner Sache Begeisterte, bevor er sprach, Beklemmungen fühlte und erst während des Sprechens die volle Sicherheit über sich erlangte, behandelte in diesen Reden hauptsächlich vier Materien (ich bediene mich absichtlich der Ausdrucksweise der Getreuen Zinzendorf's): 1. die wesentliche ewige einige Gottheit des, der Mensch geworden ist, 2. die wahre wesentliche natürliche unvermischte Menschheit des Gottes vom Himmel, 3. den Glauben an Jesus als an den einzigen Weg zur Seligkeit, 4. das Bekenntniß, daß alle Sünder, denen die Sünde bekannt ist, die Sünde lassen, als Frucht der Sündlosigkeit, die Jesus mit seinem Blute erkauft habe. Die Reden rührten die An-

*) Gedruckt in 2 Abtheilungen, eine für Manns-, die andere für Frauenspersonen. Berlin 1737.

wesenden, selbst erwachsene Männer zu Thränen. Sie erregten bei denen, die davon hörten, das Verlangen, sie zu lesen, so daß Zinzendorf, der anfänglich ihre Veröffentlichung nicht wünschte, sich entschließen mußte, sie nach der Niederschrift eines begeisterten Zuhörers drucken zu lassen. Auch die Begründung einer Gemeinde lehnte der sonst unermüdliche Colonieen- und Gemeindegründer anfänglich ab; erst allmälig, als der Bitten zu viele wurden, ließ er sich bewegen, einzelne Einrichtungen zu treffen.

Mit der Erstarkung der äußerlichen Frömmigkeit hing auch die Vermehrung des Aberglaubens zusammen. Gewisse abergläubische Vorstellungen, die nie in Berlin ganz ausstarben, fanden damals ihre lebhaften Fürsprecher. Zeugniß dafür ist eine damals publicirte Schrift über die „weiße Frau", jenes Gespenst, dessen Erscheinen immer den nahen Tod eines Mitgliedes der Herrscherfamilie anzeigen soll.*) Der Autor, der von der Wahrheit aller möglichen Gespenster- und Geistergeschichten durchdrungen ist, glaubt auch an die weiße Frau, „solches Gesichte, welches nicht ohne Verhängniß Gottes wahrhaftig geschehen, nicht aber im Kopf der unberichteten Leute entsponnen ist", und erzählt alle möglichen Erscheinungen dieser Frau. Sie ist Agnes, die Wittwe eines Grafen von Orlamünde, die, um den ersten Burggrafen von Nürnberg zu erlangen, den sie liebte, ihre Kinder tödtete, mit ewigem Gefängniß bestraft wurde und nun,

*) Q. D. B. V. Die von Gott erschaffene Unsichtbahre Welt Oder Der Geister, Soviel als aus dem Lichte der Natur absonderlich der Heil. Schrifft bekannt ist, Werden nach erheischender Ordnung und Nothwendigkeit, einige aus hiesigen Musen-Zimmer ihrem geringen Vermögen nach mit wenigen Teutschen Reden kürtzlich berühren, Zu dero beliebigen Anhörung, den Octobr. 1725 Morgens um 9 Uhr und zu dem Nachmittag um 2 Uhr angehenden öffentlichen Examine Seine allerseits Hochgeehrteste Herren, Herren Patronen, respective Gönner und geneigte Gutthäter, Hiermit gebührend einladet. Und giebt zugleich eine Nachricht von der Berlinischen Weissen Frauen, Samuel Jacobi Brand, Lyc. Spand. R. 1725. 8 Bl. in 4°.

ihrem eigenen Wunſche nach, zu erſcheinen hat, ſobald ein Mitglied des Hohenzollernhauſes ſterben ſoll. Der Autor erzählt ihre letzten Erſcheinungen, 1659 dem Oberſtallmeiſter von Borgſtorff, der ſie aber ausſchalt und zur Treppe herabwarf, 1677 der Kurfürſtin Louiſe Henriette, 1685 dem Hofprediger Brunſenius. Im Zimmer der Kurfürſtin ſei ſie zuerſt von den Kammerfrauen geſehen worden; da die Kurfürſtin eintrat, „als eine curieuſe Dame, ſo nach dem principio, welches ſie mit aus Holland gebracht, alle Spukhiſtorien verachtete", habe ſie das Geſpenſt auch geſehen; dieſes aber, das bisher auf einem Stuhl am Bett geſeſſen, habe ſich erhoben und „nach einer Reverenz ſeinen Abtritt genommen". Die Thatſache, daß in den letzten 40 Jahren keine Erſcheinung vorgekommen, ſucht der Autor ſich in ſeiner Art zurechtzulegen. Er berichtet nämlich Folgendes: „Da aber faſt alles in der Welt ſich unſichtbahr macht, ſo hat auch dieſes Spectrum auffgehöret ſich ſehen zu laſſen, ſeit dem, da man im Schloß-Bau begriffen geweſen, und im Niederreißen eines Stücks Gebäudes vom alten Schloſſe nach dem Garten werts, in einer Lufft-Röhre ein Gerippe gefunden, welches auff Befehl Königs Friederichs auff dem damahligen Dohm-Kirch-Hoff begraben worden." Man darf nicht glauben, daß der Autor mit ſeinen Leſern Scherz treibt; er meint es völlig Ernſt, daß das Gerippe, das man ſeiner „Zartheit" wegen für ein weibliches gehalten habe, das der weißen Frau geweſen ſei, das nun endlich Ruhe habe. Er ſchließt ſeine Darlegung mit folgenden Worten: „Dieſe ſo wahrſcheinlich producirten Zeugniſſe von dem Berliniſchen Spectro werden ſo lange feſtſtehen, bis ſie von Anderen, ſo ſich darum genauer bekümmern wollen, mit apodictiſchen Demonſtrationen widerlegt werden."

Noch andere Reſte der alten durch Schade und Porſt theils gepflegten, theils bekämpften Schwärmerei hatten ſich erhalten. Dazu gehörten die „Inſpirirten" (1718)*), unter der Führung

*) König IV, 80. 230 ff.

eines Studenten und eines Schneiders, die von Gott die Aufgabe erhalten zu haben vorgaben, der sündigen Menschheit mit Strafen zu drohen, falls sie sich nicht besserten. Sie bezeugten Sehnsucht, für ihre Verkündigung im Gefängnisse zu leiden; statt dessen wurden sie nach kurzer Untersuchung über die Grenze gebracht.

Auch vereinzelte Gichtelianer, Anhänger Gichtels, des bekannten 1710 gestorbenen ascetischen Theosophen, fanden sich in Berlin. An ihrer Spitze stand ein Hofschuster Schramm. Bei ihm fanden sich Briefe und Bücher, in denen gegen die „beweibten Männer" geeifert und der hohe Preis der Jungfrauschaft besungen, aber auch das „äußere Abendmahl" perhorrescirt und das „Prediger-Feuer" als unheilig, im Gegensatz zu der in den Erweckten lodernden heiligen Flamme bezeichnet wurde. Solche „mystische dunkle Sachen" galten für zu unschädlich, um Anlaß zu einer Verfolgung zu bieten.

Denn der Schwärmerei zu Leibe zu gehen, blieb nicht, wie es wohl angemessen gewesen wäre, den Predigern vorbehalten, sondern wurde, gemäß der neuen Doctrin, durch die weltliche Macht bekämpft. Ihr fiel auch der Korbmacher und Schwärmer Joh. Velzen zu, einer jener unschädlichen Thoren, bei denen man nie weiß, ob man über sie lachen oder weinen soll. Sein Buch*), auf dessen Titel er die ersten Buchstaben seines Namens J. H. V. schrieb, um denselben an Jehovah anklingen zu lassen, wurde einfach confiscirt (14. März 1727). Der Verfasser, ein ehrsamer Handwerker, der zu seinem Unglück ein Jünger Schade's geworden, war ein vollständiger Narr. Er rühmte sich, nachdem

*) Die Edle Neu-Testamentisch Köstliche Perle des Himmel- und Gnadenreichs in uns ... Allen Religionen, hohen und niedrigen Standespersonen, Gelehrt- und Ungelehrten, ja der ganzen Welt, hiermit in Dreien Büchern präsentirt. Alles aus innerlicher Erfahrung und täglicher Praxi geübt und endlich durch wunderbare Schickung Gottes ans Licht gestellt durch einen seiner geringsten und einfältigen, aber doch treuen und aufrichtigen Werkzeuge J. H. V. Berlin, gedruckt bey Joh. Grynäus 1726. Die folgenden Bände — es sind im Ganzen 6 — erschienen in Fft. und Leipz. bis 1741. — Einzelnes über ihn Berlinische Blätter 1797, I. S. 113 ff.

er zwei Kinder gezeugt, die früh ſtarben, die „Kunſt der gänzlich jungfräulichen Keuſchheit“ zu üben, was ihm freilich nicht gar ſchwer fiel, da ſeine Frau nichts von ihm wiſſen wollte und ſchließlich mit einem Schneidergeſellen davonlief. Seine ungefährliche Schrulle beſtand darin, daß er Nachts, namentlich bei Mondſchein, vor den Thoren oder im Luſtgarten herumwandelte „im herzlichen Seufzen und Gebet“. Einmal im Thiergarten, ſo erzählt er, da er ſich als großen Sünder anklagte und Gott bat, ihn zu verſchlingen, erſchien ihm der Herr Jeſus. Dieſer forderte ihn auf, aus ſeiner Grube herauszuſteigen. Der alſo Begnadete fiel dem Herrn zu Füßen, Jeſus aber blieb bei ihm „und wanderte als in einem Geiſte und doch als in einer männlichen Geſtalt die ganze Nacht mit mir herum im Walde“. Sie unterhielten ſich „von dem Licht und Leben der Ewigkeit und von dem Reiche Gottes inwendig“. Viele Engel, die ihnen folgten, hörten den Geſprächen zu. — Dem armen Thoren, der ſolche Viſionen wirklich hatte oder ſie erdichtete, wäre ein Platz im Irrenhauſe gewiß dienlicher geweſen, als ein Platz unter den literariſchen Märtyrern.

Von ſonſtigem Aberglauben, der in den Zeiten ſtarker Gläubigkeit und robuſter Freigeiſterei ſich leicht entwickelt, war dieſe nüchterne Zeit ziemlich frei. Wenn man einem klaren, ſcharfblickenden Mann, der nichts von einem Charlatan und noch weniger von einem Propheten an ſich hatte, wie dem Staatsminiſter von Ilgen*), die Fähigkeit zuſchrieb, einem Jeden das Prognoſtikon zu ſtellen, ſo ſcheint ſich dieſes darauf zu beſchränken, daß er einmal Patkul über den Tiſch zurief, er möge ſeinen Kopf feſthalten. Aber dieſe Bemerkung, wenn ſie nicht, was am wahrſcheinlichſten iſt, ſcherzhaft gemeint war, konnte in der prekären Lage des unverſöhnlichen Feindes des Schwedenkönigs recht wohl begründet ſein und erheiſchte keinerlei prophetiſche Begabung.

*) Vgl. König, Bd. IV, 253. Eine Biographie Ilgens, die aber nichts Hierhergehöriges erwähnt. A. D. B. XIV, 16—19.

Außer den Schwärmern gab es damals wie allezeit Betrüger, die auf die Thorheit ihrer Zeitgenossen oder deren Neigung zum Aberglauben spekulirten.*) Zu diesen gehörte der Notarius publicus G. J. Job, der dem Postsekretär Elias Feßer verkündete, er werde im Wasser sterben. Als dies zufällig eintraf — scheu gewordene Pferde drängten den Unglücklichen, dem sie auf einer Brücke entgegenrannten, in den Fluß — rühmte sich der Nativitätssteller seiner Kunst. Gegen solches Rühmen trat der Prediger Lysius auf, spottete der vorgeblichen Kunst und wollte, da Job widersprach, ihn nur dann als Wahrsager anerkennen, wenn er ihm den künftigen Papst, den Preis des Getreides im künftigen Jahre und ob solches gut gerathen werde, angeben könne. Die Ausflucht, die Job in Betreff der Papstfrage wählte, er sei nur dann im Stande, sie zu beantworten, wenn er Geburtsstunde und -Minute sämmtlicher Cardinäle wüßte, war mindestens ebenso geistreich wie die Frage des geistlichen Herrn: der König war jedenfalls der Klügste, daß er den ganzen Streit durch ein Machtwort untersagte.

Ein ähnliches Machtwort wurde vom Könige gelegentlich auch in anderen Spukgeschichten von Kobolden und Hexen gesprochen, in welchen freilich die Geistlichen eine andere Rolle spielten. An solche Erscheinungen glaubten sie und gaben sich nur Mühe, z. B. einer elenden Weibsperson, Dorothea Steffin, den Teufel, der ihr, wie sie behauptete, auf dem Wedding erschienen und für zehn Dukaten von ihr als Verbündeter angenommen war, auszutreiben. Ging aber der Teufelsspuk zu weit, so verbot der König, ferner davon zu reden; damit war die Sache wenn auch nicht zu Ende, so doch vertuscht.

Bei allen diesen Vorfällen spielten die Prediger mehr die Rolle der Zuschauer als der Mithandelnden. Sie hatten wohl Gutachten abzugeben und Gelegenheit zu mahnen und zu warnen. Da auch ihre wissenschaftliche Neigung ziemlich dürftig und die

*) Für dies und das Folgende bin ich auf die Mittheilungen bei König IV, S. 42fg. 178 angewiesen.

Bethätigung schriftstellerischer Lust beim Könige nicht beliebt war, so blieben sie auf ihr seelsorgerisches Wirken und auf das Abhalten von Predigten beschränkt. Was von solchen vorliegt, ist nicht sonderlich bedeutend. Um ein Beispiel zu geben, sei auf eine Predigt hingewiesen, in der Lampertus Gedicke den Hauptzweck eines Christen definirt.*) Er findet ihn darin, daß der Christ sich selbst lebe, sich selbst oder die Welt zum Zweck habe, zum höchsten Zweck aber Gott und ihm zu Dienst und Ehre lebe, und meint, daß bei einem solchen Hauptzweck der Christ sich nicht verirren und verlieren könne. Noch gar manche andere Predigten sind gedruckt; hier mag nur auf solche hingewiesen werden, die sich auf Berliner Vorfälle beziehen.

Traurige Ereignisse wurden vornehmlich von den Predigern dazu benutzt, die Größe Gottes zu erweisen und die Gläubigen zur Reue und Buße aufzufordern. Drei solcher Ereignisse erregten besonderen Schrecken.

Das erste war das Auffliegen des alten Pulverthurms 1720. Dabei wurden 76 Personen getödtet, 46 schwer verwundet, Garnison-Kirche und Schule wurden dermaßen beschädigt, daß der König die Errichtung neuer Gebäude befahl. Der Hofprediger Noltenius benutzte diesen Anlaß, um den Berlinern ins Gewissen zu reden. In seiner auf Anordnung Friedrich Wilhelms I. gedruckten Predigt**) kam es ihm durchaus nicht

*) Der Haupt-Zweck Eines Christen in seinem gantzen Leben, wurde nach Anleitung des Evangelii Domin. I. Epiphaniae Anno 1724 in der Berlinischen Garnison-Kirche bey öffentlicher und volckreicher Versammlung vorgestellet, und auf allergnädigsten Befehl Seiner Königlichen Majestät zum Druck übergeben von Lampertus Gedicken Probst Inspect. und Garnison-Prediger. Berlin, bei Gottfr. Gedicken. Näheres über G., 1683—1735, bei Küster II, 613—615.

**) Posaune des Worts und der Gerichte Gottes, vorgestellet in einer Buß-Predigt über Amos III, v. 6, welche des Sonntags nach dem am 12. Aug. 1720 durch Zersprengung eines Pulver-Thurms über Berlin ergangenem Gericht, auf dem Königlichen Schloß gehalten und auf Ihr. Kön. Maj. allergnädigsten Befehl sichern Sündern zur Warnung, Verständigen aber zur Aufmunterung Herausgegeben von Johann Arnold Noltenio, Königl. Preuß. Hof-Prediger. Berlin, J. A. Rüdiger, 1720.

darauf an, eine Geschichtserzählung zu liefern, sondern zur Buße zu mahnen. Sein aus dem Propheten Amos gewählter Text: „Bläset man mit Posaunen in einer Stadt, daß sich das Volk davor nicht entsetze? Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thue?" gab ihm folgende fünf Schlußfolgerungen ein: 1. dankbar zu sein, daß Gott Viele verschont habe, 2. Buße zu thun, 3. den Beschädigten und Betrübten Liebe zu erweisen, 4. das Vertrauen nicht auf ein Ding zu setzen, „das so in einem Huy vergehen kann", 5. stets zu wachen, d. h. auf den Tod gerüstet zu sein.

Geringeres Unglück richtete in demselben Jahre ein Gewitter in der Marienkirche an. Auch dieses gab zu einer theologischen Schrift Veranlassung.*) Sie wollte die Allmacht Gottes erweisen und rief doch, gewiß gegen den Willen des Predigers, skeptische Gedanken hervor. Der Redner legte dar, daß Einige in der Lauheit der Prediger, Andere in der Gottlosigkeit der Zuhörer, noch Andere in dem Umstande, daß Hurenhäuser sich um die Kirche befänden, die Ursache des Unglücksfalls erblickten. Dabei verstieg er sich zu dem Satze: „Was ist aber das für eine Folge? Es sind um diese Kirche herum Hurenhäuser, darum muß der Donner ins Gotteshaus schlagen, warum nicht in die Hurenhäuser?"

*) Gottes Allmacht, wenn alles donnert blitzt und kracht, zu allen und jeden Zeiten erwiesen und bei den heftigen Wetter, so in diesem J. 1720 den 23. Juli Nachm. sich über hiesige Kön. Residentzien gezogen und die St. Marien-Kirche abermahls verletzet, von neuem in lauter histor. Erzehlungen gepriesen. Von Jakob Schmidt, Prediger zum h. Geist in Berlin. 1720. (K. B.) Der poetische Geschmack des Autors wird durch folgende Verse, die sich ziemlich am Schlusse finden, illustrirt

Was der Mensch nachmacht, ist ohne Kraft,
Wird von Gott belacht und bestraft,
Des Donners und Blitzes wunderliche Wirkung
Dient zu der Allmacht Gottes Verherrligung.
Mensch, fürchte Gott und Donners Kraft
Daß Wetterstrahl dich nicht hinrafft —
Mit Donnern, Blitzen, Feuerkrachen
Wird Gott der Welt das Ende machen.

Petrikirche

Das furchtbarste Unglück aber war der im Jahre 1730 gleichfalls durch einen Blitzschlag erfolgte Brand der Petrikirche, durch welchen nicht nur der Thurm dieser Kirche, sondern 40 Bürgerhäuser zerstört wurden. Da der Brand (29. Mai) Abends zwischen 8 und 9 Uhr ausbrach, so war die Furcht vor einer schreckensvollen Nacht allgemein. Während sich der Prediger J. G. Reinbeck begnügte, eine „umständliche Nachricht" von dem Brande aufzusetzen, gab Daniel Schönemann davon eine völlige poetische Beschreibung.*) Es wird nicht unwillkommen sein, aus dieser für die Culturzustände jener Zeit interessanten Schilderung eine Hauptstelle herauszuheben:

Dein frohes Mayen-Fest war ruhig angefangen,
Du wustest noch von nichts als lauter Fröhlichkeit;
Es war der erste Tag in süsser Lust vergangen,
Der andre war ihm gleich, bis zu der Abend-Zeit,
Du fürchtetest kein Leid, und hofftest ohne Sorgen,
Nach einer stillen Nacht, den angenehmsten Morgen.
Ein gräßliches Gewölck, ein grausendes Gebrülle,
Ein prasselndes Geknall, das in der Lufft entsteht,
Verstöhret unverhofft die ungestöhrte Stille,
Und macht, daß alle Lust im Augenblick vergeht,
Ein grausam zischendes und immerwährend Blitzen,
Macht die beklemte Brust bald kalt, bald ängstlich schwitzen.
Hier fährt der Herr herab; Vom Schnauben seiner Nasen
Erzittert, bebt und fleucht, Lufft, Erde, See und Fluß,
Ein schrecklichs Donnern muß zu dem Verderben blasen,
Darauf wirfft seine Hand (ach! welch ein harter Schluß)
Die Pfeile, deren Macht den höchsten Thurm zersplittert,
Die Pfeile, deren Macht den tiefsten Grund erschüttert.
Des Herren Wohnung muß zuerst in Flammen stehen,
Sein Feuer fällt zuerst auf seinen Feuer-Heerd.
Die Pracht, womit man ihn gezieret solte sehen.
Der neu erbaute Thurm wird jämmerlich verzehrt;
Wird denn das grüne Holtz des Herren Hauß auf Erden
Ein Opffer seiner Gluth, was kan am dürren werden?

*) Eylfertige und wohlmeynende Gedancken über den brennenden Petri-Thurm, Von Daniel Schönemann, Predigern zu St. Georgen. Berlin, Zufinden in Rüdigers Buchladen. 1730. Ueber Schönemann vgl. unten S. 240 und 246 ff. Die hier benutzte Schrift ist bei Goedeke nicht angeführt. — Zur Gesch. der Kirche, Küster II, 495—521.

Des Herren Feuer-Werck ist einmahl angesteckt,
Der Odem seines Zorns bläßt mit Gewalt darein;
Ein grosses Theil der Stadt wird mit der Gluth bedecket,
Es soll in Asch', in Stein und Grauß verkehret seyn.
Es muß seyn süsser Grimm so lange um sich fressen,
Biß er das Ziel erreicht, das ihm war abgemessen.
Wie mancher muß sein Bett und liebes Hauß verlassen?
Sein thränend Auge giebt ihm kaum den letzten Blick,
Er steht bald blaß, bald roth von ferne auf der Gassen,
Das Hertz ist voller Angst und hofft auf das Geschick.
Bald giebt er in der Furcht, was er gehofft, verlohren,
Und bald wird wiederum die Hoffnung neu gebohren.
Doch in dem Augenblick reißt ein erschrecklich Krachen,
Von Flammen, Hauß und Hof, und alle Hoffnung hin,
Er aber steht bestürtzt bey so betrübten Sachen,
Und wünscht noch wohl dazu in dem geschlagnen Sinn,
Da er das Seinige in Flammen sieht begraben:
Das Unglück nur gehört und nicht gesehn zu haben.

Dieser also geschädigten Kirche galt des Königs besondere Vorsorge.*) Sie war eine der ältesten Berlins und hatte sich, mühe- und ehrenvoll, die schweren Zeiten hindurch erhalten. In der letzten Zeit waren aber fast nur traurige Geschicke der Kirche zugestoßen. Sie war baufällig geworden und hatte nirgends opferwillige Helfer gefunden, weder beim König noch beim Magistrat, noch bei dem Publikum, dessen Betheiligung an einer Lotterie so kläglich war, daß der Reinertrag nur in 80 Thalern bestand. Ihr Retter wurde Friedrich Wilhelm. Er ließ 1717 die Kirche gründlich neu in Stand setzen. Ein Thurm, der 355 Fuß hoch werden sollte, wurde in Angriff genommen und die 1727 begonnene Arbeit so gefördert, daß Ende Mai die Helmstange aufgebracht werden konnte. Da wurde die Arbeit, wie schon erwähnt, durch einen Blitzstrahl vernichtet. Unverdrossen ließ der König seine Hofbaumeister Gerlach und Grael aufs Neue an die Arbeit gehen. Er selbst bewilligte eine große Summe; der König von Sachsen stellte Pirnaer Sandstein zur Verfügung. Diesmal handelte es

*) Nach einem Vortrage Borrmann's. Bericht im Berl. Tagebl. 14. Febr. 1892.

sich nicht um eine Verbesserung des Bestehenden, sondern um einen völligen Neubau. „Die Kirche erhielt die Form eines langen, den Bedürfnissen einer Predigtkirche angepaßten Saalbaues, welcher in der Längsachse des Platzes parallel mit der Gertraudtenstraße liegen sollte, während die alte Kirche diagonal zum Platze angeordnet war. An der Nordfront, gegenüber der Brüderstraße, sollte sich der 355 Fuß hohe Thurm erheben." Der Bau der Kirche wurde in überraschend kurzer Zeit vollendet; der König selbst war in seiner energischen, Bauleuten und Umstehenden nicht immer sehr erfreulichen Weise als oberster Aufseher mitthätig gewesen. Schon am 28. Juli 1733 konnte die Einweihung der Kirche stattfinden. Das Schmerzenskind, der Thurm, der nun an die Reihe kam, erwies sich wiederum als rechtes Schmerzenskind. Am 21. August 1734 brach er ganz unvermuthet, vielleicht in Folge schlechten Materials, zusammen. Selbst diese Katastrophe vernichtete den Muth des Königs nicht. Vielmehr bewilligte er zum Neubau des Thurmes eine sehr große Summe. Aber als auch diese nach dem Voranschlag nicht ausreichte und von anderer Seite keine Gelder zu erlangen waren, erlahmte der Eifer. Die Kränklichkeit des Königs erlaubte ihm nicht mehr, den Aufpasser zu machen. Bei seinem Tode war man mit dem Bau des Thurms erst bis zur Dachtraufe der Kirche gediehen. So blieb sie etwa 70 Jahre: 1809 wurde sie noch einmal durch Feuer zerstört und erstand erst 1844 bis 1852 in ihrer neuen Gestalt.

Die unter Friedrich Wilhelm I. erbaute Hauptkirche Berlins war die Dreifaltigkeitskirche*), die erste Kirche für die deutschen Christen der Friedrichstadt. Der Bau geschah nicht bloß unter der Regierung des Königs, sondern auch auf seine Anregung und mit seinen Mitteln. Es sollte eine Kirche werden, die Lutheranern und Reformirten gemeinsam diente. Als Bausumme wurden

*) Geschichte der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin. Im Zusammenhange der Berliner Kirchengeschichte dargestellt. Festschrift zum 150jähr. Jubiläum der Kirche. Von S. Lommatzsch. Berlin 1889.

11 329 Thaler bewilligt und unentgeltliche Lieferung der Baumaterialien versprochen. Am 31. October 1737 fand die Grundsteinlegung statt. Die Weiherede hielt Reinbeck, der den König pries und für die Kirche den Wunsch aussprach, daß „alle, die in diesem Hause zusammenkommen, lebendige Steine zu Gottes geistlichem Hause werden möchten". Der Bau wurde von dem Maurermeister Naumann geleitet. Der seitdem übliche Name ward von dem König gewählt, der die vorgeschlagenen Namen, die an seinen eigenen anklangen, ablehnte. Die Geistlichen und Küster erhielten bescheidene Wohnungen in der Nähe der Kirche eingerichtet. Die Parochie der Kirche wurde nach längeren Verhandlungen mit den naheliegenden festgesetzt. Ein Obercuratorium wurde ernannt, welches das königliche Patronat zu verwalten hatte; dadurch erlangten die Pastoren Befreiung von der Aufsicht der Superintendenten. Der Bau der Kirche sollte sehr beschleunigt werden, damit die Einweihung am 200. Jahrestag der brandenburgischen Reformation (31. Mai 1739) stattfinden könnte; da dies nicht anging, so wurde der 30. August 1739 zum feierlichen Anfang festgesetzt, obgleich auch damals noch Manches unfertig war. Der König nahm in Begleitung der Prinzen und des Hofstaates an der Feier theil und widmete der neuen Kirche prächtige Geschenke. Als reformirter Geistlicher wurde F. W. Jablonski durch seinen Vater, als lutherischer J. J. Hecker durch Reinbeck eingeführt. Beide einführende Redner hoben in beredten Worten die Duldsamkeit der Religion hervor und mahnten zu Frieden und Einigkeit sowohl innerhalb als außerhalb der einzelnen Confessionen. Die beiden neueingeführten Prediger, von denen Hecker sich später um das Berliner Schulwesen bleibende Verdienste erwarb, hielten am 2. September 1739 ihre Antrittsreden, beide gekennzeichnet durch Bescheidenheit, Gläubigkeit und starke Hervorhebung des unionistischen Standpunkts. Sie wirkten beide bis tief in die Zeit Friedrichs des Großen hinein.

Schon zur Zeit Friedrichs I. hatte sich in Berlin eine kleine katholische Gemeinde gebildet (vgl. oben S. 74fg).*) Zwar hatte der Herrscher die von dem Kaiser gestellte Forderung abgelehnt, daß den Katholiken der Bau eines Hauses in Berlin vergönnt werde, in dem sie durch drei oder vier Geistliche ihren Gottesdienst ungehindert ausüben könnten, aber auch das Verbot der Theilnahme der Katholiken an den im Hause des kaiserlichen Residenten stattfindenden religiösen Uebungen wurde nicht streng aufrechterhalten. Seit 1695 wirkte in Berlin der Jesuit Engelbert Borges als Missionar; 1709 hatte er etwa 600 Communicanten, darunter viele hohe Herren. Er wohnte in dem vom kaiserlichen Gesandten gemietheten Hause, war nur geduldet als Kaplan des Gesandten und erhielt vom Kaiser eine kleine Unterstützung. Als aber eine Zeit lang (1715) der Gesandte ein Protestant war, der das mit einer Kapelle versehene Haus zu miethen keine Lust hatte, wurde die Lage des Geistlichen schwierig. Denn der Besitzer des Hauses, Baron von Heems, verlangte, daß der Priester das Haus räume. Dadurch wäre er nicht bloß obdachlos geworden, sondern hätte, da er nur als Gesandtschaftskaplan geduldet war, Berlin verlassen müssen.**) Er war froh, wenigstens das zu erreichen, daß er bis über Weihnachten seine Stätte nicht zu verlassen brauchte, ne tumultus fieret in populo und konnte constatiren, daß selbst Lutheraner und Reformirte mit seinem Geschick Mitleid hätten. Nach manchen Zwischenfällen wurde (1721) trotz des Protestes der Berliner Katholiken, denen das Heems'sche Haus besser gelegen war, unmittelbar vor dem Leipziger Thor in dem von dem österreichischen Gesandten gemietheten Hause eine 2000 Personen fassende Kapelle eingerichtet, die freilich, um keinen Anstoß zu erregen, durch Verschläge ver-

*) F. W. Woker, Aus norddeutschen Missionen des 17. und 18. Jahrhunderts. Schriften der Görres-Gesellschaft I, 1884, S. 31—54. — Im Allg. Lehmann, Preußen und die katholische Kirche. I. Bd. Lpz. 1878.

**) Das Haus des Barons von Heems befand sich in der Heil. Geiststraße neben dem Postamt, vgl. z. B. Berl. Adreßkalender 1707 S. 122. — 1720 Hahnisches oder Simonetisches Haus, König IV, 1 S. 94.

kleinert wurde und nach der Straße zu keine Fenster hatte. Borges, der bis 1719 lebte, hatte seinen geistlichen Vorgesetzten von Uebertritten mancher seiner Beichtkinder zum reformirten Glauben zu berichten, äußerst selten dagegen von der Rückkehr verirrter Schafe zu seiner Herde. Er wurde von Friedrich Wilhelm I., den er nicht wie dessen Vorgänger als Feind der Katholiken betrachtete, als Militärgeistlicher benutzt, zur Communion katholischer Soldaten und zur Begleitung solcher, die hingerichtet wurden. Bei derartigen Fällen durfte er selbst in Berlin öffentlich zu der zusammengeströmten Menge reden. Unter den schwierigsten Verhältnissen, oft ohne Gehalt, ohne Unterstützung von Wien aus, auf Bitten und Betteln für die nothwendigen Kirchenutensilien, selbst für einen ihm nöthigen neuen Anzug angewiesen, mußte er leben. Abends mußte er sich mit einem Glas Bier und einer Dreiersemmel begnügen. Denn für seinen Lebensunterhalt konnte er jährlich nur 41 Thaler 8 Groschen verwenden. Trotz aller Noth entfaltete er eine große Wirksamkeit. Er ließ vor dem Spandauer Thore ein Häuschen bauen, darin Arme wohnten und die Zinsen eines kleinen von ihm zusammengebettelten Kapitals verzehrten. Er spendete das Abendmahl, las Messen und predigte in der Fastenzeit zweimal des Tags. Er, selbst einer der Aermsten, mußte für seine Kranken betteln und verwendete sich vergebens um Einräumung eines Begräbnißplatzes für die Katholiken. Größere Seelenschmerzen empfand er darüber, daß in der Nähe Berlins so viele Gläubige ohne geistlichen Zuspruch und ohne religiöse Uebungen lebten; den größten darüber, daß ein Katholik Dietrich Schütte dem König als „kortweiliger Rath" diente. Auf Borges folgte Jordanus Cordes, auf ihn (schon 1720) Dominicus Tork, der 1722 ordentlich bestallter Militärgeistlicher wurde, nebst seinem Bruder Pius. Ihre Obliegenheiten wurden bei dem Anwachsen der Gemeinde immer größer, aber ihre Lage besserte sich nicht.

Denn Friedrich Wilhelm I., der die Jesuiten als „Vögel, die dem Satan Raum geben" und als „Teufel, die da zu vielem

Bösen capabel", bezeichnete und ihrer Ansiedelung mit aller Macht sich widersetzte, war trotz Borges' guter Meinung kein Freund der Katholiken.*) Zwar kaufte er für den katholischen Gottesdienst ein Haus in der Krausenstraße für 1800 Thaler und duldete einen „katholischen Pfaffen" mit der Begründung, „weil viel katholische Bürger und Leute da sein", aber sonderliche Vergünstigungen gewährte auch er den Priestern nicht. Als der katholische Pater (Torck?) 1726 bei der Beerdigung seines Cantors, des Gärtners Dahuron, auf dem Gertraudten-Kirchhof, wo die katholischen Begräbnisse in aller Stille stattzufinden hatten, „eine öffentliche Procession und Rede gehalten, worin er die Katholischen als apostolische Rechtgläubige erhoben, auch vom Fegefeuer und selig machenden Vorbitten für die Verstorbenen mit höhnischen Gebärden ein und anderes ausgestreuet, mithin den bei solcher ungewöhnlichen Ceremonie zusammengelaufenen Pöbel sehr geärgert", wurde er vermuthlich „zur Raison gebracht", wie der Geh. Staatsrath Knyphausen vorschlug. Als er aber durch den Halberstädter Bischof nach Osnabrück versetzt werden sollte (1728), wurde er auf des Königs Befehl zum Verbleiben in Berlin genöthigt. Katholische Mönche, die in Berlin herumgehen sollten, „und zwar einer gar in Mönchs-Habit", wurden nicht geduldet, selbst wenn sie vorgaben, zum Protestantismus überzugehen. Proselytenmacherei wurde dem katholischen Geistlichen aufs Strengste verboten; einem „Zeugmacher", der 1733 seine Tochter zu Torck senden wollte, damit sie katholischen Unterricht erhielte, wurde sofort befohlen, sie in der lutherischen Religion erziehen zu lassen. Im Jahre 1734 trat Valentin Stubritz als Militärgeistlicher an Torcks Stelle.

Der große Kurfürst hatte die ihres Glaubens wegen vertriebenen Franzosen in seine Länder aufgenommen; Friedrich I., der sie mit Privilegien aller Art ausstattete, selbst sie zu seinen ersten Räthen erhob und zusah, wie sie in der Umgebung seiner

*) Dies nach Lehmann I, S. 408, das Folgende das. S. 803 ff.

Gattin die vornehmste Rolle spielten, hatte sich ihrer als förder-samer Unterthanen zu erfreuen. Friedrich Wilhelm I., der die Franzosen nicht leiden mochte, that den vertriebenen Salzburgern eine ähnliche Wohlthat an, wie seine Vorfahren den Franzosen. Es war bei ihm ebensowenig bloße Menschenliebe, bloßes Mit-leid für die Verfolgten, wie bei seinen Vorgängern. Auch ihn leitete wie jene der Nützlichkeitsstandpunkt. Es war sein Schade, aber nicht seine Schuld, daß die Salzburger weder an Geschick-lichkeit noch an Betriebsamkeit, weder an Vermögen noch an geistigem Können den Franzosen glichen. Für Berlins Ent-wickelung haben sie nicht entfernt die gleiche Bedeutung wie jene. Sie blieben ein unbeachteter und unwirksamer Bruchtheil in der großen Stadt, an welche sie sich schwer gewöhnen konnten.

Aber in der an wichtigen Vorfällen für die Geschichte der Stadt so armen Regierungsperiode Friedrich Wilhelms I. ist die Aufnahme der Salzburger ein Ereigniß, das eine nähere Betrachtung verlohnt.*) Die Salzburger Protestanten wurden

*) Für das Allgemeine vgl. Droysen, Friedrich Wilhelm I. Bd. II, S. 160 ff. — Unter den zahlreichen Einzelschriften, Predigten, Unter-redungen, die damals erschienen, sind die wenigsten in Berlin gedruckt. Eine Erwähnung verdient „Continuation d. Gesprächs zwischen Mart. Luther und einem 1732 zu Altenburg verstorbenen Salzburgischen Emi-granten Hannes Mossegern." Berlin 1732. Für das Folgende ist haupt-sächlich benutzt: „Als den 30. Apr. und Mai 1732 Einige hundert um der Evangelischen Religion willen vertriebene und von Sr. Königlichen Majestät zu Preußischen Kolonisten angenommene Salzburger in Berlin angelanget waren, Wurde den nächsten Sonntag Jubilate darauf der Petri-Gemeinde und den anwesenden Emigranten über Marc. 10, 28—31 eine Predigt gehalten. Und selbige hernachmals nebst einem Anhange, worinnen von denen, seit der Reformation her, im Salzburgischen wider die Evangelischen vorgenommenen Bedruckungen eine historische Nachricht ertheilet wird, herausgegeben von Joh. Gust. Reinbeck, Kön. Preuß. Consistorialrath Probst und Inspector in Cölln, Berlin 1745." Die in der letzten Schrift S. 48 erwähnten „Umständlichen und wahrhafften Nachrichten von den Salzburgischen Emigranten" von einem Candidatus theologiae nebst 4 Fortsetzungen und vier anderen denselben Gegenstand behandelnden Schriften sind zusammengebunden in dem Bd. Sy. 10,932 der K. Bibl.

nicht, wie ihre französischen Glaubensbrüder, geradezu vertrieben, aber in jeder Beziehung so geplagt, in ihrem Fortkommen geschädigt, in ihrer freien Bewegung gehemmt, in ihren heiligsten Gefühlen verletzt, daß Manche es vorzogen, ihr Heimathsland zu verlassen. Von Seiten Preußens wurde die Geneigtheit erklärt, die Flüchtigen aufzunehmen. Doch war es nicht leicht, sie nach Preußen zu bringen. Denn der Marsch der Unglücklichen, die außer ihrem gesammten unbeweglichen Vermögen auch den größten Theil ihrer beweglichen Habe hatten zurücklassen müssen, war mit großen Schwierigkeiten verknüpft. In Baiern, Tyrol und Böhmen hatten sie durch Geistliche, Rathsherren und das fanatisirte katholische Volk viel erdulden müssen. Schmähende Ausrufe, Drohworte, wie die zu Donauwörth ausgestoßenen, „die ketzerischen Hunde wären werth, daß man sie alle miteinander auf dem Schellenberge verbrennte und am Galgen aufhinge", hatten schlimme Thaten gegen die wehrlose Menge zur Folge. Am 27. März — im December 1731 waren sie von Salzburg fortgezogen — kamen die ersten Wanderer zu Harburg im Oettingischen an, wo sie von einem preußischen Commissar in Empfang genommen wurden. „Als sie in die Stadt gingen, sangen sie das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten". Ihre Bücherchens und Bibeln trugen sie in den Händen; die Väter und Mütter hatten ihre kleinen Kinder auf dem Rücken angebunden und in den Armen; darüber den zuschauenden Einwohnern die Thränen häufig aus den Augen drangen." Seitdem war die Plagezeit der elenden frommen Schar zu Ende. Bei der Wanderung durch preußische oder glaubensverwandte Provinzen konnten sie ihre Klagelieder in Dankgesänge verwandeln. Der König freute sich ihrer Ankunft. Der erste Trupp, der durch Berlin kam, bestand aus 843 Personen; bis Ende September waren der Durchziehenden 16,848 geworden. Den Räthen wurde ob der gewaltigen alle Voranschläge überschreitenden Schar bange; der König jubelte „Gott lob, was thut Gott dem Hause Brandenburg für Gnade, denn dieses

gewiß von Gott herkommt" und erwiderte den ängstlichen Rathgebern: „Je mehr Menschen, je lieber". Und als Görne in einem Bericht bemerkte, das Publicum werde auf Jemanden die Verantwortung schieben, antwortete der König in einer seiner drastischen Marginalnoten: „Losgehn? Es geht auf mir los; ich übernehme Alles."

Die Aufnahme der Salzburger war des Königs eigenstes Werk; als solches wurde es etwas über Gebühr von Friedrich dem Großen gepriesen. Da aber der König, nach seines Sohnes Worten, „Alles nicht nur befohlen, sondern selbst der Ausführung vorgestanden, alles entworfen und vollzogen, keine Anstrengung, keine Mühe und Sorgfalt, keine Versprechungen und Belohnungen, keine noch so große Summe gespart hatte", so war es billig, daß er von den neuen Ankömmlingen begrüßt wurde. Er empfing die Ersten am Leipziger Thore und wurde gewiß durch manch dankbaren Blick der Einziehenden belohnt. Gläubig, wie er war, freute er sich, ein Gott wohlgefälliges Werk verrichtet zu haben; die „bewunderungswürdigen Antworten", welche die nach ihrem Glauben Befragten in der Kirche abgaben, bewiesen ihm, wie recht er gethan, die Zahl seiner gläubigen Landeskinder durch eine so große Zahl Glaubenseifriger vermehrt zu haben. Ein Zeugniß großer praktischer Klugheit legte er dadurch an den Tag, daß er die Einwanderer, Bauern und kleine Handwerker, nach dem eigentlichen Preußen wies, wo es an Colonisten mangelte, das weite Land zu bebauen.

Ueber die Aufnahme des ersten Trupps berichtet Propst Reinbeck folgendermaßen: „Sie wurden in Berlin vor dem Thor mit einer Rede empfangen und durch die Schüler singend durch die Stadt geführt, da man denn nicht allein eine große Bewegung unter allen Einwohnern verspüret, sondern auch insonderheit bemerket, daß die Königlichen Kinder, soviel derselben damals hier in Berlin waren, ihren Vorbeizug vor dem Schloß mit vielen Thränen angesehen. Von der Mildthätigkeit, welche die sämmtlichen Einwohner gegen sie in der ganzen Zeit, da sie

ſich hier aufgehalten, erwieſen haben, darf hier nicht viel gemeldet werden. So viel iſt nur überhaupt zu gedenken, daß ſie ſammt und ſonders zu zwölfen, zwanzigen und mehreren ſind geſpeiſet worden, ſo daß man oft keine derſelben bekommen konnte, weil ſie alle ſchon zum Eſſen beſprochen waren. Außer den vielen Almoſen, welche ihnen beim Einzuge und ſonſt gegeben worden, unter welchen eben wie in Halle ein päpſtiſcher Soldat einem vorbeiziehenden Emigranten 9 Pfennige ſchenkte und dabei ſich verlauten ließ, daß eine ſolche Verfolgung und Verjagung anderer Religionsverwandten nicht von Gott, ſondern vom Teufel herrühre, und daß ihre Geiſtlichen, welche Schuld an dergleichen Uebeln wären, es verantworten möchten; ſo ſind auch in den Kirchen, wo die Becken für ſie ausgeſetzet, 2628 Thlr. 11 Gr. 11 Pf. geſammelt worden; da denn überdem von vornehmen und anderen gutthätigen Perſonen noch 839 Thlr. für ſie eingeſchickt worden."

Die Wohlthätigkeitsbeweiſe waren auch ſonſt ſehr zahlreich. Einzelne vornehme Leute hatten in ihren Wagen „ganze Metzen mit Gelde vor ſich ſtehen" und ließen durch ihre Bedienten unaufhörlich unter die Armen vertheilen. Bier, Brot und Käſe wurden in Maſſen dem Commiſſar zur Vertheilung zugeſchickt. Einige rührende Züge werden erzählt. Der König, als er die elenden Geſtalten vor ſich vorüberziehen ſah, rief aus: „Kinder, ihr ſollt's bei mir gut haben". Die Einziehenden, unter die an den Thoren Berlins Exemplare des Neuen Teſtaments vertheilt wurden, ſprachen dankerfüllt: „Zu Hauſe hat man uns das Wort Gottes weggenommen; hier aber trägt man es uns entgegen."

Natürlich konnte ſich Schönemann die Gelegenheit nicht entgehen laſſen, eine Predigt in Verſen zu halten. Als die Emigranten vor das Königsthor kamen, wo ihnen Quartiere angewieſen waren, wurden ſie durch Schönemann mit einer Rede begrüßt, die alſo anhob: „Seid willkommen, liebſte Brüder! Seid willkommen, Chriſti Glieder! Papſtes Joch iſt abgethan; Jetzt ſeid ihr in Kanaan" und mit folgenden Worten ſchloß:

„Geht nun hin in die Quartiere, Bleibt bei Jesu dem Paniere, Seid bedeckt mit Jesu Macht, Liebste Brüder gute Nacht.“ Es ist zu vermuthen, daß den Hörern das Schlußwort das angenehmste der ganzen Rede war.

Schönemann's Verse enthalten freilich die lauterste Poesie, wenn man sie mit anderen damals in Berlin erschienenen Versen des Mich. Weise, der auch eine Uebersetzung von Ghirardis italienischem Theater angefertigt haben soll (König IV, 245), vergleicht. Der Curiosität halber soll wenigstens eine Stelle aus diesen hier mitgetheilt werden. Nachdem der Autor gegen den Salzburger Bischof gewaltig geeifert, fährt er fort:

Heut lässet uns Berlin mit Wunderthat beweisen,
Dein Frevel rührt das Herz des Königes von Preußen,
Darum er auch den Schmerz nicht bei sich bergen kann
Er nimmt Verlassene in seine Fittgen an,
Sie sollen Dach und Fach, Geld, Nahrung bei ihm finden,
So weiß der Heilige Geist der Großen Herz zu binden . . .
Der Preußen Adler fliegt selbst durch die ganze Welt
Wenn sein erbarmend Herz in Aller Augen fällt
Denn der vertriebenen Salzburger mehr als Armen,
Will er mit Huld und Gnad sich väterlich erbarmen.
Er nimmt bei Tausenden, dem Höllschen Feind zu Trutz
Die Kinder Gottes auf in seinen Vaterschutz.
Wer ist, der nicht mit mir die gute Hoffnung schöpfe,
Der Preußen Adler kriegt gewißlich noch zwei Köpfe.

Unter denen, welche den Salzburger Emigranten reiche Spenden boten, standen die Juden obenan.*) Ein zeitgenössischer Chronist berichtet, daß unter den Berlinischen Juden „Männer und Weiber diesen verjagten Leuten nicht allein bei ihrem Einzuge in die Stadt vieles zugeworfen haben, sondern sie sammelten auch sogleich des andern Tages nach der Ankunft des ersten Trupps von freien Stücken eine Collecte in ihrer Synagoge.“ Wenn man die Geber fragte, warum sie den Christen spendeten,

*) Vgl. S. 86 A. *

da ſprachen die Frauen: „Gott führt ja die Sache der Wittwen und Waiſen, liebt den Fremdling und gibt ihm Speiſe und Kleidung“, und die Männer antworteten: „Wir ſind Fremdlinge wie ſie.“ Nur freilich mit dem Unterſchied, daß, während die Salzburger als liebe Gäſte begrüßt wurden, die Juden das ſaure Brod der Knechtſchaft und der Fremde zu beißen hatten.

Schon 1714 hatte der König gegen eine ziemlich hohe Zahlung ein neues Reglement ertheilt, wodurch den Juden ein höherer Zinsfuß, ſowie der Zutritt zu Handwerken geſtattet wurde; der Zuzug Fremder ſollte erſchwert, Kinder von Schutzjuden und die zweiten Gatten der Wittwen ſollten gegen mäßige Summen in Berlin aufgenommen oder „angeſetzt“ werden, wie der techniſche Ausdruck lautete. Die Zahl von 120 Familien, die einmal für Berlin feſtgeſetzt war, wurde zunächſt nicht beſchränkt; eine zum Zwecke anderweitiger Regelung der Anzahl eingeſetzte Judencommiſſion hatte keine unmittelbare Wirkung. Wohl aber hatten die gegen die Juden aufſäſſigen chriſtlichen Kaufleute den Erfolg, in der 1716 erlaſſenen bis 1802 offiziell gültigen Handelsordnung folgenden Paragraphen zu ſehen: „Alldieweil die Kaufmannsgülde aus ehrlichen und redlichen Leuten zuſammengeſetzet, alſo ſoll kein Jude, ſtrafbarer Todtſchläger, Gottesläſterer, Mörder, Dieb, Ehebrecher, Meineidiger oder der da ſonſt mit groben Laſtern und Sünden beflecket und behaftet in unſerer Gülde nicht gelitten, ſondern davon gänzlich ausgeſchloſſen ſein und bleiben.“ Auf dieſem Standpunkte blieben die beiden Berliner Gilden, die Materialiſten- und die Tuch- und Seidenhändler-Gilde beſtehen. Sie beantragten 1733 den Juden den Verkauf von bisher nur von den Gildenmitgliedern vertriebenen Handelsartikeln z. B. Tabak, Kaffee und Thee weiter zu entziehen. Sie wünſchten nach der von ihnen entworfenen Börſenordnung (1738) für die Juden überhaupt keinen Makler zuzulaſſen, weil dadurch die Subſiſtenz der chriſtlichen Makler bedroht wäre, konnten aber dieſe Beſchränkung nicht durchſetzen. Vielmehr wurde ein von den Oberälteſten der Gilde verpflichteter

jüdischer Makler zugelassen, die übrigen Juden aber vom Handel an der Börse ausgeschlossen.

Auch unter den Juden gab es Diebe und Betrüger; sie wurden in der hartherzigen Weise bestraft, welche jene Zeit gegen Verbrecher anzuwenden für gut hielt. Geringere Vergehen wurden mit Geldstrafen gebüßt; zwei Juden, die sich „schändlich besoffen", so daß der eine Händel angefangen, der andere zwei Tage krank gewesen, werden mit hohen Geldstrafen belegt. Aber solche Vergehen des Einzelnen hatten die Folge, daß die Gesammtheit für die Schuld des Einzelnen verantwortlich gemacht wurde, wie denn auch eine Verpflichtung der Gemeinde oder an ihrer Stelle der Vorsteher für die Abgaben der Einzelnen festgehalten wurde. Dieselbe starre Willkür, dieselbe grausame Rücksichtslosigkeit, welche der König der Stadt gegenüber walten ließ, zeigte er auch der jüdischen Gemeinde. Manchmal hatte diese Bethätigung eines eisernen Willens, wie jede energische Kraftäußerung ihr Gutes, wie in der straffen Ordnung der inneren Gemeindeverhältnisse, der Beziehungen zu den Aeltesten u. A.; meist lähmte sie die Selbstthätigkeit der also Behandelten. Es kam einmal vor, daß auf direkten Befehl des Königs ein ganz junger ihm irgendwie empfohlener Mensch zum Rabbiner gewählt werden mußte. Dagegen wurde der Ehrgeiz geweckt, hinwiederum das Gerechtigkeitsgefühl schwer geschädigt durch besondere Auszeichnungen, z. B. durch den Titel „Garnison- und Hofagent" oder das Recht einen Degen zu tragen. Auch Hauptprivilegien übten ähnliche Wirkung, d. h. Erhebungen Einzelner aus der Reihe ihrer Mitbrüder unter Verleihung besonderer Vorrechte für solche, die durch ihren Reichthum sich hervorthaten oder durch Begründung von Fabriken den Wohlstand vermehrten und Arbeitslosen nutzbringende Thätigkeit verschafften. Bald war der König empfänglich dafür, daß ein Berliner Jude ihm vier „große Leute" verschaffte; bald fürchtete er Benachtheiligung seiner Liebhaberei, sobald sich „die Juden damit meliren." Auch seine Bauwuth veranlaßte den König

zu Conceſſionen; baute die Gemeinde, ſeiner Anordnung nach, ein maſſives Haus in der Friedrichsſtadt, ſo erhielt ſie das Recht zwei neue Familien anzuſetzen.

Das weſentlich Neue, überaus Verhängnißvolle unter den Anordnungen Friedrich Wilhelms I. beſtand darin, daß die Sonderſtellung der Berliner Gemeinde aufgehoben, die Vereinigung mit denen ganz Preußens durchgeführt und die ſolidariſche Haftbarkeit Aller erklärt wurde. Die Einzelbeſtimmungen des General-Privilegiums vom Jahre 1730 waren nicht ſtrenger, wenn auch nicht milder als die früheren Verfügungen, das Drückende war beſonders der unerbittliche, ſtrenge, bisweilen unmenſchliche Sinn, der in allen Erklärungen des Königs waltete. Handelsbeſchränkungen und Geldauflagen, ſo drückend ſie ſein mochten, ertrugen die Juden mit einem durch Leiden geſtählten Opfermuthe; dieſer Tyrannei gegenüber, die ihnen geradezu das Recht des Lebens und Sterbens beſtritt, waren ſie ohnmächtig. Es war ein grauſamer Hohn, wenn der König auf das Verlangen der Juden, die Beerdigung eines Todten ſolle ſtattfinden auch bevor die Erben alle Schulden des Todten an Chriſten entrichtet hätten, antwortete: der Todte dürfe nicht begraben werden; „der finder kann ihn als zumalen auf ſeine karre unter galgen begraben.“ Es erinnerte andererſeits an ſchlimme Zeiten des Mittelalters, daß man 1737 plötzlich Ernſt machte, die durch das General-Reglement gebotene Beſchränkung von 180 auf 120 Familien durchzuführen. Demgemäß wurde 584 Perſonen ohne Weiteres der Abzug aus Berlin geboten. Der größere Theil, 387, entfernte ſich alsbald; die Meldung dieſes Abgangs begleitete der König mit dem herben Worte: „Gottlob daß ſie weg ſeyn, ſollen die andere auch wegſchaffen, aber ſollen ſich nicht in meine andern Städte und Provintzen niederlaſſen, ſollen ſie auch wegſchaffen.“ Auch gegen die Verbleibenden wurde eine nicht geringere Härte geübt, dadurch, daß die, welche keine eigenen Häuſer beſaßen, genöthigt wurden, aus ihren Miethswohnungen auszuziehen, dieſe den Soldaten zu

überlassen, die sich über ihre unsauberen Quartiere in den zwischen dem Königs- und Spandauer-Thore belegenen Baracken beklagt hatten, und, soweit sie keine anderen Wohnungen finden konnten, die von den Soldaten verlassenen Quartiere zu einem von der Regierung festgesetzten willkürlichen Preise zu beziehen.

Daß bei einer derartigen Behandlung eine geistige Bildung der Juden nicht Platz greifen konnte, abgesehen von dem damaligen Vorurtheile der Meisten, das sie verhinderte, sich mit deutscher Sprache und deutschem Geistesweſen zu befassen, ist selbstverständlich. Es ist merkwürdig genug, daß bei dieser Bedrückung, bei diesem System, das die Betroffenen niemals zur Ruhe kommen ließ, sondern mit unerwarteter Willkür überraschte, materieller Wohlstand sich bildete und jene geistige Atmosphäre sich verbreitete, in der ein neues gesundes deutsches Geschlecht emporwuchs. Ganz schwinden konnte die literarische Thätigkeit nicht, da der öffentliche und private Gottesdienst, die ununterbrochene Beschäftigung mit den heiligen Schriften stets erneuten Druck, Uebersetzung und Commentirung der Gebete, der biblischen und talmudischen Bücher nöthig machte. Es gab daher Buchhändler und Buchdrucker, die sich bei ihren Produkten der auch für Andere gültigen Censur zu unterwerfen hatten. Der Umstand, daß man die Bestimmung für nöthig hielt, auswärtige Autoren dürften nur mit Bewilligung der Gemeinde-Aeltesten auf ihre Schriften subscribiren lassen, beweist, daß ein derartiges Sammeln von Unterschriften häufiger vorkam, das freilich mindestens ebensosehr Spekulation auf Wohlthätigkeit als Befriedigung litterarischen Sinnes sein konnte; und wirklich bedankte sich ein Schriftsteller dafür (1734), daß 70 Berliner auf sein Buch subscribirt hatten. Das wichtigste damals (1734—39) erschienene Werk ist eine 12bändige Ausgabe des babylonischen Talmud, die auf Anregung und auf Kosten Jablonski's veranstaltet wurde; am häufigsten wurden Gebetbücher, liturgische Werke verschiedener Art gedruckt. Doch kam es auch vor, daß ein trauriger Vorgang, die Flucht von Frauen aus der Berliner Synagoge in

Folge eines blinden Lärms, wobei manche Unglücksfälle vorkamen, hebräische und jüdisch-deutsche Lieder veranlaßte. Daß getaufte Juden sich mit christlichen Predigern vereinigten, um durch jüdisch-deutsche Schriften zur Bekehrung ihrer ehemaligen Glaubensgenossen mitzuwirken, war nichts Seltenes.

Trotz der mächtigen Scheidewand also, die Gesetz und Vorurtheil zwischen Juden und Christen aufgerichtet hatte, gab es einzelne Berührungspunkte. Auch in den Sitten herrschte unter den Bekennern der verschiedenen Religionen manche Uebereinstimmung. Einzelne Anordnungen aus dem damals angelegten Gemeindebuch mögen dies bezeugen. So sollte zu einer Gemeindesitzung Niemand ohne anständiges Oberkleid erscheinen, „damit Gottesfurcht und Anstand nicht verletzt werde." Ein Mitglied, das ohne Bart, mit einer Perrücke priesterliche Funktionen verrichtet hatte, wurde von dem Genusse der Ehrenrechte in der Synagoge ausgeschlossen. Heirathspasquille wurden verboten. Um dem bei Festen üblichen Luxus entgegenzutreten, wurde im Verhältniß zum Vermögen der Festgeber und der festlichen Veranlassungen selbst die Zahl der Einzuladenden bestimmt; als das nicht zu überschreitende Maximum wurde die Zahl von 30 Paaren angerathen. Ueberreste von derartigen Mahlen an Solche, die nicht hatten theilnehmen können, zu schicken, wurde mißbilligt; höchstens sollten Auswärtige bedacht werden, doch sollte man sich beim Uebersenden keiner goldenen und silbernen Geräthschaften bedienen. Es bleibt sehr merkwürdig, wie eine unterdrückte Gemeinschaft, sobald sie sich einigermaßen frei ergehen konnte, zu Unmäßigkeiten geneigt war, wie aber der gesunde Sinn derer, die für das Wohl dieser kleinen Abtheilung zu sorgen hatten, solche Ausschreitungen zu unterdrücken sich bereit zeigte.

Achtes Kapitel.

Wissenschaft und Litteratur. Theater und Kunst.

Friedrich Wilhelms I. Betrachtungsweise der Litteratur erhellt aus einem kürzlich bekannt gewordenen Schreiben*) an den Kriegsrath G. Ch. von Happe (1719): „Ich habe aus euern Schreiben ersehen, daß ihr abermals Willens seyd, einige Bücher drucken zu lassen. Ich wil solches durchaus nicht haben. Werdet ihr es euch dennoch unterstehen, wil ich euch aufhengen und eure Schriften durch den Büttel verbrennen lassen."

Vielleicht lag diesem schwerbegreiflichen Ausspruch die nüchterne Erwägung des rechnenden Geschäftsmanns zu Grunde, daß ein Angestellter, der sich mit Dingen beschäftigt, die seitab von seinem Berufe liegen, eine Pflichtversäumniß sich zu Schulden kommen läßt. Immerhin bekundet er eine völlige Nichtachtung des wissenschaftlichen Berufes, die traurige Folgen haben mußte. Denn alle diejenigen, die nicht aus gewaltigem innern Drang sich den Wissenschaften hingaben, mochten die Ungunst des Mächtigen scheuen, die so deutlich hervortrat.

Daher kam es zumeist, daß an die glänzende Gestalt eines Leibniz Epigonen niedriger Art sich anschlossen, daß die kurze Blüthe dichterischer und künstlerischer Thätigkeit vernichtet wurde. Aber noch ein Anderes, Schlimmeres kam hinzu. Der Nicht-

*) Archiv f. Gesch. d. dtsch. Buchhandels XI (1888) S. 359. Es geht ein bischen weit, wenn der Weimarische Resident Lehmann bekennt, er habe sich deswegen mit dem Betrüger Kléement eingelassen, weil der König „keine Gelehrten estimire" und sie mit seinem Gesicht „sauer ansehe". Z. f. preuß. Gesch. XI, 457.

achtung geiſtigen Wirkens ſchloß ſich eine Herabſetzung und Verhöhnung der auf geiſtigem Gebiet Thätigen an. Durch ſolch öffentliche Degradation wurden nicht nur die wenigen Willigen von jeder Bewährung ernſtern Strebens völlig abgeſchreckt, ſondern auch tüchtige, aber nicht allzu charaktervolle Menſchen zu Narren entwürdigt.

Solch trauriges Schickſal wurde J. P. von Gundling zu Theil. Wenn auch nur ein Theil der von den Anekdotenerzählern berichteten Geſchichten wahr iſt: von dem ewig Betrunkenen, der in ſeiner Trunkenheit ſinnloſe Streiche übte und zum Stichblatt gemeiner oft gefährlicher Scherze gemacht wurde, ſo muß man ſagen, daß hier ein Geiſt in böſer Abſicht, mit unwürdigen Mitteln zu Grunde gerichtet wurde.*)

Hätte Gundling in anderer Zeit und Umgebung gelebt, ſo wäre er ein bedeutender Mann geworden. Er war ein Gelehrter von Wiſſen und Geiſt, aber nicht unpraktiſch, ſondern auf ſein Fortkommen bedacht, und geiſtreich und charakterlos genug, ein Narr unter anderen Narren zu ſein. Das Spiel mit der Narrheit iſt noch gefährlicher, als das Spiel mit dem Feuer: man bleibt ſelbſt ein Narr, auch wenn man das Spiel aufzugeben vermeint. Der Satz, den Gundling einmal zu einem Offizier geſagt haben ſoll: „Ich habe mir viel Mühe gegeben, um in der Welt mein Glück zu machen, und es iſt mir herzlich ſauer geworden, ein Stückchen Brot zu finden. Hier habe ich es nun in Berlin gefunden. Daß ich ſo behandelt werde, fällt auf den, der es thut; alſo muß ich zufrieden ſein und mich in mein Schickſal in Geduld fügen," entſchuldigt ihn doch nur theilweiſe. Jeder Menſch iſt einigermaßen für die Art verantwortlich, in der man ihm begegnet.

Gundling 1673—1731, ſeit 1705 in Berlin, war zuerſt Profeſſor an der Ritterakademie und Hiſtoriograph des Heroldamtes, unter Friedrich Wilhelm I., nach Aufhebung der beiden genannten

*) Vgl. Iſaacſohn in A. D. B. X, 126—129.

Inſtitute, Berichterſtatter über hiſtoriſch-politiſch-juriſtiſche Dinge für das Tabakscollegium. Er entfloh, um der entwürdigenden Behandlung zu entgehen, die ihm widerfuhr; wurde zurückgebracht, nahm eine Zeit lang eine beſondere Vertrauensſtellung ein und genoß ein menſchenwürdigeres Daſein, erlitt aber bald wieder gewohnte und unerwartete Demüthigungen, die durch zahlreiche ihm übertragenen Ehrenſtellen — 1717: Oberceremonienmeiſter, 1718: Präſident der Akademie, 1724: Freiherr, 1726: Kammerherr — nicht verdeckt, vielmehr nur noch drückender wurden. Es iſt ein kläglicher Anblick, einen ernſten, fleißigen Mann in ſo entwürdigender Lage ſich abmühen zu ſehen. Gundling war ſowohl Hiſtoriker als Statiſtiker. In beiden Richtungen ging er neue Wege. Als Hiſtoriker war er der erſte, der auf Urkunden die wahre Geſchichtsforſchung aufbaute und in umfaſſender, bisher unbekannter Art das urkundliche Material benutzte. Insbeſondere das Berliner Archiv legte er ſeinen geſchichtlichen Arbeiten zu Grunde. Er brachte eine Menge ungedruckter Urkunden zuſammen, ſo daß ſeine Sammlung nach tauſenden zählte. Er plante ein großartiges Regeſtenwerk, das die Grundlage wiſſenſchaftlicher Geſchichtsſchreibung werden ſollte. Als Statiſtiker ging er auf unbetretenen Wegen, indem er aus Zuſammenſtellungen, denen man bisher keine Bedeutung beigemeſſen hatte, wiſſenſchaftliche Folgerungen zog und wirthſchaftliche Forderungen entnahm.

Gundlings Art, die Dinge ſeiner Zeit anzuſehen, tritt deutlich in einer merkwürdigen gänzlich unbeachteten Schrift hervor.*) Er bewies in ihr lebendiges Intereſſe für die ökonomiſchen Fragen der Epoche und ertheilte Antworten, die, wenn auch

*) J. P. Gundling's Nachricht von den Commerzien und Manufacturen in der Churmark Brandenburg, den Herzogthümern Magdeburg, Pommern wie Fürſtenthum Halberſtadt im J. 1712 nebſt einigen Vorſchlägen wie durch Verbeſſerung derſelben das ganze Land in Aufnahme gebracht werden könnte. Herausgegeben von J. G. Hahn. Halle 1795. Die Schrift iſt ſelbſt bei Iſaacſohn nicht erwähnt.

uns nicht befriedigend erscheinen, für seine Zeit merkwürdig sind. Als besondere Nachtheile des öffentlichen Lebens betrachtete er die Einführung der Lastgelder an Orten, wo Kornhandel getrieben werde, die Erhöhung der Consumtionssteuer und die Unwissenheit der Räthe und Commissarien. Als Abhülfe empfahl er: reichlichere Benutzung der Wasserwege, besonders des projectirten Kanals, „wodurch die Warthe mit der Rega und der Persant verbunden werden soll", Verbot der Ausfuhr und Verarbeitung der Rohstoffe im Ausland. Er stellte Untersuchungen an über Im- und Export; bei einer Specifikation der aus dem Auslande kommenden Waaren setzte er Vorschläge hinzu über Ersatz und Entbehrlichkeit derselben. Seine Auffassung geht klar aus folgenden Stellen hervor: „Diamanten, Edelstein, Perlen kommen durch die Juden in großer Menge ins Land." Dazu die Bemerkung: „Ist dem Lande nachtheilig, weil darin ein todtes Kapital steckt und man auch im Fall der Noth nicht gleich Gebrauch davon machen kann." Oder: „Blech kommt aus Hessen, dem Erzgebirge, dem Harz", wobei der Zusatz: „Könnte man im Lande machen, wenn man tüchtige Leute dazu gebrauchte." Als Ideal schwebte ihm die Erziehung seiner Landsleute zum Fleiß und zur Einfachheit vor. Dahin zielen Bemerkungen, wie die bei Hermelin: „wir können diese Waare ganz entbehren", bei Zobel: „muß mit starker Accise belegt werden, um den Frauenzimmern die Lust danach zu benehmen"; bei Kaffee und Thee: „die Deutschen haben angenehme Kräuter im Ueberfluß, die die Stelle des Thee ersetzen können". Papier, das bisher aus Sachsen und Böhmen komme, müsse man im Lande machen können; es sei leicht, hundert Papiermühlen im Lande zu errichten; eine sei schon in der Nähe Berlins errichtet, das Papier aber schlecht, „man müßte die Gelehrten durch Prämien aufmuntern, nützliche Werke zu ediren und sich zierlicher Druckschrift zu bedienen." Ueberhaupt solle der Buchhandel in Aufnahme gebracht werden. „Bibeln müssen hier gedruckt und alle fremden verboten werden;" Forscher durch Be-

lohnungen angeregt werden, Preußiſchen oder Berliner Buchhändlern ihre Sachen in Verlag zu geben. Ebenſo müßten die inländiſchen Zeitungen ſtatt der auswärtigen gefördert werden. „Leidener und Franzöſiſche Zeitungen können ins Land gehen, aber die Hamburger und größtentheils falſchen Aviſen müſſen verboten und die Halliſchen und die Berliniſchen dafür ſubſtituirt werden." Der Weinconſum beängſtigt ihn: „Rhein- und Moſelwein wird bei ſteigendem Luxus ſehr viel gebraucht, beſonders in Berlin"; noch ſchlimmer ſtehe es mit den ſüßen Weinen, die „überdem ſehr verwürzt" ſeien; ſpaniſcher und franzöſiſcher Wein „ziehen ungeheure Summen aus dem Lande." Da aber doch getrunken werde, ſo ſolle Inländiſches dazu verwendet werden. Italieniſcher Liqueur werde „bisher von den Italienern nachgekünſtelt. Es ſollten ſich auch wohl mehr Einwohner finden, die in kleinen Städten, wo Holz und Kohlen wohlfeil ſind, ſolche Liqueurs machten, wenn man ſie dazu aufforderte". Ebenſo dürfe Porzellan nicht mehr aus Holland eingeführt werden; „es müſſe wegbleiben und unſerer Berliner Fabrik aufgeholfen werden". Er freut ſich mancher Berliner Produkte, die ſchon „in Mengen" ausgeführt werden, als „Kron-Raſch, Krepp, Eſtamine, Beuteltuch, allerhand Flor". Er ſieht einer baldigen Beſſerung entgegen, wenn ſeine Vorſchläge angenommen werden: Einführung bloßer Rohprodukte, Einladung fremder Meiſter, Errichtung von Magazinen in größeren Städten, beſonders in Berlin, wohin die Manufacturiſten ihre Fabrikate abliefern können; Innehalten der Vorſchrift, „daß alle königlichen Bedienten nur allein Kleider und Hausgeräth aus Landesfabriken und Manufacturen gebrauchen". Als Urſachen des ökonomiſchen Rückganges führt er an, daß „die Magiſtratsperſonen in unſeren Städten zuviel arme Leute zu Bürgern aufgenommen haben, wovon kein einziger ein Handwerk gelernt hat und am wenigſten ein ſolches, das wir noch nicht im Lande haben, z. B. Berlin hat jetzt 500 Schuſter und 700 Schneider, hingegen von anderen Manufacturiſten, die in Seide, Meſſing u. ſ. w. arbeiten, wenige

und im Lande beinahe gar keine". Als einen andern Uebelstand hebt er hervor: „Sind die Wohnungen besonders in Berlin, wo die meisten Manufacturisten sind zu hoch in der Miethe angeschlagen, daß die Leute nicht auskommen können. Für eine geringe Wohnung muß wenigstens 30 Thaler gezahlt werden". — Gewiß sind alle diese Bemerkungen nicht die eines Genies, aber es sind Wahrnehmungen und Vorschläge eines bedachtsamen und verständigen Mannes. Wer von allen den eingebildeten Großen, die Gundling zur Zielscheibe ihres Spottes machten, hielt es damals der Mühe werth, solche Dinge zu erwägen, auf denen die damalige und zukünftige Wohlfahrt des Landes beruhte? Der Narr war auch diesmal klüger, als die, welche sich weiser dünkten.

Gewiß war Gundling in manchen Dingen ein Kind seiner Zeit. Die Unterscheidung des Bedeutenden und Unbedeutenden ging ihm ab. Die Knute, die Friedrich Wilhelm I. gerade Gundling gegenüber so besonders fühlbar zu schwingen wußte, hinderte ihn an jeder freien Meinungsäußerung und zwang ihm blinden Respekt vor jedem ab, der zu irgend einer Zeit über das Land geherrscht. Für seine Anschauungsweise überaus charakteristisch sind die Worte, mit denen er die Vorrede zur Biographie des Kanzlers Distelmeyer*) beschließt: „Diese Schrift ist eigentlich

*) Auszug chur-Brandenburgischer Geschichten Churfürst Joachim des I., Churfürst Joachim des II., Churfürst Johann Georgen zu Brandenburg bei Gelegenheit der Lebensbeschreibung Herrn Lampert Distelmeyers, Canzlars (sic), gebürtig aus Leipzig, beschrieben von Jakob Paul von Gundling. Berlin 1722. — Zur Kennzeichnung von Gundlings Art sei hier der Titel einer spätern Schrift angeführt „Leben und Thaten Friederichs des Andern, Churfürstens in Brandenburg des H. R. R. Erzkämmerers. Aus den Archiven, Originalien, archivalischen Nachrichten, Diplomatibus, Urkunden, Tractaten, Registern, Briefschaften und damaligen Autoren auf hohen Befehl abgefasset von J. P. Freiherrn v. Gundling, Berlin 1732." — Der Verf. gebärdet sich in der Vorrede ziemlich vornehm, als wenn er sich gegen die wehren wollte, die etwa seine Glaubwürdigkeit angezweifelt hätten. Man müsse sich, so meint er, mit kurzen Hinweisen unter dem Text genügen lassen. „Es sollte sehr übel lassen, wenn man verlangen sollte, man hätte die

keine Hiſtorie, denn ſie geht nur eine vornehme Privatperſon an; die Hiſtorie aber begreift die Geſchichte großer Souveräne, Reiche, Könige und Republiken, welche man aus denen Acten und Archiven in ihren deutlichen Umſtänden beſchreibt, ohne das geringſte Urtheil anbei zu ſetzen. Dieſe Lebensbeſchreibung aber geht nicht weiter als auf das Amt und die Verrichtung dieſes großen Mannes und daher kann man eine Sache freier erzählen als ſonſten geſchieht, welches die berühmteſten Franzoſen und unter dieſen inſonderheit der berühmte Fléchier rühmlichſt erwieſen und beachtet haben".

Nicht alle einzelnen geſchichtlichen Arbeiten Gundling's können erwähnt oder gar beſprochen werden. Die Bemerkung genüge, daß Gundling, der die Methode Pufendorf's angenommen hatte und geſchickt zu üben verſtand, auch dasſelbe Stoffgebiet wie jener wählte, nämlich die Landesgeſchichte. Er beſchrieb außer den analyſirten Schriften das Leben von fünf Brandenburgiſchen Markgrafen und Churfürſten, Albrecht dem Bären, Friedrich I. und II., Joachim I. und II., lieferte die Lebensbeſchreibungen der Kaiſer Conrad, Richard und Heinrich, verfertigte einen brandenburgiſchen und pommerſchen Atlas und ſtellte Nachrichten über die Städte Halle, Magdeburg, Parma und Piacenza zuſammen, lauter achtungswerthe gelehrte Arbeiten, aus denen ſpätere Forſcher ſchöpfen konnten. Was aber nützt dem Armen und Elenden ſein Nachruhm?

Der zweite der Gelehrten, die das Berliner geiſtige Leben jener Zeit charakteriſiren, war D. Faßmann (1683—1744, von 1726—1731 in Berlin). Aber kann man den Namen eines Gelehrten einem Manne geben, der eilig zuſammengerafftes Wiſſen mit wenig Kritik und gar keinem Geſchmack verband?

Hiſtorie Kurfürſt Friedrichs mit denen Akten, Originalien, Urkunden und anderen Stücken ausfüllen und belegen ſollen, da ich doch nicht geſonnen bin, Staatsarchive herauszugeben, ſondern ich begnüge mich, daß ich die Hiſtorie der Kurfürſten zu Brandenburg beſchreibe, die alten anführe und beſtärke."

Er wurde nach Berlin gerufen, zu Gundling's Ergänzung, vielleicht in der Absicht, ihn dermaleinst zu ersetzen und verließ Berlin 1731, da er sich in seiner Hoffnung betrogen sah, Gundling's Erbschaft vollständig anzutreten. Er war ein Streber, gänzlich entfernt von wissenschaftlicher Schlichtheit, nur von dem Verlangen erfüllt, Geld zu erwerben oder Aufsehen zu erregen. Sein großes gegen 2000 Seiten umfassendes Werk über Friedrich Wilhelm I. (2 Bde. 1735 und 1741) ist nicht sowohl ein Werk der Rachsucht, wie man gesagt hat, sondern der Kurzsichtigkeit, ohne jede Composition, ohne den leisesten Versuch einer Charakteristik oder Durchdringung des Stoffs, hauptsächlich brauchbar nur in dem urkundlichen Theil, der aber auch unmethodisch zusammengewürfelt und ganz unvollständig ist.

Faßmann, der, als er nach Berlin kam, die besten Stellen durch Gundling besetzt fand, rächte sich dafür in der Weise kleinlicher Menschen. Da er sah, in welch elender Weise Gundling behandelt wurde, so meinte er, ein fernerer Fußtritt werde ihm auch nicht sonderlich schaden und versetzte ihm seinen „Gelehrten Narren".*) Der König, obwohl er grobe Späße sehr liebte, wollte die Veröffentlichung der Schrift nicht, gestattete sie aber schließlich doch. Mit dieser Schrift geht's uns wie

*) „Der Gelehrte Narr, Oder Gantz natürliche Abbildung Solcher Gelehrten, Die da vermeynen alle Gelehrsamkeit und Wissenschaften verschlucket zu haben, auch in dem Wahn stehen, daß ihres Gleichen nicht auf Erden zu finden, wannenhero sie alle andere Menschen gegen sich verachten, einen unerträglichen Stoltz und Hochmuth von sich spüren lassen; in der That aber doch selber so, wie sie in ihrer Haut stecken, Ignoranten, Pedanten, ja Erz-Fantasten und tumme Gympel sind, die von der wahren Gelehrsamkeit, womit die Weisheit verknüpffet seyn muß, weit entfernet. Nebst einer lustigen Dedication und sonderbaren Vorrede. Dergleichen verkehrten Gelehrten zur guten Lehre, und verhoffentlich daraus fliessenden Besserung; andern aber, so sich denen Studiis widmen, und noch Anfänger sind, zur getreuen Warnung, auch sonst jedermann zum Vergnügen geschrieben."

Gedruckt zu Freyburg Anno 1729 auf des Autoris eigene Kosten. Für die Autorschaft Faßmann's und einzelnes Andere vgl. J. P. von Gundling's Leben, Berlin 1795. S. 169. 170. 172.

mit manchen ähnlichen Pamphleten früherer Zeit: Wüßten wir nicht, daß ſie gegen Gundling gerichtet iſt und die heftigſten Angriffe gegen ihn enthält, wir könnten es, da ſein Name niemals genannt iſt, ſchwer erkennen. Wer möchte z. B. aus der nachfolgenden Dedication „dem Großgebohrnen, Großgelahrten und Großweiſen Herrn, Herrn Peter Baron von Squentz, Erb-Herrn auf Närrſch- und Tollhauſen, Polyhiſtori, Groß-Cancellario in dem Platoniſchen Utopia, Groß-Schatzmeiſtern aller Philosophiſchen Weisheiten, Groß-Reverentz-Meiſtern auf dem Parnasso, Groß-Inspectorn über den Nord- und Süder-Pol, Groß-Observatorn des Lauffes aller Planeten, aller Sternen und ihrer Influentz, ingleichen aller andern ſogenannten Himmliſchen Zeichen, wie ſie in dem Kalender beſchrieben und abgemahlet, Groß-Iudicirern über den Constellationes, über die Sonnen- und Monden-Finſterniſſe, ſie mögen ſichtbar oder unſichtbar ſeyn, über die Cometen und andere Lufft-Zeichen, auch über ihre Wirkungen und Bedeutungen; ja Groß-Beguckern des gantzen Firmaments, und General-Visitatotorn des Horizonts etc. etc. Meinem Großgeehrten auch Großgeneigten Herrn, und vortrefflichen Patron“ — ohne Weiteres entnehmen, daß Gundling der Verſpottete iſt? Weiß man dies aber und lieſt man dann den Anfang, der ſo lautet: „Du Narr, du Paviansphyſiognomie, Visage à faire rire oder du lächerliches Geſichte! Du Affe, du Hahn, du Pedant, du Ignorant, du Lümmel, du Tölpel, du Pantoffelholz“, ſo kann man ſich die Wuth des Angegriffenen erklären, frägt ſich aber bedenklich, ob man ſich hier in Geſellſchaft gebildeter Menſchen befindet. Natürlich iſt die ganze Schrift nicht eine bloße Sammlung von Schimpfnamen. Vielmehr ſind es Auseinanderſetzungen über und Anekdoten von allerlei gelehrten Thorheiten: Schulfuchſereien, Lorbeerkrönung, pedantiſchem Beſſerwiſſen, Brüſten mit Gelehrſamkeit, Ausländerei u. Aehnl. Unter den Auszügen aus gelehrten Schriften mag die eine oder andere Gundling angehen; ſicher aber zielt auf ihn die folgende Aeußerung (S. 219). „Wieder Andere

reden von nichts als Archiven, fremden Büchern und geheimen geſchriebenen Nachrichten, damit ſie unter dieſem Vorwand Einigen deſto beſſer ſchmeicheln und dem Leſer allerhand fabelhafte Erzählungen aufbürden können.“ Gerade aus einer ſolchen Aeußerung erkennt man aber am beſten, wie wenig Faßmann competent war, über Gundling zu reden.

Den Gipfel der Unwürdigkeit erklomm Faßmann, nicht minder freilich ſein Auftraggeber, als er dem eben Verſtorbenen eine Leichenrede wirklich hielt oder eine vermeintlich gehaltene drucken ließ.*) Was nur von häßlichen Anekdoten zuſammengebracht werden konnte, wurde hier vereinigt. Seine wiſſenſchaftlichen Arbeiten werden als Erzeugniſſe eines Unwiſſenden, als „Wiederholungen der errores der alten Hiſtorienſchmierer“ charakteriſirt. Dem Bilde Gundlings gab man die nachfolgenden ehrenrührigen Verſe als Selbſtcharakteriſtik bei:

Ich war ein Würmgen ſchon in meiner Mutter Leib,
Und als ein Wurm bin ich auf dieſe Welt gebohren.
Vor dieſem war ich nur der Grafen Zeitvertreib:
Jetzunder werd ich auch von Königen geſchoren,
Ich bleibe wohl ein Wurm im Leben und im Sterben,
Und dieſer Wurm ſoll noch auf meine Jungen erben.

Auf ſeinem angeblichen Leichenſtein werden lauter Affen, Haſen, Meerkatzen abgebildet, welche den Verluſt eines der

*) Parentation Wie ſie, Auf allergnädigſten Befehl, Bey einer ſehr Volckreichen Verſammlung gehalten worden, Von Seiner Königl. Majeſtät, Allerdemüthigſten Knecht D. F. (Dan. Fasmann) Als man den am 11. Aprilis 1731. Zu Potsdam verſtorbenen, (Jac. Paul) Freyherrn von Gundling, Sr. Königl. Majeſtät von Preuſſen Geheimen-Rath u. ſ. w. Den Tag nach ſeinem ſeeligen Abſcheiden von der Welt, mit einer anſehnlichen und höchſt-rühmlichen Leich-Proceſſion, hinaus nach Bornſtädt, nahe bey Potsdam gelegen, gebracht, und allda in der Kirche beerdiget.

Gedruckt auf allergnädigſten Befehl, mit der Verwarnung, ſolche Parentation, bey Vermeydung ſchwerer Straffe, nirgendswo in denen Königl. Landen nachzudrucken.

Potsdam, gedruckt bey L. Neumann, Königl. Preuß. privil. Hof-Buchdrucker und Buchhändler.

Ihrigen beklagen und von dem Verſtorbenen in unwürdiger Weiſe alſo reden:

Bewundre Leſer nicht, was uns die Fabel ſagt:
Daß bey dem Lucian ein Menſch zum Eſel worden,
Daß ſich ein Jupitor zum Stier und Ochſen macht,
Und daß Ulissis Koch tritt in der Schweinen Orden,
Hier muß in dieſer Gruft ein theures Haupt verweſen,
Das Eſel, Stier und Schwein zu gleicher Zeit geweſen.

Faßmann war ein Vielſchreiber, nicht ohne Wiſſen und Talent. Für Geſchichte, Geographie und Politik intereſſirte er ſich gleichermaßen. Dieſes Intereſſe bekundete er durch drei große Sammelwerke: „Geſpräche im Reiche der Todten“, „Der reiſende Chineſe“, „Der hiſtoriſche Staatsmann“, deren letztes weſentlich der damaligen Politik, deren zweites hauptſächlich der Geographie, keineswegs mit ausſchließlicher Berückſichtigung Chinas gewidmet war. Das erſte war zur hiſtoriſchen Belehrung und Unterhaltung beſtimmt, ſchwächliche Nachahmung eines Genres, deſſen Einführung in die Weltlitteratur zu Fontenelles zweifelhaften Verdienſten gehört. Faßmann ließ in dieſen Geſprächen, deren jedes einzelne mit beſonderem Titel, mit einem Bilde der Unterredner und mit vier Verſen begleitet war, die das Weſen der Sprecher darzuthun beſtimmt waren, zumeiſt vornehme Perſonen der alten und neuen Zeit auftreten. Irgend ein zeitlicher, geiſtiger oder örtlicher Zuſammenhang unter den Unterrednern wurde nicht gewahrt. So kommt es wohl vor, daß Zeitgenoſſen ſich unterhalten, wie Ludwig XIV. und Leopold I., oder zwei Perſonen ähnlicher Stellung und Geſinnung wie Livia und Fredegunde oder die h. Ehrentraut und der bekannte Theologe Gichtel oder zwei Landsleute wie Turenne und die Herzogin von Valière, aber im Allgemeinen herrſcht das bunteſte Durcheinander. So werden, um nur ein paar Beiſpiele anzuführen, Kaiſer Auguſtus mit Sokrates, Karl von Lothringen mit Themiſtokles, Don Juan d'Auſtria mit Hannibal zuſammengebracht.

Nun könnte unter der Hand eines geiſtreichen Hiſtorikers

und Philoſophen eine derartige Aneinanderreihung manch hübſches Reſultat gewähren. Es würde von großem Intereſſe ſein, Perſonen, die verſchiedenen Zeiten, Ländern, Stellungen angehören, über allgemeine Fragen oder über Zeitereigniſſe discuriren zu laſſen. Solches liegt jedoch nicht in Faßmanns Streben. Denn nicht über den gleichen Gegenſtand ſprechen die Unterredner, ſondern jeder ſpricht nur von ſich. Und zwar iſt der gewöhnliche Verlauf ſeiner Entrevuen der, daß die zwei von ihm willkürlich gewählten Perſonen ſich mit kurzen Worten einander vorſtellen, daß dann die vornehmere auf Aufforderung der geringeren ihr Leben erzählt, manchmal unterbrochen durch Ausrufe und Fragen, häufig aber ohne jede Unterbrechung, und daß nachher die andere in weit kürzerer Art das Gleiche thut. Nach dieſen Selbſtbekenntniſſen, die, bekannten Quellen entnommen, gute und ſchlechte Anekdoten der ernſten Geſchichtserzählung beimiſchend, meiſt keine andere Tendenz haben, als für ein leſehungriges Publicum leichtverdaulichen Stoff zuſammenzubringen, folgen gewöhnlich kurze Unterhaltungen, die auf die eben auseinandergeſetzten Lebensereigniſſe Bezug nehmen. Den Schluß macht das Erſcheinen eines Secretarius, der aus den neueſten Zeitungen Vermiſchtes mittheilt. Dieſe Nachrichten ſtehen mit Heimath oder Stellung der Unterredner in keinem Zuſammenhang; und auch die Geſpräche der Unterredner über die Mittheilungen ſind nicht im Charakter jener Perſönlichkeiten: vielmehr ſind es allerlei Neuigkeiten und belangloſe politiſche Redereien darüber. Doch bietet dieſer „Kern der neueſten Merkwürdigkeiten", wie die Schlußgabe auf dem Titel bezeichnet iſt, mancherlei intereſſante Nachrichten z. B. über die Vertreibung der Salzburger Emigranten oder über deutſche Handwerkergewohnheiten, u. A. über die Losſprechung der Böttchergeſellen.

So allgemeinen Inhalts die Todtengeſpräche auch ſind, ſo dienen ſie doch mitunter zu Preußens, ſpeciell Berlins Verherrlichung. Die Huldigung für Preußen findet ſich gelegentlich in dem Vers (163. Entrevue):

Der Himmel hat das Haus von Brandenburg erkoren,
Daß es ein Heldenſaal und deren Pflanzſchul ſei.
Auch der geringſte Zweig, der jemals da geboren
Kömmt Palmen an der Pracht, an Hoheit Cedern bei.

Ueber Berlin aber heißt es: „Denn dieſe Reſidenz pranget itzo nicht nur mit einem Schloſſe, welches in ganz Deutſchland ſeines gleichen nicht hat, ſondern ich (der Sprecher iſt Friedrich I.) habe ſie auch mit ganzen Städten und Vorſtädten erweitert und um ein ſehr merkliches vergrößert, mit zierlichen Häuſern auf allen Straßen anſehnlich verbeſſert, durch Erbauung ſtatt der ehemaligen hölzernen, einer ſteinernen Brücke, mit dem darauf errichteten ehernen Ehrenbilde meines ruhmwürdigſten Vaters und vieler neuen Kirchen, auch anderer gemeinen und beſondern Gebäude, durch Erheb- und Vergleichung derer Straßen, zu einer ſonſt nie gehabten Bequemlichkeit derer Fahrenden und Wandernden verſehen, dergeſtalt, daß ſie verdienet, unter die anſehnlichſten größten und ſchönſten Städte in ganz Deutſchland gezählt zu werden."

Die letztangeführte Stelle findet ſich in der 67. Entrevue (1725), einem Geſpräche zwiſchen Friedrich I., „welcher insgemein ein andrer weiſer Salomo genennet worden" und dem alten deutſchen Fürſten Iſenbart, dem angeblichen Stammvater der Hohenzollern. Für den Verfaſſer des Geſprächs iſt es ungemein charakteriſtiſch, daß von den drei Perſonen, die Friedrichs Regierung ihr eigentliches Gepräge geben, zwei, Leibniz und Schlüter, überhaupt nicht erwähnt werden, trotz der Nennung ſowohl der Societät der Wiſſenſchaften als des Denkmals des großen Kurfürſten, die dritte, Sophie Charlotte, zwar zweimal genannt wird — einmal, um anzuzeigen, daß ſie, wie die anderen Königinnen, einen beſonderen Hofſtaat gehabt habe, das andere Mal, um ſie, ebenſo wie die erſte Gattin des Königs, kurz als einen Engel zu bezeichnen — aber nach ihrer Bedeutung keineswegs gewürdigt wird. Noch kennzeichnender iſt vielleicht, daß der ziemlich kurzen Aufzählung der Regierungsereigniſſe, ſowohl der äußeren als der inneren, der Nennung der Staatsmänner

und Generäle ein sehr ausführlicher Bericht nur über den Tod und die Leichenfeier folgt. Der einzige Versuch, den Fürsten zu charakterisiren, besteht wohl in der Bemerkung, daß er gern französisch parlirt, und auch dieser Versuch ist verkehrt.

Von dem Geschmack des Verfassers mag Folgendes ein Zeugniß geben. Am Schluß der 130. Entrevue (1730) zwischen zwei Prinzen aus dem Hause Oranien theilt der Secretarius, ganz unvermittelt, wie gewöhnlich, folgende poetische Bittschrift eines Rechnungssecretärs bei „einem hohen Monarchen" mit, der „ein vortrefflicher Kenner guter Gedichte" sei und erwähnt, daß sie die Verdoppelung der Besoldung des Supplicanten zur Folge gehabt hätte.

Großmächtigster Monarch! Dein Secretarius,
Der sich durchs ganze Jahr mit Ziffern plagen muß, —
Ich rechne Tag und Nacht und quäle mich mit Brüchen —
Doch ist vom Monat noch die Hälfte kaum verstrichen,
So ist der vierte Theil vom Hundert schon verzehrt,
Da doch so Frau als Magd fast täglich Geld begehrt.
Wo nehm ich solches her? Ich fürchte mich zu borgen,
Indessen soll ich doch das ganze Haus versorgen.
Ich theile, wie ich will, dreihundert Thaler ein,
So will mein Tractament doch nicht zulänglich sein.
Für vierzig Thaler Holz, damit ich nicht erfriere, 40
Zwei Thaler wöchentlich für Covent, Wein und Biere; 104
Für Butter, Fleisch und Brot, für Grütze, Salz und Licht
Setz ich vier Gulden an, sie reichen öfters nicht. 138
Ein Thaler monatlich nur an Gesindeslohne 12
Auf sechzig Thaler Zins, damit ich sicher wohne; 60
Für Knaster, Spaniol, für Zucker und Thee-Bou,
Perücken, Wäscherlohn, für Hemden, Strümpf und Schuh. 30
Vier Thaler dem Barbier. Wo aber bleibt der Schneider, 4
Ich rechne monatlich zwei Thaler nur auf Kleider. 24 412
Doch leider! Dieses macht vierhundert Thaler aus,
Und dennoch hab ich nicht noch alles in dem Haus.
Was kostet nicht die Frau; was kostet Band und Spitzen?
Was Adriennen, Schmuck, Pantoffeln, Hauben, Mützen?
Was kost der Domino mit Spitzen ausgeziert,
Wenn man sie Winterszeit auf die Redoute führt?
Und wenn man Sommerzeit in einen Garten fähret,
So sind sechs Groschen bald in Kuchen nur verzehret.

Wie ofte muß man nicht allhier zur Hochzeit gehn?
Wie ofte muß man auch nicht zu Gevatter ſtehn?
Und läßt man öftermals den eignen Zuwachs taufen,
So muß man alſobald mit Geld zur Kirche laufen.
Was koſt das Kinderzeug, was koſt der Ammenlohn?
Stirbt aber etwa gar der kleine liebe Sohn,
So wird man nimmermehr das Kind umſonſt begraben,
Warum? Die Kirche muß vorher das Ihre haben.
Kurz, alles koſtet Geld, und ehe ich's gedacht,
Iſt mir ſchon wiederum die Kaſſe leer gemacht.
Wie können nun aufs Jahr dreihundert Thaler reichen?
Drum großer König! laß Dich meine Noth erweichen,
Setz hundert Thaler zu: denn krieg ich nur ein Blatt,
Das Deine Gnaden-Hand ſelbſt unterzeichnet hat,
So iſt mein Wunſch erhört. Ich ſterb' in tiefem Danke
Mein König, Fürſt und Herr
Dein Pflicht-Verbundner . . . ꝛc.

Die Mittheilung dieſes Poems, das, dichteriſch auf der niedrigſten Stufe ſtehend, als charakteriſtiſche Schilderung der Zuſtände jener Zeit willkommen ſein mag, begleitete Faßmann mit den Worten: „Daß es nun dieſem Secretär auf ſolche Weiſe gelungen, dazu iſt wohl die gute Invention, ingleichen, da man verſichert, daß alles aus ſeiner eignen Feder gefloſſen, behülflich geweſen.“ *)

Und einem ſolchen Werke gegenüber, das trotz ſeiner 16,000 Seiten bald in Vergeſſenheit gerieth und Späteren nur als eine Monſtroſität erſchien, hatte der eitle Verfaſſer das Bewußtſein einer gewaltigen Leiſtung. Hatte er ſchon beim Beginne des Ganzen die Verſicherung abgegeben, „daß dieſe Geſpräche dem geneigten Leſer keineswegs langweilig und verdrießlich ſein werden“, ſo verwahrte er ſich ſpäter eiferſüchtig gegen die Nachahmer und wehrte hochmüthig die Angreifer, die ſeine Arbeit zu ernſt oder zu ſcherzhaft, zu gelehrt oder zu ungelehrt ge-

*) Der Name des Dichters iſt jedenfalls Hancke, Gottfr. Benj., geſt. 1750, deſſen Gedichte, 4 Bände, 1731—1735, etwa 2000 Seiten füllen (A. D. B. X, 513 fg., Goed. III², 352), ſeit 1727 Acciſe-Secretär in Dresden; der ſächſiſche Kurfürſt (König von Polen) war alſo Adreſſat des Poems.

funden hatten, als tadelsüchtige Neidhämmel ab. „Pfui du abgeschmackter Mome!“ so rief er einem entgegen, „mit deiner ganzen Tadelrede . . . Schämt euch eurer Unvernunft, eurer Bosheit und eures Neides und packet ein damit, bis daß ihr selber etwas verfertiget, das besser ist, als das, was ihr aus Neid und Feigheit tadelt.“

Es dürfte sich schwerlich lohnen, den dritten der gelehrten Narren, Sal. Jak. Morgenstern*) (1706—1785, in Berlin von 1736—1740) mit ähnlicher Ausführlichkeit wie die beiden früheren zu behandeln. (Vgl. übrigens oben S. 194.) Diese boten doch noch eine eigene Physiognomie, er aber hatte nur die gewöhnlichen Züge eines Durchschnittsgelehrten. Er wurde in Berlin auf der Durchreise von Halle nach Moskau, wohin er als Lehrer der Geschichte berufen worden, angehalten, von einem höheren Offizier dem König zugeführt und von diesem in einer der seines Vorgängers ähnlichen Stellung dabehalten, die zwischen der eines Vertrauensmannes und Hofnarren bedenklich schwankte. Auch er war närrisch und schlecht genug, sich zu unwürdigen Possenreißereien innerhalb und außerhalb Berlins brauchen zu lassen.

Die officielle Vereinigung der Gelehrten, die Akademie, gerieth in fast völligen Verfall. Man kann kaum sagen, daß ihre gänzliche Aufhebung, an die wohl gedacht wurde, viel schlimmer gewesen wäre, als die völlige Degradation, in die sie fiel. Statt Männer der Wissenschaft waren unwissenschaftliche Thoren Hauptmitglieder. Statt wissenschaftlicher Vorträge leistete man sich eine Production Schönemanns. „Er ist**) hierauff“, wie es in einem nach Dresden gerichteten Schreiben heißt, „auch in die Societaet der Wißenschafften introduciret worden, woselbst er über das Thema: Gott ist das Licht, 200. unvergleichliche Verse so gleich stehenden Fußes her recitiret, also daß jeder-

*) Nicolai in der N. Berl. Monatsschr. 1807, 17, S. 289 ff. — A. d. Biogr. XXII, 233 fg.

**) Sächs. Geh. St. Arch. Lokat. 11,980. (Brief aus Berlin.)

mann sich darüber höchst verwundert, und solches fast für übernatürlich halten müssen."

Ja es erschien geradezu als das Streben der gelehrten Gesellschaften, die Wissenschaft ins Burleske zu verkehren. Nur so läßt sich das Patent erklären, das, vielleicht noch von Faßmann entworfen, von der Akademie am 19. Januar 1732 ihrem neuerwählten Vice-Präsidenten Graben von Stein ertheilt wurde. Es klingt wie eine Parodie jenes ersten Leibnizschen Decretes, wenn dem neuen Vorstande bei Besorgung des Kalenderwesens aufgegeben wurde, „den Sonnenzirkel nicht verkehrt und viereckig, sondern rund zu malen, der guten Tage immer so viel als sein können, anzusetzen, die verworfenen oder bösen Tage aber zu vermindern". Er sollte, „wenn der Mars einen feindlichen Blick auf die Sonne geworfen", mit den Sociis auf Mittel sinnen, solchem Uebel abzuhelfen. Er sollte ferner sein Möglichstes thun, „Nachtwehre, Bergmännlein, Drachenkinder, Irrwische, Nixen, Wehrwölfe, verwünschte Leute" auszurotten und für jedes lebendig oder todt eingelieferte „Unthier" sechs Thaler erhalten. Er sollte endlich den Entdeckern verwunschener Schätze auf den Dienst passen, selbst aber bemüht sein, vermittelst der aus Zauberbüchern oder dem Speculo Salomonis zu erkennenden „Wünschelruthen, Segensprechen, Allrunken" solche Schätze zu heben.*)

Zu dieser Lust, das Absonderliche zu pflegen, die sich mit Erkenntniß und Schätzung des wahrhaft Gediegenen schwer verträgt, gehört auch die übertriebene Neigung, welche man von Seiten des Hofes und der Stadt einem Wunderkinde zuwendete,

*) Zuerst abgedruckt, wie König V, 114 bemerkt, in Des . . v. Loen . . Kl. Schriften I (1750) S. 209—210 als Theil des Aufsatzes: Einige Nachrichten von dem geheimen Rath . . . von Gundling. S. 198—218. Seitdem vielfach aus abgeleiteten Quellen abgedruckt, z. B. „Gegenwart" XLI, 1892, 207 aus La Roſée, Sammlung reifer Blüthen 1824. Vgl. ferner Nicolais und Cosmans Streit, N. Berl. Monatsschr. 1807, Bd. 17, S. 257 ff., 1809, Bd. 22, S. 292 ff.

das damals auftrat. Als der junge Joh. Friedr. Baratier*) am 14. März 1735 nach Berlin kam, wurde er sofort vom König empfangen und war in den 5 bis 6 Wochen seines Berliner Aufenthalts täglich beim König, wurde für die Königin gemalt, empfing überall Einladungen, Ehren und Geld. Es war ein ungemein frühreifes Talent, das auch jäh zu Grunde ging (geb. 19. Januar 1721 in Schwabach, gest. 5. Oct. 1740 in Halle, wohin er von Berlin aus gegangen war). In den nicht ganz zwanzig Jahren seines Lebens hatte er so viel gelernt, wie manche Andere nicht während eines langen Lebens. Er besaß eine ungewöhnliche Kenntniß der neuen und alten Sprachen, besonders des Hebräischen. Er hatte Neigung zur Theologie, unterrichtete, um sich zum theologischen Berufe vorzubereiten, schon zu elf Jahren als Gehilfe seines Vaters die Kinder in der Religion und schrieb Untersuchungen über die Kirchenväter. Daneben war er Astronom, machte sich astronomische Tafeln mannigfacher Art und schickte sie an die Akademieen von London und Berlin, wurde von der ersteren zu weiterem Briefwechsel aufgefordert, von der letzteren zum Mitgliede ernannt (als vierzehnjähriger Knabe). Eine Magnetnadel, die er construirt hatte — denn auch physikalische Studien lagen ihm nicht fern — schickte er an die Pariser Akademie. Er trieb antiquarische Studien z. B. über ägyptische Alterthümer und beschäftigte sich mit Kriegs- und Kunstgeschichte. Und als wenn all dieses nicht genug wäre, um eines Menschen Geist zu füllen, begann er in Halle, wohin der König ihn geschickt hatte, auf der Universität, von welcher der Knabe bei seiner Durchreise durch Berlin gratis zum Magister ernannt worden war, Jurisprudenz zu studiren.

---

*) La vie de Mr. Jean Philippe Baratier, maître Des Arts et Membre de la Société Royale des Sciences de Berlin. Par Mr. Formey, nouvelle édition augmentée d'une lettre de l'auteur à l'éditeur. Fft. u. Lpz. 1755. Der Herausgeber wird im Text als Mr. Choffin bezeichnet.

Was den König und die Seinen an Baratier intereſſirte, war in erſter Linie das Seltſame. In zweiter Linie vielleicht der Umſtand, daß der junge Mann ſeine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe zu Erfindungen benutzte.

Bei dem allein auf das Praktiſche gerichteten Sinne des Königs fanden nämlich nur diejenigen Wiſſenſchaften Förderung, die ſich praktiſch verwerthen ließen. Die Ausbildung von Theologen wurde an anderer Stelle beſprochen; zur Erziehung der Juriſten waren Frankfurt und Halle da; nur für Medizin und Mediziner wurde in Berlin ſelbſt geſorgt. Um mediziniſche Kräuter in genügender Menge zu bekommen, wurde der botaniſche Garten an Stelle des vor dem Potsdamer Thor belegenen Hopfen- und Küchengartens in Berlin begründet, dem Leibmedikus A. von Gundelsheim unterſtellt, der den Gedanken dazu angegeben und dafür geſorgt hatte, daß die ausländiſchen Pflanzen aus den königlichen Gärten dorthin gebracht wurden (1715). Vielleicht wurde auch der Akademie der Todesſtoß erſpart, damit ſie der Medizin nützen könnte. Denn ſie ſollte, wie 1716 verfügt ward, von ihren Einkünften jährlich 1000 Thaler abgeben, die theils zur Errichtung eines anatomiſchen Theaters, theils zur Gewährung von Stipendien für junge Mediziner verwendet werden ſollten.

Ferner fallen Ausbau und Vergrößerung des Friedrichshoſpitals, Errichtung der Charité in Friedrich Wilhelms I. Zeit und ſind ſein Werk. Der letzteren, die im Jahr der Begründung 1727 ſchon mit 300 Kranken belegt werden konnte, wurden große pekuniäre Zuwendungen gemacht und fortwährende Einnahmequellen durch Zuweiſung der Lehr- und Geburtsbriefe der Handwerksburſchen eröffnet.

Zur theoretiſchen Ausbildung der Mediziner wurde 1723 das Collegium Medico-Chirurgicum begründet. Die dort angeſtellten Lehrer waren verpflichtet, ſeit 1724 in dem anatomiſchen Theater öffentlich und unentgeltlich Vorleſungen und zwar in deutſcher Sprache zu halten. Dieſes Collegium medicum

wurde die oberſte Sanitätsbehörde nicht bloß für die Reſidenz, ſondern für das ganze Land. Ihm war die Verfügung anheimgegeben über die bei anſteckenden Krankheiten zu ergreifenden Maßregeln; bei ihm wurden die praktiſchen Prüfungen abgehalten für diejenigen, die das Recht erwerben wollten, im Lande zu practiciren. Wohl nicht ohne ſeine Anregung wurden die Körper der zum Tode Verurtheilten, der in Spitälern und Gefängniſſen Verſtorbenen, auch der Soldaten zu wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen hergegeben. Schon damals wurde die Beſtimmung angeregt, Beerdigungen nicht ohne vorgängige Todtenſchau und erſt einige Tage nach Eintritt des Todes ſtattfinden zu laſſen.

Auch eine wiſſenſchaftliche Veröffentlichung wurde damals gemacht*), die gleichfalls den dem Praktiſchen zugeneigten Geiſt erkennen läßt. Theoretiſche Unterſuchungen wurden vermieden. Man ſuchte den Zuſammenhang mit den Vorgängern aufrechtzuerhalten, ſtellte daher jedem Bändchen Bild und Biographie eines berühmten Arztes voran. Danach wurde ein Ueberblick über den Krankheitszuſtand im vergangenen Jahre gegeben. Sectionsbefunde, nicht ſelten durch Zeichnungen erläutert, wurden mitgetheilt. Man liebte es, auf Fälle aufmerkſam zu machen, durch die gleichzeitig ein juriſtiſches Intereſſe geweckt wurde. Chirurgiſche und pharmaceutiſche Darlegungen folgten den pathologiſch-anatomiſchen. Erſtere gaben Berichte über Operationen und deren Erfolge; letztere ſprachen von Wirkungsweiſe und Darſtellungsmethode von Arzneimitteln. Daneben finden ſich rein naturwiſſenſchaftliche Betrachtungen wie de arte parandi vasa Porcellanica. Am Schluſſe jedes Bändchens wurden meiſt die neu erſchienenen Bücher aufgezählt und kurz beſprochen.

*) Acta Medicorum Berolinensium in incrementum artis et scientiarum collecta et digesta (Berolini apud Godofredum Gedickium. Bibliopol.) 1717—1732. Für Notizen über dieſe Sammlung bin ich Herrn Dr. med. Hugo Stettiner dankbar verpflichtet.

Von den Berliner Schulen iſt in jener Zeit kaum etwas zu ſagen; der Anfang einer Reform gehört erſt der folgenden Periode an. Außer einigen Armen-, Soldaten- und wenigen Stadt-Schulen, die etwa den Elementarſchulen gleichzuſtellen ſind, gab es nur die ſchon erwähnten fünf Gymnaſien: das Joachimsthalſche, das graue Kloſter, das Kölniſche, Friedrichs-Werderſche und Franzöſiſche. Aus einer Schul- und Univerſitätsordnung (30. Sept. 1719) mag die gänzliche Abſchaffung der Comödien und Actus dramatici erwähnt ſein.*) Ferner ſollte das moraliſche Verhalten der Schüler ſtreng controlirt, Müßiggang und Ueppigkeit ſtreng geahndet werden, damit nicht „Vaganten oder Stürmer, unter welchem Namen ſich eine Zeit her eine gottloſe Geſellſchaft auf vielen Schulen eingeſchlichen und ärgere Greuel als vormals im Pennalismo geſchehen, zu vieler gutgearteten Kinder Aergerniß verübet hat, ſich auf Schulen aufhalten mögen". Nicht eine eigentliche Schuleinrichtung und Unterrichtsvorſchrift wird in dem Actenſtück gegeben, ſondern nur kurze Hinweiſe auf Lernſtoff und Behandlung der Schüler. Was dieſe betrifft, ſo werden die Viſitatoren ermahnt, ihrer Pflicht fleißig nachzukommen, namentlich die Unfähigen vom Studium zu entfernen, damit nicht Schüler ſich zwanzig Jahre lang, den Lehrern zur Laſt „und denen studiis zur Verachtung", auf gelehrten Anſtalten herumtreiben. In Betreff jenes wird als die eigentliche Aufgabe der Schule die Vorbildung zum Berufe eines Lehrers und Theologen angeſehen. Daher wird als Ziel der Schulbildung Folgendes fixirt: „ein rechter Grund im Catechismo und Chriſtenthum, in Linguis, ſonderlich in Latinitate und Stylo, in Disciplinis, in der Historia, ſowohl Ecclesiastica als auch Civili, wie auch Geographia dergeſtalt, daß man keinem auf die Univerſität zu ziehen erlaube, der nicht das Latein wohl verſtehet, das Novum Testamentum in fontibus absque Interprete leſen und vertiren kann, den Codicem Hebraeum großentheils durchgebracht hat,

*) Abgedruckt bei Faßmann II, 412—425.

auch in der teutſchen Ortho- und Calligraphia wohl geübet iſt und in ſolcher ihm gemeineſten Sprache rein, deutlich und verſtändlich etwas vortragen kann."

Was Faßmann in der Wiſſenſchaft, das bedeutete etwa Daniel Schönemann in der Poeſie: eine gewiſſe äußerliche formale Begabung, ohne jede innere Tiefe und ohne jeden höhern Schwung. Wie jener ein Gelehrter ohne die Würde, Beſcheidenheit, Wahrheitsliebe des Gelehrten, ſo dieſer ein Prieſter ohne prieſterliches Weſen und ein Dichter ohne das göttliche Feuer, das den Poeten dem Geiſtlichen nahe bringt. Schönemann eröffnet die Reihe der geiſtlichen Verſeſchmiede in Berlin, welche ihre Gelegenheitsdichtungen auf die Kanzel brachten und der Improviſatoren, welche in Verſen ſprachen, weil ſie durch den klappenden Reim ſich der Mühe zu denken enthoben wähnten.

Schönemann (1695—1737, vgl. oben S. 208 fg., 218 fg., 240 fg.)*) war von 1722 bis 1735 Prediger an der St. Georgs-Kirche in Berlin. Er war, nachdem er in Greifswald ſtudirt hatte, Hülfsprediger bei ſeinem Vater in Barth, dann Hauslehrer in Güſtrow und Roſtock, Bibliothekar an letzterm Ort geweſen war, an den mecklenburgiſchen Hof gekommen. „Weil es aber Gott gefüget, daß auch Sr. Königlichen Majeſtät von Preußen er bekannt worden iſt, haben Dieſelben, nachdem Sie in der Poeſie ſowohl als auch im Predigen ihn allergnädigſt gehört, ihm in Berlin zu bleiben anbefohlen und bald darauf mit der Pfarre zu Geltow ohnweit Potsdam die eben vacant geweſen verſehen".

---

*) Das Bibliographiſche ſ. Goedeke Grundriß. III², S. 309 fg. Das Biographiſche aus den „Zehenden", Goedeke Nr. 3, woſelbſt es was G. nicht anführt, auf dem Titel heißt: „nebſt einer Vorrede, in welcher J. G. Reinbeck, P. P. J. und der Societät der Wiſſenſchaften Mitglied von des Autoris Perſon und poetiſcher Gabe einen umſtändlichen Bericht gibt und nicht allein darin, ſondern auch in einem beſonderen Anhange einige Proben von deſſen ex tempore gehaltenen poetiſchen Reden mittheilt."

Seine poetische Begabung entdeckte Schönemann im J. 1714, „in einer Gemüths- und Leibeskrankheit". Damals sprach er während des Schlafes stundenlang in Versen; nachdem die Krankheit gewichen, war die Gewöhnung in Versen zu reden verblieben. Diese Gewöhnung nennt sein Biograph ein „ausnehmendes, ganz außerordentliches Talent" und charakterisirt es folgendermaßen. Es bestehe darin, „über allerlei theologische, moralische, historische und andere unschuldige Materien, die man ihm aufgibt, sofort ohne einigen Aufschub, ohne allen Vorbedacht, in reinesten Reimen, mit zierlichen Versen, mit recht gründlicher und ordentlicher Ausführung der Sachen, oft durch Viertelstunden ohne Anstoß und dabei so geschwinde nach einander weg zu reden, daß ein Mensch ihm unmöglich mit Schreiben nachkommen kann." Durch sein leichtes ungewohntes Talent imponirte er den Berlinern, wurde von ihnen hofirt, aber bald vernachlässigt und verachtet. Alsbald nach seiner Ankunft brachte er eine von Reinbeck gehaltene Predigt in Reime. Dann wurde er von der Societät der Wissenschaften berufen und löste vor ihr einige Aufgaben. Auch die Königin ließ ihn kommen; die Aufgaben, die er vor ihr lösen mußte, zeigen deutlich den damals herrschenden Geschmack; er sprach von dem abtrünnigen Kaiser Juliano, von der päpstlichen Bulle Unigenitus, über die Fragen, warum die Liebe die größte Tugend heiße, und „warum grobe Sünder sich auf dem Krankenbett oft zu bekehren scheinen, doch wenn sie aufkämen, gottlos lebeten." Schönemann bewarb sich um die Stelle an der Georgenkirche, und erhielt für seine Bewerbung Empfehlungsschreiben des 11jährigen Kronprinzen und des Königs selbst (Febr. 1723). Die Gemeinde aber erhob, wie es scheint, in richtiger Würdigung der ihr gemachten Zumuthung Schwierigkeiten. Daher beklagte sich der König (16. Mai) bitter, daß man seinem Wunsche nicht willfahrt habe, obwohl er den Prediger kenne und ihn für tauglich halte und befahl nunmehr „in Gnaden, doch ernstlich ihn nach abgelegter Probepredigt ohne einige

Widerrede zu vociren und darunter nicht die geringste Schwierigkeit zu machen". Solchem Befehle gegenüber mußte die Gemeinde sich fügen.

Wie berühmt er war, zeigt der Umstand, daß er dem König von Polen als eine der größten Berliner Sehenswürdigkeiten präsentirt wurde. Die schon oben (S. 176 A.**) benutzte Schrift berichtet darüber folgendermaßen. „Donnerstags den 3. Juni früh um 7 Uhr hatten Ihro Königl. Majestät und Ihro Hoheit, der Königliche Prinz die hohe Gnade den, wegen seiner verwunderungswürdigen und allen Glauben übersteigenden Geschwindigkeit in der deutschen Poesie, Herrn Schönemann, Prediger an der St. Georgen-Kirche bei Berlin und Mitglied der Königlichen Societät der Wissenschaften vor sich kommen zu lassen. Ihro Königliche Majestät geruhten ihm ein Thema von dem bevorstehenden Kanonenschießen und Ihre Hoheit ein anderes von dem ehemaligen Churfürsten von Sachsen Mauritius aufzugeben, welche beide er alsobald mit den auserlesensten Gedanken in gebundener Rede ex tempore ausführte und bei seinem Abtritte aller hohen Gnade versichert wurde." Die Folgen seines kurzen Gesellschaftsglanzes waren für ihn sehr traurig: er hatte sich, da zuerst jedes seiner Worte angestaunt wurde, eine bis zur Unanständigkeit gesteigerte Freimüthigkeit angewöhnt und durch das Zureden seiner Gönner verführt, von den Weinen zuviel gekostet, um von dem Trunke zu lassen. Selbstüberhebung, unpassendes Reden, Trunksucht waren die Ursachen, daß er die Berliner Stelle aufgeben mußte. Das Exil in Friedrichsfelde, das auf die Thätigkeit in der Hauptstadt folgte, ertrug er widerwillig, und es kann schon sein, daß er seine neuen Pfarrkinder mit den drastischen Versen anredete:

Willkommen, meine lieben Bauren,
Bei euch werd ich nicht lange dauren,
Seht mich drum vorn und hinten an,
Ich bin der Pastor Schönemann,

worauf er bald auch diese Stelle aufgeben mußte.

Es lehrt ſo recht die Unnatur dieſes Dichterlings kennen, daß er, der das Leben mehr liebte, als ihm zukam, Tod und Sarg zu Hauptgegenſtänden ſeiner Dichtung wählte — er ſagt einmal ſelbſt von ſich, ſein Haupttalent ſei über den Tod zu ſprechen — daß er, welcher der Gegenwart und Weltlichkeit ſehr ergeben war, in Paſſionsbetrachtungen zu ſchwelgen vorgab. Wenn man ſeine „Betrachtungen über den Sarg" aufſchlägt, wird man durch das Titelbild verſtimmt, das Jeſus auf einem Tiſche ſtehend, Pulver rührend darſtellt, daneben eine Flaſche mit der Aufſchrift: Univerſalmedicin, außerdem einen offenen mit allen möglichen Medicinflaſchen angefüllten Sarg, auf denen z. B. zu leſen iſt: Gotttinktur, Lebensmilch, Lebenspulver.*) Der Gipfel der Geſchmackloſigkeit wird erreicht im Titelbild zu dem 5. Band der „Zehenden". Da hält ein Arm aus den Wolken einen Zettel mit 10 000 Thalern; darüber ſteht die Aufſchrift: „Bezahle dieſe Schuld". Unten liegt ein Herz unter einer Preſſe, um welche als Umſchrift zu leſen iſt: „Mich ängſtet die Schuld, doch hab Herr Geduld"; daneben ſteht ein

*) Der Sarg als Ein Rechter Arzt, allen und jeden Zur genauen Ueberlegung Gott — liebenden Gemüthern aber zur vergnügenden Erbauung In gebundener Rede fürgeſtellet von Daniel Schönemann, Prediger zu St. Georgen von Berlin. Berlin, A. Haude 1725. — Das Buch iſt M. L. v. Printz gewidmet. Bezieht ſich die folgende Stelle, die unmittelbar auf eine Auseinanderſetzung über Allmacht des Todes folgt, auf ein Berliner litterariſches Vorkommniß? (Wer der „Aegypter" und „Eſenreth" iſt, vermag ich nicht anzugeben.)

Thut ein Aegyptier ſich wider dich hervor
Will er durch ſeine Kunſt dir trotzen und gebieten,
So laufft es kläglich ab, du treibeſt ihn zu Ehor,
Er muß dennoch bey dir ſich eine Kammer miethen.
Sein Buch, das wieder dich von ihm iſt aufgeſetzt,
Hat er ja nicht einmahl zum Stande können bringen,
Darüber hat man ihn auslachenswerth geſchätzt,
Denn welchem mag ſein Fleiß je wieder dich gelingen,
Es iſt zwar Eſenreth aus Holland auch ſo ſtoltz,
Und lehret in Stockholm faſt ewiglich zu leben;
Allein wie bald umgiebt ihn dein verzehrend Holtz,
Das ihm Befehl ertheilt ſein Plaudern aufzuheben.

Altar mit der Inschrift: „Glaube, so erlangst Du Huld"; unten am Boden wird ein Schuldbrief von zwei Händen zerrissen, wobei zu lesen ist: „Nur meide neue Schuld".

Durch den Inhalt des Werkes wird man nicht eben versöhnt. Es sind meist die landläufigen Betrachtungen, daß der Tod allen Menschen gewiß sei, daß die Aerzte nicht die Kraft haben ihn aufzuhalten, daß er aber nichts Schreckhaftes besitze, weil er mit Jesus vereine. Diese Todesfreudigkeit begeistert den Dichter sogar zu einer Aria auf den Sarg, die mit den Worten anhebt: „Ich will zu meinem Sarge klettern" und, im Hinblick auf das Jenseits, die Worte braucht „Die Seele wird gesund in dem gesunden Lande."

Bei einem derartigen jedes gesunden Sinnes entbehrenden Dichter durften geschmacklose Echospielereien über ernste und schaurige Dinge nicht fehlen. So liest man einmal bei ihm:

Wie nennt des Bösen Schaar den itzterwognen Sarg? — arg
Was aber bringt er uns, wenn wir an Christo kleben? — Leben.

Durch die „gottgeheiligten Betrachtungen"*) wird schwerlich bei irgend Jemandem wahre Frömmigkeit erweckt, sondern fast ein Gefühl der Empörung über diese unerhörte Geschmacklosigkeit erzeugt. Um sie zu charakterisiren, hat man nur nöthig, irgend eine Strophe herauszugreifen, etwa die folgende, die gewiß nicht die schlechteste ist:

Entblößter Seelen-Freund, du hängest nackt vor mir
Nackt hängest du vor mir, mich Nackten zu bedecken.
Ja ich Entblößeter, verfüge mich zu dir,
In einer Blösse mich im Glauben zu verstecken,
Ich küsse ehrfurchtsvoll den nackten Leib und Rücken,
Der diese Schande trägt, vor Gott mich auszuschmücken.

Ja man kann sagen: je größer der von dem Dichter gewählte Stoff ist, um so kleiner wird der Dichter selbst, nicht etwa weil die Persönlichkeit in absichtlicher Bescheidenheit zurücktritt, sondern weil das Mißverhältniß zwischen Stoff und Ver-

*) Berlin 1727. Genauer Titel bei Goedeke, S. 310 Nr. 6.

mögen ſich dann offenkundig darthut. Dieſe nicht eben erfreuliche Erſcheinung zeigt ſich in Schönemann's Behandlung der Leidensgeſchichte Jeſu*), einem Werke, mit welchem er von Berlin Abſchied nahm. In ſeiner platten Art gedenkt der Dichter ſelbſt dieſes Mißverhältniſſes in den Verſen:

Zwar die Schreib-Art iſt geringe, doch indeſſen bleibt das richtig,
Es iſt das wovon ſie handelt über alle maſſen wichtig,

möchte aber doch in angeblicher Beſcheidenheit gleichſam mit Verſpottung ſeines Unvermögens die Leſer für ſich gewinnen, indem er ſie anredet:

Suche hier mit nichten Verſe, die man nach der Kunſt ſonſt dichtet.
Denn auf ſolche Kleinigkeiten war mein Endzweck nicht gerichtet.

Eine Analyſe dieſes langen Gedichtes (724 ſechszeilige Strophen) wird kein Billigdenkender wünſchen. Um ſo weniger, als, viele Phraſen und ungehörige Zuſätze abgerechnet, das Werk getreu der bibliſchen Erzählung folgend, die Geſchichte von dem Entſchluß Jeſu für die Menſchheit zu ſterben, bis zur Grablegung und zur Bewachung des Grabes erzählt. Nur zwei Momente verdienen vielleicht eine kurze Hervorhebung. Das eine iſt metriſch-ſprachlich: nachläſſige Reime z. B. Bethanien-Heiligſten; bin ich es Herr — Begieriger, Gethſemane — Eiligſte; Predigten — was ich Dir bekenn; widerwärtige Ausdrucksweiſe z. B. bei Judas, dem von Jeſus des Abgrunds Thore geöffnet werden ſollen:

Daß er ob dem ſchnöden Kauff
Jene Schweffel-Bäche ſauff,

oder nach ſeinem vollzogenen Selbſtmord:

Da hängt nun das faule Aaß,
Sein gedärm iſt ausgeſchüttet.

Dieſe Ausdrucksweiſe iſt um ſo ſeltſamer, als zweitens der Dichter ſich gelegentlich mit Judas vergleicht, freilich im Gegenſatz zu jenem ſich als reuigen Sünder darſtellt, wie er denn

*) Berlin 1736, genauer Titel bei Goedeke a. a. O. Nr. 7.

überhaupt keinen Anlaß vorübergehen läßt, ohne sich zu erwähnen z. B. sich als einen geistig Salbenden dem Weibe gegenüberstellt, das den Herrn in Bethanien benetzt oder auch geradezu Jesus zu Hülfe für sich anruft, mit folgender beweglichen Klage:

Denck auch mein, vertheidige mich
Gegen so viel Läster-Rotten
Denn ihr Maul eröffnet sich,
Meiner unverschämt zu spotten.
Doch bist Du auf meiner Seit,
Lach ich aller Bitterkeit.

Während Schönemann in den Fällen, in denen er heilige Empfindungen erwecken will, durch unwahres Gerede und schwülstigen Bombast ermüdet, statt zu erheben, gelingt es ihm in einem Gedichte, das einem wirklichen Vorfall gewidmet ist, trotz mancher Längen und überflüssiger Zuthaten, wenigstens das Geschehene darzustellen und eine gewisse Theilnahme für das Dargestellte zu erwecken. Der Vorgang, um den es sich handelt, ist freilich kein Berliner. Vielmehr ist hier von dem Martyrium die Rede, welches protestantische Bürger Thorns*) auf Anstiften der Jesuiten erlitten: Hinrichtung der Oberhäupter der Stadt, Katholisirung der Gemeinde in Folge eines Krawalls, der bei Gelegenheit einer Procession entstanden war. Der Dichter, der sonst so sehr im Allgemeinen bleibt, schildert hier die Oertlichkeiten, nennt die Personen und gibt ein anschauliches Bild der ergreifenden Vorgänge. Die Art, wie der Tod der unglücklichen Opfer dargestellt wird, welche von den Priestern zu ihrem Glauben bekehrt werden sollen, von den weinenden Frauen und den schreienden Kindern zum letzten Mal umarmt, von dem Henker entsetzlich gequält werden — denn der ungeschickte Mensch muß viele Male zuschlagen, ehe er seine Opfer trifft — ist, wenn auch keineswegs im höchsten Grade dichterisch, so doch klar und lebendig. Der

*) Die dem betrübten Thorn aus zärtlichem Mitleiden gewidmete wehmuthsvolle Klage 1726. — Ueber die Sache selbst vgl. Notizen aus der Voss. Zeitg. unten S. 262 fg.

Autor liebt ſtarke Ausdrücke, z. B. bei der Erzählung, wie die Verurtheilten zum Tode gehen:

Es wartet ihrer ſchon ein dick-beſoffner Würger,
Der Tyger lauſcht, biß er im Blute ſich beſauft,
Der Mord-Platz ward umringt von wütenden Barbaren,
Die ſonderlich vergnügt bey dem Spectacul waren.

Die ſtärkſten Ausdrücke aber wendet er an, wenn er von den Jeſuiten ſpricht. Sie ſind ihm, die „Pfaffen, die nur ſich allein was gutes gönnen, wie ſolches jedermann von dieſer Bande weiß"; ſie werden von ihm charakteriſirt als „das bübiſche Geſchlecht, aller Schalkheit voll"; ſie erſcheinen als „Satans höchſter Orden" und müſſen ſich gefallen laſſen, daß man vor ihrer „Hurenſtirn" und ihrem „Schandgehirn" redet.

Aus dieſem Triumphe der gegneriſchen Ueberzeugung erhofft der Autor Segen für ſeine Glaubensgenoſſen. Sein Glaube erſtarkt durch die Verfolgung. Wie er gegen Ende ſeiner Dichtung erzählt, daß das ſchlimme Geſchick der Thorner Glaubensgenoſſen die höchſten proteſtantiſchen Fürſten — er nennt keine Namen, meint aber gewiß den König von Preußen — angeregt habe, die Milderung des Schickſals der Verfolgten zu verſuchen, ſo wünſcht er, daß der Glaubensmuth der Verurtheilten ſeine ſegensreiche Einwirkung auf die der Ruhe Genießenden übe. Daher widmet er der Stadt, die ihm eine zweite Heimath geworden iſt, folgenden Zuruf:

Bekehre dich, Berlin, verbeſſere dein Weſen,
Erſuche deinen Gott, daß er dir gnädig ſei,
Noch haſt du Zeit vor dir, das Beſte zu erleſen,
Sei weiſe, falle nicht verſtockten Sündern bei;
Durch Buße kannſt du Gott verſöhnen und gewinnen,
Sei willig deinem Heil bedachtſam nachzuſinnen.

Um das Kleeblatt voll zu machen, ſchließt ſich an Faßmann und Schönemann der „ſtarke Mann" Eckenberg an, ein ebenſo würdiger Vertreter der Schauſpielkunſt, wie jene ſolche der Wiſſenſchaft und Poeſie, ein nicht unbegabter Hanswurſt, der ſich von ſeinen beiden Collegen nur dadurch unterſchied, daß er

nicht nebenbei noch Professor und Priester, sondern ausschließlich ein Narr war.

Denn an Kunst darf man billigerweise nicht denken, wenn man von „Samson dem Unüberwindlichen" redet.*) Joh. Karl Eckenberg, auch Eppenberg — er führte den Adelstitel, man weiß nicht auf Grund welcher Verleihung, — geb. 1695, gest. 1748, kam 1717 zuerst nach Berlin. Er stellte sich dem Könige in Charlottenburg vor und erhielt wegen seiner damals bewiesenen Stärke und Geschicklichkeit das Privilegium, in ganz Preußen herumzureisen und Vorstellungen zu geben. In Berlin spielte er 1717, 1731—35, 1738 ff. Er trat zuerst im Rathhause auf, dann in Buden auf dem Neuen Markt, in der Breitenstraße über dem Marstall, zuletzt in der Zimmerstraße (Nr. 25) in einem von Eckenberg selbst gebauten massiven Hause. Er war zunächst Akrobat, durch seine Stärke und Geschicklichkeit be-

*) Ueber Eckenberg zwei seltene Quellenschriften, die ich aus Priewe's Antiquariat benutzen konnte: Curieuse Nachricht von Starcken Leuten, Sonderlich dem Anno 1717 in Teutschland bekannt gewordenen sogenannten Starcken Mann, Joh. Carln von Eckenberg. Nebst einem Accuraten Kupffer-Stich, auf welchem das eigentliche Portrait desselben, wie auch ein Abriß derer vor Königen, Chur- und Fürsten, auch andern hohen Standes-, ingleichen vielen tausend Privat-Personen gemachten Proben seiner ungemeinen Stärcke und Geschicklichkeit zu sehen, auch einem nachdenklichen Urtheil einiger berühmten Physicorum und Mathematicorum über erwehnte Proben gemeldter Stärcke. Frankfurt und Leipzig 1721. — Joh. Carl Eckenberg's Abgenöthigte Ehren-Rettung entgegen gesetzt denen von Etlichen Breßlauischen Medicis in der Sammlung von Natur und Medicin- Kunst und Litteratur-Sachen pro Anno 1718 über ihn gemachten falschen Reflectionen, der curieusen Welt zum weitern Nachdenken mitgetheilt, durch den ordentlichen Theatralischen Ausruffer Hans Wurst. O. O. 1723. Mit Eckenberg's Bilde, unterz.: J. C. de Eckenberg Hartzigerodensis dictus Simson, aetatis suae 32 anno 1707, nach J. Harper, gest. von C. A. Wortmann, und 16 Holzschn. — Von neueren Arbeiten die bekannten Schriften von Plümicke und Brachvogel, L. Schneider, J. C. v. Eckenberg, der starke Mann. Berlin 1848. Mannigfache Artikel im „Bär" (1880 fg.). Vgl. A. D. B. V, 609—611. Ferner J. G. Bethman's Bericht 9. Oct. 1733, veröffentlicht von J. Bolte in den „Forschungen zur brand. u. preuß. Geschichte" (1889).

rühmt. Als ſolcher und als Quackſalber gewann er die Gunſt des Königs. Er war ein Prahler; in das Gebiet eitler Prahlerei gehört gewiß auch die von ihm verbreitete Nachricht, er ſtamme aus einem fürſtlichen Hauſe. Er war ein ganz ungebildeter Menſch, der kaum im Stande war, ſeinen Namen zu ſchreiben. Er war ein Betrüger, denn er wußte wohl, daß das Antimonial-Oel, das er gegen Melancholie und Iſchias verkaufte, und die Büchſe, an die man hauchen mußte, um ſich gegen Schlaganfall, Taubheit und Blindheit zu ſichern, nichts anderes heilen konnten als die Schwindſucht ſeines Geldbeutels. Trotzdem war er frech genug, ſich gewiſſer Arcana und der Kenntniß heilbringender Kräuter zu rühmen und gegen Breslauer Aerzte, die ſeine Kurpfuſchereien nicht dulden wollten, zu behaupten, „er ſei im Stande, beſſere Curen zu verrichten, als ſeine Herren Adverſarien“. Das einzige, was er konnte, war, Stärke, Muskelgewandtheit, Raſchheit und Geſchicklichkeit der Bewegung zu zeigen. Betrug lief freilich auch da mit unter, ſei es, daß die Kampfrichter oder die Genoſſen als Mithelfer dabei im Spiele waren. Ging Alles im Ernſte zu, ſo litt der Prahlhans ſchlimme Folgen an ſeinem Leibe oder ſeinen Zähnen. Die Kunſtſtücke, die der moderne Simſon, der, wie er ſich einmal ausdrückt, „von einem hohen Potentaten gewürdiget, ſo genannt zu werden“, in Berlin und in verſchiedenen anderen Städten zum Beſten gab, lernt man aus Abbildungen kennen, die er ſeiner Vertheidigungsſchrift beigab. Es ſind im Ganzen 16 Kraftübungen: Heben ſchwerer Laſten, Männer und Pferde, ſelbſt eines zwanzig Centner ſchweren Geſchützes mit Hand oder Leib, Feſthalten eines Stockes mit den Zähnen, den zwei Perſonen mit aller Kraft nicht fortreißen können, Biegen von Tellern, Nägeln, Münzen. Solch unpoetiſche Beſchäftigungen fanden durch Eckenberg ſelbſt oder durch einen ebenbürtigen Geiſtesgenoſſen Verherrlichung in deutſchen Verſen. Man möchte es für überflüſſig halten, derartige Ausgeburten kindiſcher Selbſtbeſpiegelung oder naiven Anſtaunens übermäßiger Körperſtärke zu regiſtriren;

aber zur Charakteriſtik dieſer ganzen Periode, welche die Thaten bewunderte und an den Verſen keinen Anſtoß nahm, mögen wenigſtens vier dieſer Strophen mitgetheilt werden. Sie lauten:

Den Amboß auf der Bruſt hab ich allhier getragen,
Zwey Schmiede-Knechte auch ein Eiſen-Staab durchſchlagen;
Er nicht gehalten wird, ſo wie der Momus ſpricht,
Vielweniger es mir an Athem dann gebricht.

Zwey Pferde angeſpannt mit ſtarker Macht getrieben
Von hinten rücken thu nach eignem Sinns Belieben,
Man ſpricht: Sie ziehen nicht mit ihrem Vorderbug,
Doch! wann ihr's habt geſeh'n, red't dann mit beſſ'rem Fug.

Ein Daumdick-ſtarkes Seil woran ſonſt Pferde ziehen
Zerreiß ich mitten durch; ohn ſonderlich Bemühen.
Es iſt nicht eingebeitzt, auch nicht von Werg gemacht.
Sondern von gutem Hanff. Nimm Läſtrer Dich in acht.

Die Bank ſechs Ellen lang im Munde wird gehoben,
August der Pohlen Zierd' die That hat müſſen loben.
Mit Eiſen ſelbige gantz umbeſchlagen war
Ich hub ſie, Dir zum Trotz, verruchtes Spötter-Paar.

Ein ſolcher Mann wurde 1732 kraft eines königlichen Edicts Hof-Comödiant und 1735 Leiter der Aſſembleen. Zu den letzteren bedurfte er freilich in geringerem Grade geiſtiger Befähigung als geſchickter praktiſcher Thätigkeit. Es handelte ſich dabei einfach um eine Art Club, an dem ſich die fremden Geſandten, die Miniſter und die erſten Beamten betheiligten. Nach einer königlichen Verordnung vom 7. Januar 1733 waren es 24 ausſchließlich adlige Herren, welche ſich verpflichteten, jährlich 30 Thaler zu zahlen und dafür das Recht haben ſollten, den ganzen Winter hindurch zweimal wöchentlich, Dienſtag und Freitag, im Fürſtenhauſe, das ſich an der Ecke der Kurſtraße und des Werderſchen Markts gegenüber der Mündung der Jägerſtraße befand, zuſammenzukommen, Kaffee, Thee, Chokolade und Limonade zu genießen und Karten zu ſpielen. Eckenberg hatte außer für die Getränke auch für Licht, Heizung und Muſik zu ſorgen. Die Nichtmitglieder hatten 8 Groſchen Ein-

trittsgeld, 16 Groſchen Kartengeld zu bezahlen und außerdem eine Extravergütung für die von ihnen genoſſenen Getränke zu geben. Kapitäns und Subalterne ſollten aber von allen Beiträgen und Koſten befreit ſein. Da die Geſellſchaft in Flor kam, nicht etwa bloß eine Verſammlungsſtätte für Offiziere wurde, die ſich umſonſt vergnügen wollten, ſo mußte ſie, wie man aus den mitgetheilten Zahlen leicht erkennt, eine treffliche Einnahmequelle für den Schauſpieldirector werden. Zugleich aber wurde dieſer zum Gaſtwirth herabgedrückt. Hatte das, was er gewöhnlich trieb, mit wahrer Kunſt höchſtens den Namen gemein, ſo konnte die Rolle eines Kaffeewirthes ihm gewiß keine hervorragende, wirklicher Kunſtübung entſprechende ſoziale Stellung verleihen.

Dem wirklichen Theater war der König ebenſo wie der Litteratur abgeneigt. Ging die Abneigung gegen dieſe aus bureaukratiſchem Inſtinkt hervor, ſo entſprang der Widerwille gegen jenes religiöſen Motiven. Wie die Pietiſten erklärten, durch den Beſuch der Comödien von Gott abgekehrt zu werden, ſo meinte auch der König, beim Anhören von Gottes Wort an jene Poſſen erinnert zu werden, und erklärte, „wo ich zu befehlen habe, da kanns ich nicht verſtatten und dadurch autoriſiren, denn ſo würde ich ſchuldig an allem Böſen, was dadurch geſchieht“.*) Daher erneuerte Friedrich Wilhelm I. 1715 das Verbot ſeines Vaters wider „Komödianten, Harlekine, Marktſchreier“ und verſchärfte dasſelbe 1728. Auch dramatiſche Aufführungen der Schüler wurden verboten. Die nach dem Tode des Königs Georg I. engagirten hannövriſchen Hofcomödianten (1727) wurden einfach wieder zurückgeſchickt, trotz der 800 Thaler Reiſe- und Entſchädigungskoſten, die ihnen zu zahlen waren.**) Derſelbe König aber, ſei es in einer unberechenbaren Laune, ſei

*) Vgl. des jungen Francke Aufzeichnungen über einen Beſuch beim Könige bei Kawerau, Aus Halles Litteraturleben, Halle 1885, S. 289.

**) Vgl. über Schulen: P. V. Rachè, Die deutſche Schulcomödie, Lpz. 1891, S. 32. Theater: Faßmann I, 962.

es mit einer bei ihm vorkommenden grausamen Ironie gegen jede wahre Kunst, stattete 1732 Eckenberg, als er ihn zum Hofcomödianten ernannte, mit allerlei Privilegien aus.

Was durch ihn und sonst in jener Zeit von theatralischen Genüssen dem Berliner Hof und Publicum geboten wurde, beschränkte sich, abgesehen von gelegentlichen Marionettenspielen und Guckkastenbildern, auf einzelne Opern und italienische Comödien mit den stehenden Typen: Harlekin, Pantalon, Brighello und wenigen diesen entsprechenden weiblichen. Von wirklichen Dramen, die durch Eckenberg aufgeführt wurden, werden drei: Thomas Morus, Pygmalion, Titus Manlius oder: Der Edelmann in der Stadt genannt; auch eine Tartuffe-Aufführung ist bezeugt. Nur eines derselben begegnet auch sonst*); es wird als „römische Hauptaction" bezeichnet, mit dem Titel: „Die genaue Handhabung der Gerechtigkeit, dargestellet in dem Bürgermeister Tito Manlio". Ueber Inhalt und Art der Stücke sind wir jedoch gar nicht unterrichtet. In den Lustspielen wurde nach einem zeitgenössischen Bericht gelegentlich die Sucht, die Franzosen nachzuahmen, gegeißelt, wie dies ja, trotz aller Vorherrschaft der Franzosen in Geschmackssachen, auch sonst üblich war: 1734 wurde die „auf die Franzosen gemachte neue Pièce" aufgeführt: „Der anfangs hitzige und geistsprühende (?) zuletzt aber mit Schlägen abgefertigte französische Marquis"; möglicherweise lag diese Tendenz auch in der „durch und durch lustigen Hauptaction" (1728 oder 1733 ?) vor „Der verliebte Franzos in Sachsen", obgleich der erhaltene Theaterzettel nur eine gewöhnliche Hanswurstcomödie vermuthen läßt.

Gespielt wurde im alten Berliner Rathhaus**), wofür der Magistrat täglich 16 Groschen Kämmerei-Gebühren erhob. Aber auch im Schloß, im Stallplatz (dem alten Marstallgebäude), in Marktbuden, gelegentlich auch auf provisorischen, von einem vor-

*) E. Mentzel, Gesch. d. Schauspielkunst in Fft. a. M. S. 460.

**) Mittheilungen des Archivars Clauswitz. Bericht in Ffter kl. Chronik 5. Juli 1889.

nehmen Privatmann errichteten Bühnen wurden Vorſtellungen gegeben. Von einem ſtehenden, täglich geöffneten Comödienhauſe war ebenſowenig die Rede wie von einer dauernd in Berlin domicilirenden Truppe. Selbſt Eckenberg ſpielte nur ab und zu; auch nicht täglich, ſondern nur Montag bis Freitag; der Sonntag war natürlich ausgeſchloſſen, der Sonnabend möglicherweiſe als Vorbereitung zum Sonntag. Oft genug fielen auch ſonſt die Vorſtellungen aus: Eckenberg ſagte die Vorſtellung ab, ſobald die Einnahmen nicht elf Thaler erreichten; bei den gelegentlich erſcheinenden Wandertruppen kamen, wie aus ihren Geſuchen an die Kämmerei hervorgeht, Ausfälle vor „wegen des ſtarken Ungewitters, Krankheits halber, wegen des eingefallenen Bußtags, wegen des Michaelisfeſtes, weil er vom Buchdrucker keine Zettel erhalten". Die Preiſe waren ſehr mäßig, zwiſchen 2 bis 8 Groſchen. Die Vorſtellungen begannen meiſt um 5 Uhr. Ebenſowenig wie die Stücke verdienen die damals zu Berlin thätigen deutſchen Schauſpieler eine beſondere Beachtung; höchſtens mag A. Weidner aus der Schar der Unbedeutenden hervorgehoben werden.*) Bedauernswerthe Menſchen, klägliche Leiſtungen, jammervolle Stücke, — in dieſe Schlagworte läßt ſich wohl das Urtheil über das damalige Theater zuſammenfaſſen. Daher war der Epilog durchaus angemeſſen, den eine Berliner Zeitung**) der heimgegangenen Theaterepoche widmete: „Der Abſcheu war gerecht, welchen man bisher gegen die Schaubühne und gegen die ſogenannten Comödianten gehabt hat. Wie wäre es möglich, daß ein vernünftiger Mann ſich entſchließen könnte, einen Ort mehr als einmal zu beſuchen, wo lauter Thorheit und Niederträchtigkeit herrſcht und wo man öfters in zehn Minuten zwanzig Zoten höret."

*) Die Nennung des ſpäter bekannten Schauſpieldirectors Schönemann beruht auf Verwechſelung. A. D. B. XXXII, 289.

**) Spenerſche Zeitg. 1742. Nach Genée, Lehr- und Wanderjahre, 366.

Der dürftigen litterarischen Kost entprechend, welche die Berliner Gelehrten, Schriftsteller, Theaterleiter ihrem Publikum reichten, waren auch die Zeitungen oder richtiger die Zeitung. Denn wirklich gab es damals nur eine, einen wirklichen Text enthaltende Zeitung.*) An die Stelle der dürftigen Zeitungsversuche, die während des 17. Jahrhunderts in Berlin existirt hatten, seit 1658 die „Berlinische einkommende ordinäre Postzeitungen", seit 1677 „Postillon" und „Fama", von denen sich kaum die dürftigste Kunde erhalten hat, war die „Berlinische privilegirte Zeitung" getreten, die, nach den späteren Besitzern, kurz die „Vossische" genannt wird. Nach dem Buchdrucker Lorenz hatte nämlich J. A. Rüdiger, 18. Febr. 1721, ein Privilegium erhalten, das am 11. Febr. 1722 erneuert wurde. Das merkwürdige Privileg, mit dem die Berliner Zeitungsgeschichte anhebt, beginnt mit den Worten: „Nachdem Wir dem hiesigen Buchhändler Johann Andreas Rüdiger auf sein beschehenes allerunterthänigsten Ansuchen und Erbiethen: Daß er die Geschichte der im Haag massacrirten beiden Gebrüdern de Witten auf seine Kosten aus dem Holländischen ins Hochteutsche übersetzen und mit allen dazu gehörigen Kupfern fordersamst drukken lassen, allergnädigst permittiren und erlaubet, die Berlinischen Zeitungen und was dazu gehörig, auch dessen, was bei Feld-Schlachten, Krieges- und Friedens-Läuften passiren und vorgehen möchte, nebst allen dabei vorkommenden Relationen, Friedens-Commercien und dergleichen Tractaten, auch was sonst denen Zeitungen anhängig, gegen Erlegung eines jährlichen Canonis von Zweihundert Thaler in Unsere Recruten-Casse, privative zu drucken und zu verkaufen, auch vermittelst zweier von Uns eigenhändig unterschriebenen Verordnungen vom 18ten Februar 1721 und 8ten hujus das gehörige Privilegium auf Ihn und

*) Eine Geschichte des Berliner Zeitungswesens ist ebensowenig geschrieben wie die Geschichte einer einzelnen, der Vossischen Zeitung. Material dazu bietet H. Kletke: Die Vossische Zeitung. Ein Rückblick. Zum 23. Febr. 1872. (Voss. Ztg. 1872, Nr. 45, 2. Beibl.)

seinen Erben darüber auszufertigen, allergnädigst befohlen." Es gebietet ferner dem Buchdrucker, die „ordinären und extraordinären" Zeitungen fleißig zu corrigiren, um billigen Preis zu verkaufen und zwölf Exemplare, vor der Ausgabe, in die Geheime Canzlei und in das Lehnarchiv zu übersenden. Man erkennt daraus, daß Zeitungs- und Brochüren-Druck und Verlag verbunden waren. Das mehrfach hervorgehobene „privative" bedeutet sowohl den Gegensatz zum Amtlichen als Beschränkung des Oeffentlichen.

Einen irgendwie litterarischen Theil hatte diese Zeitung nicht. Aus gelegentlichen Anzeigen entnimmt man nur, was etwa damals gelesen wurde. Auf merkwürdige Zustände weist die Notiz hin, das Buch „Die edle Perle" (s. oben S. 203) sei nicht, wie irrthümlich gemeldet, zur Censur gebracht worden; Jablonski und Roloff seien nun beauftragt, dieses ohne Censur gedruckte Buch zu examiniren. Die Buchhändleranzeigen sind meist theologischen Büchern gewidmet; doch begegnen auch manchmal die Leipziger Wochenschriften „Der Biedermann", „Die vernünftigen Tadlerinnen"; Picander's Gedichte, die damals ähnlichen Beifall fanden wie manche modernen Eintagsfliegen; Erasmus Franciscis gelehrte Sammelsurien, mit ihrer Bevorzugung des Teuflischen und Grauenhaften; einzelne politisch-historische Schriften, z. B. „Beschreibung der Festung Gibraltar und des augenscheinlichen Vortheils, welchen England aus dem bevorstehenden Kriege zieht, namentlich was die Handlung betrifft". Manchmal finden sich kleine Notizen über litterarische Vorkommnisse. So wird der im Alter von 85 Jahren erfolgte Tod des berühmten Mathematikers Newton berichtet; das Erscheinen von Moncrif's Buch über die Katzen wird angezeigt mit dem Zusatze: „Wenn man von allen Thieren dergleichen schreiben wollte, würde man bald eine ganze Bibliothek zusammenbringen".

Von Anfang an zeigte die Zeitung Seltsamkeiten, welche sie Jahrzehnte lang behielt: zunächst einen außerordentlich dürftigen, ja schäbigen Charakter; schlechtes Papier, elenden

Druck; sodann den Charakter eines Notizenblattes, ohne bestimmte politische Färbung und erkennbare Gesinnung; endlich die peinliche Fernhaltung der inneren Politik, absichtliches Verschweigen alles rein Berlinischen. Von dem Inhalt einer solchen Zeitung läßt sich kaum reden; nur wenige Notizen mögen zu ihrer Charakteristik zusammengestellt werden.*) Sprachen die Zeitungsschreiber auch von selbst nicht über innere Angelegenheiten, so wurden sie manchmal zur Mittheilung von Actenstücken benützt, da es ja keinerlei Amtsblatt gab und die später beliebte Methode, officielle Schriftstücke in Flugblättern oder Brochüren zu veröffentlichen, noch nicht eingeführt war. Gelegentlich begegnet ein officiöser Ton. Die Meldung von dem Tode des Königs Georg von England schließt mit den Worten „und ist Dero glorwürdigste Regierung aller Welt bekannt. Wie schmerzlich unser allergnädigster königlicher Hof dieses Absterbens wegen betrübt sei, ist leicht zu erachten und ist deswegen die tiefste Trauer im ganzen Lande angeordnet worden." Im Gegensatz zu solch bestimmten positiven Angaben liebt es sonst die Zeitung, geheimnißvoll in Andeutungen zu reden. Fast in jedem Blatte treffen wir auf Aeußerungen wie die folgenden: „Nachdem dem Parlament ein gewisses von einem sichern von hier gegangenen fremden Minister hinterlassenes Memorial vorgelegt" oder: „Es ging die Rede, als ob einem gewissen und wohlbekannten General nächstens das Obercommando über alle hessische Truppen deferirt würde" oder: „Eine gewisse Nonne von Rochelles suchet ihres Klostergelübdes entbunden zu werden". Diese Geheimnißthuerei wird aber auch auf preußische Verhältnisse, auf den König selbst angewendet. So heißt es z. B., daß der von einem „gewissen König" (eben Friedrich Wilhelm I.) in Sachen der durch die Jesuiten in Thorn getödteten Protestanten gefaßte Beschluß gedruckt worden sei. Oder mit Bezug auf dieselbe Sache wird aus

*) Für das Folgende ist zumeist der Jahrgang 1727 benutzt. Einzelnes aus dem Jahrgang 1725.

Danzig geſchrieben: „Weil ein gewiſſer König die Angelegenheiten der Proteſtanten insgemein und derer von Polniſch-Preußen insbeſondere ſehr zu Herzen nimmt, ſo hat man Urſach zu hoffen, daß man daſelbſt aufhören werde ſelbige zu unterdrücken“. Die ſogenannten Correſpondenzen aus deutſchen Städten — ſogenannt, weil ſie gewiß zumeiſt Auszüge aus fremden Zeitungen ſind, die im Berliner Redactionsbureau angefertigt wurden — ſind zumeiſt vermiſchte, nicht politiſche Nachrichten, Chronik der Tagesvorgänge, Mittheilungen aus dem Leben der fürſtlichen Familien, hauptſächlich aber Notizen über Unglücksfälle, Räubereien, Hinrichtungen und dergleichen. Die ganze Kleinlichkeit der Reichszuſtände wird klar aus einer Correſpondenz, in der es heißt, Trier, Köln und Pfalz beklagen ſich, daß der König von Dänemark ſie in einem Schreiben „Hochwürdige, Durchlauchtige“ titulirt habe, ſie würden von nun an keinen Brief mehr annehmen, auf dem nicht „Hochwürdigſte, Durchlauchtigſte“ ſtehe. Mit welcher Wichtigkeit man ſelbſt die kleinſten Hofgeſchichten aufnahm, zeigt ſich aus einer Tübinger Correſpondenz, die erzählt, der Kurfürſt mit dem Prinzen ſei dort drei Wochen zum Jagen geweſen; bei dieſer Gelegenheit habe der Oberſtallmeiſter von Berga „ein Pferd geritten ohne Sattel, bloß auf einer Decke und nur einen Bindfaden im Maul, im Schritt, Galopp, Demivolte, changirt, dann in Radop, Courbette und dann parirt; einem andern die Zügel auf den Hals gelegt in den obigen Schulen geritten, auch einen Tractat herausgegeben von einer ganz neuen Methode, Mann und Pferd mit leichteſter Mühe zu unterweiſen, auch die allerwildeſten“. Mit noch größerem Intereſſe las man jedoch Wundergeſchichten etwa von einem „ſchrecklichen Meerfiſch, der bei Lindos in Griechenland gefangen, ſo in der Größe wie ein Kameelthier war“, oder Unglücksfälle und Hinrichtungen. Ein Bericht aus England meldet, daß Jemand in effigie gerädert wurde; in einer Correſpondenz aus Hannover wird erzählt, eine Frau ſei gehängt worden, worauf es heißt, „weil ſolches beinahe in 80 Jahren

allhier nicht geschehn, so ist die Menge der Zuschauer unglaublich gewesen". Will man bei einem derartig kläglichen Organ der öffentlichen Meinung von einem Standpunkt sprechen, so kann man höchstens einen protestantischen constatiren. Dieser tritt hervor in der vielfachen Erwähnung der protestantischen Beschwerden im Reich, in mancherlei kleinen Sticheleien gegen Katholicismus und Papstthum. Einmal findet sich sogar eine nüchterne aufklärerische Wendung. Aus Lublin wird geschrieben, daß aus dem rechten Auge eines am Crucifix hängenden Heilands ein paar Tropfen geflossen seien; nachdem man dasselbe aber in eine Kapelle gebracht habe, sei nichts mehr verspürt worden, „woraus zu schließen, daß die Feuchtigkeit des Ortes solche Tropfen causirt und also die Hoffnung zu einem vermeinten Wunderwerk zu Wasser geworden".

Inserate

Sowenig wie aus dem Text erfährt man auch aus den Inseraten, was in Berlin geschah. In einigen Jahren finden sich Listen der Getrauten, Geborenen, Gestorbenen, nach den einzelnen „Städten" und den in denselben belegenen Kirchen geordnet. Ferner ersieht man, daß das Lotteriespielen schon damals die Berliner lebhaft beschäftigte. Eine preußische Staatslotterie gab es nicht; wohl aber wird eine Utrechtsche, Crossensche, Stielersche, Französische Waisenhaus-Lotterie angeboten. In einer derselben bestehen die Gewinne in Uhren und Silbergegenständen; die Hauptgewinne der anderen schwanken zwischen 600 und 800 Thalern; bei der letztgenannten Lotterie gab es 4300 Loose, darunter 1075 Gewinne, der niedrigste zu 3 Thalern. Die übrigen Annoncen betreffen vielfach Unterrichtsanerbietungen, Weinverkäufe. Moseler, Wertheimer, guter Frankenwein kosteten (das Quart) 5 bis 8 Groschen, Burgunder 9, Pontac 10, Hochheimer 14 Groschen, wobei man immer unterschied „mit oder ohne Flasche"; Tokaier dagegen die Flasche 1 Thaler 8 Groschen. Unter den übrigen Verkaufsanerbietungen mag hervorgehoben werden, daß der königliche Hofmedicus Essinger Schweizer Käse das Pfund zu 6 Groschen verkaufte. Ein anderer Beamter

zeigte eine Vermiethung folgendermaßen an: „Es ſind am neuen Markte drei wohl aptirte Läden zu vermiethen. Wer noch dazu Beliebung trägt, wolle ſich bei Herrn Hofrath Simon in der Spandauerſtraße melden.“

Brachte alſo die Voſſiſche Zeitung auch, von Anfang ihres Beſtehens an, Anzeigen — freilich ſelbſt verhältnißmäßig nicht entfernt ſo viel wie heutzutage — ſo genügte dies doch nicht, um alles zu wiſſen Nöthige dem Publikum bekannt zu machen, beſonders auch die amtlichen und polizeilichen Bekanntmachungen zu veröffentlichen. Zu dieſem Zwecke war die Schaffung eines wirklichen Anzeigeblattes nöthig. Auch hier, wie bei allem Praktiſchen, griff der König ſelbſt ein. Der Stadt der Intelligenz, wie man ſo oft ernſthaft und ſpöttiſch ſeither die Reſidenz genannt hat, wurde ein ſolches Anzeigeblatt der täglichen Bedürfniſſe, des praktiſch Nothwendigen als Intelligenzblatt ſervirt. Am 21. Januar 1727 brachte die Voſſiſche Zeitung folgendes Inſerat: „In der königlichen General-Poſtamts-Canzlei, hernach aber in dem zu meldenden Adreß-Comptoir iſt zu haben: Umſtändlicher ausführlicher Bericht von einem unter Sr. Königl. Maj. in Preußen, Unſeres allergnädigſten Königs und Herrn höchſten Approbation auf deren Spezialbefehl in dero Reſidenz Berlin einzuführenden gemeinnützlichen Werke, welches wöchentlich unter nachſtehendem Titel ſoll publicirt werden: Wöchentlich Berliner Frag- und Anzeigungsnachrichten von allerhand in und außerhalb der Stadt zu kaufen und verkaufen, zu verleihen und lehnen vorkommenden, auch verlorenen, gefundenen und geſtohlenen Sachen, ſo dann Perſonen, welche Geld lehnen oder ausleihen wollen, Bedienung oder Arbeit ſuchen oder zu vergeben haben, auch ſondere Nachrichten von Fuhrleuten, Reiſenden, Verheiratheten, Geborenen und Geſtorbenen auch dem wöchentlichen marck-gängigen Preiſe des Getreides.“ In einer ſpäteren Nummer wurde gemeldet, daß „das königliche Adreß-Comptoir wegen des Intelligentzwerkes eingerichtet ſei“. Vom Februar an erſchien das Intelligenzblatt wöchentlich am Dienſtag; es

dauerte lange, bis es ſich in ein tägliches Anzeigeblatt verwandelte.

„Friedrich Wilhelm I. machte den großartigen künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen ſeines Vaters ein jähes Ende.“ Mit dieſen Worten eines neueren Kunſthiſtorikers*) kann man treffend die Stellung des neuen Königs zur Kunſt bezeichnen. Viele Künſtler zogen aus Furcht vor dem neuen König, der ſie nicht kannte, aus Berlin fort. Viele Kunſtwerke, Koſtbarkeiten, Edelſteine wurden verkauft.

Denn er hatte, obgleich oder weil er in tormentis pinxit, für die Kunſt keinen Sinn. Ihm, der Alles ausſchließlich vom Nützlichkeitsſtandpunkte betrachtete, konnte die Kunſt nichts bieten. Daher war es ſeinem Standpunkte völlig angemeſſen, daß er die der Akademie gewährten jährlichen 1000 Thaler auf 300 herabſetzte, und daß er für die der Akademie eingeräumten, über dem Marſtall belegenen Zimmer eine Entſchädigung beanſpruchte. Da er Maler und Bildhauer nicht ſo nutzen konnte wie die Pferde, ſo war es nur billig, daß er ſich von ihnen bezahlen ließ. Es war merkwürdig genug, daß er auf dringende Bitten der Akademie, die bei ihrem geſchmälerten Einkommen die geforderte Summe nicht zahlen konnte, ſeine Anſprüche bald aufgab. Berufen wurde von ihm, wie man aus dem Verzeichniß bei Nicolai erſehen kann, kein Künſtler; diejenigen, die noch von früher da waren, mußten ſich mit Privataufträgen begnügen; Manche zogen es vor, Berlin zu verlaſſen. Die Einzigen, die noch vor ſeinen Augen Gnade fanden, waren die Baumeiſter.

Dieſelbe Abneigung wie gegen alles Künſtleriſche zeigte Friedrich Wilhelm I. auch in ſeinem Verfahren gegen die durch ſeinen Vater und Großvater zuſammengebrachte Münzſammlung, gegen die Antiken, welche die Freude der Früheren geweſen

---

*) P. Seidel, Die Herſtellung von Wandteppichen in Berlin; Jahrbuch d. preuß. Kunſtſamml. XII, 193fg.

waren. So lange ſie nicht nutzbar gemacht wurden, hatten ſie für ihn keinen Werth. Daher ließ er mehr als dreihundert Medaillen einſchmelzen und übergab an Auguſt II. von Sachſen viele Antiken, darunter 36 Marmorwerke, eine große Anzahl prächtiger Porzellanvaſen gegen 2 Dragonerregimenter. In dieſer nüchternen Seele war kein Raum für die Bewunderung antiker und moderner Schönheit, und während er die Augen an prächtigen Soldaten weidete, von denen er ſich auch praktiſchen Vortheil verſprach, ließ er ohne Bedauern Schätze fahren, an denen noch ſpäte Enkel ſich erquickt und erhoben hätten.

Merkwürdigerweiſe ſuchte derſelbe Fürſt, der vieles, was in die Augen ſprang, überſah, gerade das, wozu ein feineres Kunſtverſtändniß gehörte, nämlich franzöſiſche Kupferſtiche. Und wie eine derartige Seltſamkeit bei dieſer widerſpruchsvollen Natur kaum überraſcht, ſo darf auch nicht Wunder nehmen, daß gerade er, der auf ſein Aeußeres kein Gewicht legte, weil er ja auch nicht eben ſtolz darauf zu ſein Urſache hatte, ſich gern malen ließ und dieſe ſeine Bilder bereitwillig verſchenkte.

Ebenſo gern gab er die Zeichnungen und Bilder fort, die er ſelbſt verfertigte. Denn er malte in ziemlich handwerkmäßiger Art, zu feſtgeſetzten Zeiten, wie er alles maſchinenmäßig that, nachmittags, unmittelbar nach Tiſch, zu der Stunde, in der er die höheren Offiziere zur Entgegennahme der Parole erwartete, oder zu Zeiten, da er von ſeinen Schmerzen geplagt wurde und durch das Malen die Schmerzen lindern oder den Schlaf, der ihm während des Tages unerwünſcht war, verſcheuchen wollte. Er malte Porträts der Hofgeſellſchaft oder der Bauern, die zu dieſem Zweck herbeigeholt wurden. Manchmal gebrauchte er ſeine Kunſt zu derben Späßen. Zu dieſen gehörte, daß er einem Miniſter, der zur Belohnung für eine hervorragende Leiſtung den Schwarzen Adler-Orden erbat, eine ſaubere Zeichnung dieſes Ordens zuſchickte, oder daß er an einen anderen hohen Beamten zur Antwort auf deſſen Frage, was den Advocaten geſchehen ſollte, die durch Potsdamer Grenadiere eine

Bittſchrift an den König gelangen ließen, die Zeichnung eines Galgens ſandte, an dem ein Advocat und ein Hund aufgehängt waren.

Wie über Wiſſenſchaft, ſo hatten ſich auch über Kunſt die Anſichten völlig verkehrt. An Leibniz' Stelle herrſchten Narren; Schlüter's Name und Ruhm ſchien dem Verderben geweiht. Für die damals herrſchende Auffaſſung charakteriſtiſch iſt ein Wort von Pöllnitz (Mémoires I, 17 fg.), Schlüter's Arbeiten (es handelt ſich hauptſächlich um den Schloßbau) ſeien mit unproportionirten Zierrathen überladen; Eoſander habe Schlüter's Plänen folgen müſſen, könne alſo, wenn ihm nicht Alles geglückt ſei, wenigſtens eine Ausrede anführen; Bodt ſei weit geſchickter geweſen; Alles, was er gemacht, ſei zwar einfacher, aber größer, edler und vollkommener.

Nur in einer Beziehung ſchien es, als ob der ſonſt ſeinem Vater ſo unähnliche Sohn gleich Jenem handeln würde. Denn wie Friedrich eine ſeiner vornehmſten Regentenpflichten darin geſehen hatte, ſeinen Vater durch ein großartiges Standbild zu ehren, ſo wollte auch Friedrich Wilhelm das Andenken an ſeinen Vorgänger durch Künſtlerhand feſthalten laſſen.*) In ſeinem Auftrag entſtand wohl die Radirung von Peter Schenk (1645 bis 1715) König Friedrich I. auf dem Todtenbette und Eidesleiſtung für den neuen König am 25. Februar 1713. Der Künſtler, den eine Inſchrift auf ſeinem Selbſtporträt als magni nominis apud Batavos sculptor bezeichnet, hat ſich durch dieſes Werk keinen berühmten Namen erworben. Es iſt eine froſtige Darſtellung eines leeren Ceremoniells, die weder das Feierliche noch das Rührende zum Ausdruck zu bringen vermag: die meiſten Umſtehenden ſehen aus, als wenn ſie zu einer Schauſtellung herbeigerufen wären; ein Hofmann, nicht der junge König, der

*) Von dem Grabmal getuſchte Zeichnung 1713 im Hohenzollernmuſeum; Abbildung im „Bär" Jahrg. 17 Nr. 42 S. 524. Daſ. S. 525 die im Texte erwähnte Radirung. Vgl. die Notiz daſ. S. 530. Ueber Schenk A. D. B. XXXI, 56.

ein langes Tuch an das rechte Auge führt, macht nur den Eindruck von theatraliſcher Poſe, nicht wirklicher Rührung. Eine zweite Zeichnung galt einem ältern Werke: dem nach dem Tode der Sophie Charlotte gearbeiteten Sarkophag der Verſtorbenen im Berliner Dom. Ein prächtiges Werk Schlüter's — der Guß iſt von Johann Jacobi ausgeführt — mit ſeinen ſchönen Zierrathen der Prachtliebe des Hingegangenen wohl entſprechend, mit ſeinen beſtändigen Wiederholungen des königlichen Namenszuges und der Herrſcherinſignien an die Freude des Monarchen über ſein Reich gemahnend. Am Kopfende des Sarges halten zwei Frauen Wacht, die zu Häupten des Entſchlafenen ein Bild ſeines koſtbarſten Schatzes befeſtigen, ſeiner Gattin Sophie Charlotte. Am Fußende ſitzt ein trauerndes Weib, mit den Händen das Antlitz bedeckend, in ihrer ganzen Geſtalt, wenn auch die Geſichtszüge nicht erkennbar ſind, tiefes Weh ausdrückend. Der Todesengel, mit kindlich-fröhlichem Ausdruck im Antlitz, ſpielt neben ihr, nicht ahnend, welches Unglück er angerichtet hat.

An einem Zweige künſtleriſcher oder kunſtgewerblicher Thätigkeit läßt ſich am beſten das Schickſal von Kunſt und Künſtlern aufweiſen. Die Herſtellung koſtbarer Wandteppiche hatte unter Friedrich I. einen großen Aufſchwung genommen. Am Anfang der neuen Regierung wurden 168 Teppiche dem Inhaber der Manufactur Jean Barraband für 1100 Thaler verkauft, eine Summe, welche ihm bei Lieferung neuer Arbeit abgezogen werden ſollte. Eine derartige Lieferung ſcheint ſelten eingetreten zu ſein; man weiß von einem Teppich, der 1725 übergeben wurde, mit der Darſtellung des kürzlich verſtorbenen engliſchen Feldherrn Marlborough. Wie ſehr ſich die Zeiten geändert hatten, ſah man in dem geforderten und gewährten Preiſe. Der Lieferant forderte 30 Thaler für die Quadratelle, die Akademie, um ihr Gutachten gefragt, ſchlug 16 vor, der König bewilligte 23.

Die auf dieſem Teppich gewählte Darſtellung ſcheint nicht die übliche geweſen zu ſein. Vielmehr iſt uns bekannt, daß bei anderen die Sage von der Pſyche, die Geſchichten von Helena

und dem Brand von Troja, Scenen aus Don Quixote und aus Molières Comödien, bei noch anderen Blumen und Fruchtstücke, Wälder nach Watteau gewählt waren. Daß alles dieses unberücksichtigt blieb, statt dessen eine geschichtliche Persönlichkeit genommen wurde, zeigt den nüchternen Sinn, der auch bei solchen Bestellungen den König leitete.

Die Unterstützungen, welche von Seiten des Königs diesem Kunstgewerbe gewährt wurden, waren, trotz der Zuwendung einiger tausend Thaler aus den Jahren 1733—1739, nicht vermögend, dasselbe zu erhalten. Chr. Vigne, der sich (1720) mit Barraband verbunden, nach dessen Tode die Hälfte seiner Pension erlangt und die Leitung des Geschäfts selbständig übernommen hatte, konnte trotz vieler Reisen, die er unternehmen ließ, trotz der Herbeiholung kunstfertiger Arbeiter aus fremden Ländern die Fabrik nicht stützen. Er äußerte daher den Plan, seine Fabrik von Berlin fortzuverlegen, und stellte den Antrag, der König möge jährlich eine bestimmte Summe zu Ankäufen aus seiner Fabrik verwenden. Zu diesem Antrage kamen später die weiteren, dem Fabrikanten eine Prämie für die nach auswärts verkauften Teppiche zu gewähren, die von dem Ausland eingebrachten dagegen mit einem hohen Einfuhrzoll zu belegen. Die Anträge wurden, obwohl sie der Politik des Königs entsprachen, nicht bewilligt; der Plan einfach dadurch gehindert, daß Vigne bei Strafe der Confiscation seiner Güter das Verlassen des Landes verboten wurde.

Durch solche Gewaltmaßregeln konnte man einer geschädigten Industrie nicht aufhelfen. Friedrich der Große sühnte auch in dieser Beziehung die Schuld seines Vaters. Wenigstens zeigte er den guten Willen zu helfen, obgleich die Hülfe zu spät kam. Er gewährte Unterstützungen, gab die Erlaubniß zu einer großen Lotterie, als deren Hauptgewinne Geld und Teppiche ausgesetzt wurden, forderte, freilich ohne sonderlichen Erfolg, die Provinzialregierungen energisch auf, die Lotterie zu unterstützen, und wies seine Gesandten an, für Verkauf der Teppiche thätig zu sein.

Neuntes Kapitel.

Sittlich-ökonomische Zustände.

Wenn auch bei den Grenzen, die diese Arbeit sich steckt, von einer Geschichte der Verwaltung und Verfassung abgesehen werden muß, weil in ihr nicht die Bürger, sondern königliche Beamte thätig waren, so muß doch der Versuch gemacht werden, Einzelnes aus dem Leben und Treiben dieser Städter zu erzählen, Helles und Dunkles aus den bürgerlichen Zuständen jener Tage aufzuzeigen.

Freilich läßt sich das Leben eines Bürgers jener Zeit aus den vorhandenen dürftigen Quellen kaum schildern; bei einem, der sich um Berlin sehr verdient gemacht hatte, soll der Versuch gewagt werden.

Stanislaus Rücker*) (geb. 17. Dec. 1649, gest. 14. April

*) Das Vermächtniß der Jünger Christi, bey der Nachfolge ihres Herrn: Leichenpredigt (bei der Beerdigung) Stanislaus Rücker's, Weiland Acciſedirectors und Ratmanns dieſer Königlichen Reſidentz, auch Deputirten bey hieſigem Armen-Weſen, gehalten von Mich. Roloff, Conſiſtorial-Rath und Probſt. Berlin bei Johann Grynaeus 1734 Fol. (G. L. St.) Leichenpredigten auf Berliner Bürger aus dem erſten halben Jahrhundert der hier behandelten Culturgeſchichte gibt es freilich genug; die meiſten aber ſind weitſchweifige Salbadereien, aus denen man ſelten mehr als Geburts- und Todesjahr des Geprieſenen entnehmen kann, höchſtens noch mit einem Anhange von Gedichten, welche Anhänglichkeit und Talentloſigkeit der Bettelpoeten in gleichem Maße zum Ausdruck bringen. Die vorliegende unterſcheidet ſich von den übrigen dadurch, daß ſie der eigentlichen Leichenpredigt eine vollkommene Biographie folgen läßt, welcher auch das Teſtament auszugsweiſe beigegeben iſt.

1734) war zwar kein Berliner, brachte aber den größten Theil seines Lebens in Berlin zu. Er war in Niederschlesien geboren, erlernte ein Handwerk, mußte bei der Landarbeit helfen, wurde aber seinem friedlichen Berufe durch die Kaiserlichen entrissen, die ihn zum Soldaten preßten und zum Religionswechsel nöthigten. Nachdem er neun Jahre bei mannigfachen Nachstellungen und Unglücksfällen ausgehalten, wurde er frei. Nun verheirathete er sich, trotzdem er mittellos war, und kam, an Canitz empfohlen, mit einer Baarschaft von nur vier schlesischen Kreuzern als kurfürstlicher Lakai nach Berlin. Nach achtjähriger Dauer dieses Amtes wurde er Inspector der Porzellankammer und hatte sowohl in der ersten als in der zweiten Thätigkeit Gelegenheit, Handelsgeschäfte zu treiben. Durch diese Nebenbeschäftigung wurde er zum wohlhabenden Mann. „Im Geistlichen aber", bemerkt sein Biograph, „hatte er dabei an seiner Seele großen Schaden. Denn da sein Dichten und Trachten bloß aufs Irdische gerichtet war, erstarb allmälich das in seiner Seele aufgegangene Gute unvermerkt, wie es mit Menschen, die in Sorgen der Nahrung hingehn, ordentlich zu geschehen pflegt." Auch einzelne Vorgänge, die eine besondere Güte Gottes gegen ihn zu bezeugen schienen, rührten ihn nicht. In seiner Jugend, da er bei einem Brunnenmacher war, sollte er einen Stein aus einem Brunnen heraufziehen helfen, stieg aber, da es ihm zu schwer war, heraus; unmittelbar darauf glitt der Stein aus und zerquetschte den Meister. Als er von Glogau nach Berlin zu Wasser reiste, stieg er, da er merkte, das Schiff sei zu schwer beladen, mitten auf der Fahrt aus, eine Viertelstunde später trieb das Schiff auf einen Stamm und ging zu Grunde. Erst in seinem Mannesalter 1684 wurden ihm, wie sein Lebensschilderer sagt, von Gott aufs Neue die Augen geöffnet. Unter Friedrich I. wurde er Rathmann von Berlin, Deputirter beim Armenwesen, seit 1698 Accisedirector. Eben durch seine den Armen gewidmete Thätigkeit kam er in nähere Berührung mit den Predigern, welche sich ihrerseits der Armen annahmen, mit Spener, Schade,

Aßmann. Durch diese wurde seine Frömmigkeit und sein gottseliges Leben verstärkt. Nachdem er Wittwer geworden war (1706), blieb er ledig, gab alle seine Stellen auf und widmete Zeit und Geld ausschließlich wohlthätigen und frommen Zwecken. Er unterstützte unterdrückte Protestanten, ließ Arndt's Christenthum und Paradiesgärtlein, Predigten und Catechismen nachdrucken. Er reiste selbst nach Schlesien, um die Bücher unter Gläubigen und Solchen, die er für seine Ueberzeugung gewinnen wollte, zu vertheilen. In dieser seiner Thätigkeit hatte er manche Widerwärtigkeiten zu bestehen: die Bibel ließ man gelten, aber die Predigten suchte man zu verdächtigen, ja man bedrohte ihn mit Gefangenschaft. Dennoch setzte er, in seinen Fährlichkeiten wunderbar beschützt, seine Arbeit fort, unterstützt durch Wiedemann in Schweidnitz, Morgenweg in Hamburg. Von dem Umfang seiner Thätigkeit erlangt man einen Begriff, wenn man erfährt, daß eine seiner Ausgaben von Arndt's „Wahrem Christenthum" 9000 Exemplare stark war, und daß er im Laufe von 15 Jahren 400,000 kleine Tractate auf seine Kosten drucken und vertheilen ließ. Auch sonst übte er eine große Wohlthätigkeit aus. Er begründete zwei Armenschulen, die eine vor dem Leipziger Thor an der Ecke der Lindenstraße, die andere vor dem Königsthor an der Landsbergerstraße, bezahlte die Häuser, in denen die Anstalten untergebracht waren und machte Stiftungen, aus denen die Schulbücher für die Kinder angeschafft werden sollten. Eine andere Stiftung, die dazu bestimmt war, 184 Bäder für die Armen zu bezahlen, machte er für Freienwalde. Derartige Sorge war um so rühmlicher, als der Wohlthäter selbst lange kränklich war. Wegen „innerlicher Hitze" konnte er 32 Jahre lang in keinem Bette liegen und ebenso lange mußte er während des Tages „ein geschlagen Blei auf seinem Rücken tragen, welches ihn einigermaßen gekühlet hat". Daß ein solcher Mann bei seinem Tode von Freunden, Verwandten und Allen, die seine Wohlthaten genossen hatten, beklagt und gepriesen wurde, war natürlich; hätten nur die

Trauernden unterlaſſen, ihren Schmerz in ſchlechten Gedichten auszudrücken. Unter dieſen poetiſchen Leidtragenden begegnen gar keine bekannten Namen; nur zwei Enkel, Joh. Carl und Chriſt. Gottlieb Spener, Söhne eines Apothekers, von denen aber nicht gewiß iſt, ob ſie Verwandte des berühmten Theologen ſind. Die meiſten der Klagegedichte haben es mit den Schulen zu thun. Leider tragen auch ſie den gegenſtandsloſen Charakter an ſich, welcher die Poeſie jener Tage überhaupt kennzeichnet; ſie enthalten nämlich nur allgemeine Lobreden auf die Schulen und deren Begründer, ohne irgendwie ins Einzelne zu gehen, ſie geben weder ein Bild der Einrichtung derſelben noch eine Charakteriſtik des Wohlthäters. Es ſind zumeiſt nichtsſagende Verſe, wie etwa die folgenden, die als Durchſchnitt für die zahlreichen übrigen gelten mögen:

Die Schule, die Du aufgerichtet,
In jener ſchönen Friedrichs-Stadt,
Wo man die Jugend unterrichtet,
Die auch von Dir den Nahmen hat,
Die zeiget nebſt der andern an
Wie liebreich Du geſinnt geweſen,
Und was die Liebe würken kann,
Wenn man ſich die zum Zweck erleſen,
O! mögten wir viel Rückers haben,
Wie würden ſich die Armen laben.

Rücker war eine ſchlichte Perſönlichkeit. Nicht er und Seinesgleichen waren geeignet, die Aufmerkſamkeit der Menge auf ſich zu ziehen. Dieſe neigte ſich vielmehr dem Glänzenden zu und folgte damit wie ſo oft der Neigung ihres Herrſchers. Unter Friedrich Wilhelm I., da Berlin ſich mit Soldaten füllte, erwachte das Intereſſe der Bewohner für dieſen Stand, mochten auch deſſen Angehörige zumeiſt Fremde ſein. Der ſächſiſche Feldmarſchall Graf von Flemming*) oder einer ſeiner Getreuen übertreibt freilich etwas, wenn er es ſo darſtellt, daß der Soldat

*) G. Schmoller, Eine Schilderung Berlins aus dem Jahre 1723, in Forſchungen zur brand.-preuß. Geſch. IV (1891), S. 213ff.

im Mittelpunkt des Interesses stehe, daß die Gelehrten, Pfarrer, Bürger, Damen nur von militärischen Dingen reden, daß die Stadt nicht sowohl einer Residenz als einem Grenzplatze gleiche, wo die Masse der Bewohner aus Soldaten bestehe und der Rest, Männer wie Frauen, nur zur Bedienung der Soldaten da sei. Immerhin constatirt er eine sehr fühlbare Veränderung in Anschauung und Benehmen der Residenzbewohner.

Auch an Zeitvertreib fehlte es den Bewohnern nicht trotz übertriebener Sonntagsheiligung, trotz des mangelnden Theaters und trotz des Verbotes mancher Zerstreuungen, wie des Scheiben- und Vogelschießens, die als „üppiges und liederliches Wesen" verpönt waren. Auch in dieser Richtung kam das Beispiel von oben. So wenig auch die herrschende Strenge und Willkür die reine Freude am Leben aufkommen ließ, so wurden doch einzelne Vergnügungen officiell geboten. Dazu gehörten Corso- und Schlittenfahrten. Zu jenen wurden alle die aufgeboten, die eigene Kutschen besaßen. Sie hatten die Verpflichtung, an schönen Sommersonntagen, nach beendigtem Gottesdienst, eine Promenade in der Nähe des königlichen Schlosses, unter den Linden, in der Dorotheen- und Friedrichstadt zu machen, und fanden sich so zahlreich ein, daß an manchem Sonn- und Feiertage 200 Carossen wie in einer geschlossenen Reihe hinter einander fuhren. Vielleicht hing damit die Einrichtung von Fiakern oder Miethkutschen zusammen, zunächst 15, die seit 1739 sich an bestimmten Plätzen der Stadt aufzustellen hatten. Auch Schlittenfahrten der Hofgesellschaft wurden, namentlich im Januar 1739, unter „unglaublichem Zulauf des Volkes" mit großer Pracht veranstaltet. Minister, Generäle, ja Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses betheiligten sich an diesen Vergnügungen, so daß die Zahl der Schlitten 100 überstieg. Auch diese Fahrten blieben ausschließlich auf das Innere der Stadt, auf die Nähe des Schlosses beschränkt und endeten meist auf dem Paradeplatz (Lustgarten). „Jeder Zuschauer mußte", meint ein Zeitgenosse, „bei diesem zu Berlin noch niemalen gesehenen kost-

baren Gepränge die Schönheit und Ordnung zugleich bewundern."

Solche Prachtentfaltung gehörte zu den Ausnahmen; sonst galt als Regel, jedes Uebermaß im Genusse und in Geldausgaben zu verbieten. Kleiderverordnungen traten der starken Verwendung kostbarer Stoffe entgegen, andere Verfügungen bestimmten Zahl und Kosten der bei Gastmählern zu reichenden Speisen und Getränke, in der Absicht, jeder Völlerei entgegenzuarbeiten. Einen gleichen Zweck verfolgte ein Traueredict, das zuerst 1716 erlassen, 1720 erneuert wurde.*) In diesem wurde Zeit und Art der Trauer für viele einzelne Fälle bestimmt. So durften Eltern für Kinder unter zwölf Jahren überhaupt keine Trauer anlegen, für ältere drei Monate lang; Frauen mußten ihre Männer ein Jahr, Männer ihre Frauen sechs Monate betrauern. Verwandte, Verschwägerte, Freunde, außer Eltern und Geschwistern, Schwiegereltern, Großeltern, Erblassern durften nur 30 Tage betrauert werden. Nur bei dem Todesfall von Eltern und den sonstigen nächsten Verwandten durfte man seine Carossen drapiren, seine Zimmer mit Schwarz behängen und den Bedienten Trauerlivrée anthun. Auch für sich wollte der König keine Ausnahme gemacht wissen: In der Verfügung, wie es nach seinem Tode gehalten werden sollte, bestimmte er, daß seine Diener keine neuen Trauerröcke, sondern nur Flor an ihren Hüten tragen sollten.

Nicht Vergnügungen, sondern eine emsige Arbeit, die große Anstrengungen verursachte und kärglichen Lohn gewährte, erfüllte die Tage der Stadtbewohner. Gewiß gab es auch Unfleißige oder Scheinfleißige, d. h. solche, die den lieben langen Tag faullenzten, nur dann zur Arbeit griffen, wenn der Alles inspicirende König gerade vorbeikam, und für diesen zur Schau getragenen Fleiß reichere Früchte ernteten als die wirklichen

*) Faßmann II, 776—780, vgl. König I, 275. — Traueredict F. II, 562 ff.

Arbeiter, — aber dies waren Ausnahmen. Das Handwerk hatte keinen goldenen Boden, doch nährte es seinen Mann. Ein paar urkundliche Notizen*) über die Bäcker mögen hier statt einer allgemeinen Darstellung folgen, für die eine rechte Beglaubigung nicht gewonnen werden könnte.

Eine frühere Bäckertaxe war im Jahre 1709 erlassen. Gegen sie waren „sowohl von den Regimentern als von den übrigen Einwohnern" — man erkennt auch hierin das Vorwiegen des Militärs — Klagen eingelaufen: das Brod galt als nicht vollwichtig und nicht genugsam ausgebacken. Daher wurde nun (1721) festgesetzt, daß aus einem Scheffel Weizenmehl 60 Pfund fein ausgebackene Semmeln; aus einem Scheffel Roggenmehl 77 Pfund feines und gut hausbackenes Brod hergestellt werden; das etwa sonst Gewonnene — verblieb den Bäckern zu ihrer Subsistenz. Ein Scheffel Weizen kostete 1 Thlr. 11 Gr., mit Accise und sonstigen Abgaben, die 15 Gr. 4 Pf. ausmachten: 2 Thlr. 2 Gr. 4 Pf.; davon mußte für je 2 Pf. eine Semmel von 6 Loth und $1^1/_2$ Quentchen geliefert werden. Für den Scheffel Roggen wurden 1 Thlr. 7 Gr., sammt den 9 Gr. 4 Pf. betragenden Acciseabgaben 1 Thlr. 16 Gr. bezahlt; davon sollten für 3 Pf. 14 Loth Scharrenbrod, für 6 Pf. 1 Pfund hausbackenes Brod geliefert werden. Bei scharf ausgebackenem Brod war den Bäckern erlaubt, das Brod ein Loth leichter zu machen; doch sollten sie daraus keine Gewohnheit herleiten bei Strafe der Confiscation des Gebäcks und des Verlustes des Privilegiums. Auf jedes Brod sollten soviel Gruben eingedrückt werden, wie es Groschen werth war. — Es mag gleich erwähnt werden, daß 1744 gestattet wurde, neben Weizen- und Roggen- auch

*) G. St. A. Tit. CXV sect. O.², Bäcker, Nr. 1, die Zusätze von 1744 nur handschr.; gedruckt: „Anderweitige revidirte Becker Ordnung Wie auch Semmel- und Brodt-Calculation, Wornach in hiesigen Residentzien hinkünftig die Semmel und das Brodt gebacken, auch in denen andern Chur- und Marck-Brandenb. Städten nach proportion der steig- und fallenden Ungeldern eingerichtet und reguliret werden soll. Anno MDCCXXI. Berlin. Gedruckt bei Joh. Lorentz 1721."

Gerstenbrod zu backen, ferner, daß die Scharren-Accise vom Wispel Roggen von 1 Thlr. 12 Gr. auf die Hälfte, also auf 18 Gr. herabgesetzt wurde. Die Verhältnißzahlen der damaligen Bäckerordnung sind etwas andere als die der Ordnung von 1722: die Preise des Getreides und der Gebühren waren geringer; daher das Gewicht des zu liefernden Gebäckes bei gleichen Preisen größer: der Scheffel Weizen 1 Thlr. 3 Gr., Gebühren 14 Gr. 6 Pf., für 2 Pf.: Semmel von 7 Loth und 2 Quentchen; Roggen 23 Gr., Gebühren, 7 Gr. 3 Pf., für 3 Pf.: 19 Loth Feinbrod, für 6 Pf.: 1 Pfund 11 Loth 1 Quentchen Hausbackenbrod.

Auch die Handels- und Fabrikthätigkeit Berlins hatte unter Friedrich Wilhelm keine glänzenden Zeiten.*) Die Kaufleute zerfielen in zwei Hauptgilden: die der Tuch- und Seidenhandlung, hervorgegangen aus den alten Gewandschneidern, die seit 1540 Privilegien aufzuweisen hatten; die der Materialien-Handlung, erwachsen aus der alten Krämergilde, deren erstes Privilegium 1600 datirt. Erst der große Kurfürst ertheilte Nichtgilde-Mitgliedern Privilegien und Concessionen, mit den früher den Gilden reservirten Waaren Handel zu treiben; allmälig suchten auch die Privilegirten Einlaß in die Gilde (1730 waren von 101 Principalen der Materialisten 85 Gilde-Mitglieder). Die Tuch- und Seidenhandlungs-Gilde nahm seit 1683 die zahlreich eingewanderten Franzosen auf. Die Privilegien beider Gilden wurden 1715 und 1716 bestätigt. In ihnen waren die Bedingungen zur Aufnahme: Gelder, Zeugnisse festgesetzt, wobei die Franzosen stark bevorzugt, die Juden ausgeschlossen waren. Den außerhalb der Gilde Concessionirten konnte das landesherrlich gewährte Privilegium nicht entzogen werden; doch wurde

*) Für das Folgende: Beiträge zur Geschichte des Berliner Handels und Gewerbfleißes aus der ältesten Zeit bis auf unsere Tage. — Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens der Corporation der Berliner Kaufmannschaft am 2. März 1870. — Berlin o. J. — Ferner Notizen aus König und Nicolai.

bestimmt, daß die künftigen Handelsbeflissenen den Zutritt zur Gilde suchen mußten. Den Gildemitgliedern war Handelsgesellschaft mit Fremden und Ausländischen, Hausiren und Hausirenlassen verboten. Jede Gilde wurde von jährlich alternirenden, durch Wahl ernannten, regierenden Gildemeistern geleitet. Das Handelsgebiet wurde möglichst genau bestimmt. Die Materialisten durften handeln „mit allerhand Materialien, Specereien, Confitüren, Zucker, Branntweinen, Oelen, Salben, Pflastern, Papier, Fettwaaren, Fischen, Wachs, Honig, Zinn, Blei, Stahl, Eisen, Blech, Leder, Wolle". Durch solchen Umfang der ihnen gewährten Handelsobjecte berührten sich die Materialisten sehr nahe mit den außerhalb der Gilde stehenden Apothekern, Conditoren, Hökern, Italienern. Letztere durften aus der Fremde stammende Victualien feilbieten, die man auch jetzt häufig unter „Italienerwaaren" versteht; die Höker hatten den Detailhandel in Victualien und Obst, aber weder in Läden noch im Herumziehen, sondern nur auf dem Markt. Auf den Märkten 3 bis höchstens 14 Tage lang durften auch fremde Handelsleute feilhalten; nur auf den Märkten, Mittwoch und Sonnabend, aber nur auf diesen, durften Handwerker verkaufen, selbstredend ausschließlich die von ihnen verfertigten Waaren. Hamburger, Holländer, thüringische, pommersche Schiffer durften keinen Handel treiben. Die Tuch- und Seidenhändler kauften und verkauften Stoffe jeder Art, soweit sie nicht den Materialisten ins Gehege kamen.

Die Handwerker schlossen sich so zahlreich in Innungen zusammen, daß es 1718 in Berlin 83 gab; 35 davon waren so zahlreich, daß sie in der noch zu erwähnenden Feuerordnung 1727 besondere Mannschaften zur Bedienung der Spritzen zu stellen hatten. Die Innungsstatuten wurden 1735 wegen eingerissener Mißbräuche revidirt. Nur ganz schüchtern wurde wohl der Gedanke ausgesprochen, Innungen und Gilden aufzuheben und den Handel freizugeben, solche Gedanken aber nicht zu Thaten umgesetzt.

Das Abſchließungsſyſtem und die Monopoliſirungsſucht, die in den bemerkten Zuſtänden bereits zu Tage trat, herrſchte durchaus. Als Hauptgrundſatz für die Handelspolitik, die vornehmlich für Berlin verhängnißvoll werden mußte, galt, inländiſche Fabrikate zu beſchützen, ausländiſche zu verbannen. Daß Geld aus dem Lande flöſſe, war die beſtändige Angſt, die dann jeden Unternehmungsgeiſt lähmte.

Dieſem Streben verdankte das Berliner Lagerhaus ſeine Entſtehung. Es wurde auf Befehl des Königs unter Leitung des Etatminiſters von Kraut errichtet. Dort wurden von Arbeitern der franzöſiſchen Colonie, von Wollenwebern, die von Holland und anderwärts verſchrieben waren, Futterſtoffe und feine Tuche verfertigt, welche die Armee entnehmen mußte. 1716 war die ganze Armee aus dem Lagerhaus bekleidet. Als Reſultat ſtellte ſich heraus, daß Kraut in drei Jahren 50,000 Thaler zugeſetzt hatte. Um dem Betroffenen zu Hülfe zu kommen, wurde ein Capital von 100,000 Thalern, dem ein gleiches von der kurmärkiſchen Landſchaft zugefügt wurde, durch den König garantirt, der Gewinn unter die beiden Capitalsſpender vertheilt. (An Kraut's Stelle trat nach ſeinem Tode 1723 das große Potsdamer Waiſenhaus.) Um die zur Fabrikation nöthige Wolle im Lande zu behalten, wurde ihr Export mit einer außerordentlich hohen Steuer belegt, dann ebenſo wie der der Baumwolle einfach verboten. In einer 1731 zu Berlin erſchienenen Sammlung von Beſtimmungen über Wolle und Wollmanufactur wurde ein Jude auf einem mit Wolle beladenen Wagen abgebildet, der vor einem Zollhauſe ſtand. Aus ſeinem Munde hingen die Worte: „Ich habe Landwolle". Ein Zollbedienter antwortet ihm: „Wo Du ſie außer Lande bringſt, ſo iſt die Waare, Pferd und Wagen verloren, Du mußt überdem von jedem Pfund 1 Thlr. Strafe geben und mußt zeitlebens zum Karren nach der Feſtung ſpazieren." Im Jahre 1738 hatte das Lagerhaus 4730 Arbeiter, trotzdem war die Arbeit ſo groß, daß Tauſende von Tüchern aus Brandenburg und Ruppin ge-

liefert wurden. Dagegen decretirte der König: „Das ist eben was nicht recht ist, diese 3236 Stück sollen sie auch in Berlin machen laßen: so wird das Klagen über Brod-Mangel aufhören, denn das Lagerhaus ist deswegen, daß es Berlin mit unterhalten soll."

Mochte das Lagerhaus auch diese Aufgabe theilweise erfüllen, so hinderte es die Privatunternehmungslust, die schon durch die Exportverbote wesentlich beschränkt war. Trotz letzterer kam es damals zu einer Handelsverbindung mit Rußland, die freilich nicht sehr langlebig war. Auch einzelne Fabriken wurden zu jener Zeit in Berlin errichtet, freilich nur eine geringe Vorbereitung für die später entfaltete großartige Thätigkeit. Dies gilt namentlich für die Seidencultur. Auch einige Gewehrfabriken, Gold- und Silbermanufacturen waren von geringer Bedeutung.

Jener Zeit gehört auch der erste Versuch einer Börseneinrichtung in Berlin an, der, weil völlig unbeachtet, kurz geschildert werden mag.*) Die Berliner Kaufmannschaft, „sämmtliche deutsche und französische combinirten Kaufmannsgilden allhier", besonders die Krämer- und Materialistengilde einer- und die Tuch- und Seidenhändlergilde andererseits wünschten „zur Bequemlichkeit ihres Handels" die Errichtung einer Börse. Zu diesem Zwecke wurde ihnen die „Grotte" im ehemaligen Lustgarten (die sogenannte „alte Börse") eingeräumt, die 1737 dem Sergeanten Perl vom Kleistischen Regiment zur Errichtung einer Tapisserie-Fabrik überlassen, von ihm aber bald aufgegeben worden war; zur nothwendigen Reparatur wurden 430 Thaler angewiesen, nicht 556 Thlr. 6 Gr., wie der Baumeister Titus Favre zur nothwendigen Verschönerung beantragt hatte. Nach Vollendung der Reparaturen wurde die Kaufmannschaft durch den Accisedirector Klinggräff feierlich introducirt (17. Dec. 1738), die von ihr (19. Dec. 1738) eingereichte Börsenordnung erst

*) G. St. A. Tit CXV. Stadt Berlin Sect. o Nr. 1. Vgl. Z. f. G. d. Juden in Dtschld. IV, 283 ff.

25. Febr. 1739 bestätigt, nachdem die kurmärkische Kammer, begierig einzelne auswärtige Einrichtungen kennen zu lernen, wenige Aenderungsvorschläge gemacht hatte. Die wesentlichen Bestimmungen dieser Börsenordnung waren folgende: Zu Börsenzwecken sollten aus der Kaufmannschaft noch zwei Aelteste gewählt werden, die Kenntnisse von Wechseln und Geldgeschäften besäßen. Die Hauptversammlung wurde auf die beiden Posttage Dienstag und Sonnabend 11—12 festgesetzt, „nach Befinden auch länger", doch sollte die Börse auch an anderen Tagen allen Kaufleuten, außer den Juden, offenstehen, besonders wenn eingelaufene Edicte des Königs und andere wichtige Sachen Veranlassung zur Besprechung gaben. Ein Makler sollte zur Probe ohne festes Gehalt angenommen werden, in der Voraussetzung späterer Anstellung mehrerer: bei Wechseln und dem Umsatz von Geldern habe er sich mit der üblichen Courtage zu begnügen. Auf einem schwarzen Brett sollten Schiffer, sächsische und böhmische Fuhrleute Zeit ihrer Ankunft und Abfahrt mittheilen. Als Börsenbesucher waren immer nur ordentliche Kaufleute gedacht; Hausiren war strengstens verboten. Für mancherlei Ungebühr wurden Strafen festgesetzt, die von den Aeltesten zu erheben waren. Die richterliche Competenz dieser Aeltesten ging indessen nicht so weit, daß nicht die Parteien das Recht hatten, ihre Streitigkeiten vor das ordentliche Forum zu bringen. Diese Börsenordnung behielt im Wesentlichen bis 1791 ihre Gültigkeit. Nur übten gelegentlich die veränderten Verhältnisse und Anschauungen ihren Einfluß aus. Namentlich gewannen die Juden, die schon nach einer von der kurmärkischen Kammer vorgenommenen Aenderung einen besonderen Makler zu bestellen hatten, in den folgenden Jahrzehnten an der Börse, die ihnen von den christlichen Gilden hatte verschlossen werden sollen, eine hervorragende Stellung.

Zur Erkenntniß der Sittenzustände einer Epoche ist es nothwendig, die damals begangenen Verbrechen und die Art ihrer

Bestrafung kennen zu lernen. Damals (1719) erregte die That und das Geschick der Schloßdiebe Runk und Stief besonderes Aufsehen.*) Die beiden Verbrecher — der erstere war Castellan, der letztere Hofschlosser — hatten in verwegener Weise die königliche Chatoulle, die Möbleskammern, das Medaillencabinet bestohlen. Der Diebstahl war dadurch entdeckt worden, daß die gestohlenen Medaillen dem Vorsteher des Cabinets zum Kauf angeboten wurden. Stief, als Verkäufer angehalten, leugnete mit großer Hartnäckigkeit; Runk, bisher von jedem Verdachte frei, wurde, da er seinem Spießgesellen helfen wollte, verrathen, beide ihres Verbrechens überführt und zum Tode verurtheilt.

Die ihnen gewidmeten Schriften erzählen namentlich die grausige Execution und sind bei allem frommen Schauder vor den Maleficanten nicht frei von der Tendenz, dieselben in gewisser Weise zu Heroen zu stempeln oder zum Mindesten das Mitleid der Leser zu erregen. Diesem Zwecke dienen die den Schriften beigegebenen Bilder. Es sind theils gut ausgeführte

*) Acten-mäßige Relation Von Denen beyden Schloß-Dieben zu Berlin Valentin Runcken, ehemahligen Castellan Und Daniel Stieffen, gewesenen Hoff-Schlösser, Auch derer von ihnen auf dem Königl. Schlosse zu Berlin, in denen Gemächern und Schatz-Kammer begangenen Diebstählen wunderbahren Entdeckung, und geführten Inquisitions-Process, auch Bekäntniß und Bestraffung derer Delinquenten, Aus denen weitläufftigen Actis, wie solche von Tage zu Tage ergangen, mit allen zur Sache dienenden Umständen extrahiret, auch mit einigen Notatis Juridicis illustriret, Und Auf Sr. Königl. Majestät in Preussen allergnädigsten special Befehl herausgegeben, Nebst denen von dieser Sachen edirten Theologischen Schrifften gehaltenen Chavot-Reden, und einigen saubern Kupffer-Stichen, so wohl derer Maleficanten Bildnisse, als auch ihrer Ausführung und Execution. Mit allergnädigsten Privilegio. Berlin zu finden bey Joh. Andreas Rüdigern, 1719. 124 S. — Die in diesem langen Titel erwähnten theologischen Schriften sind unter besonderen Titeln erschienen; die eine: „Die erwiesene Göttliche Zorn-Macht . . . von Andreas Schmid, Prediger zu St. Nicolai. 220 SS."; die andere: „Wahrhafter Theologischer Bericht . . . Von der Bekehrung und Ende des . . . Runcks . . . von dem reformirten Ministerium der Parochial und Domkirche." 52 SS. (G. L. St.)

Porträts der Genannten, theils Darſtellungen, wie Runk vor dem Schloſſe mit glühenden Zangen gekneipt, wie der eine aufs Rad geflochten, der andere auf den Galgen gezogen wird: die Frauen ſtehen dabei, die eine das Geſicht unbedeckt, die Hände ringend; die andere mit dem Tuch vor den Augen. Die Art der Execution war eine ganz fürchterliche und die Ruhe, mit welcher der Prediger ſie beſchreibt, hat etwas Unheimliches. Die Verbrecher werden bis auf die Hüften entkleidet, auf einen Wagen geſetzt und mit beiden Händen feſtgebunden; vor ihnen ſteht „ein eiſerner großer Napf voll glühender Kohlen, davor ein Knabe ſaß und mit einem Blaſebalg die Gluth unterhielt"; drei Knechte des Nachrichters gehen um den Wagen. Das erſte Kneipen geſchieht an der Hausvoigtei, der Prediger ſieht es nicht, „die Menſchen aber, die jenſeits des Waſſers aus den Fenſtern und aufgenommenen Dächern ſahen, ſchlugen auf ihre Bruſt und bezeugten damit, daß ihnen noch daſelbſt was menſchliches ſäße"; das zweite vor dem Schloß im Angeſicht der Schatzkammer, das dritte vor dem Spandauer Thor an dem Eckhauſe „goldener Stern". Die Prediger verlangen nun, daß wenigſtens der Leib bedeckt wird, die Nachrichter aber ſchlagen es ab.

Noch grauſiger war die eigentliche Hinrichtung. Das Opfer wurde, nachdem ihm ein langer Strick um den Hals gelegt worden, auf das Rad gebunden; in dieſem Momente ſcheint der Tod eingetreten zu ſein; trotzdem „empfing er durch das Rad ſeine Stöße, den erſten am rechten Fuß, den andern am linken Arm, den dritten am linken Fuß und den vierten am rechten Arm". Darauf fährt der Prediger fort: „Ob dieſe Methode und Ordnung unter ſolchen Executionen nothwendig alle Zeit müſſe behalten werden, da man ſonſt vermeinte, ſie könntens näher getroffen und das ihnen committirte Garaus gemachet haben, iſt unſere wenigſte Sorge geweſen uns zu erkundigen." Bei der Execution ſelbſt mußten die Frauen zugegen ſein. „Da ſie ſich", ich bediene mich wiederum der Worte des theologiſchen Erzählers, „unter dem Volke von des Schlöſſers

Execution abseits nur ein wenig verlaufen hatten, mußten sie doch zu der andern, da sie in den Augen der Aufseher gemisset wurden, herbeigezogen werden." Sie fielen dem Prediger zu Füßen, der sie mit seinem Mantel bedeckt, um sie dem entsetzlichen Anblick zu entziehen.

Statt solche Unsitten, solche durch nichts gerechtfertigte ausgeklügelte Grausamkeiten zu rügen, wie es des Predigers Amt erfordert hätte, gefällt sich der Geistliche daran, die fromme Gesinnung und Standhaftigkeit der Delinquenten hervorzuheben. Er theilt mit, daß dieselben auf dem ganzen Wege Frommes geredet und geistliche Lieder gesungen, auf jede fromme Ansprache eine noch frommere Antwort gehabt hätten. Für ihn verschwindet der Verbrecher, der nur der irdischen Gerechtigkeit seinen Tribut zahlt, und verwandelt sich gewissermaßen in einen Märtyrer; durch die Bekehrung des verstockten Sünders feiert die Religion einen herrlichen Triumph.

Sechs Jahre später hatte Berlin ein ähnliches Schauspiel, das durch sein Grauen die Neugierde der Schaulustigen kitzelte und die Prediger zu gottseligen Betrachtungen reizte. Die vier Verbrecher*), die am 21. Februar 1725 ihr Leben lassen mußten, gehörten einer Bettlerbande an, die nicht in Berlin selbst, sondern in den der Hauptstadt nahegelegenen Dörfern ihr Wesen trieb. Sie begnügten sich meist mit Betteln, nur gelegentlich raubten und plünderten sie, um ihr Geschäft nahrhafter zu

*) Das Ueber vier Malesitz-Personen ergangene Justitz-Rad, als über I Leopold Fixeln II Christoph Kranichfelden III Abraham Hoffmann und IV Anna Sophie Wanckin. Die alle viere Allhier vor Berlin Anno 1725 d. 21. Febr. damit vom Leben zum Tode gebracht worden, Ist mit Historischer Beschreibung ihrer an der Damm-Mühle bey Quielitz verübten Frevel-That, aus den Acten des Königlichen Preußischen Hoff-Gerichts allhier auf allergnädigsten Order Ihro Majestät zur Warnung der frechen Welt, in Kupffern und Drucke abgebildet Von Andreas Schmid, Prediger zu St. Nicolai in Berlin. Berlin, zu finden bey Johann Andreas Rüdigern, privil. Buchhändler, 128 SS. (Zum Schluß ein Register.)

machen. Die Mühle bei Quielitz wurde ihnen als geeignetes Object für ihre Thätigkeit von einem Juden angegeben, die That selbst von einer Zigeunerbande unterstützt. Wie die meisten Verbrecher trauten sie nicht ihrer Kraft allein, sondern hofften auf Unterstützung von Zaubermitteln, an welche sie glaubten. Bevor sie gegen die Mühle losgingen, „holten sie eine ungeborene Kinderhand aus ihrem Räubergeräthe heraus, zünden sie an, die aber keine Probe nach Wunsch machen und brennen wollte, sondern mit dem, daß sie geschwinde verloschen, denen Zauberern kein Zeichen vom gehofften und gewünschten Schlafe der Mühlenbewohner machete". Trotz dieses schlimmen Anzeichens brachen sie in die Mühle ein, knebelten und schlugen nieder, was ihnen in den Weg kam, raubten und plünderten. Ein Müllersknecht, der entlaufen war, gab die erste Kunde von dem Verbrechen; auf seine Andeutungen hin wurde die Bande, die sich in den Krug von M. gerettet hatte, ergriffen. Am 14. November 1724 wurden sie nach Berlin gebracht und alsbald verhört. Zuerst leugneten alle; selbst die Daumschrauben vermochten nichts; erst bei den spanischen Stiefeln wünschte Fixel losgelassen zu werden und räumte Alles ein. Die Anderen waren weniger leicht zum Geständniß zu bringen: Hoffmann, vielseitig in seinem Gewerbe, er nannte sich gelegentlich: Schieferdecker, Haarschneider, Strumpfhändler, Pferdearzt, Bergmann, war auch vielseitig in seinen Ausreden; Kranichfeld blieb bis unmittelbar vor der Execution standhaft im Lügen; die Wanckin — auch Fixelin genannt, weil sie als Genossin des Erstgenannten in der Bande gilt — fügte zu ihrem Leugnen noch den Hohn. Als sie nach ihren Verbrechen und Unsittlichkeiten gefragt wurde, unterbrach sie den Examinirenden mit der Gegenfrage, „ob sie sich auf Universitäten auch wohl richtig gehalten hätten"; mit dem protestantischen Prediger wollte sie, als Katholikin, trotzdem sie in ihrer Jugend Lutheranerin gewesen, nichts zu thun haben, wies ihn „an seine armen lutherischen Sünder"; er möge suchen, „dieselben nur zu rechte zu bringen". Den Verbrechern half

ihr Leugnen nichts, die Ergriffenen wurden verurtheilt, „mit dem Rade durch Zerstoßung ihrer Gliedmaßen von oben herab vom Leben zum Tode gerichtet zu werden; ihre Körper sollten nach verrichteter Execution darauf geflochten werden.“ Mit den vier Opfern war übrigens nicht die ganze Bande unschädlich gemacht, nicht einmal der Anführer, ein abgesetzter lutherischer Pfaffe, der, sobald ein Weib zur Bande kam, ihr mit dem Worte: Oremus entgegenkam und mit ihr in einen Winkel ging; auch nicht der Literat, Monsieur Ludwig, der den Gesellen die Brandbriefe schrieb. Nachdem das Urtheil vom Könige bestätigt war (14. Januar 1725), trat der Geistliche, A. Schmid, der schon der Tröster und Geschichtschreiber der früher genannten Verbrecher gewesen, in seine Thätigkeit, um die Genannten zum Tode vorzubereiten. In seinen theologischen Unterredungen hatte er ebenso geringes Glück, wie die Richter in ihren Inquisitionen; bei seinen Bußermahnungen und den darauf erfolgten Bußversicherungen, die er mittheilt, bemerkt er aufrichtig genug: „Die Antwort ist wohl meist meine Antwort.“ Nur an Fixel hatte der Prediger seine Hauptfreude; der war ein rechter Heuchler geworden, redete dem Prediger nach dem Munde, wünschte sich mit seinen Genossen zu versöhnen, die aber nichts von ihm wissen wollten, und sprach salbungsvoll zu dem Frankfurter Scharfrichter Stoff (der Berliner war einige Tage vorher gestorben), „er möge sein Urtheil an ihm getrost und väterlich thun, er solle an ihm nichts anderes thun, als seiner Seele aus dem sündlichen Leben förderlich zum Himmel sein.“

Der Prediger, der uns von allen diesen Einzelheiten Kunde gibt, theilt auch seine „Echafaut-Rede“ mit und gibt zum Schlusse ein langes, aus 24 Strophen bestehendes Gedicht. Aus demselben mögen nur die vier Strophen mitgetheilt werden, in denen eine Charakteristik der Verurtheilten versucht wird. Zum Verständniß derselben sei nur bemerkt, daß Fixel und Fixelin „nach umgesetzter Schrift“, d. h. nach Versetzung der Buchstaben

gedeutet werden, alſo Fixel = felix, glücklich; Fixelin = infelix. Die Strophen lauten:

Will jemand näher gehn und davon Urſach haben
Warum dies unbeglückt und jener heißt beglückt?
Sieh, wie ein jedes ſich zum Tode angeſchickt,
Und wie ſie unter uns den Lebensgeiſt aufgaben.

Das unbeglückte Weib hielt nichts von wahrer Buße,
Blieb frech und wollte nicht verändern ihren Sinn;
Allein beglückter Mann, du wurffeſt alles hin
Und unterwurffeſt dich zu deines Gottes Fuße . . .

Ein Kranich in dem Feld iſt klüger als ein Sünder,
Der Kranichfeld benahmt; da jener wacht und ſteht,
Liegt dieſer hingeſtreckt vom Rauſche umgeweht,
Wie ſeines gleichen thun der finſtren Höllen Kinder . . .

Der Hoffmann war ein Menſch von ungeſchickten Weſen,
Sprach ſeinem Pater kaum Maria ave nach.
Ich hörte ihm einſt zu, daß mir das Herze brach
Indem er nicht ein Wort noch Buchſtab konnte leſen.

Auch in der ſpäteren Zeit fehlte es nicht an ähnlichen Verbrechen und darauf folgenden Executionen. Eine derſelben wurde von Daniel Schönemann beſungen. Es handelte ſich um den Materialiſten Hakoy, der in der Weihnachtszeit 1735 mit Frau und Kind durch Schwager und Schwägerin ermordet wurde. Die Mörder, welche zuerſt durch Wehklagen und Thränen Unſchuld geheuchelt hatten, wurden durch ihr zehnjähriges Kind verrathen und zum Tode durchs Rad, nach vorhergehendem Kneifen mit glühenden Zangen, verurtheilt. Schönemann machte auf den Vorgang ein Gedicht und widmete den unglücklichen Opfern folgende Grabſchrift:

Sieh Wanderer, ſtehe ſtill, bei dieſen dreien Steinen.
Mit Recht magſt du hier Blut, ſtatt aller Thränen weinen.
Da man zum Weihnachtsfeſt, die Zubereitung macht,
Hat eine kühne Hand uns plötzlich umgebracht.
Doch ob uns gleich allhier der heil'ge Chriſt entgehet,
Genug, daß unſer Geiſt jezt ewig für ihm ſtehet

Nun feiern wir mit Lust, das Fest vom heil'gen Geist
Der unser Schild und Lohn, der Mörder Rache ist.
Verlaß nun, Wanderer, die dir gezeigten Steine,
Leb so, daß dir der Tod zum Schrecken nicht erscheine.

Die Häufigkeit der damals begangenen Verbrechen gemahnt fast an die heutige Zeit. So wird erzählt, daß im Berliner Friedrichs-Hospital, das zugleich ein Zuchthaus für lüderliche Dirnen war, drei Frauenzimmer ohne jeden Grund ein unschuldiges Kind ermordeten, und bei dem Verhör angaben, „sie hätten es bloß darum gethan, weil sie ihres Lebens satt und müde wären". Natürlich erhielten sie durch den Henker ihre verdiente Strafe.

Der strengen Strafe, der Mörder und schwere Verbrecher zum Opfer fielen, entsprachen die Ahndungen, welche auf Todtschlag und „Mißbrauch der Rencontres" gesetzt wurden (12. März 1731).*) Den Todtschlägern sollte kurzer Proceß gemacht und ihre That durch den Tod gesühnt werden, weil die Richter auf Gott zu sehen hätten, „so derjenigen Blut, die Menschenblut vergießen, wieder vergossen haben will, nicht auf ungegründete Ausflüchte, welche zum Deckmantel der Bosheit erdacht sein". Als Verbrecher wurden auch diejenigen betrachtet, die nicht Anderen, aber sich selbst das Leben verkürzt hatten. Konnte ihnen an Leib und Leben keine Strafe mehr zugefügt werden, so sollte sie nach ihrem Tode Entehrung treffen. In der grausamen Weise jener Zeit ward verfügt, 22. Januar 1731, „daß derjenige, welcher sich selbst gewaltsamer Weise das Leben nimmt, ohne Unterschied, es möge der Selbstmord aus freier Willkür oder aus anscheinender und vorgebender Schwermuth geschehen sein, vom Schinder oder Büttel, Anderen zu desto größerem Abscheu und damit auch ein Jeder soviel mehr Sorge und Acht auf die Seinigen und Angehörigen, welche schwermüthig zu sein

*) Gerichtliche Edicte (Aus den Brandenb. Schöppenstuhlacten). Mitth. d. Ver. f. Gesch. Berlins 1891 Nr. 10. 11, 1892 Nr. 2.

ſcheinen, nehmen möge, öffentlich weggeholt und verſcharrt werden ſolle."

Aber auch die, welche, ohne ſich nach dem Leben zu trachten, Vermögen und Geſundheit ſchädigten, ſollten die Schwere des Geſetzes fühlen. Das Spiel, namentlich „Baſſenet, Landsknecht, Pharao", wurde mit 100 Dukaten Strafe, die dem Fiskal zu zahlen, 300, die an eine milde Stiftung zu entrichten waren, bei Unvermögenden mit willkürlicher Feſtungsſtrafe belegt (19. Sept. 1731); dem übermäßigen Trinken (Vollſaufen und Geſundheitstrinken) als einem „häßlichen, ſchädlichen und einem Menſchen geſchweige Chriſten unanſtändigen Laſter", wurde durch ſchwere Freiheits- und Geldſtrafen entgegengearbeitet.

Vielleicht wurde die Unſicherheit, von der manche der mitgetheilten Beiſpiele deutliches Zeugniß ablegen, durch die Nachts auf den Straßen herrſchende Dunkelheit vermehrt, durch ſie mögen Verbrechen aller Art begünſtigt worden ſein. Zur Beſſerung ſolcher Zuſtände wurden (21. Nov. 1719) alte Edicte erneuert, den vorhandenen (wenigen) Laternen keinen Schaden zuzufügen. Man warf nämlich mit Steinen, Schneebällen, Stöcken, Gewehren das Glas der Laternen entzwei oder nahm einfach die Laternen weg. Wurde ein Soldat bei derartigem Frevel ertappt, ſo ſollte er dreißig mal Gaſſen laufen, ein Bürger ſollte 50 Thaler zahlen oder, im Falle des Unvermögens, mit Staupenſchlägen beſtraft und des Landes verwieſen, muthwillige Jungen nach dem Spinnhauſe gebracht und bei Waſſer und Brod zur Arbeit angehalten werden. Da aber, wie es in einem Decret vom 28. Februar 1720 heißt, die „Zerſchlag- und Ruinirung" der Laternen, beſonders die Wegnahme der kupfernen immer ärger wurde, ſo wurde die Geldſtrafe auf 200 Thaler erhöht und eine Belohnung von 10 Thalern für jeden Angeber feſtgeſetzt.

Derſelbe Sinn der Behörden, der die Ruhe und Sicherheit

der Bürger zu befördern trachtete, zeigte sich auch in der Errichtung einer Feuer-Societät (29. Dec. 1719). Sie war auf Gegenseitigkeit begründet. Der Schade wurde von Taxatoren berechnet, die nöthigen Summen nicht etwa durch laufende Beiträge, sondern durch Gelder erhoben, die nach jedesmaligem Brandschaden von dem Geschädigten und den übrigen Hausbesitzern erhoben und zum Wiederaufbau des Hauses verwendet wurden.

Wichtiger als die Sorge, was nach dem Brande zu geschehen habe, waren die Bemühungen, die Feuersgefahr zu vermindern und die entstehenden Brände zu löschen.*) Zahlreiche Feuersbrünste hatten gelehrt, daß die Brunnen sich nicht in gehöriger Ordnung befanden, daß die Spritzen nicht genug Wasser gaben, und daß die erforderlichen Mannschaften nicht immer am Platze waren. Um diesen Uebelständen entgegenzutreten, wurde eine neue Feuerordnung erlassen, die mit unwesentlichen Abänderungen bis 1788 in Kraft blieb. Die Ordnung handelte von Verhütung des Feuers, von Anschaffung der zum Löschen nöthigen Instrumente, von der Anzeige eines entstehenden Brandes und seiner Bekämpfung, von dem, was nach Beendigung der Löscharbeiten zu thun sei. Aus diesen Bestimmungen sei Einzelnes hervorgehoben. Um die Oefen und Kamine sollte kein Holz, sondern Mauern, mindestens zwei Steine dick, gedeckt werden; ebenso sollten die stets leicht zugänglichen Schornsteine nicht mit Holz eingeflochten sein. Hauseigenthümer, deren Schornstein brannte, hatten sofort 3 bis 4 Thaler Strafe zu erlegen, die executivisch beigetrieben wurden. Schindeldächer, hölzerne Dachrinnen zwischen den Häusern waren nicht gestattet. Tischler

*) Das Folgende, theils nach den Acten des G. St. A., bes. C. D. 1. Aug. 1726, 22. Aug. 1728, Bericht von Marwitz 26. Nov. 1728, theils nach der „K. Pr. Feuerordnung, welcher in denen K. Residentzien Berlin und Vorstädten von Jedermann aufs Allergenaueste nachgelebet werden soll". 1727. 4°. (G. L. St.) Nebst Abbildung eines Spritzenhauses und der Instrumente in ihrem Gebrauche bei einem Brande.

und Holzhändler wurden zur größten Vorsicht betreffs ihrer Materialien aufgefordert: Spähne und Holzvorräthe sollten in gewölbten Kellern aufbewahrt werden. Insbesondere wurde den Besitzern von Gasthäusern größte Vorsicht zur Pflicht gemacht: sie sollten sich selbst vergewissern, daß Nachts in Zimmern und Ställen alle Lichter ausgelöscht seien, oder durch Hausknechte oder zu diesem Zweck angestellte Nachtwächter dafür sorgen lassen. Auf den Böden der Häuser mußten zur Sommerszeit immer Eimer mit Wasser stehen. Die einzelnen Zünfte hatten eine bestimmte festgesetzte Anzahl lederner Eimer — im Ganzen 473 — und die für die Löschmannschaft nöthigen schwarzen Kittel bereit zu halten. (Die eine Hauptgilde, die Materialistengilde, hatte 70 Eimer, die Schneider 72, die Bäcker 56, die Schlächter 41; die geringste Zahl, je 2, hatten die Bader und die Zirkelschmiede zu stellen.) In den Rathshäusern waren die Handspritzen, Feuerleitern und -Haken zu verwahren. Große Schlauch- und Rohrspritzen gab es im Ganzen 13, die fünfmal im Jahre von den „Feuerherren" auf ihre zweckmäßige Beschaffenheit hin untersucht werden sollten. Ein entstehendes Feuer mußte sofort vom Hauswirth bei der nächsten Wache gemeldet werden; Nachts hatten die auf den Thürmen wachenden Kunstpfeifer das Feuer durch Blasen anzuzeigen. „Sie sollen Gegend und Ort des Feuers mit ausgehangener brennender Laterne bezeichnen anbei, so gut es geschehen kann, durch den Küster oder nächsten Kirchendiener dem nächsten Feuerherrn und Glockentretern Meldung thun lassen; auch sollen sie, nachdem die Gefahr groß, mit der Sturmglocke die Leute zur Rettung und Hilfe rufen." Um die Herbeieilenden vor Schaden zu bewahren, sollten an den Eckhäusern in eisernen Kienpfannen, zu deren Bereithaltung die Hauseigenthümer verpflichtet waren, Kien angesteckt werden. Die in der Nähe des Feuers Wohnenden haben Licht an ihre Fenster und gefüllte Wasserzober vor ihre Thüren zu stellen. Am Brandplatze müssen sich die Brunnenmacher und Schornsteinfeger sofort einfinden. Vom Rathhause werden alsbald die

Spritzen und übrigen Geräthe herbeigeschafft. Die eigentliche Löscharbeit wurde unter dem Commando der Viertelsmeister, d. h. der jedem Viertel vorgesetzten Beamten, theils von den Spritzenmännern, 8—10 zu jeder einzelnen Spritze commandirten Bürgern, theils durch die Handwerker besorgt, denen an den 13 Spritzen ein bestimmter Standort angewiesen war. Die Anwohner hatten Pferde zu liefern, um das nöthige Wasser schnell herbeizuschaffen. Sodann mußten außer den Bürgermeistern, deren Gegenwart bei jedem Brande erforderlich war, 464 Bürger, theils Eigenthümer, die mit Feuerinstrumenten, theils Incolae (Miether), die mit Ober- und Untergewehr versehen waren, erscheinen. Diese Mannschaften, monatlich durch die Stadthauptleute nach den Wachrollen ausgewählt und commandirt, dienten theils zur Besetzung der benachbarten Straßen, theils sollten sie Diebstähle am Brandplatze verhindern und die geretteten Personen und Gegenstände überwachen. Nur die Judenschaft war von aller Beihülfe befreit, dafür hatte sie bei jedem Brande 15 Thaler zu bezahlen. Den Kunstpfeifern, den ersten Entdeckern des Feuers, den erstangekommenen Spritzenführern, den helfenden Soldaten sollen Ergötzlichkeiten oder Belohnungen ausgezahlt werden, wozu die Judengelder und die wegen der Schornsteinbrände und sonst erhobenen Strafsummen verwendet werden sollten.

Daß dieser Verordnung nicht völlig nachgelebt wurde, zeigt die Cabinets-Ordre vom 22. August 1728, in der manche der bereits erwähnten Bestimmungen nochmals eingeschärft wurden. Insbesondere wurde die Langsamkeit gerügt, mit der die Handwerker an der Brandstätte erschienen: Sackführer und Bierspünder, Zimmerleute und Maurer wurden namentlich aufgeführt, deren verspätetes Erscheinen der König selbst beim letzten Brande übel vermerkt habe. In Verfolg dieser Ordre wurde der Oberst von Marwitz zu einer Art Oberinspector des gesammten Feuerlöschwesens ernannt. In seinem Bericht (26. Nov. 1728) erwähnte er, daß in den letzten drei Monaten 14 Brände

ſtattgefunden hätten. Als Gründe für Häufigkeit der Brände gab er an, daß die Schornſteine nicht oft und nicht ſorgfältig genug gereinigt würden (von kleinen Jungen ſtatt von Geſellen oder Meiſtern), daß die Wirthe nicht genug auf ihre Miether aufpaßten, daß der Magiſtrat die Feuerviſitation nicht ordentlich vornähme. Aber ſeine Klagen hatten ebenſowenig Erfolg wie ſein Vorſchlag, die Prämien wegen erſter Meldungen bei ihm zu deponiren, damit er ſie auszahlen könne. Aus dem folgenden Jahre iſt nur ein ſchriftlicher Befehl des Königs erhalten — knapp und energiſch, wie es ſeine Art war, der ſo lautet: „alle Darren (zum Trocknen des Malzes u. ſ. w. beſtimmte Räumlichkeiten) zu wölben, die nit ſeyn, citto einſchlagen."

Solche und ähnliche Befehle waren gewiß höchſt nützlich und meiſt verſtändig. Aber die auch durch derartige Gebote bezeugte Wucht des eiſernen Armes, die auf Allen lag, hinderte die Entfaltung freier Thätigkeit wie die Entwickelung eines ſelbſtſtändigen Lebens. Daß die religiöſen, geiſtigen und ökonomiſchen Zuſtände ſich im Zeitalter Friedrich Wilhelm's I. ſo mangelhaft entwickelten und unter der Regierung ſeines Nachfolgers gewaltig emporblühten, hat ſeinen Grund weſentlich darin, daß während Jener Alles nach ſeiner Façon zuſchnitt und durch einſeitige, noch dazu kurzſichtige Bevormundung in beſtimmte Wege lenkte, dieſer, weitſichtig und ſelbſt nach großen Zielen ſchauend, dem Ganzen wie den Einzelnen volle Freiheit der Bewegung gewährte.

Druck von G. Bernſtein in Berlin.

Drittes Buch.

Das Zeitalter der Aufklärung.

(1740—1786.)

Zehntes Kapitel.

Die Stadt und der Kriegsherr. Der Damenhof.

Seit den Tagen des dreißigjährigen Krieges hatte Berlin vollkommenſte Ruhe genoſſen; nun traten bewegte Tage ein. Die Bewohner der Reſidenz, welche begannen innerlich mehr an den Kämpfen theilzunehmen, die da draußen geſchlagen wurden, hatten auch äußerlich an den Wirkungen der Kriege zu tragen, die Friedrich mit ſeinen Feinden führte. Eben dieſe Kriege aber waren es, welche Friedrich in Berlin populär machten. Den Weiſen von Sansſouci zu bewundern, fehlte den Bürgern Gelegenheit und Verſtändniß; dem franzöſiſchen Schriftſteller mochten die Deutſchgeſinnten ungern folgen; gegen den entſchiedenen Aufklärer machten die Gläubigen Front. Dem Kriegsherrn aber, dem in ſchweren Kämpfen und gegen mächtige Feinde erprobten Sieger, jubelten Alle ohne Unterſchied zu.

Die drei ſchleſiſchen Kriege boten Gelegenheit genug zu ſolchem Jubel. Die Siegesnachrichten wurden auf den Straßen mit lauten Freudensausbrüchen, in den Zeitungen mit Lobeshymnen von reichem Wortſchwall, aber ſehr geringer Poeſie*), in den Gotteshäuſern mit religiöſen Liedern und Predigten be-

*) Die Schmeichelei geht furchtbar weit. Die Voſſ. Ztg. 16. Dec. 1741 bringt Folgendes: Friedericus secundus rex Borussiae per anagramma purissimum: Jus, fides, robur, arx in cruce, es, Deus es, was dann durch eine explicatio in fünf lateiniſchen Diſtichen erklärt wird.

grüßt. Letztere wurden vielfach gedruckt. Von der Schlacht von Soor an über Lowoſitz, Roßbach, Leuthen bis zum Hubertusburger Frieden, ja bis zum Kriege des Jahres 1778 rühmten die Prediger die Güte Gottes und die Tapferkeit des Königs. Die erſten Berliner Prediger, auch Laien, die ſonſt nicht gewohnt waren, Predigten zu ſchreiben, wie Moſes Mendelsſohn, ergriffen das Wort. Auch Seltſamkeiten kamen vor, wie Nathanael Baumgarten's, Predigers am Friedrichswerder, poetiſche Dankpredigt*) für den mit Rußland geſchloſſenen Separatfrieden, in der die „liebſte Vaterſtadt" geprieſen wurde, daß ſie den Sturz, den ihr die halbe Welt geweiſſagt, vermieden habe, und die ruſſiſche Kaiſerin in arger Weiſe geſchmäht wurde.**) Gedichte und Lobesworte, die in Zeitungen und ſelbſtändigen Schriften in und außerhalb Berlins erſchienen, überſchreiten oft jedes Maß. Ein in 32 Sprachen abgefaßter polyglotter Scherz wechſelte mit endloſen Reimereien, in denen neben wahrhafter Begeiſterung auch unwahre Lobſucht ſich breit machte. Die Friedensverkündigungen wurden mit Volksfeſtlichkeiten aller Art und Illuminationen feierlich begangen, die an Pracht denen der früheren Zeit um Vieles nachſtanden, obwohl das Gefühl, aus dem heraus ſie dargebracht wurden, gewiß ein aufrichtigeres war als damals. Gelegentlich machte ſich dabei der Humor der Berliner geltend, der unter Thränen zu lächeln verſtand und die eben ausgeſtandenen ſchweren Leiden ſchnell genug vergaß. Daß aber die Illuminationen den Prunk der früheren nicht erreichten, lag theils an der ſchweren Noth der Zeit, die unnöthige Ausgaben vermeiden lehrte, theils an der Abneigung des Königs gegen jedes Schaugepränge. Dieſe Abneigung brachte die Berliner auch um ein ſehnlichſt erwartetes Feſt: um den Empfang des ſiegreich heimkehrenden Königs nach dem Hubertusburger

*) Berliner Neudr. II. Serie. 3. Bd. S. XII, 20 ff.

**) „Man hat geſtern", ſchrieb Mendelsſohn an ſeine Braut (25. Mai 1762), „den Frieden mit Rußland öffentlich publicirt, mit vielen freudigen Zurufen von einer großen Menge Volks: es lebe Peter und Friedrich."

Frieden. Nachdem der König am Ende der schnell und glücklich verlaufenen zwei schlesischen Kriege eine Einholung in Berlin sich hatte gefallen lassen, bei der trotz mancher officiellen Veranstaltungen doch die Unmittelbarkeit und Herzlichkeit volksmäßiger Begeisterung zum Ausdruck gekommen war, täuschte er 1763 die unter Ehrenpforten mit allem Festesapparat versehene officielle und inofficielle Welt. Er schlug einen anderen Weg als den erwarteten oder verheißenen ein und kam ganz still und heimlich ins Schloß. Denn er war größer als seine Getreuen, die dem Retter ihren Dank und Jubel entgegenbringen wollten. Gerade daß er, heimkehrend aus dem Felde von Blut und Leichen, in frischer Erinnerung der unsäglichen Leiden, die er erdulden und bereiten mußte, in ernsten Gedanken an den schweren Aufbau des vielfach geschädigten Staates, der ihm bevorstand, nicht triumphirte, war sein größter Triumph.

Aber nicht die Siegesfreude allein erfüllte Berlin; vielmehr hatte die Stadt auch unter den Wirrnissen und Schrecken des Krieges zu leiden. Zweimal, 1757 und 1760, wurde sie von den Feinden besetzt. Die erste Occupation, 1757, war das Werk der Oesterreicher, die zweite, 1760, die der Russen. Der Plan zur ersteren*) ging von Karl von Lothringen aus. Dieser wünschte den in der Mark durch die Erfolge der Russen hervorgerufenen peinlichen Eindruck durch einen Streifzug in die Mark zu verstärken. Er beauftragte damit den Feldmarschall-Lieutenant Andreas von Hadik. Der Genannte, an der Spitze von etwa 3500 Mann, kam dem Auftrage nach, indem er selbst am 16. October über Lübben und Wusterhausen vor dem Köpenicker Thore erschien, während eine von dem Hauptcorps abgezweigte Abtheilung unter Oberst Ujhazy über Mittenwalde vor das Potsdamer Thor zog. In Berlin standen nur etwa 3000 Mann

*) Vgl. Arneth, Maria Theresia. 5. Bd. Wien 1875. S. 237 ff. — Vgl. Teutsche Kriegskanzlei auf das Jahr 1757. III, 923 ff. — Einzelnes nach einem Vortrag L. Schneider's 1872. — A. Schäfer, Gesch. des 7jähr. Krieges. Berlin 1867. I. S. 442 fg.

Soldaten. Sie ſetzten ſich aus Angehörigen dreier verſchiedenen Regimenter zuſammen, deren eines eine Art Invalidentruppe, deren anderes, als ehemals in ſächſiſchen Dienſten ſtehend, nicht recht zuverläſſig war.

Der Stadtcommandant, General von Rochow, war auf den Angriff nicht ganz unvorbereitet, Pferde ſollten, um ein Kavallerie-Regiment beritten zu machen, von den Bauern der Umgebung zuſammengebracht werden, die Wachen waren verdoppelt. Gleich nach ſeiner Ankunft ſchickte Hadik an den Magiſtrat, forderte die Zahlung von 300,000 Thalern und erklärte, daß er im Falle der Nichtgewährung der Summe binnen einer Stunde die Stadt beſchießen werde. Da er nach anderthalb Stunden nur eine ausweichende Antwort erhielt, ſo begann er den Angriff. Er hatte keinen großen Widerſtand zu beſiegen. Er warf die Thorwachen mit leichter Mühe zurück, ließ die Palliſaden, welche die Lücken der Stadtmauer ausfüllten, einſchießen und drang in die Stadt ein. Schwacher Widerſtand wurde an einer Spreebrücke, ſtärkerer von einem Bataillon unter Major von Tesmar geleiſtet. Der eine wie der andere wurde beſiegt; viele Todte bedeckten das Schlachtfeld; Mancher gerieth in Gefangenſchaft, Viele ſuchten ihr Heil in ſchneller Flucht. In das Herz der Stadt einzudringen, vermied der feindliche Führer, hauptſächlich weil er eine Annäherung Friedrich's fürchtete, vielleicht auch, weil er, wie die Berliner patriotiſche Tradition will, anknüpfend an die Vertheidigung einer Kanone durch Oberſt Krummow, in der Stadt energiſche Abwehr erregter Bürger beſorgte. Doch benutzte er ſeinen Sieg, um ſeine urſprüngliche Forderung auf das Doppelte zu erhöhen, und gönnte ſich den Triumph, den Bericht an den Höchſtcommandirenden „aus denen Mauern von Berlin" zu datiren.

Unterdeſſen hatte der Stadtcommandant, die Königin nach Spandau geleitend, die Stadt geräumt und ſie der Discretion des feindlichen Führers übergeben. Der Magiſtrat ſandte Abgeſandte mit demüthigen Erklärungen, erlangte eine Herabſetzung

der Entschädigungssumme auf 150,000 Thaler, die sofort bezahlt wurden, und 50,000 Thaler, für die Wechsel auf Wien geliefert wurden. Den Truppen, die bis auf wenige ziemlich geringe Plünderungsversuche strenge Mannszucht hielten, wurde gleichfalls eine Vergütung für die ihnen entgangene, in jener Zeit fast selbstverständliche Aneignung fremden Eigenthums gewährt. Insbesondere wurde der Besitz des Königs völlig geschont; dies geschah, wie ein zeitgenössischer Bericht sagte, „auf ausdrücklichen Befehl, um zu erkennen zu geben, daß auch der Krieg seine Humanitätsgesetze habe." Am 17. October zogen die Oesterreicher ab.

Die Erinnerung an diese eintägige Occupation, die ja nicht einmal eine vollständige gewesen, war eine schwache. Die Zeitungen enthalten ziemlich kurze Darstellungen, denen wenig Neues zu entnehmen ist. Nur der Schlußpassus ist hervorzuheben. Er lautet: „Die Oesterreicher haben sich in keine Häuser einquartirt, sondern haben unter freiem Himmel campirt. Sowohl vor als nach der Capitulation sind von ihnen große Excesse begangen, sehr viele Häuser geplündert, auch viele unschuldige Personen massacrirt worden, unter welchen sich der 80jährige geheime Rath von Stosch befindet." In den Briefen der Zeit findet sich nur ein schwaches Echo an jene Tage. Mendelssohn schrieb an Lessing (25. October 1757): „Bei dem unvermutheten Besuche der Oesterreicher war uns freilich Anfangs nicht wohl zu Muthe. Ich hielt zwar ziemliche Contenance, indessen bin ich doch seit der Zeit zu allem ernsthaften Studiren ungeschickt gewesen. So sehr zerstreuen uns die widersprechenden Nachrichten, welche stündlich einlaufen und nunmehr uns wirklich zu interessiren anfangen. Wenn diese Umstände noch ein halbes Jahr anhalten, so komme ich ganz aus dem Gleise." Die Aeußerung ist um deswillen so merkwürdig, weil sie eine uns schwer erklärliche Theilnahmlosigkeit Berliner Bürger und gewiß nicht der schlechtesten constatirt. Sie wich und machte begeisterter Theilnahme Platz, nachdem einerseits schnell hinter

einander eintreffende Nachrichten über große Siege die Lauen erwärmt hatten, und als andererseits die wirkliche Gefahr einer zweiten Occupation auch die Muthigsten ängstlich machte.

Fast unmittelbar auf die Tage der Aufregung und der Bekümmernisse folgten die Nachrichten der glänzenden Siege bei Roßbach und Leuthen, die, gerade weil sie so unerwartet kamen und auch wegen mancher begleitenden Umstände, einen so außerordentlichen Eindruck machten. Der Jubel war in der That allgemein.

„Unsere Jugend", schreibt Ramler an Gleim am 11. December 1757, „hat seit dem neulichen Abende nicht aufgehört Victorie zu schießen, und man schießt noch immer um mich herum, indem ich dieses schreibe. Unsere Kaufleute haben auf beide Siege allerlei seidene Bänder fabriciren lassen, womit wir unsere Westen, Hüte, Müffe, Degen und Kopfzeuger bebändert haben." Ramler und Krause (der Advocat) stellten aus Cramer's Psalmen eine „Donnerode" zusammen, die von Telemann componirt wurde.

Weit bedenklicher als diese erste Occupation war die zweite (October 1760).*) Die geschichtlichen Schilderungen dieser durch eine neue zu vermehren, liegt nicht im Plane dieses Buches. Wohl aber ist es gerade für unseren Zusammenhang wichtig, ein Stimmungsbild eines damaligen Berliners, Sulzer,**) mitzutheilen, das charakteristisch genug zwischen rührseligen Erinnerungen an seine Frau und einem enthusiastischen Berichte über die Karschin steht, sodann auf das Schicksal hinzuweisen, das bei dieser Occupation einzelne Schriftsteller traf, endlich auf die Wirksamkeit des sogenannten „patriotischen Kaufmanns" zu deuten, der gleichfalls seine litterarische Darstellung, um nicht zu sagen, Verhimmelung fand.

---

*) Genaueres bei Schäfer l. c. (Berlin 1874.) II, 2, S. 81—86.

**) Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, S. 325—330. Der Brief ist vom 22. Oct. 1760. Hrg. von W. Körte, Zürich: Geßner. 1804.

Der Sulzer'sche Bericht lautet: „Den ersten dieses kam die erste Nachricht hierher, daß das Tottlebensche Corps gegen Besekow marschire, und von derselben Stunde fing man an, die königlichen Kassen, die vornehmsten Sachen aus dem Zeughause u. s. w. in Sicherheit zu bringen. Die Minister und furchtsamen Privatpersonen reisten ab. Den zweiten erfuhr man, daß die Russen schon bis Mittenwalde, Wusterhausen u. s. f. streiften; aber von ihrem Hauptkorps wußte man noch gar nichts. Den dritten, Morgens früh, sah man die Kosacken schon vor unsern Thoren. Gegen Mittag ließ Tottleben die Stadt auffordern. Der Commandant wollte mit seiner kleinen Besatzung abziehen, und dem Magistrate das Uebrige überlassen. Der General Seidlitz aber, der noch als ein Kranker hier war, beredete ihn, Stand zu halten. Die Aufforderung ward abgeschlagen, und gleich nach Mittag fieng der Feind an, aus drei Batterien mit sechs bis zehn Stücken auf die Stadt zu schiessen! Er warf seine Bomben, wie es schien, ohne bestimmte Absicht, und es wurden nur wenige Häuser beschädigt. Wir schossen sehr überlegen gegen die Feinde hinaus, aber ohne grosse Wirkung. Damals waren die Einwohner mehr in Verwunderung über eine so unerwartete Scene, als in Furcht. Alle Strassen waren voll Leute, die den umherfliegenden Grenaden zusahen, und auf den Feldern der Vorstädte paßten die Jungen den Grenaden auf, und holten sie ganz oder in Stücken zusammen. Man hatte unterdessen den Prinzen von Würtemberg um Hülfe bitten lassen. Gegen Abend hörte das Kanoniren auf, und fast Jedermann ward ruhig. In der Nacht aber fieng es mit weit mehr Heftigkeit wieder an, und es sind dadurch etwa 30 bis 40 Häuser in der Lindenstraße beschädigt. Da die Feinde damit nichts ausrichteten, stürmten sie ein Paar Mal auf das Hallische Thor, wurden aber mit blutigen Köpfen abgewiesen. Den vierten kam der Prinz an, und die Russen zogen sich denselben Tag größtentheils nach Köpenick zurück.

„Den fünften erfuhr man, daß Tottleben durch das Corps

des Generals Czernichew verstärkt worden, und daß der Feind nun in allem auf 12,000 Mann stark sey. Der Prinz rückte mit seinem Corps vor, und besetzte die Anhöhen vor dem Hallischen und Cottbuser Thore.

„Den siebenten gegen 9 Uhr kam der Obrist von Kleist mit dem Vortrapp des Hülsenschen Corps, griff sogleich den Tottlebenschen Trupp mit großer Lebhaftigkeit an, und schlug ihn bis über Rücksdorf zurück. Er würde einen vollkommenen Sieg erfochten haben, wenn nicht eben zu der Zeit, da die Feinde in vollem Fliehen waren, der General Lasci mit einem neuen Corps dazu gekommen wäre.

„Den achten hatten wir ein ungeheuer stürmisches und sehr heftiges Regenwetter, so daß nichts zu unternehmen war. Gegen Nacht erfuhr man, daß ein neues Corps Oestreicher, nach der Angabe 20,000 Mann stark, zu den Feinden gestossen wäre. Darauf machten unsere Generale, die Nacht über, Anstalten zum Abziehen, welches auch sogleich geschah. Um 8 Uhr waren die Unsrigen weg, und unterdessen hatte der Commandant für die Garnison, und Kircheisen für die Stadt, mit Tottleben kapitulirt. Um 9 Uhr war alles vom Feinde besetzt. Tottleben wollte anfänglich die Oestreicher nicht in die Stadt lassen, aber sie drangen wie ein Strom herein. Die Oestreicher wurden dann auf der Neu- und Friedrichs-Stadt einquartiert, während die Russen im größten Moder vor dem Schloßplatze gegen die breite Straße kampirten. Gegen Abend liefen sie, wie hungrige Wölfe, in den nächsten Straßen herum, und wollten in die Häuser eindringen. Daraus entstand um so mehr Noth, weil keinem Menschen angesagt war, wie man sich zu verhalten habe. Die, deren Häuser fest genug waren, oder die standhaften Widerstand leisteten, sind ohne Schaden davon gekommen. Meistens liessen sich die Feinde mit Essen, Trinken und etwas Geld abspeisen. Die Oestreicher blieben zwar in ihren Quartieren; sie verlangten aber mit grossem Ungestüm, kostbar bewirthet zu werden.

„Bei dieser allgemeinen Unruhe war noch das Beste, daß

Jeder ſich von dem ruſſiſchen Commandanten ſo viel Sauvegarden holen konnte, wie er wollte, und daß ſie ohne Entgeld gegeben wurden. Ich holte mir zwei, ward aber unterwegs von vier Huſaren angefallen, und rein ausgeplündert. Die meiſten Sauvegarden hielten gute Ruhe in den Häuſern.

„Den zehnten und eilften wurden die Montirungskammern, Arſenal, Gießhaus u. ſ. f. ausgeplündert, das Meiſte aber wieder an die Bürger verkauft. Ein Freund von mir kaufte drei Dutzend Beinkleider für 16 Groſchen.

„Den eilften Nachmittags merkte man ziemliche Bewegung unter den feindlichen Truppen. Die Oeſtreicher giengen gegen Abend auf eine Art fort, daß man merkte, daß ein groſſer Schrecken unter ſie gekommen war. Es verbreitete ſich ein Gerücht, der König habe Daun geſchlagen. Den Sonntag früh folgten die Ruſſen nach, und es blieben nur ein Paar Hundert als Sauvegarden, welche endlich den andern Tag auch folgten.

„Ueberhaupt muß ich noch dieß ſagen: Tottleben hielt zwar ſehr ſtrenge Mannszucht und ließ die verklagten Leute barbariſch peitſchen; es liefen aber dem ungeachtet doch viele Unordnungen mitunter. Die Oeſtreicher ſind nicht ſo barbariſch als die Ruſſen, aber deſto inſolenter. Zwiſchen beiden Nationen herrſcht ein erſtaunlicher Haß. Der General Czernichew hat an vielen Unordnungen Schuld, weil es ihn geärgert hatte, daß man mit Tottleben, und nicht mit ihm capitulirt hatte. Er hat Schönhauſen ganz ausplündern laſſen. Die Oeſtreicher, Koſacken, Uhlanen und Brühlſchen Dragoner haben das Schloß in Charlottenburg ausgeplündert, und rechte Infamien daſelbſt begangen.“

Die Leiden der Stadt waren arg genug. Beſonders drückend wurde die ſchwere Laſt der Einquartirung empfunden und die grauſame Art, mit welcher man die Gefangenen, z. B. die Kadetten, Kinder von 12 bis 14 Jahren, behandelte und fortſchleppte. Die Koſacken, Huſaren und andere Truppen plünderten und raubten, wo und was ſie konnten. „Nach einer genauen

Unterſuchung ſind 282 Bürgerhäuſer eigenmächtig aufgebrochen und geplündert, und die Einwohner derſelben durch die größten Gewaltthätigkeiten gezwungen worden, Geld, goldene und ſilberne Uhren und was ſonſt gefordert worden, zu geben, wobey ſich ſonderlich die Oeſterreicher hervorgethan haben. Viele hundert Perſonen ſind ſowohl in ihren Häuſern, als auf denen Straſſen mit Schlägen, Hieben und allerhand Arten von Marter, auf das grauſamſte gemißhandelt worden, ſo, daß noch ſehr viele an ihren Wunden auf dem Tode liegen, ja man hat ſogar eine Frau, Namens Schäckin, in Alt-Cöln am Waſſer todt und erbärmlich zerhauen gefunden. Faſt ein jeder, ſo auch des Tages auf denen Straſſen ſich ſehen laſſen, iſt ausgeplündert, und diejenigen, ſo des Abends, oder in der Nacht in ihren Geſchäften ausgegangen, ſind faſt alle nackend ausgezogen worden. Der Königl. Marſtall, welcher nach dem ausdrücklichen Inhalte der Capitulation, alle Sicherheit hätte genießen ſollen, und dem der ruſſiſche Commandant noch dazu eine Sauve-Garde von 24 Mann gegeben hatte, hat dennoch auf eine vorzügliche Art die Wuth derer Feinde empfinden müſſen. Alle Königl. Staats-Wagen, welche doch gewiß nicht zu Krieges-Bedürfniſſen gerechnet werden können, haben ſie daſelbſt in Stücken zerſchlagen, Sammet, Stickerey und Treſſen heraus geriſſen und ſelbſt des Stallmeiſters von Schwerin auf gedachtem Marſtall befindliche Zimmer rein ausgeplündert. Das Königl. Invaliden-Haus und die Charite, dieſe Ruheſtätten derer Unvermögenden, Kranken und Elenden, ſind ebenfalls nicht verſchonet, ſondern vielmehr durch Plünderungen und andere Ausſchweifungen auf das härteſte mitgenommen worden. In der Jeruſalems-Kirche haben die Oeſterreicher ſogar die Sakriſtey, den Armen-Kaſten und einige Gräber erbrochen und beraubet." *)

*) Das im Text in Anführungszeichen Mitgetheilte iſt einer gleichzeitig deutſch und franzöſiſch erſchienenen Schrift entnommen, deren deutſcher Titel lautet: 1. „Kurze Anzeige derer von denen Oeſterreichiſchen, Rußiſchen und Sächßiſchen Truppen bey Gelegenheit der im October 1760 auf die Stadt Berlin unternommenen Expedition, in der Mark

Die Capitulationspunkte für die Stadt gewährten derſelben volle Integrität ihres Beſitzes, Befreiung von Einquartirung, Sicherheit ihrer Religionsübung, Fortdauer der Einkünfte für die öffentlichen Inſtitute und Beamten, Sicherung des Handels, Poſtenlaufs, der Polizeiverfaſſung. Statt des Mehles ſolle die Stadt an die vereinigten Corps ein Douceur von 200,000 Thlr. zahlen; über die geforderte Contribution von 1½ Millionen Thaler ſolle die Kaufmannſchaft einen Wechſel, in ſechs Tagen zahlbar, ausſtellen.

Die Capitulation für die Garniſon erklärte alle in Berlin ſich aufhaltenden Soldaten von den Höchſten bis zu den Niedrigſten als Kriegsgefangene, alle Kriegsmunition als confiscirt, die königlichen Häuſer ſollten wie alle übrigen Häuſer von Plünderung frei bleiben, alle Gefangenen der Alliirten mußten ausgeliefert werden.

Neben den großen fehlte es nicht an kleinen Gewaltthaten.*)

Brandenburg ausgeübten Grauſamkeiten und angerichteten Verheerungen 1760." 12 SS. 4°. (Jo. Gy.) Ferner (das Folgende aus der G. L. St.) 2. „Umſtändliche Nachricht von der Unternehmung der Ruſſen auf Berlin." 1760. 16 SS. in 4°. 3. „Fortgeſetzte umſtändliche Nachricht der von denen u. ſ. w.", Titel wie 1; auch ſonſt faſt wörtlicher Abdruck der genannten Schrift. 4. „Die falſchen Erwartungen, gezeiget in einer kurzen Wiederlegung der Rußiſcher Seits angeprieſenen Vortheile von der Expedition auf Berlin." 1760. 4 SS in 4°. Höhnt die Feinde der Preußen ſehr, will darthun, daß von dieſer Gewaltſamkeit die Plünderer ſelbſt den geringſten Vortheil gehabt hätten, gibt zum Schluß ein Verzeichniß der „in der ruſſiſchen Specification vergeſſenen, und doch eroberten Montirungsſtücken". Dann folgen handſchriftliche Anmerkungen, 5. und 6., gleichfalls Handſchrift, die Capitulation der Stadt und der Berliniſchen Garniſon. — Von ruſſiſcher Seite erſchien: „Relation Seiner Excellenz des Herrn Grafen von Totleben, wegen der am 9. Okt. 1760 glücklich erfolgten Eroberung der Königl. Preuß. Reſidenz-Stadt Berlin, nach einer 7 Tägigen Belagerung und einem bey nahe 24 Stündigen Bombardement." 1761. 16 SS. in 4°.

*) Nach den Erzählungen eines Augenzeugen, J. G. Krünitz in Denkw. u. Tagesgeſchichte 1796. I, 476 ff. (Er war 1796 freilich 69 Jahre alt.) Er will gegen die den Ruſſen imputirten Abſcheulichkeiten proteſtiren,

Beſonders waren die Ruſſen ihren litterariſchen Feinden gram. Unter dieſen hatte J. H. G. von Juſti durch Schriften, wie den Beweis, daß der Kaiſer zur Abſetzung reif ſei, die Anfrage, ob gewiſſe Völker Anlagen haben, Menſchenfreſſer zu werden, ſie beſonders gereizt. Da er ſchlau genug war, ſich bei der Annäherung der Ruſſen zu verſtecken, ſo wurden nur ſeine Schriften, ſoweit man ihrer habhaft werden konnte, verbrannt. Die Redacteure der Spenerſchen und Voſſiſchen Zeitung — die erſtere erſchien in den Schreckenstagen nicht; auf Nr. 122 vom 9. Oct. folgte Nr. 123—127 vom 11.—21. Oct., am letztgenannten Tage ausgegeben, wo über die Berliner Vorgänge kein Wort zu finden — ſollten Spießruthen laufen. Ihre Vergehen beſtanden darin, daß ſie in früheren Nummern gelegentlich über ruſſiſche Grauſamkeiten geklagt und ruſſiſche Siegesnachrichten angezweifelt hatten. Der Erſtere, der 68jährige Joh. Vict. Krauſe, wurde zwar entkleidet, aber, nachdem er den commandirenden Officier fußfällig angefleht hatte, begnadigt, der Letztere, Kretſchmer, wurde, nachdem er ein paar leichte Hiebe empfangen hatte, entlaſſen.

Der Grund zur Beſtrafung des Letzteren — die Abſchwächung der urſprünglich in Ausſicht genommenen ſtrengeren Ahndung ſoll er Gotzkowsky verdankt haben — wird in den ihm zugeſchriebenen „Bauerngeſprächen“ geſucht. Hat er dieſe wirklich geſchrieben, ſo verdiente er kaum eine harte Beſtrafung, wenn man die begreifliche Erregung des preußiſchen Schriftſtellers in Betracht zieht. Denn ſeine Satire*) iſt ziemlich harmlos. Nachbar

---

ebenſo Grillo u. A. vor ihm, daſ. 271 ff., 359 ff. Ueber Juſti Meuſel VI, 353 ff., der die hier angeführten Schriften nicht erwähnt.

*) Ernſthaftes und vertrauliches Bauren-Geſpräch gehalten im Schulzen-Gericht zu N. und W. 1757. (K. B.) 24 SS. in 4°. Bei der Aufzählung der Perſonen, für deren Erklärung faſt ausſchließlich die Anfangsbuchſtaben beachtet ſind, blieben unberückſichtigt „Vetter Schlau, Einwohner im Dorfe, der es mit Tillaks hält (etwa die Katholiken Schleſiens?), Oſtens Enni, Tochter des Bruders Oſten, Iſenbart, Großknecht der Tillaks, Stoffel Velten, in Oſtens Dienſten, Nikel Hinkmar, in Tillaks Dienſten“, die jedoch eine ſo unbedeutende Rolle ſpielen, daß ſie

Flink (Friedrich II.) — das ist der Inhalt der ersten Gespräche — „ein angesehener Bürger im Dorf, dessen schönen Garten die Tillaks gern hätte", soll eben dieses Gartens d. h. Schlesiens durch Muhme Tillaks (Maria Theresia) beraubt werden, die durch ihren Haushofmeister Kobes Ranze (Kaunitz, Reichsgraf) dazu angestachelt wird. Da aber ihre Dienerschaft zu schwach ist gegen Flink's Pferdeknechte und Ochsenjungen, so verbündet sie sich mit Muhme Lise, „gute Freundin der Tillaks" (Elisabeth von Rußland), die von ihrem „Hausvogt", dem für Aquavit sehr empfänglichen und nach Genuß desselben zu allen Schandthaten bereiten Alex Brüsener (Alexei Bestuschew) so völlig gelenkt wird, daß sie gar keinen eigenen Willen hat, und mit Bruder Osten, „Vetter der Tillaks" (Friedrich August von Sachsen), der von seinem „Verwalter" Gürgen Ballhorn (Graf Brühl) nicht minder willenlos geleitet wird. Aber die Verbündeten haben kein Glück. Flink ist auf den Angriff gefaßt, besiegt die zuerst anrückenden Leute des Bruders Osten (Sachsen) und hält sie gefangen, schlägt auch die zum Entsatz heranrückenden Verbündeten trotz ihrer Uebermacht, so daß sie einen erneuten Angriff auf das Frühjahr verschieben, dann sich aber eines Sieges getrösten. Ob die auf dem Titel genannten Orte des Schulzengerichts R. und W. Schlachten bedeuten, ist nicht zu bestimmen, man könnte an Roßbach und Weißenfels denken, wie die Schlacht gelegentlich damals genannt wurde, wenn diese Auflösung sich nicht dadurch verböte, daß sonst auf Frankreich in der Schrift keinerlei Anspielung zu finden ist, und daß die in den übrigen Gesprächen für die Ortsbezeichnungen gewählten Buchstaben: P. S. D. L. F. gewiß ganz willkürlich sind. Die Satire gegen Rußland ist eigentlich kaum stärker als die gegen

---

nicht beachtet zu werden brauchen. Diese hochdeutsche Fassung der ersten Gespräche, die ich der Bequemlichkeit halber citire, ist eine Uebersetzung der ursprünglich niederdeutsch erschienenen Schrift. Es sind im Ganzen 13 Gespräche, durchpaginirt 208 SS. 1757—1760.

die anderen Staaten. Lebendig tritt nur das felſenfeſte Vertrauen auf die preußiſchen Truppen hervor. Kobes Ranze, der einen ſeiner Genoſſen, den von den Gefangenen abgeſchickten Stoffel Velten, vor den „Blaukitteln“ gewarnt hat, ruft ihm ferner zu: „Weißt Du auch wohl, daß Nachbar Flink auch ſo grünkittliche Stahrenfänger hat; das ſind rechte ausgelernte Schnapphanen, die kriechen durch die Sträucher, wie Laubfröſche und eh man ſichs verſieht, ſo haben ſie einen beym Fetzen, oder ſie pürſten einen mit ihren Donnerſchen Pürſchbüchſen auf die Blaſſe, daß einem hören und ſehen vergeht. Und die bärtigen Ochſenjungen mit den Zipfelbelen und mit dem krummen Krautmeſſer hat der Teufel auch überall wies Kupfergeld. Laß Dich nur bei Leibe nicht attrapiren, ſonſt heften ſie Dir was an, und unſer ganzes Recept iſt verruckt und wir können euch dann nicht helfen, wenn ihr auch alle mit einander crepiren und verhungern ſolltet.“ Und von dem Zurückſchlagen des Entſatzzuges heißt es: „Ja etliche liefen, die das kützeln nicht vertragen konnten, vor dem kleinen Koſſäthen Hop (Bajonet), das die blauröckigen Ochſenjungen mit den blanken Mützen anſteckten. Und da war ſo ein großer Schlagkerl dabey, der war immer voraus und ſchlug um ſich herum wie toll und blind.“

Auch die folgenden Geſpräche bleiben in Inhalt und Charakter dem eben analyſirten getreu. Nur treten viele neue Perſonen auf: Arend Flaut, Fix, Ritzebild und verſchiedene; bei Muhme Lieſe ſind nach einander Frombert und Apegrimm thätig, die gewiß dem Namen und dem Weſen nach auf ruſſiſche Generale und Miniſter deuten (Apraxin); Nachbar Jörge, der einzige, der auf Flink's Seite ſteht und den Gegnern den Angriff auf ihn abräth, iſt wohl der König von England. Es wird von manchem Schaden berichtet, der Flink zugefügt wird, von vielen erdichteten Siegesnachrichten der Gegner, die dann durch die wenigen treuen Anhänger Flink's entlarvt werden; am Schluß ſteht die Sache immer noch auf dem alten Flecke: Hoffnung auf einen großen

entſcheidenden Sieg; Zuverſicht, daß Flink der Starke und Mächtige ſein und bleiben werde.

Endlich mag noch darauf hingewieſen werden, daß ein Berliner Bürger, der durch ſeine mit Rußland gepflogenen Handelsbeziehungen als der geeignetſte Vermittler mit Rußland galt und ſowohl durch ſeinen Reichthum als durch ſeine kaufmänniſche Thätigkeit ſich einen hervorragenden Platz erworben hatte, Gotzkowsky, der Berliner Bürgerſchaft behufs Erleichterung und Bezahlung der Contribution bedeutende Dienſte leiſtete. Hätte ſich dieſer „patriotiſche Kaufmann", wie er ſich in ſeiner Selbſtbiographie ſelbſtbewußt nennt — als wenn ihn in ſeiner Kaufmannſchaft der Patriotismus in erſter Linie geleitet hätte — nur nicht gar ſo ruhmredig gebärdet und aus einfachen Handlungen, die dem Bürger wohl anſtehen, aber nicht mehr als natürlich ſind, ruhmwürdige Thaten herzuleiten geſucht.

In den letzten Jahrzehnten der Regierung Friedrich's war Berlin nicht weiter von ähnlichen Gefahren bedroht und durch derartige Laſten bedrückt. Die Kriege waren zu Ende, eine rege Friedensarbeit begann; aber der große Kriegsheld weilte fern.

Wie in den übrigen Städten und Provinzen, ſo war und blieb Friedrich auch in Berlin zunächſt eine volksthümliche Figur. Ihn betrachtete man*) als den Retter aus der Noth, ſelbſt in verzweifeltſten Fällen, als den Helfer, der ſich durch keine gefärbten Berichte blenden läßt, ſondern der ſich ſelbſt Licht verſchafft, der den Mächtigen mit Strenge, den Schwachen mit Milde entgegentritt, empfänglich für ein geiſtreiches Wort und eine derbe Lehre, oft von dem Volke, in welches er ſich miſcht, nicht eben ſäuberlich behandelt und Schläge einheimſend, ehe er es ſich verſieht.

*) Vgl. die hübſchen Mittheilungen bei Ulr. Jahn, Volksmärchen aus Pommern und Rügen. Bd. I. Norden und Leipzig 1891.

Aber das widerfährt ihm nicht etwa, um ihn zu ſtrafen; ſo geſtaltet das Volk vielmehr nur die Geſchichte ſeiner Lieblinge.

Je älter er wurde, um ſo ſagenhafter wurde in Berlin „der alte Fritz“. Er zeigte ſich nunmehr bloß bei feſtlichen Veranſtaltungen, an feierlichen Tagen, bei Paraden und anderen militäriſchen Schauſpielen. Sein Privatleben wurde noch eifrig commentirt, nicht ſelten im üblen Sinne; im Ganzen war er der Sphäre der meiſten Berliner entrückt. Statt der Bewunderung machte ſich ein gewiſſes Grauen geltend; das früher allgemein gehörte Lob verwandelte ſich in Tadel, der zuerſt leiſe war, allmälig immer lauter und lauter wurde.

An Stelle der Geſellſchaft, die der König um ſich in Potsdam verſammelte, ausſchließlich einer Männercompagnie, fand ſich in Berlin ein Weiberhof zuſammen. Der Mittelpunkt derſelben war Friedrich's Gemahlin, Eliſabeth Chriſtine. Eine Zeit lang hatte noch Friedrich's Mutter in Berlin gelebt, aber ſie hatte nicht verſucht, unter der Herrſchaft des Sohnes diejenige Geltung zu erlangen, welche ſie unter dem Gatten vergeblich erſtrebt hatte. Als ſie am 28. Juni 1757 ſtarb, erhielt ſie von dem Dichter J. B. Krauſe (Spenerſche Zeitung 30. Juni) ein Trauergedicht, das mit den Verſen begann:

Die Mutter unſers Glücks iſt todt!
Da liegt die Königin der Frauen!

Die Fürſtin wurde darin ſehr gerühmt; als ihr beſonderer Preis wurde verkündet, daß ſie Tochter, Schweſter, Gemahlin, Schwiegertochter eines Königs, ferner Mutter und Schwiegermutter eines Königs und Mutter einer Königin geweſen ſei. Die Trauer des Sohnes, der ja grade damals von Berlin abweſend war, wurde lebendig geſchildert und ihm der Vortritt im Schmerze gelaſſen:

Bey Blitz und Dampf, bey Schwerdt und Blut
Erfährſt Du, was die Liebe thut;
Du klagſt: Dein Schmertz zwingt mich zum Schweigen.

Dieſer Schmerz war ein lebhafter und echter.*) Noch 1779 äußerte Friedrich dem Philoſophen Garve gegenüber, daß der Tod der Mutter ihn viel gekoſtet habe, und in der Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges widmete er der Verſtorbenen den folgenden Nachruf: „Die Großen beſeufzten den Verluſt ihres gefälligen Umgangs, die Niedrigen ihre Gutherzigkeit, die Armen vermißten ihre Zuflucht, die Unglücklichen ihre Hilfe, die Gelehrten ihre Beſchützerin, und jedes Glied ihrer Familie, welches das Glück hatte, ihr näher anzugehören, glaubte einen Theil ſeines Selbſt verloren zu haben und fühlte durch den Schlag, welcher ſie der Welt entriß, ſich ſtärker als ſie ſelbſt betroffen."

63 Jahre lang war Eliſabeth Chriſtine, Prinzeſſin von Braunſchweig-Bevern (geb. 8. Nov. 1715, geſt. 13. Jan. 1797)**) ein Mitglied des preußiſchen Hofes, 55 Jahre, vom Regierungsantritt ihres Gemahls an gerechnet, lebte ſie in Berlin oder in der nächſten Umgebung der Stadt. Sie war dem Kronprinzen Friedrich gegen deſſen Neigung vermählt worden, weil Friedrich Wilhelm I. dieſe Tochter ſeines einzigen Freundes auf der Welt, insbeſondere mit Rückſicht auf die Wünſche der kaiſerlichen Partei, für die ihm geeignete und genehme Schwiegertochter hielt. Nur dem Willen des Vaters folgend, lebte Friedrich

*) Vgl. Preuß, Friedrich der Große mit ſeinen Verwandten und Freunden. Berlin 1838. S. 223. — Dieſe Schrift, wie die übrigen Arbeiten des Autors, die große Biographie, 5 Bde., 1832—1834, und das Buch „Friedrich der Große als Schriftſteller, Berlin 1837", ſind auch ſonſt vielfach benutzt. Von demſelben die große Ausgabe von Friedrich's Schriften. Eine Bibliographie der Fridericianiſchen Werke und der über ihn handelnden Arbeiten kann und ſoll hier nicht gegeben werden.

**) F. W. M. von Hahnke: Eliſabeth Chriſtine, Königin von Preußen, Gemahlin Friedrich's des Großen. Berlin 1848. (Im Anhang Briefe und Schriften.) Zur Charakteriſtik die deutſchen Gedächtnißreden von Zöllner, Felkel, die franzöſiſchen von Palmié, Schlick, Ancillon, die geſperrt gedruckten in Berlin gehalten, alle fünf im Sammelband Sr. 2300 der K. B. Dazu: 5 Predigten Zöllner's, vor ihr auf dem Schloſſe gehalten, in Zöllner's Predigten bei verſchiedenen Gelegenheiten. Berlin und Stettin 1805.

mit seiner Gemahlin zusammen, nach dessen Tode fand sehr bald eine völlige Trennung statt. Elisabeth Christine verließ Berlin oder Schönhausen nur einmal, als sie 1760 nach Magdeburg flüchtete; Sanssouci betrat sie niemals.

Als Friedrich Wilhelm sie seinem Sohne aufdrängte, charakterisirte er sie kurz also: „Sie ist weder häßlich noch schön; sie ist ein gottesfürchtiges Mensch und das ist Alles". Die Charakteristik ist weder erschöpfend noch wahr. Denn nach übereinstimmenden Zeugnissen der Zeitgenossen war sie hübsch; ihr blendender Teint, ihre schönen Haare, ihre gut gebaute Figur wurden besonders gerühmt. Sie war nicht unbelesen und nicht unbegabt. Ihre geschichtlichen Kenntnisse setzten die Gelehrten in Erstaunen. Ihre Bildung war durchaus französisch, wie die Bildung der meisten Fürstinnen ihrer Zeit, aber es war nicht die weltliche Bildung des 18., sondern die geistliche des 17. Jahrhunderts: man könnte sie als eine Schülerin von Port Royal oder einer ähnlichen Anstalt bezeichnen. Weltlichen Freuden war sie nicht abgeneigt, vielmehr tanzte sie gern, besuchte häufig mit Vergnügen die Comödie, spielte mit ihren Hofdamen, nahm auch Tabak, nach der Unsitte der Zeit. Nur ihre Bildung wurzelte durchaus im Religiösen. Griff sie, in den vielen Stunden der Einsamkeit, zur Feder, so that sie dies, um theologische Schriften von Gellert, Sack, Spalding, Sturm zu übersetzen oder eigene geistliche Betrachtungen zu Papier zu bringen; nur Herzensbedürfniß, nicht litterarischen Ehrgeiz suchte sie mit ihren Schriften zu befriedigen. Auf ihrem dunklen Wege war ihr die christliche Heilslehre die einzige Führerin; ihr starker Glaube an die Unsterblichkeit half ihr über die Schwere und die Bekümmernisse des Erdendaseins hinweg. „Jenseits wird mir wohler sein", rief sie in ihren letzten Stunden aus, aber sie fügte hinzu: „Ich habe lange genug gelebt; nun kann ich mir selbst und Anderen wenig mehr nützen". Denn nicht zur weltabgewendeten Frömmlerin machte sie die Religion. So gern sie die Kirche besuchte, so häufig sie, durch Krankheit oder Alter ans Zimmer gefesselt,

religiöse Uebungen bei sich veranstaltete, in denen Zöllner weihevolle Worte redete, so sah sie die Religion nicht allein in frommen Gesinnungen, sondern in edlem Thun. Unermüdlich thätig zu sein, war ihre Lebensgewohnheit; für Andere zu wirken, ihr Lebensinhalt. Sie war äußerst wohlthätig, in jenem guten Sinne, daß sie nicht bloß die Gabe wegschenkte, sondern den Beschenkten ansah. Einfach und zugänglich für Jedermann, besaß sie in hohem Grade die Tugend, Aller Herzen zu gewinnen, und ward als Schutzgeist der Gegenden verehrt, in denen sie weilte. Mit gutem Rechte bestimmte ihr Neffe, der sie merkwürdig richtig erkannte, als Text für ihre Leichenpredigt das Bibelwort: „Prediget von den Gerechten, daß sie es gut haben, denn sie werden die Frucht ihrer Werke essen". Sie war eine Gerechte, der es übel im Leben ergangen war.

„Während Josua Amalek in der Ebene niederschlug, betete Moses auf dem Berge für das Heil Israels." Besser als mit diesen Worten einer französischen Leichenpredigt läßt sich ihr Verhältniß zu ihrem Gatten nicht bezeichnen. Denn nicht nur in den Feldzügen, in denen Friedrich, Josua gleichend, die Feinde vernichtete, stand Elisabeth Christine in der Ferne, dem Geliebten Heil und Segen wünschend, auch in Friedenszeiten lebte sie fern von ihm, Schmerzgefühl empfindend, das durch Segenswünsche gedämpft war. Die einzige weltliche, eine der wenigen selbständigen Schriften, die sie schrieb, „Betrachtungen über den Zustand der öffentlichen Dinge", 1778 beim Ausbruch des bairischen Erbfolgekrieges veröffentlicht, war eine Huldigung für ihren Gatten. Sie, die man sich hätte vorstellen können als eine in einsamer Klause voller Furcht wartende, ermahnte „die Furchtsamen" zum Patriotismus; sie, die in der Liebe zu ihrem Helden betrogen war, rief die Unterthanen zur Liebe zu ihm auf: „Sein großer Geist ließ ihn immer Hilfsmittel finden, selbst dann, als das Uebel auf den Gipfel gestiegen war, als Alles verloren schien. Mit Festigkeit und Muth wußte er zuerst das Uebel zu lindern, dann uns zu retten und glücklich zu

machen." Denn es traf zu, was ein ihr naheſtehender Geiſtlicher, Küſter, in der Widmung einer ſeiner Schriften von ihr ſagte: „Auch dann, wenn Feige zitterten und Weltkluge bedenklich wurden, blieb ſie in froher Hoffnung auf die Zukunft." Dem Namen nach war ſie Friedrich's Gattin, in Wirklichkeit eine Fremde. In der Ruppiner und Rheinsberger Zeit hatte ſie mit dem Gatten in denſelben Räumen gelebt, ſchon damals war die Ehe ein Nebeneinanderleben, kein Zuſammenleben geweſen; ſeit der Thronbeſteigung trat eine völlige factiſche Trennung ein. Friedrich lebte in Sansſouci, Eliſabeth Chriſtine in Berlin und Schönhauſen. Seine Reiſen machte er allein. Weibliche Verwandte in Begleitung von Damen des Hofes beſchied er nach Potsdam; die Gattin befand ſich niemals unter ihnen. Selbſt in Krankheitsfällen durfte ſie nicht erſcheinen. „Hätte ich es gewagt", ſo ſchrieb ſie einmal während eines ſolchen, „ſo wäre ich ſelbſt nach Potsdam gegangen, um ihn zu ſehen." Die Briefe, die Friedrich an ſeine Gattin richtete, in denen er ſie ſtets Madame anredete — von ihr ſprach er als la Reine, äußerſt ſelten mon Épouse — ſind unendlich kühl. Vor 1740 kommen zwar Ausdrücke vor wie die folgenden: „ich umarme Sie von ganzem Herzen", „ich gehöre völlig Ihnen an", „ich erwarte mit großer Ungeduld die Zeit, da ich Sie begrüßen kann". Nach 1740 heißt es nur noch einmal: „Ich hoffe bald Gelegenheit zu haben, Sie zu umarmen". Sehr bald hört dann jeder zärtliche Ausdruck auf; zur Bezeichnung der der Frau gewidmeten Geſinnung werden die Ausdrücke „Achtung, Freundſchaft" gewählt. Die Billete, mögen ſie nun von Reiſen, aus Feldzügen oder aus dem gewöhnlichen Aufenthaltsort des Königs ſtammen, ſind ungemein kurz; in wenigen fehlt die übliche Ausrede, daß übergroße Beſchäftigung die Kürze hervorrufe. Und als wenn in dieſer Kürze die Nichtachtung nicht genügend zum Ausdruck käme, finden ſich unwirſche Zurechtweiſungen über Kleidung oder Beſuche, erkältende Redensarten wie dieſe: „Sie

und ich werden eines ſchönen Tages verſchwinden, wo man es am wenigſten erwartet" u. dgl.

Dieſe Kühle und Herzensrauhheit ſteht im ſtricteſten Gegenſatz zu der Zartheit, mit der Friedrich andere Frauen, z. B. ſeine Mutter, zu behandeln wußte, der er jede ſchlimme Nachricht zu verbergen oder in ſchonendſter Art mitzutheilen wünſchte.

Kam er nach Berlin, ſo ſuchte er ſie wohl auf. Er ſpeiſte manchmal bei ihr oder mit ihr bei der Mutter. Er ließ es für ſie an kleinen Aufmerkſamkeiten und großen Rückſichten nicht fehlen. Es iſt gewiß eine leere Erdichtung, daß er bei der Vorſtellung ſeiner Gattin vor dem verſammelten Hof dem Ausruf: „Dies iſt Ihre Königin" Worte der Entrüſtung hinzufügte über ſeine erzwungene Heirath. Er bezahlte ihre Schulden, von denen man nicht weiß, ob ſie durch ſchlechte Haushaltung oder mangelhafte Einkünfte hervorgerufen wurden. Bei Krankheitsfällen ließ er ſich nach ihrem Befinden erkundigen; traurigen Ereigniſſen gegenüber, die ſie erfuhr, kargte er nicht mit ſeinem Troſt. Aber was war das für Troſt einem fühlenden Herzen, wenn die Königin beim Tode naher Verwandten von dem Gemahl ein Schreiben empfing mit den Worten: „Ich beklage Sie wegen des Kummers, den Sie natürlicherweiſe empfinden werden, aber das ſind Ereigniſſe, gegen die man kein Heilmittel beſitzt". Erſchien er auch nur zweimal zu ihrem Geburtstage, ſo überſandte er ihr zu ſolchen Tagen koſtbare Geſchenke und kühle Billete. Er ſorgte dafür, daß die Geſandten ihr ihre Aufwartung machten, berühmte und vornehme Fremde ihr vorgeſtellt wurden. Aber das waren Leckerbiſſen, wie man ſie einem im goldenen Käfig verwahrten Vogel reicht. Sie fühlte ſich manchmal wie eine Gefangene und kam ſich nicht mit Unrecht wie eine Verſtoßene vor. Grund genug dazu lag ſchon im Benehmen des Gatten, mehr Grund im Betragen der Verwandten und Hofleute, die in jenem einen Anſporn zu eigener Ungehörigkeit erblickten. Denn dieſe waren eiferſüchtig auf jedes kleine Zeichen der Gunſt, welches Eliſabeth empfing, ſo daß ſie ſelbſt ſolche geheim halten

mußte. Manche Männer aus ihrer Umgebung, namentlich den Kammerherrn Baron von Müller (1740—1786) sah sie als ihre geschworenen Feinde an; auch gegen den ihr bestellten Hofmarschall von Wartensleben äußerte sie ihre Unzufriedenheit. Wirkliche Herzlichkeit fühlte sie nur zur Gräfin Camas, die 1742 bis 1766 ihre Hofmeisterin war. Sie war vielleicht die Einzige, die gleichzeitig das Vertrauen beider Ehegatten besaß und erwiderte. Es kamen Zeiten, da man die Königin vermied, da selbst die Getreuen sich scheuten, sie zu besuchen. Einmal weigerten sich die königlichen Sänger, zu ihr nach Schönhausen zu kommen, bis sie von dem König „wegen ihrer übertriebenen und lächerlichen Unverschämtheit" getadelt und bestraft wurden. Freilich, als der Tag herannahte, da es Zeit gewesen wäre, den goldenen Hochzeitstag zu begehen (12. Juni 1783), da herrschte von beiden Seiten eisiges Schweigen. Eine von Oerlichs angegebene Medaille wurde nicht ausgeprägt, sondern nur von D. Berger in Kupfer gestochen;*) nur ein schlechter Holzschnitt erschien, die eheliche Wiedereinsegnung des Königs und der Königin darstellend, dessen Verkauf aber verboten wurde.

Nur in den ersten Jahren ihres erzwungenen Wittwenthums hoffte die Königin auf eine Aenderung. Sie konnte den jähen Wechsel nicht begreifen. Für sie blieb der König der eher

*) Ein Exemplar im königl. Kupferstichcabinet. Daselbst auch ein ganz roh in Buntdruck hergestelltes Blättchen, das die Porträts des Jubelpaares enthält, ohne Unterschrift und ohne Verse. Der Holzschnitt hatte, nach Krieger, folgende Bezeichnung: „Merkwürdige Jubelfeier der 50j. Ehe Sr. Maj. Fr. d. Gr. Königs v. Pr. und Ihrer Maj. Elisabeth Christine Königin v. Pr. Berlin am 12. Juni 1783." Das Gedicht begann mit den Versen: „Dies königliche Ehepaar vollendet heut im Ehestand". Die Berl. Corr. 1783, 513—520, berichtet über diesen von dem Buchdrucker Bergemann herausgegebenen Holzschnitt, die „Jubelvermählungsceremonie" darstellend, mit Versen von Wegener. Sie schlossen mit den Worten: „Es leb' das höchste Ehepaar — Der Welt zum Glück noch viele Jahr". — Dort wird außer der Oerlichs'schen Medaille noch ein anderes Gedicht von Wegener „Patriotische Wünsche" genannt.

maître, jede ſeiner Thaten war ein Labſal, das ihr bereitet wurde, jede ſeiner Gaben galt ihr als koſtbarer Schatz, jede gute Aeußerung, die er über ſie that, klang ihr wie ein ſüßer Lohn, ſelbſt ſeine froſtigen direct an ſie gerichteten Worte erwärmten ihr Herz.

Woher nun kam dieſe gänzliche Entfremdung? Als am 27. Juni 1733 das junge Paar feierlich in Berlin einzog, ſchien es zum Glück geſchaffen; aus den Jahren der Rheinsberger Zeit erklingen ſowohl in den Berichten fremder Zuſchauer als in den oben erwähnten Briefen Friedrich's Aeußerungen, die an Honigmondsworte anklingen. Und doch war damals die innere Entfremdung ſchon vorbereitet oder eingetreten, die während der Königszeit ſich auch äußerlich kundgab. Nur aus Connivenz gegen den Vater duldete Friedrich das aufgezwungene Joch, bereit, es im erſten günſtigen Augenblick abzuſchütteln. Nicht Weiberfeindſchaft war es, die ihn zu der Entfernung von der Lebensgefährtin bewog. Vielleicht gehörte er zu den ſelbſtiſchen Naturen, denen jene zu einer rechten Ehe nothwendige Entäußerung des eigenen Weſens und Willens unmöglich iſt. Aber ſelbſt wenn er jener Entäußerung fähig geweſen wäre, nicht gegen die wollte er ſie üben, die er nicht frei gewählt hatte. Sie büßte an Leib und Seele fremde Schuld. Aber wenn ſie ſchon als Aufgezwungene Friedrich unerträglich war, ſo hatte ſie auch an ſich Eigenſchaften und Mängel, die ſeine Abneigung beſtärkten. Ihr fehlte das, was Friedrich ein Weib möglich und erträglich gemacht haben würde: Liebreiz und Selbſtbewußtſein. Das pikante Nichts, deſſen Hohlheit erſt bei nachträglicher kühler Ueberlegung erkannt wird, und die Feſtigkeit, die bei ſcheinbarer und äußerer Willfährigkeit Grundſätze und Launen durchzuſetzen weiß, gingen ihr ab. Sie war zu unbehülflich und zu plump, zu ernſt und zu fügſam. Sie glaubte durch Liebe und Nachgiebigkeit zu gewinnen, was ſie allenfalls durch Kälte und Sprödigkeit hätte erreichen können. Und dann noch eins: ſie war nicht unwiſſend und thöricht, aber beſchränkt. Den Willen

beſaß ſie wohl, ſich in des Gemahls Geiſtesrichtung einzuleben, aber nicht die Fähigkeit. Die leichte Litteratur, die ſein Entzücken erregte, blieb ihr ein verſchloſſenes Buch, und die freigeiſtige, für die er ſich begeiſtern konnte, widerſtand ihr. Sein Freund Algarotti war ihr unangenehm, weil er keine Religion beſitze und alles Religiöſe beſpöttele; mit den bedeutenden Franzoſen, die kürzer oder länger an Friedrich's Hof weilten, kam ſie nicht über gewöhnliche Höflichkeitsbeſuche hinaus. Ein Zeuge des Rheinsberger Lebens erzählte, daß das kronprinzliche Paar den ganzen Bayle auswendig konnte in der Art, daß diejenigen Stellen, die er nicht leſen mochte, von ihr verſchlungen wurden, und die vielen Auseinanderſetzungen, die ſie überſchlug, ſein Orakel waren.

Bei Friedrich ſprach feſter Wille und Verſtand, bei Eliſabeth Chriſtine das Herz. Das Abbrechen ehelicher Beziehungen zu ſeinem Weibe, das dem Fürſten leicht wurde, raubte der Fürſtin Lebensruhe und Glückſeligkeit. Das Beiſpiel des königlichen Einſiedlers, der zwar ohne Gewaltſamkeit, aber mit ſtarrer Entſchiedenheit ſeine Gemahlin verſchmähte, wirkte nachhaltig auf Berlins Geſellſchaft. Es iſt wohl anzunehmen, wenn ſich auch ein beſtimmter Beweis dafür nicht erbringen läßt, daß die Lockerung der Ehen, die beginnende Unſittlichkeit in der Berliner Bevölkerung während der Fridericianiſchen Zeit durch dies fürſtliche Beiſpiel unterſtützt wurde. Der Privatmann, der ſeiner Gattin überdrüſſig wurde, mochte für die von ihm geübte Vernachläſſigung auf höfiſche Vorgänge ſich berufen und beſchönigte die Freuden, die er anderwärts ſuchte, durch den Hinweis auf abſcheuliche Gerüchte, die über Friedrich's Privatleben im Schwange waren. Aber vielleicht mochte auch manche verlaſſene Frau, auf die königliche Märtyrerin ſehend, deren Beiſpiel befolgen und, ſtatt von dem Pfade des Rechten abzugehen, um Vergeltung gegen den Verräther zu üben, gleich ihr ein der Thätigkeit und Frömmigkeit geweihtes Leben führen. So wurde die Frucht ihrer Werke, die nach frommem Glauben der Ver-

ſtorbenen erſt im Jenſeits zufallen ſollte, Leben ſpendend und Tugend erweckend ihrem Volke zu Theil.

Aus der Umgebung der Königin iſt nur die eine bereits erwähnte Frau eingehender zu ſchildern, die lange in ihrer Nähe lebte.

Sophie Caroline von Camas*), geb. von Brandt, war eine Stiefſchweſter jenes Fräuleins von Pöllnitz, das als Geſellſchafterin der Sophie Charlotte eine wichtige Rolle geſpielt hatte, und eine entfernte Verwandte des Barons Pöllnitz, der ſie als ſeine Tante bezeichnete. Dieſes ihres ſogenannten Neffen zur Schau getragenen Skepticismus und Atheismus theilte ſie nicht. Als er ſich einſt ſeiner Pathen rühmte, erhielt er von ihr die ſcharfe Entgegnung: „Ich wußte nicht, daß Sie getauft ſeien.“ Ein anderes Mal, als er bei ihr ſeinen heuchleriſchen Uebertritt zur katholiſchen Religion mit Hinweis darauf, daß ſie der Glaube ſeiner Vorfahren geweſen wäre, entſchuldigen wollte, mußte er die boshafte Antwort hören: „Sie ſind durchaus nicht verdammenswerth; Sie haben in jener Welt ſo wenig Gutes zu erwarten, daß Sie recht daran thun, ſich hienieden mancherlei Gutes zu verſchaffen.“

Frau von Camas gehörte zu Friedrich's Intimen. War er in Berlin, ſo pflegte er nach Tiſch eine Weile bei ihr vorzuſprechen. Sie, ihre Nachfolgerin Frau von Kannenberg, die Gräfin Kamecke und Frau von Morrien bildeten mit der Prinzeſſin Amalie die auserleſene Schar, die Friedrich am letzten Tage des Jahres um ſich vereinigte, als an dem Tage, an dem die Damenherrſchaft beginne. Als Zeichen dieſer Herrſchaft erhielt jede Krone und Scepter aus Zucker. Auch weniger vergängliche Geſchenke ſpendete der König ſeiner Vertrauten. Darunter war das bezeichnendſte ein Ring mit zwei in einander geſchlungenen Brillantherzen, als unvergängliches Sinnbild ihrer nahen Ver-

*) Vgl. Lettres inédites de Fréd. II. avec M. et Mad. de Camas. Berlin 1802. Einleitung von Erman.

bindung. Wie in Thaten, ſo zeigte ſich ihr der König in Worten ergeben. Ihr gegenüber kargte er in Zärtlichkeitsausdrücken nicht, ſie nannte er ſeine gute Mutter, ihr eilte er jede gute Nachricht mitzutheilen und meldete ſchonend die ſchlimmen. Die kleinſten Vorgänge ihres Lebens begleitete er mit Theilnahme, ſelbſt für ihre Hunde und Papageien hatte er ein liebenswürdiges Wort; ihre Briefe bildeten ſein Entzücken; um ihr Geſpräch zu hören, erſehnte er den Augenblick, daß ſeine Füße ihm wieder Dienſte leiſteten, um zu ihrem Paradies emporzuklimmen.

Noch näher als der Genannten, ja näher als irgend einer anderen Frau ſtand Friedrich ſeiner Schweſter Amalie, die man faſt ſeine Berliner Vertreterin nennen möchte. Sie lebte meiſt in Berlin und bildete mit ihrer Oberhofmeiſterin, der Frau von Maupertuis, und ihren Hofdamen, den Fräulein von Podewils und von Zerbſt, einen kleinen Hof für ſich. „Die zwei Grazien“ wurden die beiden Letzteren in einem Gedichte Friedrich's genannt. Denn an Verſen an dieſe Lieblingsſchweſter voll ernſter Auseinanderſetzungen und heiterer Begrüßungen war kein Mangel; richtete der Bruder doch einmal einen ſchwärmeriſchen Abſchiedsgruß an ſie, als er 1772, nach Schleſien reiſend, unter ihren Fenſtern vorbeikam. Sie war faſt die einzige Dame, welche nach Sansſouci zum Beſuch kam. Sie beſaß ein lebhaftes Intereſſe für Litteratur und Muſik. In litterariſchen Dingen theilte ſie nicht völlig den Geſchmack ihres Bruders, ſondern begünſtigte deutſche Schriftſteller und Dichter. Ramler war ſehr ſtolz, als er von ihr für eine Dichtung einen anſehnlichen Geldbetrag erhielt, und Sulzer*) bekam, da er während einer Krankheit ſich nur von Früchten nähren durfte, die beſten und ſeltenſten aus dem Garten von Sansſouci. Auch der Muſiker Kirnberger gehörte zu ihren Günſtlingen. Ihr wurden daher Gedichte, Proſaſchriften, Broſchüren aller Art mitgetheilt, die ſie eifrig ſammelte und verwahrte. Noch heute gewährt ihre Bibliothek,

*) Hirzel über Sulzer II, 206.

die in ihren alten Schränken im Kgl. Joachimsthalschen Gymnasium aufbewahrt wird, einen Aufschluß über Manches, was damals in Berlin Aufsehen erregte. Sie spendete gern aus ihrem Wissen. Junge Mädchen ließ sie zu sich kommen, unterrichtete sie in fremden Sprachen und freute sich ihrer Fortschritte.*) Aber ihr Hauptinteresse war der Musik geweiht. Sie war selbst ausübende Künstlerin und brachte einen gewaltigen und werthvollen Schatz von Musikalien zusammen. Neben dem Bedeutenden begünstigte sie das Seltsame und freute sich, immer neue Raritäten in ihre Hand zu bekommen. Ohne schön zu sein, war sie anmuthig, wie man aus manchen Schilderungen der Zeitgenossen entnehmen kann, selbst wenn man die höfischen Uebertreibungen abrechnet, von denen auch diese Darstellungen nicht frei sind. Aber sie war nicht liebenswürdig. Das, was sie von Freundlichkeit und Liebe besaß, hatte sie in einer romantischen Jugendneigung ausgegeben: die Zeit ihrer Reife verbrachte sie in Verbitterung, in der sie sich und Anderen wenig Freude gönnte. Zudem hatte sie viel durch Kränklichkeit zu leiden, an der eigene Unvorsichtigkeit und Nichtbeachtung ärztlicher Vorschriften theilweise die Schuld trugen, so daß die Venus, wie sie von Voltaire in einem noch anzuführenden Gedichte genannt wurde, eine zurückgezogene Hospitalitin wurde.

Es ward einsam und immer einsamer im königlichen Schlosse und in den Palästen der Prinzen und Prinzessinnen. Die Berliner Bürger, die gewöhnt gewesen waren an die rauschenden Vergnügungen zur Zeit des ersten Königs, die den gewaltigen Willen des zweiten oft stärker und unangenehmer gespürt hatten, als ihnen lieb war, sahen sich sehnsüchtig nach ihrem Herrscher um, nach dem ihre Eigenheit zu modeln sie gewohnt waren. Lange wandten sie ihre Blicke nach dem fernen Potsdam. Als aber immer weniger Nahrung den Begehrenden zu Theil wurde,

*) Sara v. Grotthuß an Goethe 1808, Dr. im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar.

die Geſtalt des Königs immer ferner rückte, bis ſie mythiſch zu werden anfing, da mußten die Bewohner Berlins lernen, ſich auf ſich ſelbſt zu beſinnen. Niemals vielleicht hat die Perſon, der erklärte Wille eines Herrſchers einen ſo geringen Eindruck auf ſeine Zeitgenoſſen geübt wie in der Aera Friedrich's des Großen, und doch übte niemals die Gedankenrichtung eines Fürſten einen größeren.

Elftes Kapitel.

Die Aufklärung.

Wie mit Friedrich's I. Namen die Prachtentfaltung, mit Friedrich Wilhelm's I. die ernste Arbeit unter strenger Aufsicht, so ist mit Friedrich's des Großen Namen die Aufklärung eng verknüpft. Unter ihm und durch ihn wurde Berlin die Stadt der Aufklärung. Wie so oft wurde auch in diesem Falle Ansicht und Verhalten des Königs typisch für seine Residenz.

Die Aufklärung ist nach der bekannten Definition Kant's „der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit"; sie hat den Wahlspruch: „Habe den Muth, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen".*) Sie zeigt zwei Seiten: eine negative und eine positive. Die negative besteht darin, die Theologie zu zerstören, nicht etwa die Religion. Die positive darin, eine neue Moral zu begründen, da die Moral die Stütze der Theologie und der Religion entbehren lernen sollte. Friedrich neigte mehr zur positiven Richtung. Von Gott redete er mit warmer Begeisterung; er erklärte ihn als den allgütigen und Allerbarmenden; er hatte ein persönliches Verhältniß zu ihm; in Momenten der Bekümmerniß und der Noth sendete er aus

*) Benutzt für das Folgende in erster Linie Friedrich's Werke, besonders Briefwechsel mit Voltaire (vgl. Geiger, Vorträge und Versuche, Dresden 1890, S. 127 ff.). Sehr schön ist Hettner's Litgesch. d. 18. Jahrh. III, 2, S. 1–33. — Von Einzelschriften: Zeller, Fr. d. Gr. als Philosoph, Berlin 1886; der betr. Abschnitt in Reimann, Abhandlungen zur Gesch. Fr. d. Gr., Gotha 1892. Einzelnes bei Lommatsch a. a. O. S. 17 ff.

gepreßtem Herzen zu Gott ein Gebet. Zwar berichtet einer ſeiner Vertrauten, er hätte einmal gerufen: O Dieu, s'il y en a un, aie pitié de mon âme, si j'en aie une, aber dieſer Ruf, wenn er wirklich laut geworden iſt, entſprang einer augenblicklichen ſkeptiſchen Stimmung; denn ſonſt war Friedrich von dem Daſein Gottes feſt überzeugt. Ein öffentliches Bekenntniß ſeines Glaubens an Gott liegt darin, daß er in dem Kirchengebete nicht wie die Vorfahren als Majeſtät, ſondern als „Gottesknecht, der König" bezeichnet werden wollte.

Dagegen leugnete er die materielle Exiſtenz der Seele und daher die Unſterblichkeit. Dieſes Leugnen findet ſich in ſeinen Schriften ohne Widerſpruch, aber man merkt der Ueberzeugung an, daß ſie nicht ohne Kampf, ja nicht ohne inneren Schmerz erlangt iſt. Namentlich in einzelnen poetiſchen Epiſteln an ſeine Schweſter Wilhelmine und an den Feldmarſchall Keith trauerte er darüber, daß es kein Wiederſehen im Jenſeits gebe, aber er faßte ſich wie ein Mann, der, wie er keine Strafe für einen etwaigen Fehler fürchtet, ſo auch auf jede Belohnung für ſeine guten Thaten verzichtet und ſich mit dem erhebenden Bewußtſein ſeines Innern begnügt.

Dem Chriſtenthum war er abgeneigt. Der Hauptgrund dieſer Abneigung war wohl der, daß er die Möglichkeit oder wenigſtens den Werth menſchlicher Inſtitutionen in göttlichen Dingen leugnete. Der Philoſoph hat zwar auch ſein beſtimmtes Syſtem, aber er verlangt von keinem Anhänger deſſen unbedingte Annahme auf Treu und Glauben; er geſtattet vielmehr, ja er fordert die Prüfung, und erſt nachdem dieſe Prüfung zu ſeinen Gunſten ausgefallen, verlangt er von dem Vaſallen die Pflichten der Gefolgſchaft. Von dieſem philoſophiſchen Standpunkte aus war Friedrich der dogmatiſchen poſitiven Religion abgeneigt, aber er beſaß, wie ſich nicht leugnen läßt, noch eine ſpecielle Feindſchaft gegen das Chriſtenthum. Freilich hat er nicht das auch ihm wie ſo manchen Freigeſinnten früherer Jahrhunderte zugeſchriebene berüchtigte Wort von den „drei Betrügern" Moſes, Chriſtus,

Mohammed gebraucht; aber allerdings hatte Friedrich gesagt: „der Ausdruck Gottmensch gefalle ihm nicht im Munde eines Philosophen, der über die Irrthümer des Volkes erhaben ist", allerdings sprach er mehr als einmal von Moses als einem „jüdischen Lügner". Namentlich in Briefen und mündlichen Unterredungen äußerte er sich scharf wider das Christenthum. Sulzer (Lebensbeschreibung S. 64 fg.) hörte ihn über den Unsinn klagen, man stelle sich einen Gott vor, der einen zweiten gezeugt, der wiederum mit jenem ersten einen dritten hervorgebracht habe. Von den beiden Confessionen haßte er mit größerer Entschiedenheit die katholische, das Papstthum und erklärte die evangelische Religion für die bei Weitem bessere. Er beförderte, wie unten noch zu zeigen ist, im Lande und in der Hauptstadt Bau und Ausschmückung der Kirchen. Daher hielt er, ganz im Gegensatz z. B. zu Voltaire, die „Vernichtung dieses Aberglaubens" in den breiteren Schichten des Volkes für unmöglich, ja er verordnete einmal, die Schulmeister sollten sich Mühe geben, daß „die Leute Attachement zur Religion behalten".

Aber für ihn bedurfte es im Allgemeinen der dogmatisch begrenzten Confession nicht. Wie sie selbst für ihn abgethan erschien, so waren ihm ihre officiellen Vertreter, die Priester aller Confessionen, unangenehm, trotz der persönlichen Hochachtung, die er Einzelnen zollte. Dem Könige, der sonst in derlei Dingen auch Vertrauten gegenüber ziemlich zurückhaltend war, entschlüpfen derbe, selbst obscöne Worte, wenn er von Mönchen redete. Er bekämpfte der Geistlichen Unwissenheit, Unsittlichkeit, ihr Behagen an casuistischen Streitigkeiten, er warf ihnen vor, in Kleinigkeiten und Unwürdigkeiten ihre Thätigkeit zu suchen und die großen Aufgaben ihres Berufes darüber zu vergessen.

Was ihm die Priester noch besonders hassenswerth erscheinen ließ, das waren die von denselben angezettelten Religionsverfolgungen. Nicht nur die blutigen Thaten früherer Jahrhunderte registrirte und verurtheilte er, sondern er wollte auch den Frieden unter den Anhängern der verschiedenen Religions-

parteien zu ſeiner Zeit befördern und erwirken. Sein berühmtes Wort, daß in ſeinen Staaten Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden könne, war mehr als eine bloße Phraſe: Friedrich ſtand mehr als einmal den Verfolgten bei und milderte die Lage der Geduldeten.

Gemäß dieſer Entfernung vom Chriſtenthum vertrat Friedrich im Großen und Ganzen den Grundſatz weltlicher Moral. Freilich kam auch bei ihm, da er, gleich den meiſten Denkern, nicht frei von Widerſprüchen war, einmal der Satz vor: „Die chriſtliche Moral iſt die Vorſchrift meines Lebens“. Neben dieſen Satz ſtellen ſich jedoch viele andere, in denen die Moral als getrennt von den Confeſſionen bezeichnet wird. Einmal faßte er, ſeinem Vertrauten Catt gegenüber, ſeine Moral in die Worte zuſammen, die Hauptſache ſei, „ſittenrein zu ſein, über ſeinen Stand ſich aufzuklären und ihn gut zu erfüllen, mäßig zu leben und das Leben nicht ſonderlich hoch zu achten“.

Von dem Fürſten, deſſen eben ſkizzirte Anſchauungen im Allgemeinen auch vor ſeiner Thronbeſteigung bekannt, theilweiſe mit abſichtlicher Uebertreibung gemeldet waren, erwarteten die Gläubigen das Schlimmſte. Charakteriſtiſch für dieſe Erwartung iſt ein dem König bald nach der Thronbeſteigung überreichtes Gedicht*), in dem namentlich die Anhänger ſog. papiſtiſcher Gewohnheiten zu Worte kamen, gegen die ſchon Friedrich Wilhelm I. aufgetreten war (vgl. oben S. 188), und die unter Friedrich durchaus Schutz ihrer Gebräuche fanden. Sie ſtellten die milde Mutter, die Kirche, dem ſtrengen Vater, dem weltlichen Herrſcher, gegenüber.

So laß doch nimmermehr, geſalbter Vater, zu,
Daß man die Schmach und Schand an unſrer Mutter thu,
Als hätte deren Hand dieß, was ſich nicht gebühret,
Ja ſündliche Gebräuch uns Kindern zugeführet.

*) Mitgetheilt bei Ulrich (ſo ſei das Hauptwerk über dieſen Gegenſtand: „Briefe über den Religionszuſtand in den preußiſchen Staaten“, 5 Bde., Berlin 1778—1780, citirt) V, 670ff. Einige Schriften gegen dies Werk ſ. Berl. Neudr. II, 3, S. 41fg.

Als hätte man durch ein gedoppelt hundert Jahr,
Gott öffentlich erzörnt, so oft es Sabbath war
Und Aberglauben, die das römsche Babel liebet,
In Tempeln ohne Scheu als Gottesdienst geübet.
Was ist unschuldiger als Singen beim Altar,
Das vor dem Pabstthum schon im Kirchenbrauche war . . .
Was schadet uns ein Licht, das bei dem Nachtmahl brennt,
Da unser Glaube sich vom Aberglauben trennt.

Durch Abschaffung solcher Gebräuche würde das Papstthum nur einen Triumph genießen, das Königthum aber an Ansehen einbüßen.

Es heisse hier ja nicht: des Königs Wort ging vor,
Denn dieses Königswort eröffnete das Thor,
Wodurch hernach die Pest mit größter Wuth gedrungen,
Dies Davidswort hat mehr, als Davids Schwerd, verschlungen.

Nach einer kurzen Entschuldigung, daß sie ihre Stimme zum Könige erhoben haben, schließen die Dichter:

Gewissensfreiheit wird anstatt Gewissen zwingen
Dir tausendfachen Ruhm, Dir tausend Segen bringen.

Wie wenig solche Befürchtungen begründet waren, wie unbeschränkt vielmehr der König die Freiheit des Redens und Handelns gewährte, bewies seine ganze Regierung.

Eine wesentliche, äußerlich erkennbare Aenderung im religiösen Leben der Hauptstadt vollzog sich unter der Regierung Friedrich's nicht. Vielleicht wurde der Kirchenbesuch schwächer; gewiß steigerten sich die Anforderungen, die von den Andächtigen an die Leistungen der Prediger gestellt wurden. Eine Abnahme religiösen Sinnes läßt sich statistisch nicht nachweisen.

An der Spitze der lutherischen Geistlichkeit stand das churmärkische evangelisch-lutherische Consistorium.*) Gemäß dem Edicte vom 16. Mai 1760 war seiner Verfügung Alles unterworfen, was der Prediger und Schullehrer Amtsführung, Conduite, üble Lebensart und grobe Vergehungen betraf. Die gelinderen Strafen bestanden in Geldzahlung und Suspension

*) Vgl. Ulrich II, 197 ff.

bis auf drei Monate, die härteren in Translocation und Remotion. Leib- und Lebensstrafen blieben lediglich dem Justizdepartement des Staatsministeriums vorbehalten.

Aus der Wirksamkeit des Consistoriums seien nur zwei für Berlin besonders wichtige Ereignisse hervorgehoben: Abschaffung von Feiertagen und Neuordnung des Gesangbuches. Von Feiertagen wurden abgeschafft die dritten Feiertage von Ostern, Pfingsten, Weihnachten, ferner Gründonnerstag, Himmelfahrt und die vierteljährigen Bußtage; beibehalten wurden Neujahr, je zwei Tage der drei hohen Feste, Charfreitag, ein am Mittwoch nach Jubilate abzuhaltender Bettag. Aehnliches geschah übrigens bei den Katholiken nach einem Breve des Papstes vom 24. Juli 1772, dem sechzehn Feiertage, besonders die Tage der Erzengel und Heiligen, zum Opfer fielen.

Als Gesangbuch galt noch immer das alte Porstische. (Vgl. oben S. 72.)*) Dieses, das schon zur Zeit seiner Entstehung Manchen befremdet hatte, erregte immer größeren Widerspruch. Die neue Generation der aufklärerisch gesinnten, modern gebildeten Prediger mußte beständig zu jenen alten Liedern in Widerstreit treten. Ihnen mußte es statt Andacht andachtslose Unruhe bereiten, wenn sie in der Nikolaikirche nach der Predigt vor dem Abendmahl das Lied vernahmen:

Jesaja dem Propheten das geschah,
Daß er im Geist den Herren sizen sah,
Auf einem hohen Thron mit hellem Glanz;
Sein's Kleides Saum den Chor erfüllet ganz.
Es standen zwey Seraphin bey ihm dran;
Sechs Flügel sah man einen jeden han.

*) Für das Folgende vgl. Berliner Gedichte (Neudrucke II, 3) Berlin 1890, S. XXIX—XXXIV, 130—139 und die dort angeführte Litteratur. Ferner Ulrich II, 144. Berliner Monatsschr. III, 355. In „Berlin von seiner Entstehung" u. s. w., Berlin 1798, S. 85, wird eine Broschüre von S. G. Apitsch „Der reisende Schneider" genannt, von der zwei Auflagen zu 2000 Exemplaren gemacht sein sollen. In der Gesangbuchsangelegenheit kenne ich nur zwei Schriften von A.: „Wir habens nun alle gelesen", 1781, „Durch gute und böse Gerichte", 1782. Der Curiosität

Mit zween verbargen ſie ihr Antlitz klar,
Mit zween bedekten ſie ihre Füße gar,
Und mit den andern zween ſie flogen frey;
Geg'n einander ſie ruften mit groſſem Geſchrey:
Heilig iſt Gott der Herre Zebaoth! . . .
Sein' Ehr die ganze Welt erfüllet hat,
Von dem Geſchrey zittert Schwell und Balken gar,
Das Haus auch ganz voll Rauchs und Nebels war.

Geſchmackloſigkeiten, unanſtändig und ehrfurchtslos klingende Ausdrücke der alten Lieder mußten die Neuerer empören. Sie mochten nicht ſingen:

Das Ochslein und das Eſelein
Erkannten Gott den Herren ſein.

Sie fanden es unpaſſend, von Jeſus zu ſagen:

Dich ſuch ich im Bette des Nachts bis am Morgen

oder in anderer Weiſe den „liebſten Bräutigam" an „ſeine theure Liebespflicht" zu erinnern und ſich als „Luſtſpiel" zu bezeichnen, das „Jeſus ſich ewiglich erwählt" habe.*) Sie lehnten, wie die Liebesgemeinſchaft, ſo die Gütergemeinſchaft ab, wie ſie in den Verſen ausgedrückt war:

Dein roſinfarben Blut, Macht alle Rechnung gut . . .
Seine theuren Blut-Goldgulden Zahlen meine rothen Schulden.

Sie konnten nicht beſtändig herleiern:

Ich geh mit Maria in eifrigem Trabe.

---

wegen ſei aus der ſehr reichen Broſchürenlitteratur angeführt: „Sendſchreiben des ehrſamen und namhaften Abraham Buchzu, Leinwebers und Nachtwächters zu Elbingen, an Obadiah Orthodoxus Knüppelwitz, Bürſtenbinder zu Berlin, worinn die Streitſache des alten Geſangbuchs und der neuen Lieder beleuchtet und entſchieden wird. Berlin und Elbing 1783. In Commiſſion zu haben bey dem Verleger dieſer Correſpodenz für 2 Gr." (Berl. Correſpondenz 1782/3. S. 185.)

*) Texte zu den Kirchenmuſiken gaben noch 1786 Anſtoß. In einem wurde von Chriſtus geſagt, er trage „Spott, Schmach und Speichelkoth", er wurde mit einem „Ballen" verglichen, „den man bald wirft, bald ſtößt, bald ſchlägt", oder mit einem „Würmlein", auf das man mit Füßen tritt.

Sie wollten sich nicht so weit erniedrigen, sich „hündischen" Zorn, Eifer, Haß und Neid zuzuschreiben, sich anzuklagen, „es ärger als die Hunde zu machen", und sich bereit zu erklären

Ich will, wenn ich nur kann liegen
Unterm Tisch, mir lassen gnügen.
Ich will ins Verborgne kriechen . .
Und hin nach der Erde riechen,
Suchen, was den Hunger stillt . . .
Und mich freuen über allen
Was die Herren lassen fallen.

Der erste Versuch einer Aenderung wurde 1765 durch den Oberconsistorialrath J. S. Ditterich gemacht, der einen Anhang zum alten Gesangbuche erscheinen ließ; unter Mitwirkung von Teller und Spalding arbeitete er ein neues Gesangbuch aus, das 1780 in Berlin erschien. Die wesentlichen Unterschiede dieses neuen Gesangbuches von allen älteren waren äußere und innere. Die äußeren waren Umänderung der veralteten sprachlichen Ausdrücke in neuere und bessere, Streichung der unschön klingenden Worte und Redensarten. Die inneren bestanden in Ausmerzung der Lehre vom Teufel, Vermeidung des beständigen Vorbringens der Gottessohnschaft Jesu, überhaupt seiner Göttlichkeit und der Vereinigung göttlichen und menschlichen Wesens in ihm, Darstellung der Taufe als bloßer Einweihung zum Christenthum (nicht als Mysterium), Nichterwähnung des Abendmahls, Nichthervorhebung des rechtfertigenden Glaubens und der Verderblichkeit der Menschennatur.

Bei Beurtheilung dieser Grundsätze und der nach ihnen versuchten Leistungen wird man nicht umhin können, darauf hinzuweisen, daß derartige Reformen möglichst schonend vorgenommen werden müssen, weil man grade in dieser Beziehung liebgewordene Gewohnheiten ungern aufgibt; selbst geistig fortgeschrittene Menschen scheuen sich trotz innerer Entfremdung in höheren Lebensjahren Erbauungsbücher von sich zu lassen, die sie als Kinder benutzt haben. Sodann muß man anerkennen, daß den Reformern zweierlei fehlte, das ihre Veränderungen hätte annehm-

bar machen können: wirkliche Glaubensinnigkeit und warmes poetisches Gefühl. Statt der ersteren besaßen sie nüchterne Verständigkeit, statt des letzteren äußerliche, keineswegs stets genügende Correctheit. Auch sie brauchten die abscheulichsten Reime, wie gütige — leitete, Segnungen — Fügungen. Kraftvolle Verse verwässerten sie in saftlose Halbprosa, wie die Worte „Schaue, baue was zerrissen Und geflissen, dich zu schauen, Und auf deinen Trost zu bauen" in: „Drückt Last uns fast Muthlos nieder, laß uns wieder Trost empfinden und die Trübsal überwinden" oder die innigen Worte „Wie soll ich dich empfangen Und wie begegn' ich dir, du, aller Welt Verlangen, du, meiner Seele Zier" in: „Wie soll ich dich empfangen, Heil aller Sterblichen. Du Freude, du Verlangen der Trostbedürftigen" oder endlich die mächtigen Töne „Schleuß zu die Jammerpforten, Und laß an allen Orten, Auf soviel Blutvergießen Die Freudenströme fließen" in die matte Humanitätsmelodie: „Herr wehre du den Kriegen, Laß Menschenliebe siegen, Und nach den Thränengüssen Die Freudenströme fließen". Wo sie aber selbständige Lieder boten, da bekundeten sie, daß das Herz, das beredt macht, ihnen fehlte, daß sie nur regelmäßige Nüchternheit besaßen, wo erquickende Innigkeit nöthig gewesen wäre: statt glaubensstarker Dichter zeigten sie sich als vernunftmächtige Denker.

Das so hergestellte Gesangbuch sollte nun nach einem königlichen Befehle Anfang 1782 in den Berliner Kirchen eingeführt werden. Gegen diesen Befehl wendeten sich zahlreiche ruhige und heftige Broschüren, die ihre Abwehr seitens der Aufklärer fanden; vielfache Bittschriften einzelner Gemeinden, die um Beibehaltung des alten Gesangbuchs baten. Diese Bittschriften hatten den gewünschten Erfolg. Sie riefen eine Anzahl königlicher Erlasse hervor, 1781 und 1782, die den einzelnen Gemeinden die Wahl ihres Gesangbuches völlig frei ließ. Dem ersten dieser Erlasse war die berühmte eigenhändige Nachschrift angefügt: „Ein Jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn

er nur ehrlich ist; was die Gesangbücher angeht, so steht einem Jeden frei zu singen: Nun ruhen alle Wälder oder dergleichen thöricht und dummes Zeug; aber die Priesters müssen die Tolerance nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung zugestattet werden."

Auch die sonstigen kirchlichen Bestimmungen bekunden keine wesentliche Neuerung, geschweige denn eine Umwälzung. Dahin gehört*), daß (Ende 1741) die von dem Prediger G. G. Fuhrmann geleiteten Hausversammlungen verboten wurden und ihr Leiter ermahnt, „von aller affectirten Singularität abzustehn". Dagegen wurden einige Bestimmungen getroffen, die humaner und gerechter waren als die früher herrschenden. So wurde (Febr. 1743) einem Zimmermann Bürgel, der selbst in religiösen Versammlungen das Wort ergriff und Anderen verstattete, Solches zugelassen, sofern er nichts gegen „die Gesetze, Handel und gute Sitten" unternehme. Eine andere gerechte und humane Verordnung war, die öffentliche Kirchenbuße ferner nicht in Anwendung zu bringen, sondern die Fehlenden durch die Prediger privatim mahnen zu lassen (1746). Aehnlichen Geist athmete die Bestimmung (1748), daß die Geistlichen kein Recht haben sollten, aus eigener Machtvollkommenheit Jemanden vom Genuß des Abendmahls abzuweisen.

Von diesen Priestern nun, die nach der vorher erwähnten königlichen Verordnung fast als Vertreter der Unduldsamkeit erscheinen, während sie in Wirklichkeit Verkünder echter Toleranz sein wollten, verdienen einzelne eine besondere Besprechung. Etwas einseitig und eben deshalb nicht ganz gerecht hat Lessing ihr Wesen also charakterisirt: „Die Kanzeln anstatt von der Gefangennehmung der Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens zu ertönen, ertönen nun von nichts als von dem innigen Bande zwischen Vernunft und Glauben; Glauben ist durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft und Vernunft

*) Für das Folgende König V, 1, S. 41, 61fg., 98, 114fg.

ist raisonnirender Glaube geworden. Die ganze geoffenbarte Religion ist nichts als eine erneuerte Sanction der Religion der Vernunft; Geheimnisse gibt es entweder darin gar nicht, oder wenn es deren gibt, so ist es gleichviel, ob der Christ diesen oder jenen oder gar keinen Begriff damit verbindet."

Der erste der zu besprechenden Prediger, A. F. W. Sack (1703—1786)*), Oberhofprediger, namentlich bei der Königin sehr beliebt, durch seine Persönlichkeit, auch schon vor seinem hohen Alter, ebenso wirksam wie durch sein Wort. Auf schriftstellerische Wirksamkeit legte er kein sonderliches Gewicht. Und doch war sein „vertheidigter Glaube der Christen", 1748—1751, eine der Hauptschriften der ruhigen Aufklärungspartei. Denn dieser Glaube, sowie die heilige Schrift, auf der er ruht, gilt ihm nicht auf vorgängigen Inspirationsbeweis als Autorität, sondern wegen seines Inhalts. Bei aller Gläubigkeit hat er stets die Tendenz, „die göttlichen Zeugnisse nur vermittelst der vernünftigen Reflexion zur Ueberzeugung werden zu lassen". Sack war ein Reformator des gesammten Predigtwesens, bestrebt, die Jüngeren in seiner Weise zu erziehen. Durch ihn wurden aus der Predigt Definitionen und Exegese entfernt, ebenso die bildlichen der Bibel entnommenen Ausdrücke. Statt der theologischen wurden die moralischen Predigten eingeführt. Thätiges und duldendes Christenthum war das Ziel seiner Wirksamkeit: thätiges in der praktischen Wirksamkeit für die Armen an Leib und Seele, duldendes in milder Anerkennung der Andersgläubigen. Er lebte, wie er lehrte. Seiner Gesinnung wie seiner

*) A. F. W. Sack, Lebensbeschreibung von seinem Sohne. 2 Bde. Berlin 1789. (Mit Briefen und kleinen Schriften.) Eine in Versen abgefaßte Charakteristik der Berliner Prediger aus dem Jahre 1781 von Cranz s. Berl. Neudrucke II, 3, S. 107—113. Dazu die biogr. Notizen S. XXVI fg. — Während dort der Hauptnachdruck auf die Prediger gelegt wurde, kam es hier in erster Linie darauf an, diejenigen hervorzuheben, die sich auch litterarisch bekannt machten. — Für Sack, Spalding, Teller s. auch Realencyclopädie der protest. Theologie, 2. Aufl. (1884), XIII, 203—207; XIV, 455—460; XV, 87 ff.

Handlungsweise entsprach das Wort: „Stoßt den, der anders denkt als ihr, immerhin aus eurer Kirche, nur stoßt ihn nicht aus Christi Kirche aus, zu der er ebensowohl und vielleicht mehr gehören mag als ihr selbst."

Dieselbe Tendenz, nur in erhöhtem Maße, verfolgte Joh. Joach. Spalding (1714—1804).*) Nur stand bei ihm das praktische Wirken noch mehr im Vordergrunde und die schriftstellerische Thätigkeit, zu der ein langes Leben ihm Muße gewährte, entsprach seiner Neigung in höherem Grade. Er imponirte durch seinen vornehmen Anstand in Ton und Gebärde, durch sein muthvolles Auftreten gegen Fehler und Laster, das weder in störrische Rechthaberei noch in verwegene Tadelsucht ausartete. Das Moralische wurde von ihm hauptsächlich betont. Er, der eine Besserung des Menschen durch Glauben und Thun für möglich hielt, mußte gegen das beständige Hervorkehren der Hölle und Verdammniß eifern, ihm, in dessen Sinne alle Christen gleichstanden, konnten die Geistlichen nicht als Mittelspersonen zwischen Menschen und Gott, sondern nur als Prediger und Sittenlehrer gelten. Was Wunder, daß die Geistlichen, die ihre Auserwähltheit nicht aufgeben wollten, sich grade gegen ihn in polemischen Schriften wandten. Seine Hauptarbeit ist die „Bestimmung des Menschen", ein damals viel gelesenes Buch, zuerst erschienen 1748, in 13. Auflage 1794. Es war angeregt durch La Mettrie's Schrift „Der Mensch eine Maschine". Das Buch, wie alle seine späteren Schriften, waren von dem Streben erfüllt, „das Christenthum der Zeitbildung möglichst gerecht zu machen, daher die Vernunftreligion in den Vordergrund zu stellen". Ein solches Streben vertrug sich auch bei ihm mit tiefer Gläubigkeit. Grade durch ein solches Eingehen auf Verständniß und Bedürfniß der Gebildeten hoffte er, ohne tiefere philosophische und religiöse Begründung mit den allgemeinen sittlichen Wahrheiten ihnen auch den Glauben wiederzugeben.

*) Spalding's Selbstbiogr. Halle 1804.

So großen Erfolg Spalding auch als Schriftsteller davontrug, so betrachtete er sich doch zunächst als Prediger. A. W. Teller (1734—1804, seit 1767 in Berlin) dagegen, der eine schwache Stimme hatte und mit der Zunge anstieß, war hauptsächlich auf sein schriftstellerisches Wirken angewiesen, so daß er die letzten dreizehn Jahre seines Lebens die Kanzel nicht mehr betrat. Teller war für seine Zeit eine einflußreiche, den die Zeit bewegenden Gedanken das rechte Wort leihende Persönlichkeit. Es ist unhistorisch, ihn mit dem Maße einer anderen Zeit zu messen und, wie Schelling that, ihn als den „erbärmlichsten Exegeten und den seichtesten Philosophen unter den Theologen" zu bezeichnen. Er war ein überzeugungstreuer Mann, der das, was er Anderen auferlegen wollte, selbst glaubte und übte und sich in seiner Meinung nicht irre machen ließ durch äußere Einflüsse. Er gehörte zu denen, die auf halbem Wege stehen blieben. Er „wich etwas stark von den Symbolen ab, die Luther's Synod in Augsburg uns gab", wie es in Cranz' nicht übler Charakteristik hieß, und war nicht politisch genug, „nur orthodox zu scheinen und was er wirklich glaubt pro forma zu verneinen". Während er in seinem Buche „Die Religion der Vollkommneren" das Christenthum als von allen Ceremonien befreit, als eine Religion des Wissens und der Liebe Jedwedem darzubieten schien, schreckte er vor den Consequenzen zurück, die sich ergaben, als David Friedländer mit den Seinen bekenntnißlosen Eintritt in diesen Glauben begehrte. Die Ansichten, die in diesem Buche ausgesprochen wurden, gingen ziemlich weit. Die Religion charakterisirte er als eine „Herzensangelegenheit". Als Ziel des Christenthums betrachtete er das Aufgehen der Religion in die Moral. Seine Charakteristik dieser „Religion der Vollkommneren" beginnt mit den Worten: „Durchaus praktisches Wissen von Gott, seinen Wohlthaten, seinem Willen und allen seinen Veranstaltungen zur Glückseligkeit der Geschöpfe wie des Menschen, welches in lauter gute Thätigkeiten übergeht". Auch in seinem „Lehrbuch des christlichen Glaubens" war Teller entschiedener

Rationalist: Engelslehre und Teufelsglauben wollte er nicht als Lehrstücke der Religion gelten lassen; die Erbsünde war ihm „nichts anderes als die herrschend gewordene böse Neigung des Menschen"; über den heiligen Geist aber meinte er, „es ist nicht entschieden, ob und wo es in der Bibel die dritte Person der Gottheit bedeuten solle".

Unter den Berliner Predigern hatte Joh. Ej. Silberschlag den größten Zulauf (1721—1791, seit 1769 in Berlin).*) Schon 1760 war er Mitglied der Akademie geworden. Denn der wesentliche Unterschied zwischen ihm und seinen erwähnten Collegen bestand darin, daß sein Wissenschaftsgebiet außerhalb der Theologie lag. Seiner ersten Schrift „von den kriegerischen Wurfmaschinen der Alten" war eine andere „Wasserbau an Strömen" gefolgt. In der Richtung beider Schriften war er praktisch thätig gewesen. Wurfmaschinen hatte er selbst construirt, und Magdeburg, wo er ehedem als Geistlicher gewirkt, hatte er mit Wasser versorgt. Diese seine wissenschaftliche Liebhaberei und technische Geschicklichkeit hatten ihm die Ernennung zum Oberbaurath verschafft. Die Reisen, die er in dieser Eigenschaft zu unternehmen hatte, benutzte er zur Arbeit in seinem geistlichen Berufe. Denn die wissenschaftliche Arbeit zog ihn weder von seinem theologischen Berufe ab noch erschütterte ihn die technisch-naturwissenschaftliche Thätigkeit in seinen religiösen Ueberzeugungen. Vielmehr war er, statt in den Wegen der Aufklärer zu wandeln, gemäß seinem Ausgange aus dem Pietismus zu größerer Verinnerlichung des Glaubens gelangt. Wissen und Glauben rangen in ihm um die Herrschaft. Dieser Kampf erschien kurzsichtigen Beurtheilern wie ein Schwanken zwischen der Meinung des freisinnigen Curatoriums und den orthodoxen Anschauungen seiner Gemeinde. Er stand einem Zweigverein der durch J. A. Ulsperger ins Leben gerufenen „Deutschen Christenthumsgesellschaft" in Berlin vor, die als Vor-

*) Silberschlag, Selbstbiogr. 1791. Vgl. Lommatzsch a. a. O. S. 44 ff.

bereitung der Miſſionsgeſellſchaften gelten kann. Ja, er trat polemiſch gegen die Deiſten und Leugner der Offenbarung auf, indem er ohne ſonderlichen Erfolg mit ungeſunder Verquickung theologiſcher Ueberzeugungen und naturwiſſenſchaftlicher Theorien eine „Geogonie der heiligen Schrift oder Erklärung der Schöpfung der Erde und Erzeugung der Sündfluth nach den Grundſätzen der Mathematik und Phyſik“ in einem dreibändigen Werke veröffentlichte.

Dieſe Verbindung theologiſcher und wiſſenſchaftlicher Arbeit zeigte ſich auch bei J. P. Süßmilch, 1707—1767, einem geborenen Berliner, ſeit 1742 dauernd in ſeiner Vaterſtadt*), der freilich weit mehr durch letztere als durch erſtere damals eine Bedeutung erlangte und noch heute eine ſolche in Anſpruch nimmt. Von ſeiner ſeelſorgeriſchen Wirkſamkeit haben ſich nicht viele Zeugniſſe erhalten, und ſeine theologiſche Schriftſtellerei hatte im Ganzen keinen größeren Erfolg als ſeine vermeintliche Widerlegung Edelmanns. Aber eine Geiſtesgeſchichte Berlins hat ſeiner in höherem Grade als eines der erſten Statiſtiker zu gedenken. In dem Buche: „Der königlichen Reſidenz Berlin ſchneller Wachsthum und Erbauung“ ſtellte er die Grundlagen Berliner Lokalgeſchichte feſt; in ſeinen Unterſuchungen über die Zahl der Eheſchließungen und die epidemiſchen Krankheiten bereitete er den Boden für ſpäter ſo beliebt gewordene Arbeiten, trat der Anſicht entgegen, daß Willkür in der Natur und ihren Erſcheinungen herrſche, und verſuchte, gewiſſe Geſetze der Entwickelung aufzuſtellen. Charakteriſtiſch iſt, daß er zu ſeinen Studien durch philoſophiſche Erwägungen, durch Anregungen und Förderung Wolff's gelangte, und daß er ſich in dem Widmungsbriefe ſeiner Abhandlung „über die Veränderungen im menſchlichen Geſchlechte“ bei dem König entſchuldigte, ſeine Schrift nicht franzöſiſch geſchrieben zu haben.

*) Nachricht von dem Leben und Verdienſten des Hn. Oberconſ. r. J. P. Süßmilch aufgeſetzt von J. Chr. Förſter. Berlin 1768. Ferner König V, 1, S. 126; 2, S. 122, 142fg. Voſſ. Ztg. 1892, Sonntagsbeil. 8.

Lebten schon die beiden zuletzt genannten Geistlichen zwar in der Aufklärungspartei, standen aber den Theologen alten Schlages näher, so gehört diesen, die weder an Zahl noch an Bedeutung jenen zu vergleichen sind, einer an, der als der geachtetste besonders hervorgehoben zu werden verdient. Th. C. G. Woltersdorff (1727—1806)*), einer Berliner Predigerfamilie angehörig, war ein strenggläubiger, eifervoller Mann, der von seinen Anhängern geehrt, von seinen Gegnern so heftig getadelt wurde, daß er in dem „Obscurantenalmanach" von 1798 als „durch phlegmatische Trägheit, Fühllosigkeit und gänzliche Dummheit ausgezeichnet" charakterisirt wurde. Er hatte sich durch Zweifel zum Glauben durchgerungen und hielt an dem erlangten Glauben mit starker Treue fest. Er wurde zuerst Gehülfe, seit 1762 Nachfolger seines Vaters an der Georgenkirche, später Oberconsistorialrath und verwaltete sein Amt fast bis zu seinem Tode. Er war weder Schriftsteller noch Dichter, nur Prediger und Seelsorger. Als Prediger wirkte er nicht durch geistreiche Wendungen und oratorischen Schmuck, sondern durch Schlichtheit und absichtliche Einseitigkeit. Denn Feind den damals auf der Kanzel beliebten moralischen Auseinandersetzungen und der Behandlung der Tagesfragen abgeneigt, predigte er als Diener Jesu beständig von seinem Herrn und meinte durch die Stärkung der Glaubenslehre mehr zu wirken, als durch eiferndes Streiten gegen manche Laster. Als Seelsorger übte er einen außerordentlichen Einfluß auf seine Gemeindeglieder aus, auf Irrende, Kranke, Liebende, Kinder dadurch, daß er mit Jedem in seiner Sprache, in natürlich-liebreicher Weise zu reden und die Schwankenden auf den rechten Weg zu bringen wußte. Glaubensstärke und Demuth machten ihn vertraut seinem Gotte, liebreich gegen die Armen und selbstbewußt gegen die Vornehmen. Er war ein einfacher, achtungsvoller, pflichtbewußter Mann; er besaß nichts von priesterlichem Hochmuth, so daß er die Anrede einer

*) Für das Folgende W. Ziethe, Berliner Bilder, 1886, S. 152 ff.

Frau aus dem Volke, „unwürdiger" ſtatt „hochwürdiger" Herr, ruhig duldete, ſtatt ſie zu ſtrafen; von modernen Heiligen und Auserwählten, von Berufsbetern wollte er nichts wiſſen — unentwegt treu lebte er ſeinem Glauben.

Gewiß hatten auch dieſe hervorragenden Theologen und Prediger ihre literariſchen Kritiker und Feinde, wie den genannten J. F. Ulrich in ſeinem viel benutzten Werke. Der eigentliche Widerſpruch richtete ſich jedoch gegen die weniger bedeutenden. Dieſer Art waren Kritiken, die ſich mit Koblank und Lüdke beſchäftigten.*) Weit boshafter war eine Stachelſchrift gegen Leichenreden überhaupt**), die dieſe ganze Art Lügenpredigten benannte, welche man insgeſamnt mit Geld erkaufen könnte. Darum hielt es der Parodiſt für billig, einem achtmonatlichen Schaf eine Standrede zu halten, „welches alles beſeſſen, was ein Schaf nach den Berichten der bewährteſten Schafſcribenten haben müſſe".

Die entſchiedenſten Aufklärer ſind nicht unter den Berliner Predigern zu ſuchen. Nicolai, Bieſter, Gedike, die als die eigentlichen Träger der Berliner Aufklärung zu betrachten ſind, gehörten dem Kaufmanns-, Gelehrten-, Beamten-Stande an. Von ihnen muß noch in anderem Zuſammenhange die Rede ſein. Wohl aber ſollen neben den Aufklärern, die innerhalb der Kirche ſtehend mit milder Ruhe an einer Reform arbeiteten, die Stürmer genannt wer-

*) Berliner Predigercritiken fürs Jahr 1783. Von Steinsberg und Plümicke. Dagegen erſchien von Cranz folgende Schrift, deren Titel ſchon das ganze litterariſche Treiben kennzeichnet: „Der gebährende Berg oder: Die neue Gährung in Berlin über Predigten-Kritiken, Gegenkritiken, Sendſchreiben eines Laien und Muſterungen zur richtigen Beurtheilung dem vernünftigern Theil des Publikums empfohlen von dem Verfaſſer der Berlinſchen Correſpondenz. Prüfet alles und das gute behaltet". Berlin 1783. Daß die Predigercritiken unterſagt wurden, meldet die Berl. Corr. 1783, S. 507.

**) Seltſame Gedächtnißrede, worzu eines Schafes beſondere Eigenſchaften Gelegenheit gegeben. Gedr. bei Chr. Sieg. Bergemann. 1748 Vgl. Berlin. Bibliothek II, 803.

den, die aus der Kirche herausdrängend oder hinausgedrängt auch von Anderen als den Orthodoxesten für Ketzer gehalten werden.

Freigeister Damm

Einen Freigeist nannte sich mit Stolz Chr. Tob. Damm (1699—1778, seit 1730 in Berlin, Conrector, seit 1743 Rector am kölnischen Gymnasium, seit 1763 emeritirt)*). Er hatte nicht direkte Verfolgungen, aber Kränkungen zu bestehen, die er mit Ruhe ertrug: einem Begegnenden, der ihn angriff, verfluchte und vor ihm ausspie, entgegnete er: Christus sagt, segnet, die euch fluchen. Solche Freigeister, die nicht an Gott glauben, wollte er als Pestilenzen der menschlichen Gesellschaft angesehen wissen, sonst aber meinte er: „Ein ächter Deiste, ein ächter Naturaliste, ist der ächte Religiose: und ein solcher hält diese Namen, mit denen man ihn zu beschimpfen vermeinet, für warhafte Ehren-Namen." Er veröffentlichte eine Uebersetzung des neuen Testaments, für die er die Druckerlaubniß des Königs durch Vermittelung des Marquis d'Argens erhielt und schrieb ein merkwürdiges Buch „Vom historischen Glauben" (2 Bde. 1772/73). Er betrachtete darin die Erzählungen der Bibel als lehrreiche Poesie. Ihm war Moses kein Prophet, sondern Morallehrer, Gesetzgeber, Heerführer, Dichter. Daher sei der Inhalt des alten Testaments Dichtung und Wahrheit von der Schaffung der Welt in sechs Tagen an. Die biblischen Geschichten, auch die Wunder des neuen Testaments verfolgen bestimmte lehrhafte Tendenzen, seien allegorische Erzählungen. Versöhnungstod und Auferstehung Jesu erschienen ihm ebenso unmöglich wie Todtenerweckung und Weltuntergang. Denn alles Uebernatürliche ist bei ihm geschwunden: statt geoffenbarter Religion gibt es nur eine natürliche, das Wesen der Religion ist ihm Moral; daher gibt es für ihn keinen Engel- oder Teufelsglauben; Taufe und Abendmahl sind nur Aufnahme- und Gedächtnißzeichen. Göttlichkeit oder Heiligkeit irgend einer Person wird von ihm nicht

Sein Buch

*) Vergl. A. D. B. s. v.; Meusel II, 268—271, Nicolai in der N. Berl. Monatsschr. 1800, S. 338—363; 1801, S. 371 ff., außerdem Damm's im Texte angeführte Schriften.

anerkannt: „Maria ist eine gepriesene Mutter des größten und wahrhaftesten Religionslehrers, das ist ihre einzige wahre Ehre. Sie war eine Ehefrau des Joseph."

Nicht den Reihen der Aufklärer entstammen die Freigeister und Atheisten; vielmehr entwickelte sich der Unglaube als Gegensatz übereifrigen Glaubens. Es ist eine feine Bemerkung Ranke's, „die Patriarchen des Unglaubens in Norddeutschland*) sind eben in Berleberg und Herrnhuth von aller Religion abgewichen". Gerade in Herrnhut ward Edelmann zur kirchlichen Opposition getrieben.

Joh. Christ. Edelmann (geb. 1698, gest. 1767, seit 1747 in Berlin**) wuchs aus dem Pietismus zur Aufklärung und aus der Aufklärung zum Bekenntniß kirchenfeindlicher Anschauungen empor. Er hatte in Jena studirt, und war später Jahre lang Hofmeister gewesen, dann führte er ein irrendes Leben, nährte sich als Handwerker und Schriftsteller, von zufälligen Einnahmen und ungesuchten Geschenken, mußte von Stadt zu Stadt flüchten, um den Nachstellungen der Prediger zu entgehen, bis er endlich in Berlin Ruhe fand. Während seiner ganzen Jugendzeit war er in den alten Anschauungen befangen gewesen; erst durch die Lectüre von Arnold und Dippel wurde er zu selbständigem Nachdenken geführt. Edelmann ist einer der meistbeschimpften Männer seiner Zeit. Am häufigsten wird er mit dem Beinamen „der Berüchtigte" angeführt. Die Späteren, die an der Verfluchungsmanier der Vorgänger kein Gefallen fanden, behandeln ihn, bis auf die neueste Zeit, mit kühler Vornehmheit.

*) Preuß. Gesch. II, 257.

**) Von Edelmann: Glaubensbekenntniß, Neudruck 1848; Moses mit aufgedecktem Angesicht, 3 Theile, 1740. Selbstbiographie, hgg. von R. W. Klose. Berlin 1849. — Zu beachten Ulrich I, 510 ff. und ein Auszug, Der neueröffnete Edelmann, Bern 1847. Hauptwerk: J. H. Pratje: Historische Nachrichten von J. Ch. Edelmanns Leben, Schriften u. Lehrbegriff. 2. Aufl., Hamb. 1755. Aus der neueren Litteratur: Hettner, Litteraturgesch. des 18. Jahrh. I, 271—292; Möncheberg, Reimarus und Edelmann, Hamburg 1867. Die übrigen benutzten Schriften sind im Texte genügend citirt.

Nur Hettner hat ihm die richtige Stellung in unserer litterarischen Bewegung angewiesen. Ein Mann, der von einzelnen Zeitgenossen mit Reimarus, von Späteren mit D. F. Strauß zusammengestellt wurde, freilich nicht, um ihn zu loben, gegen den schon im Jahre 1755 nicht weniger als 144 Gegenschriften erschienen waren, theilweise dreibändige Werke, muß eine geistige Macht gewesen sein, mit der zu rechnen ist.

Edelmann schrieb viel. Das umfangreichste Werk, nach den Unschuldigen Wahrheiten, 1735—1743, 15 Stücke (in 4 starken Bänden), zugleich dasjenige, das den meisten Anstoß erregte, ist sein dreitheiliges, bereits 1740, also lange vor der Blütheperiode der Aufklärung geschriebenes, Buch „Moses mit aufgedecktem Angesicht". Aus diesem, dem 1746 geschriebenen Glaubensbekenntniß und einigen in dieselbe Zeit fallenden Schriften, läßt sich sein System ziemlich klar erkennen. Seine Tendenz wird schon klar, wenn man die Namen der beiden Unterredner des Hauptwerkes hört: Lichtlieb und Blindling und wenn man das aus Clemens Alexandrinus entnommene, dem ersten Theil vorangestellte Motto beherzigt:

> Sieh nicht auf Meynungen, willst du bald weise werden,
> Und fürchte dich nicht mehr vor vieler dummen Wahn.
> Denn auf den albern Sinn der Menge kommts nicht an;
> Die Weißheit wohnet nur bei wenigen auf Erden.

Er wollte weder für die „Stillen im Lande" noch für die „satten Laodicäer" schreiben, sondern für die Wissens- und Heildurstigen, die gleich ihm von dem „ekelhaften Geschwätz unserer heutigen Frommen" genug hatten. Denn die Geistlichen haßte er, wie nur irgend ein Aufklärer, gab daher denen, deren Autorität er bekämpfte, charakteristische Namen wie „Stockfinster, Frißumsonst", bezeichnete sie als Fratzenmacher, elende Schriftlinge, gelehrte Lesebengel und Ochsenköpfe und freute sich, daß er durch Buchstabenumstellung aus „Seelsorger" = großer Esel herausbrachte. Die Magisterwürde nannte er einen Bestiencharakter. Den Buchstaben D in: Der heiligen Schrift D. wollte er auflösen in: „Dieb, Dreher, Drechsler, Decker oder Dopler".

Ihn bekümmerte es wenig, daß er, der von Gottes Macht, Weisheit und Güte den reinsten Begriff hatte, von diesen Gegnern ein Atheist genannt wurde. „Denn wer die Götzen nicht mit anbeten will, die ihre Pfaffen vermittelst des kaum halb recht verstandenen Buchstabens der Bibel von Zeit zu Zeit ausgeheckt und selbige dem unwissenden Pöbel unter dem Namen des lebendigen Gottes aufgedrungen, der ist bei diesen Abgöttern gleich ein Atheist." Unverletzt durch solche Beschimpfung forschte er nach der Wahrheit, die ihm als höchster Schatz galt. „Die Wahrheit ist wie ein Quellwasser, welchem man entweder seinen Lauf lassen oder gewärtig sein muß, daß es anderweit ausbreche, wo es uns am wenigsten gelegen ist."

Diese Wahrheit aber gehört nicht einem Menschen und nicht einem Volke an. „Die Wahrheit ist allemal von Gott, es sage sie Aesopus oder Paulus, Christus oder Confucius." Mit Entschiedenheit werden Mahomet oder Zoroaster gegen den schnöden Namen von Betrügern vertheidigt. Moses wird zwar kein Betrüger genannt, aber er gilt dem Schriftsteller nicht als ein Prophet und gewiß nicht als der Prophet. Nicht er war der Stifter der Religion, sondern Religion und Gottesdienst waren unter den Menschen lange, bevor ein Buchstabe der Bibel existirte. Nicht er war der Verfasser der nach ihm genannten Bücher. Dieser Bücher unbekannter Verfasser, derjenige, der den Namen Moses mißbrauchte, aber hat nicht aus göttlicher Offenbarung, sondern aus älteren Zeugnissen seine Berichte zusammengestellt.

Denn Offenbarung ist nur der innere Zusammenhang des Menschen mit Gott und die Einwirkung der Werke Gottes auf den Menschen, nicht aber die äußerliche Hinneigung Gottes zu den Menschen oder die direkte Mittheilung des göttlichen Willens an die Menschen. Denn unmöglich ist es, daß „Gott im Ganzen und außerhalb den Menschen betrachtet, jemalen einen Gesetzgeber abgegeben und dem Menschen selbst unmittelbar zu irgend einer Zeit Gesetze gegeben habe."

So wenig Edelmann Moſis Bericht annahm, Gott habe ſich ihm geoffenbart, ebenſowenig den andern, daß Gott die Welt geſchaffen habe. Denn die Welt ſei ewig. „Ewig iſt die Welt allerdings, in Anſehung der Materie woraus ſie beſteht, die, überhaupt betrachtet, nichts anders als ein Schatten von dem großen Weſen unſeres Gottes iſt, folglich eben ſo ewig ſein muß, als Gott ſelber iſt; einen Anfang aber hat ſie in Anſehung ihrer verſchiedenen Poſitur und Stellung, durch welche Gott die mancherlei Dinge derſelben von Zeit zu Zeit aus der Materie als ſeinen Schatten hat hervorgebracht.“ Die Materie iſt von Gott untrennbar und kann als ohne ihn beſtehend nicht gedacht werden.

So hoch Edelmann Gott ſtellte, ſo wenig wollte er andere Perſonen neben ihm dulden. Jeſus iſt ihm daher nicht Gottes Sohn, in dem Sinne eines leiblichen Zuſammenhangs, ſondern Chriſtus war ein wahrer mit ausnehmenden Gaben und Tugenden begabter Menſch. Seine Abſicht war nicht eine neue Religion zu begründen, ſondern die Menſchen zu Gott zurückzuleiten. Seine Auferſtehung und ſeine Mitthätigkeit am jüngſten Gericht ſind nicht wirkliche Thatſachen, ſondern Bilder, Vorſtellungen, die in dem Innern jedes Menſchen wirkſam werden können. Ueberhaupt ſeien die von ihm berichteten Wunder, wie die Wunder insgeſammt, ins Reich der Fabel zu verweiſen. Mit weit größerer Entſchiedenheit trat Edelmann gegen die Dreieinigkeit auf z. B. in folgendem Satze: „Haben es doch die Kenner des Lebendigen Gottes nun ſchon ſoviele hundert Jahr geſchehen laſſen, daß ſich die armen Buchſtäbler drei Perſonen in dem einigen göttlichen Weſen eingebildet und wider alle Schrift, Vernunft und Praxin der alten Chriſten dieſes unförmliche Gedichte als das größte Geheimniß der chriſtlichen Religion den Leuten anzuheften ſich unterſtanden, da doch dieſer monſtröſe Begriff, der großen Majeſtät unſers Gottes viel unanſtändiger und verkleinerlicher iſt, als das Wort ausfließen, welches ſeine immerwährende Liebe und Gütigkeit andeutet; hin-

gegen das Comödianten-Wort Perſon dasjenige offenbar von Gott leugnet, was es zu bejahen ſcheinet."

Mit der Leugnung der Wunder und alles Uebernatürlichen hängt auch die Vernichtung des Glaubens an Himmel und Hölle als Lohn- und Strafſtätten für die Menſchen zuſammen. Vielmehr iſt Edelmann's Glaube, „daß der Gehorſam gegen die Stimme Gottes im Gewiſſen dem Menſchen einen wahren Himmel und hingegen die Widerſpenſtigkeit gegen dieſelbe eine unausſprechliche Hölle zu Wege bringe". Wie die Heiligen, ſo ſind auch die Engel aus ſeinem Glaubensſyſtem verbannt. Noch mehr ſind die Meinungen vom Teufel „abgeſchmackte unvernünftige Lehren unwiſſender Pfaffen"; aber die Zeit der Pfaffenlügen iſt, wie er in froher Zuverſicht meint, bald zu Ende.

Bilden die meiſten dieſer Meinungen und Lehrſätze ein wunderliches Gemiſch aus nicht immer völlig verſtandenen Anſchauungen der engliſchen Freidenker und Spinoza's, der von Edelmann mit unerſchrockener Kühnheit als Meiſter geprieſen wird, ſo findet ſich an vielen anderen Stellen ein bewußter Gegenſatz gegen Leibniz und Wolff. Insbeſondere war ihm die Meinung, daß wir in der beſten Welt leben, ein Greuel, weil, wie er meinte, durch ſolche Vorſtellung der Menſch abgehalten würde, wieder zu der „verſcherzten Gleichheit Gottes" zu gelangen. Darum nannte er ein ſolches Syſtem nicht Philoſophie, ſondern „die größte Philomorie oder Liebe zur Thorheit". Den Wahn der Menſchen, in der beſten Welt zu leben, verglich er mit der Einbildung des Sclaven, der ſeinen finſteren Kerker, und mit der Selbſtrühmung des Narren, der ſein Tollhaus für das beſte Gebäude erklärt, das ſein Herr hätte machen können. Eine ſolche Anſchauung war ihm ein „betrüglicher Maßſtab", nach dem Gott gemeſſen wurde. Den Gläubigen aber, „die ihr ganzes Luftgebäude auf lauter unerwieſene und grund- und bodenloſe Einbildungen ſtützten", rief er zu: „Wie wenn dieſe gegenwärtige ſichtbare Welt nur ein geringes Schattenbild von einer weit vollkommneren und beſſern Welt wäre, davon Ihr in

Eurer gegenwärtigen Finsterniß noch gar keine Kenntniß haben könnet".

Daß diese religiösen Anschauungen, die uns, die wir Stärkeres zu hören gewohnt sind, am Ende nicht so sehr radikal erscheinen mögen wie manchen Zeitgenossen, in jener Zeit ihrem Bekenner große Unannehmlichkeiten bereiten mußten, noch dazu, da sie mit großer Heftigkeit und übermäßiger Leidenschaft vorgetragen wurden, versteht sich von selbst. Er wurde geschädigt, vertrieben, zum Schweigen verurtheilt, ja mußte die Verbrennung seiner Schriften erleben. Oft fand er Zuflucht bei Adligen, die damals nicht selten Beschützer des freien Wortes waren.

Nach Berlin wollte er zweimal, 1739 und 1747. Das zweite Mal kam er wirklich hin, um dauernd dort zu bleiben, das erste Mal wurde ihm die Reise verweigert, nachdem Friedrich Wilhelm I. in seiner Weise ihn einem Examen unterworfen hatte. Edelmann hat dieses Examen in seiner Selbstbiographie wiedergegeben. Der König, der sich über seinen langen Bart wunderte und ihn schon deswegen für einen „Wiedergeborenen" hielt, fragte ihn, ob er in die Kirche gehe, und nannte ihn auf die Antwort „ich habe meine Kirche bei mir" einen gottlosen Menschen, einen Quäker. Er fragte, ob er zum Abendmahl gehe, empfing die Antwort: „Wenn ich Christen finde, die sich nebst mir mit Christo zu gleichem Tode pflanzen lassen wollen, so bin ich bereit, heut und morgen und wenn es sonst ist, das Abendmahl mit ihnen zu halten", und auf die Zwischenbemerkung des Königs, das könne er ja in der Kirche haben, die Abweisung: „Das halte ich nicht für des Herrn Abendmahl, sondern für eine antichristliche Ceremonie; es ist ja nicht einmal ein Abend-, sondern ein Morgen- oder Mittagsmahl". Der König, nach dieser kühnen Rede eine Weile still, erfuhr dann weiter, daß Edelmann „aus der Hand Gottes lebe", und auf den Einwand, dann werde er fechten gehen müssen, daß Gott ihm genug gegeben habe; leide er aber Mangel, „so habe Gott noch Christen, die der Noth ihrer Nebenmenschen unter die Arme zu greifen

wiſſen". Darauf ließ ihm der König 16 Groſchen (einen Franzgulden) reichen und ermunterte ihn, der ſich eine Weile gegen das Geſchenk ſträubte, zur Annahme mit den Worten: „Ich ſchenk's euch im Namen Gottes", worauf Edelmann erwiderte: „Im Namen Gottes nehme ich es an". Als er aber als Ziel ſeiner Reiſe Berlin nannte, ſagte der König kurz: „Nein, nach Berlin ſollt Ihr nicht". Es half ihm nichts, daß er jeden Verſuch, bekehren zu wollen, in Abrede ſtellte, daß er dem König ſchmeichelte mit der Bemerkung, er glaubte, es herrſche in ſeinem Lande Gewiſſensfreiheit, der König blieb dabei, daß er nach Berlin nicht gehen dürfe. So konnte Edelmann nur ein paar Tage in Potsdam verweilen, wo er beim Wirth ſeines Gaſthauſes den ihn drückenden Gulden los wurde, und mußte, ohne Berlin und ſeine dortigen Freunde geſehen zu haben, heimwärts ziehen.

Im Jahre 1747 kam Edelmann, von Freunden berufen, nach Berlin, das er nur noch für kürzere Zeit verließ, nach Berlin, wo unterdeß ein neuer König und neue Anſchauungen eingezogen waren. Ob eine ausdrückliche Erlaubniß des Königs eingeholt und ertheilt wurde, ſteht dahin. Noch ungewiſſer iſt, wie allgemein berichtet wird, daß ihm zwar der Aufenthalt geſtattet, das Bücherſchreiben aber verboten wurde. Ganz ſicher in das Gebiet der Fabel zu verweiſen iſt der angebliche Beſcheid des Königs, er wolle dieſen Narren wie ſo viele andere in ſeinen Landen dulden, zumal dieſem die auch nicht bezeugte, aber beſſer erfundene Antwort gegenüberſteht: „Ihro Königliche Majeſtät müßten ſovielen Narren in Dero Landen freien Aufenthalt verſtatten, warum Sie einem vernünftigen Manne nicht auch ein Plätzchen vergönnen ſollten?"

Friedrich duldete ihn und ließ ihn laufen. Gelegentlich deutete er an, daß er nicht mit ihm identificirt werden wollte. Ramler ſchreibt an Gleim (3. Febr. 1748) von einem Hofſchneider, welcher bei dem Könige perſönlich um ſeinen Abſchied einkam: „Der König fragt ihn, ob er fleißig in der Bibel leſe. Er dünkt ſich gut zu antworten und ſpricht: Nein, Ihro Majeſtät.

Der König antwortet: Das ist nicht gut, und fragt ihn, ob er den Edelmann fleißig lese. Der Schneider sagt: Ja. Der König sagt wieder: Das ist nicht gut; gibt ihm eine Bibel und nennt ihm einen Spruch, wo er seinen Abschied finden würde."

Nicht so glimpflich wurde Edelmann von anderen Berlinern begrüßt und besprochen. Kaum war er in Berlin angelangt, so erschien die „zuverlässige Nachricht von des Herrn Edelmanns Aufenthalt in Berlin", eine bitterböse Spottschrift. Darin wurde „der liebe Mann, der an Einsicht, Vernunft und Muth noch nie seines Gleichen gehabt", mit grausamer Ironie behandelt. Er sei, so wird erzählt, nach Berlin gekommen, um sich von einem Doctor curiren zu lassen. Dieser habe eine Bibel in einen Schmelztiegel gethan, wobei ihr Inhalt, besonders die Zehn Gebote und die Lehre vom jüngsten Gericht, in die Luft verraucht sei, und habe die Medicin, das Messing der Bibel, dem Patienten als „Schnupftabak einzuschnaufen" gegeben. Edelmann habe eine gelinde Besserung gespürt, dann aber das Unglück gehabt, daß ihm die glandula pinealis (Zirbeldrüse) geplatzt sei, worauf er in Ohnmacht fiel. Aus ihr erwacht, habe er beständig geflucht und namentlich die Worte „Bibel, Geistliche, Religion" mit einer Menge unfläthiger Schimpfworte belegt. Endlich habe sich Edelmann eingebildet, Don Quixote zu sein, der Arzt habe Sancho Pansa vorzustellen gemeint, als Pferd und Esel unter ihren Gläubigen die stärksten und getreuesten ausgesucht und so ausgerüstet, zum Ergötzen der Gassenjungen, einen Ritterzug veranstaltet, bei dem ein Bretterhaufe die Bibel und ein Eichbaum einen Geistlichen vorstellen mußte. Der Zug verlief für die Kämpfenden sehr übel. Ihr einziges Heil, so meint der Beschreiber, würde darin bestehen, daß der Magistrat sie in die Charité bringen und trepaniren lasse.

Noch energischere Vorschläge machte der Berliner Consistorialrath J. P. Süßmilch (vgl. oben S. 339 fg.). Er, der unmittelbar nach Edelmann's Ankunft in Berlin wider ihn gepredigt, veröffentlichte alsbald die Schrift wider ihn: „Die Unvernunft und Bosheit

des berüchtigten Edelmanns durch seine schändliche Vorstellung des obrigkeitlichen Amts dargethan und zu aller Menschen Warnung vor Augen gelegt". Sie ist halb Denunciation, halb Schimpfwörterlexicon. Die bereits aus dem Titel ersichtliche Denunciation hob schadenfroh gewisse tadelnde Bemerkungen Edelmann's gegen Friedrich hervor, weil er Voltaire pensionirt, der ein so ekelhaftes Gedicht über seine Thronbesteigung gemacht habe, und die Bezeichnung der Obrigkeit als Büttel und Scharfrichter. In Schimpfwörtern suchte Süßmilch seines Gleichen. Er nannte seinen Gegner einen falschen Judas und einen unvernünftigen, boshaften Menschen; er sprach von seiner „lächerlichen Schwärmerei" und seiner „ansteckenden Seuche", er charakterisirte seine Schreibart als eine „unanständige, unverständige, dreiste, grobe, pöbelhafte" und beklagte „die Gegenwart dieses Verführers in Berlin, sein und seiner Anhänger eifriges Bemühen, sein Gift überall auszubreiten". Aber er blieb bei dieser Wehklage nicht stehen, sondern verlangte durchaus des Verbrechers Bestrafung. Denn auf die Fragen: „Wie kann gegen den Urheber einer aufrührerischen Lehre Toleranz stattfinden? Wie kann ein solcher Lästerer in einer Republik geduldet werden", antwortete er rundweg mit Nein. Denn an eine wirkliche Besserung des Sünders glaubte er nicht; daher hielt er ihn „für einen Menschen, der in der bürgerlichen Gesellschaft und christlichen Kirche gar nicht zu dulden sei".

Derartigen Ausführungen, die gar sehr voraufklärungszeitig klingen und in dem Berlin Friedrichs des Großen selten gehört wurden, mußte eine Abfertigung zu Theil werden. Sie erfolgte in würdigster Weise in der kleinen Schrift „J. Chr. Edelmanns schuldigstes Danksagungsschreiben an den Herrn Propst Süßmilch vor dessen Ihm unbewußt erzeigte Dienste". In ihr wurde das offene, selbst derbe Aussprechen selbständiger wenn auch von dem gemeinen Urtheil abweichender Ueberzeugungen als das Recht jedes lutherischen Christen hingestellt, dem ein Geistlicher am allerwenigsten widersprechen sollte. Ferner wurde

der Widerruf mancher früher gehegter Anſchauungen nicht als ein Zeichen von Feigheit, ſondern als Wirkung reiflicher Selbſtprüfung erklärt. Endlich bekannte der Verfaſſer auch alle Sätze, von deren Wahrheit ihn andere überzeugen würden, in ſchlichter Selbſtbeſchränkung annehmen zu wollen.

Dieſe Schrift, die der Süßmilch'ſchen unmittelbar folgte, machte in Berlin einen guten Eindruck. Ramler ſchrieb an Gleim (9. Dez. 1747) „Dieſe Antwort ſetzt ihn hier in weit beſſern Ruf und der Propſt iſt jetzt unſchlüſſig und verwirrt, was er antworten ſoll". Es ſcheint als wenn der Propſt, ſtatt zu antworten, die weltliche Obrigkeit angerufen hätte. Wenigſtens wurde nach einem andern Briefe Ramlers an Gleim (9. Apr. 1748) der Buchdrucker Rüdiger, der für den Drucker der ohne Druckangabe erſchienenen Schrift gehalten wurde, nach Spandau gebracht, kam aber wieder los. Der Verfaſſer der Schrift ſoll aber nicht Edelmann geweſen ſein, ſondern Pott (gemeint kann nur der Chemiker ſein, 1696—1777, ſeit 1735 in Berlin). Dieſer ſoll wegen der Schrift „worin er die Geiſtlichkeit ſammt und ſonſters ſchimpft", ſehr in Angſt geweſen ſein. Er ſei zu Maupertuis gelaufen und habe ihn gebeten „ein Mitglied der Akademie nicht dem Gelächter auszuſetzen". Der aber habe geantwortet: „Ihre Schrift iſt meines Wiſſens nicht in der Akademie vorgeleſen, doch wird es mit der öffentlichen Proſtitution nichts zu ſagen haben."

Immerhin war, wie man aus dieſen Zeugniſſen ſieht, Edelmann's Angelegenheit in Berlin ſehr beſprochen. Es gab eine nicht geringe Edelmann'ſche Partei, der, wie ein Zeitgenoſſe, Ulrich, mittheilt, Bediente, Bürger, Offiziere angehörten. Perſönlich gefiel er nicht allgemein. Der Bemerkung Sulzers, er ſei im Umgange ein recht artiger Mann, ſtehen viele ſchnöde Aeußerungen Mendelsſohns gegenüber gegen ſein hölzernes Weſen, „er habe ebenſoviel Blei in ſeinem Gehirn als Eiſen an ſeinen Stiefeln." Wenn aber ſchon der Tadelnde das Gewicht ſeiner Vorwürfe ſelbſt durch den Zuſatz einſchränkt, daß Ver-

folgung, Unglück und Beschwerlichkeit seine Lebensgeister niedergedrückt haben könnten, so muß man ferner zweierlei bedenken. Das eine ist, daß Mendelssohn als Jude ganz besonders gegen Edelmann als den Angreifer der alttestamentlichen Urkunden ergrimmt; das andere, daß er, der schüchterne jedes Wort abwägende Denker dem unbedachten Manches übereifrig hervorstürzenden Polterer besonders gram sein mußte. Von Freunden unterstützt, durch Gesinnungsgenossen gekräftigt, in eifriger Correspondenz und litterarischer Thätigkeit verbrachte Edelmann ungestört seinen Lebensabend. Er war kein großer, aber ein selbständiger, eifervoller Mensch, der zwar ungezügelt, auch nicht durch Weisheit gebändigt, aber aus guter Absicht seine Geistesschlachten schlug. Er war ein Sturmvogel, der ruhelos umherflatterte und sich selbst zu zerfleischen schien. „Ich will kein Sectenflicker sein," so charakterisirte er sich gelegentlich selbst einmal, „viel weniger will ich einen albernen Baumeister abgeben, der auf alte Trümmer ein neues Gebäude aufführt; es gibt dergleichen Pfuscher genug. Jetzt habe ich keinen andern Beruf, als daß ich wie Jeremias ausreiße, zerbreche, zerstöre und verderbe Alles, was nur Orthodoxie, falscher Gottesdienst, pharisäische Schwatztheologie, falsche Mystik und eigensinnige Secten-Flickerei ist und heißt."

Die Hauptmasse der entschiedenen Aufklärungs-Litteratur, als deren Vorläufer Damm und Edelmann betrachtet werden können, gehörte erst den 80er Jahren an, in denen von oben her ein Druck gegen diese Tendenz geübt wurde, gegen welchen Schriftsteller, Theologen und Nichttheologen, ihre Stellungnahme im Kampfe zu bewähren gezwungen waren. Aber schon in der Fridericianischen Zeit wurden Broschüren und dickleibige Bücher in großen Haufen veröffentlicht. Berlin wurde der Stapelplatz dieser Litteratur, auch soweit sie von nichtberlinischen Schriftstellern ausging. Unter den zahlreichen Zeugnissen dafür braucht nur auf die Verlagsartikel des rührigen Nicolai hingewiesen zu werden. Ein gutgemeintes Monstrum, von beinahe 700

Seiten, das Werk eines thüringiſchen Pfarrers K. A. E. Becher*) (1751—1802) ſei ganz allein genannt, an dem wohl das Chodowieckiſche Kupfer das Beſte iſt. An einem brennenden Scheiterhaufen ſtehen katholiſche und proteſtantiſche Geiſtliche, theils mit Beten, theils mit Schüren der Flammen beſchäftigt: Bild und Buch nicht eben ein Compliment eines Predigers für ſeine Amtsgenoſſen.

Um dieſelbe Zeit traten Schriftſteller auf, die, urſprünglich dem Predigerſtande angehörend, aus ihm wider ihren Willen herausgedrängt wurden und die mit großer Entſchiedenheit Meinungen ausſprachen, die noch zu Edelmanns Zeiten faſt allgemein als höchſtgefährlich und ketzeriſch galten. Man darf kein Bedenken tragen, die zwei im Folgenden betrachteten Autoren J. A. Eberhard und J. H. Schulz, unter die Berliner zu rechnen, obwohl der Letztere nur in der Nähe Berlins weilte während der vielen Jahre, daß er ſein Pfarramt verwaltete, der Erſtere aber nur ein paar Jahre in der Hauptſtadt ſich aufhielt. Denn ihre Schriften erſchienen entweder in Berlin oder wurden dort eifrigſt geleſen und beſprochen. Sie gehören durchaus dem Gedankenkreiſe der Berliner Aufklärer an; von Berlin aus wurde gerade in Folge dieſer Schriften eine Wendung des Geſchickes ihrer Verfaſſer beſtimmt.

Johann Auguſt Eberhard**), 1739—1809, von 1763 bis 1778 in Berlin und Charlottenburg, war ein vielſeitiger Schrift-

*) Ueber Toleranz und Gewiſſensfreyheit, und die Mittel, beyde in ihre gehörigen Grenzen zu weiſen, den Bedürfniſſen unſerer Zeiten gemäß von Karl Anton Ernſt Becher. Berlin 1781. Bey Chr. Fr. Himburg.

**) Für das Folgende: M. v. Geismar, Bibliothek der deutſchen Aufklärer des 18. Jahrh. 2. u. 3. Heft. Leipzig 1846. — Ueber Eberhard, A. D. B. V, 569—571. Seine Schrift: „Neue Apologie des Sokrates oder Unterſuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden" erſchien in drei Ausgaben, Berlin 1772—1788. In der K. B. das Exemplar des Quintus Icilius.

steller, Theologe, Aesthetiker, Sprachforscher. Im Umgange mit den Berliner Aufklärern machte er sich deren Anschauungen zu eigen und verkündete sie namentlich in seiner „Apologie des Sokrates", die, wie soviele Schriften jener Zeit, durch eine französische Arbeit angeregt war. Marmontel's Bélisaire hatte die Frage nach der Verdammung der Heiden neu angeregt; die Sorbonne und holländische Theologen hatten sie in einem ausschließlich christlichen Sinne beantwortet. Indem Eberhard die Frage aufs Neue vornahm, ließ er sich durch keinerlei Autorität bestimmen, sondern ging direkt auf den Kernpunkt los, ob die Ausschließung einer solchen Menge Menschen der Weisheit und Güte Gottes anständig sei. Das aber leugnete er durchaus. Gott als der Gütige, als der liebende Vater aller Menschen konnte ihm nicht als ein die Mehrheit ausschließender Tyrann erscheinen; die Heiden, die im gemeinen Verstande als Ungläubige Bezeichneten, mußten seiner Meinung nach theilhaftig der ewigen Gnade und Seligkeit sein. Damit war ein Grundsatz höchster Toleranz ausgesprochen, der, wie er für die Würdigung der Vergangenheit hohe Grundsätze aufstellte, auch für die Zukunft Betrachtung und Behandlung der Andersgläubigen bestimmte.

Doch war Eberhard viel zu sehr Friedensmann und Theoretiker, um entschiedene Forderungen zu formuliren; den Kriegsruf erhob J. H. Schulz, Pfarrer in der Nähe Berlins, bekannter unter dem Namen Zopfschulz. Nichts beweist besser die Toleranz in Friedrichs Zeit und ihren Gegensatz gegen spätere Perioden, als daß der freimüthige Prediger, der 1789 seines Amtes entsetzt wurde, 1783 trotz Denunciation des Oberconsistoriums unbehelligt blieb, weil der König den Schriftsteller nicht der geistlichen Behörde unterstellen wollte. Es wird nöthig sein, trotz des dadurch entstehenden Herübergreifens in eine spätere Periode, die zwei Hauptschriften, die dem Autor ein so verschiedenes Schicksal bereiteten, hier zusammen zu charakterisiren.

Erste Schrift

In der ersten Schrift*), deren häufige Wendung gegen Mendelssohn unerörtert bleiben kann, setzte Schulz seine Abneigung gegen die mosaische Jehovalehre auseinander, als gegen die, welche nicht auf ein Volk beschränkt geblieben, sondern Eigenthum der Welt geworden, Menschen- und Religionshaß in sie hineingetragen habe. Aber auch an der christlichen, speciell der von Jesus vorgetragenen Gottesidee hatte er kein volles Behagen: denn er fand nirgends darin einen eigentlichen Begriff von der Natur der Gottheit. Nur einen Morallehrer wollte er in Christus erkennen, der die schädlichen Vorstellungen früherer Zeit vernichtete, einen Philosophen, der in dem höchsten Wesen einen zureichenden Grund der Welt sah. Von diesem Standpunkte mußte er alle Sectirer, sogenannte Ketzer und Atheisten durchaus nicht als verdammenswerthe Menschen betrachten, da er in ihnen keine Gottesleugner, sondern selbständig denkende Philosophen fand, die sich entweder eine eigenartige von der herrschenden abweichende Anschauung über die Lenkung der Welt bildeten oder über diesen zureichenden Grund tiefer nachzudenken ablehnten. Ebenso mußte er auch ihre oft behauptete Gefährlichkeit für die bürgerliche Gesellschaft in Abrede stellen, da ihre Ansichten nur unfruchtbare Spekulationen, aber keinerlei Motive für gute oder schlechte Handlungen enthielten. Den Fanatismus dagegen, den Viele als eine Wirkung des Atheismus ansahen, betrachtete er keineswegs als falsche, sondern als eine häufige, fast natürliche Folge der Religion. Wie er in dieser Weise den Atheismus alles dessen entkleidete, was ihn in den Augen Vieler, besonders der gläubigen Menge, zum Schreckgespenst machte, so die Religion dessen, was sie zur ausschließlichen Heilsquelle erhob. Denn nicht die

*) Philosophische Betrachtungen über Theologie und Religion überhaupt und über die jüdische insonderheit. Berlin, Unger 1784. Forster an Sömmering (Briefw. ed. Hettner 1877, S. 292 fg.): „Richtigere Begriffe kenne ich nicht .. Nichts ist ganz vollkommen und so hat auch dies seine Mängel, die ich nicht vertheidigen mag, aber mich dünkt seine Hauptidee nicht unrichtig."

Religion, ſondern die natürliche Moral wollte er als die das Handeln der Menſchen beſtimmende Macht gelten laſſen: während jene zur Verfolgung und Intoleranz verleite, führe dieſe zur Duldung und Liebe; beſſer als die Religion, die durch einen Hinweis auf ein zukünftiges Leben die Menſchen zur Uebung des Guten zu beſtimmen ſuche, erwirkten die Rückſichten auf die gegenwärtigen Umſtände und die vorhandene äußere Lage das moraliſche Verhalten der Menſchen. Schon aus dieſem Grunde dürfe der Staat, für den nur die Handlungen, nicht die Geſinnungen ſeiner Bürger wichtig ſeien, ſich nicht um ihre Religion kümmern, weder eine beſtimmte Glaubensnorm anbefehlen noch eine andere zum Grund der Ausſchließung von ſtaatsbürgerlichen Rechten machen.

In der zweiten Schrift*) ſuchte Schulz zunächſt in folgender allen bisher üblichen Auffaſſungen direkt entgegengeſetzten Weiſe die Begriffe von Theologie und Religion zu beſtimmen: „Der Inbegriff der beſonderen Lehrſätze und Meinungen, die Jemand von der Weltquelle oder der Gottheit hegt, und der beſonderen (nähern, mehr oder weniger beſtimmten) Vorſtellungen, die er ſich ſowohl von ihrer innern Natur und ihren Eigenſchaften als auch von ihren Verhältniſſen zu der Welt und den Theilen derſelben macht, heißt: ſeine Theologie. Iſt dieſe Theologie eines Menſchen ſo beſchaffen, daß er zufolge derſelben etwas gegen den Weltgrund oder die Gottheit thun zu können und zu müſſen glaubt, hält der Menſch, ſeiner Theologie zufolge, gewiſſe Handlungen und Uebungen, die er gegen die Gottheit vornehmen könne, und die ihre unmittelbare Beziehung auf die-

*) Erweis des himmelweiten Unterſchiedes der Moral von der Religion, nebſt genauer Beſtimmung der Begriffe von Theologie, Religion, Kirche nebſt (proteſtantiſcher) Hierarchie und des Verhältniſſes dieſer Dinge zur Moral und zum Staate. Von einem unerſchrockenen Wahrheitsfreunde. Frankfurt und Leipzig 1788. Die Druckangabe beider Schriften, auf denen Verleger und Autor nicht genannt ſind, ſcheint mir fingirt. — Der Artikel in A. D. B. 32, 745—747 hebt grade das Weſentliche nicht hervor.

ſelbe haben ſollen, bei ſich für möglich und nothwendig, ſo entſteht daraus ſeine Religion.“ Die weſentliche Aufgabe des Verfaſſers beſteht nun aber darin, dieſe Begriffe von Theologie und Religion von der Moral zu ſcheiden, deren Bedeutſamkeit er ſchon in der erſten Schrift dargelegt hatte. Bei dieſem Scheidungsverſuche ſtellte er vier Hauptſätze auf, die ſich kurz folgendermaßen formuliren laſſen. 1. Theologie bezieht ſich auf die Gottheit, Moral faßt die Vorſchriften des vernünftigen Verhaltens in ſich, das der Menſch gegen ſich ſelbſt, ſeine Mitmenſchen und die Geſellſchaft zu beobachten hat. 2. Alle Religionsvorſchriften ſind unſicher, ſie laſſen ſich nicht beweiſen, ſondern verlangen unbedingten Glauben, die Moralvorſchriften dagegen können, da ſie aus der Natur des Menſchen und der übrigen Geſchöpfe abgeleitet ſind, Jedem klargemacht und von Jedem begriffen werden: ſie ſind wahrhaftig, nothwendig, allgemein verbindlich. 3. Aus Religionsvorſchriften und Andachtsübungen kann weder der Gottheit noch der menſchlichen Geſellſchaft irgend ein Vortheil erwachſen, der innere Vortheil aber, Troſt und Erquickung nämlich, der manchem Einzelnen daraus bereitet wird, erſcheint faſt aufgewogen durch ihre traurigen Folgen: Menſchenhaß und Schwärmerei; die Befolgung der Moralvorſchriften dagegen bereitet den Einzelnen wie der Geſellſchaft herrlichen Segen: ihre Wirkungen ſind Mäßigkeit, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit, Milde und Treue. 4. Theologie und Religion ſind willkürliche und veränderliche Privatſachen einzelner Menſchen; die Moral iſt von allgemeiner Verbindlichkeit.

Aus dieſen allgemeinen Sätzen, die ja ſchon große Forderungen, wie die völliger Gewiſſensfreiheit, im Grunde auch die der Trennung der Kirche vom Staat, in ſich ſchließen, ergeben ſich nun beſtimmte einzelne Anſprüche. Dieſe ſind zum Theil ſo weitgehend, daß ihre Befriedigung erſt Jahrzehnte ſpäter geſchehen konnte. Sie verlangen das Vorwiegen des Laienelements in den Conſiſtorien, bürgerliche Eheſchließung, bei der ein Religionsunterſchied der Contrahenten keine Berückſichtigung

finden ſollte, Führung von Geburtsregiſtern, womit die Taufceremonie, an der dem Staat nichts gelegen ſein kann, und die nicht einmal das Vorurtheil des Alterthums für ſich habe, aufgehoben oder wenigſtens ins Belieben des Einzelnen geſtellt werden ſollte.

Schulz war kein tiefer und origineller Denker. Aber mit rückſichtsloſer Energie wußte er die Forderungen aufzuſtellen, die eine ganze Generation bewegten, und mit populärer Gewandtheit ſie vorzutragen. Man wird nicht zu viel ſagen, wenn man behauptet, daß gerade derartige volksthümliche Entſchiedenheit ſowohl bei Gebildeten als bei Ungebildeten den bedeutendſten Eindruck machte.

Die franzöſiſche Gemeinde, die den zweiten Haupttheil der großen proteſtantiſchen Kirchengemeinſchaft ausmachte, zeigte kaum bemerkenswerthe Beſonderheiten. Von einem nationalen Gegenſatz zwiſchen Deutſchen und Franzoſen war nie die Rede geweſen; auch der ſprachliche ſchwand immer mehr, da die in Berlin eingewanderten Franzoſen die Nöthigung empfanden, die deutſche Sprache zu erlernen, und die in Berlin geborenen ſie faſt unwillkürlich annahmen, da andererſeits die deutſchen Berliner zu jener Zeit der franzöſiſchen Sprache ſich eifrig zuneigten. Zur Charakteriſtik der franzöſiſchen Geiſtlichkeit mögen zwei Prediger dienen: Erman und Formey. Beide ſind Berliner von Geburt und kaum aus ihrer Geburtsſtadt herausgekommen; beide ſind, bei aller eifrigen Thätigkeit in ihrem Berufe, in erſter Linie Schriftſteller, Erman Hiſtoriker, Formey Philoſoph.

J. P. Erman*) (1735—1808) war Lehrer und Prediger, ein frommer, praktiſcher, gelehrter Mann. Seine Frömmigkeit hatte er als langjähriger Seelſorger zu erweiſen. Praktiſch war

*) J. P. Erman. Eine biogr. Skizze bei Gelegenheit ſeines am 9. Dec. gefeierten Amtsjubiläums. Seinen und meinen Freunden gewidmet von S. H. Catel. Zum Beſten der Armen Berlins. 1804.

er durch Errichtung eines Seminars für junge Geiſtliche ſowie durch Leitung des Collège und Abfaſſung verſchiedener Schulbücher thätig. Wie bei ſeinen gelehrten Vorgängern des 17. Jahrhunderts (vgl. oben S. 82 fg.), ſo war auch bei ihm das ſchriftſtelleriſche Wirken durch die Beziehungen zum geiſtigen Heimathland beſtimmt. Frankreich, zum mindeſten die aus Frankreich ihrer Religion wegen vertriebenen Glaubensgenoſſen, intereſſirte ihn vornehmlich. Als Hiſtoriker, wozu er am meiſten Anlage ſpürte, behandelte er die Geſchichte der Refugirten in den preußiſchen Landen in einem wohlunterrichteten Werk, in dem trotz aller Liebe zum Gegenſtande die Sachlichkeit keinen Abbruch erlitt.

Weit kürzere Zeit als Erman war J. H. S. Formey (1711 bis 1797) franzöſiſcher Prediger. Trotzdem hatte er am Ende ſeines Lebens 1517 Predigten aufzuweiſen. Auch zeigt ſein Geſammtwirken, daß er, der von der Theologie ausgegangen war, im Grunde ſeines Weſens Theologe blieb. „Herr Formey trägt einen bunten Ueberrock mit kleinen goldenen Treſſen beſetzt.“ Dieſe Schilderung eines Zeitgenoſſen*) verräth uns freilich eine Aeußerlichkeit, aber eben die Eigenheit eines recht äußerlichen Menſchen. Zu ſeiner Zeit war er aber ungemein berühmt, die Stütze der Akademie, von hervorragenden Franzoſen, Thomas, d'Agueſſeau, Buffon, ſelbſt Voltaire gelegentlich, mit Lobſprüchen überhäuft. Er war Journaliſt, Gelehrter, Beamter, u. A. Jahrzehnte lang Hiſtoriograph, ſtändiger Sekretär der Akademie und Direktor ihrer philoſophiſchen Klaſſe. Er führte eine Correſpondenz, wie ſie ſeit Leibniz nicht wieder dageweſen war. Er war Mitarbeiter an zahlreichen kritiſchen und encyklopädiſchen Journalen. Er verfaßte ſo viele Bücher, daß man eine reſpectable Handbibliothek von 600 Bänden mit ihnen füllen kann. In ſeinem hohen Alter gab er, ohne ſich über ſich luſtig machen zu wollen, nachgelaſſene Werke heraus. Er ſtand mit nicht weniger

*) Ulrich I, 117. — Ferner (Formey) Souvenirs d'un citoyen, 2 Bde. Bartholmèss I. 361—396, Sayoux II, 232—279, 318—326.

als 50 Buchhändlern in Verbindung, ein Zeugniß, daß seine Werke doch keinen übergroßen buchhändlerischen Erfolg hatten, wenn auch einzelne in mehreren Auflagen erschienen und in verschiedene Sprachen übersetzt wurden. Er schrieb mit verblüffender Raschheit. „Wenn ich ein Buch lese", sagte er einmal, „so denke ich nach, wie ich bei gelegener Zeit über denselben Gegenstand ein anderes machen kann." Und ein Zeitgenosse bemerkt, man begreife trotz seines langen Lebens kaum, wie er diese Masse schreiben, geschweige denn componiren konnte. In der That ließen seine Werke stilistische Vollendung und Geschmack fast völlig vermissen.

Außer seinem autobiographischen Werke veröffentlichte er zahllose akademische Arbeiten und größere philosophische und religiöse Werke. Die akademischen Arbeiten waren Eröffnungsreden, Lobschriften, Abhandlungen. Die Eröffnungsreden sind nicht ohne feierlichen Schmuck, bieten viel Material für die äußere Geschichte der Akademie, enthalten aber hauptsächlich eine fast unübersehbare Fülle der nach schlechtem französischen Muster gedrechselten Lobesworte auf den königlichen Stifter, statt Ludwig XIV., den Formey nicht anerkannte, auf Friedrich II. Die Lobschriften, nach dem Vorgange und in der Art Fontenelle's, sind ziemlich oberflächliche Verherrlichungsversuche, die des Geistes, der Anmuth, der reinen Sprache des Meisters sehr entbehren. Die Abhandlungen sind klar, aber ohne Gründlichkeit und Tiefe, breite Declamationen, in denen die Vermischung der Philosophie mit der Theologie, die Verwechselung der Kanzel- mit der Katheder-sprache unangenehm wirkt. Philosophisches Denken hatte bei ihm religiöses Empfinden nicht ertödtet. Nur insofern gehörte er den Aufklärungstheologen an, daß er sein Streben darauf richtete, die Uebereinstimmung der Offenbarung mit der Vernunft zu erweisen, daß er das Wesen des Christenthums nicht in Glauben und Werken, sondern in Wohlwollen und Wohlthun sah. Er war ein Vertheidiger von Leibniz und Wolff und darf das unbestreitbare Verdienst für sich in Anspruch nehmen, das System des Letzteren in Deutschland populär ge-

macht zu haben. Von den drei Gebieten, auf denen sich seine philosophischen Arbeiten bewegen, Psychologie, Moral, Religionsphilosophie, interessirt uns in diesem Zusammenhang hauptsächlich das dritte. Nur kurz mag darauf hingewiesen werden, daß ihm die Moral die Wissenschaft des Glücks ist. Von den drei Wegen, die zum Glück führen: der Gefühllosigkeit der Stoiker, dem Vergnügen der Epikuräer, der Tugend, gilt ihm nur der letzte als der richtige, der zum Ziele leitet. Der Leibnizische Optimismus, nur in etwas anderer Form, als System der Compensation, beherrscht sein moralisches Gefühl. Sprach er von natürlicher Religion, so setzte er sich nicht in Gegensatz zum Offenbarungsglauben, sondern ergänzte jene durch einen Glauben, zu dessen Erweis die Vernunft nicht ausreichen mochte. Als stehende Sätze dieses Glaubens stellte er vier auf: das Dasein Gottes, die Vorsehung, die Unsterblichkeit der Seele, das jenseitige Leben. Immerhin wagte er den Versuch, alle vier Sätze bloß durch die Vernunft zu beweisen, und meinte dem Descartes'schen Satze: „Ich denke, also bin ich", den neuen an die Seite setzen zu dürfen: „Ich bin, folglich ist ein Gott". Indessen, solche Ausführungen und Erweiterungen der philosophischen Systeme anderer Meister stärkten wohl die Autorität ehemaliger Geistesherrscher, bekundeten aber mehr noch des Schülers geistige Ohnmacht.

Die Herrenhuter hatten sich seit Zinzendorf's erstem Auftreten in Berlin (oben S. 199fg.) vermehrt, ohne zu einer herrschenden Secte zu werden. Von mancher Seite wurde diese Herrnhuterei übel angesehen und noch übler dargestellt. Ein Berliner Schneider, H. J. Bothe*), der selbst sieben Jahre in

*) Zuverlässige Beschreibung des nunmehro ganz entdeckten Herrenhutischen Ehe-Geheimnisses, nebst dessen 17 Grund-Artikeln, wornach sie in demselben unterrichtet und eingerichtet werden, mit mehrern merkwürdigen, die Lehre, Lebens-Art und Absichten der sogenannten Mährischen Brüdergemeine betreffenden Umständen, so der Verfasser, seit der Zeit, da er unter den breiten Herrenhut als ein 7jähriger Diener und

der Gemeinde gelebt und gedient zu haben behauptete, erklärte die Mitglieder derselben einfach für Heuchler und sittenlose Gesellen. Nach seinen Mittheilungen, die im Ganzen gewiß stark tendenziös gefärbt sind, in einzelnen Thatsächlichen dagegen zweifelsohne Wahres berichten und für uns deswegen bemerkenswerth sind, weil sie Urtheil und Stimmung eines Berliner Bürgers darlegen, gab es am 30. April 1744, als der Vicebischof Martin Döber, ein ehemaliger Töpfer, die letzte Gemeinde einrichtete, 143 Gläubige. In den Versammlungen, die gern am „Sabbath" gehalten wurden — Nachmittags wurden die Arbeiter und Diener von den Pilgern eingeladen — wurden Briefe Zinzendorf's vorgelesen, Crucifixe, Lämmer und Schäfchen gemalt. Unter den Einrichtungen, über die Bothe sich lustig macht, befinden sich der „Stunden-Beter-Chor": jeder Gläubige sollte sich eine Stunde auswählen, in welcher er mit dem Heiland reden könnte, die Liebesküsse und die Extra-Liebesmahle, bei deren einem ein Lied Zinzendorf's abgesungen wurde, das mit den Worten anhob: „Selige Canaillen, Die ihr unterm Galgen Nochmals Gnade kriegt" (I, 28). Er nennt, außer den kirchlich gebotenen noch 48 herrnhuterische Feiertage, von denen in Berlin freilich nur wenige begangen wurden. Er gibt einmal eine Aufzählung von 70 Gläubigen, die aus Berlin fortgerufen oder, wie er sich ausdrückte, gestohlen wurden. Er gibt ihnen Schuld, durch ihre ewigen Sammlungen die Berliner auszusaugen, einen „Taubenschlag zu halten und die Leute, die sich von ihnen berücken lassen, wegzufangen." Einen Berliner soll die Herrnhuterei 2000, einen andern 8000 Thaler gekostet haben. Dem

---

Arbeiter gestanden, leyder, theils an sich selber, theils von andern Wahrheitliebenden erfahren hat, zur Warnung vor alle diejenigen, so diese Schleicher vor ächte Jünger Jesu und seine Gesandten nicht allein halten, sondern noch Lust haben, unter ihren geborgten Schaf-Pelz zu kriechen, wohlmeynend an das Licht gestellet von Heinrich Joachim Bothen. Berlin 1752. (Es gibt auch eine Ausgabe, Fft. u. Lpz. 1751 u. 52.) Zu finden bey dem Verfasser auf dem Werder in der Wallstraße gegenüber der kleinen Jägerstraße. (Im ganzen zwei Theile, 216 u. 296 S.)

Letztern wird das Wort zugeschrieben (I, 97), daß er nicht ein Aß von allen seinen Reichthümern behalten hätte, wenn er mit diesen Leuten in Bekanntschaft geblieben wäre.

Ganz besonderes Bedenken jedoch erregte das Eindringen des Geistlichen in die Ehegeheimnisse, das nach Zinzendorf's eigenem Berichte fest steht und in Berlin wohl ähnlich wie in Herrnhut getrieben wurde.*) Mag Manches in den wider ihn und seine Lehre veröffentlichten Schriften übertrieben sein, so läßt sich nicht leugnen, daß eine Art Prüfung der Eheleute gleich nach Eingang der Ehe und eine gewisse Ueberwachung des ehelichen Umgangs stattfand. Solche Ungeheuerlichkeiten erregten Unwillen und forderten den Spott heraus. Nicht mindern Widerstand veranlaßten die herrnhutischen Lieder. In diesen wurde die Verliebtheit in den Heiland und das Spielen mit seinen Wunden in geschmacklosester Art besungen. Ein Lied auf das „Seitenhöhlchen", das von „Döschen, Uhrchen, Händchen und Schwester" geküßt wurde, mußte grade die Frommen ärgern; und das „Kreuzluftvögelein, das vor Liebespein nach Jesu Seitenschrein kränkelt", konnte, trotz Zinzendorf's Erklärung, Keinem verständlich werden. Wurde nun gar die Seele als „vor Liebe toll" nach dem „Seitenkringel" bezeichnet; sagte sie von sich, daß es ihr „am gesündsten sei, wenn ich ihn essen kann", wurde sie von dem „Höhlchen" „springerhaftig charmirt"; oder verstieg sich der Dichter gar zu der naturalistischen Schilderung: „Und was er im Kabinet, Oder in dem Ehebett, Will mit seinem Bräutel machen, Das sind gar geheime Sachen", so gehörte nur guter Geschmack, nicht Prüderie oder geistliche Mißgunst dazu, um gegen solchen Aberwitz Protest einzulegen. Auch Bothe theilt mit der allergrößten Ausführlichkeit alle Reden und Ermahnungen mit, welche dem Ehecandidaten ertheilt, sowie die Lieder, welche bei der Einrichtung des Ehegeheimnisses nach den Melodien der frechsten Gassenlieder gesungen wurden.

*) Vergl. Varnhagen, Zinzendorf, S. 282 ff.

Diese Lieder sind freilich von starkem Cynismus erfüllt; die nachfolgende Strophe ist noch die bei weitem zahmste*):

Er Mann und ich bin Frau
Schon wirklich im Erkennen
Herr Jesu welch ein Brennen?
Welch eine Brunst und Glut!
Zerrädert und vermantschet,
Zergliedert und zerpantschet,
Die Fingerspitzelein
Sind voll Verliebtheitspein.

Daß in den Zeiten gesteigerter Aufklärung auch der Gegensatz lichtscheuen Aberglaubens sich bemerkbar macht, ist eine häufig beobachtete Erscheinung. Die der Religion Entfremdeten flüchten ebensogern zu Schwindlern, wie die Kranken, welche gegen wirkliche oder eingebildete Leiden bei ihren Aerzten keine Heilung fanden. Daher machten die Schwindler aller Art in jener Zeit gute Geschäfte.

Der ungefährlichste war Pfannenstiel, gewiß mehr Schwärmer als Betrüger. Er war ein Leinweber, der sich an der Lectüre mystischer Schriften verdorben hatte. Er bildete sich ein, mit der Fähigkeit zu weissagen ausgestattet zu sein und übte seine Kunst in öffentlichen und privaten Angelegenheiten. Er war nicht auf den Kopf gefallen, gab schnelle Auskunft auf ernste Fragen und wußte Spottrede durch schlagfertigen Witz zu pariren. Daß er an Peters III. Tod nicht glaubte und eine Ueberschwemmung Europas durch die Türken prophezeite, war eine leichte Verirrung ins Gebiet der hohen Politik; lieber blieb er bei den Ereignissen, die ihn und sein Land angingen und mahnte Zweifelflüchtige und Kleinmüthige zum Vertrauen auf den König. Auch als Prophet blieb er ein fleißiger Arbeiter, der ungelegene Frager mit Hinweis auf seine Arbeit abwies, er

*) Dies auch bei Bothe II, S. 46, die andern Verse S. 48, andere sehr arge Stellen II, 34. 40.

nährte sich von seinem Handwerk, wiewohl er freiwillige Spenden seiner Clienten nicht abwehrte.

Der bekannteste Schwärmer ist J. P. Rosenfeld.*) Er war Förster, zog zuerst im Lande umher und trieb seit 1762 in Berlin sein Wesen. Er redete von der Verderbtheit des Menschengeschlechts, erklärte alle Bücher außer der Bibel für verderblich, sprach sich gegen Christus und die Taufe aus, höhnte die Prediger und rief aus, „die Obrigkeiten seien krumme Schlangen und der König ihr Oberster, nämlich der Beelzebub, der den Mammon mehr liebe als Gott". Als den Erretter aus solcher Verderbtheit pries er sich selbst, er sei der zweite Heiland, von Gott zur Erlösung der Welt bestimmt. Da er seinen Gläubigen ewiges Leben versprach, so war es billig, daß er von ihnen seinen Unterhalt forderte, den er auch erlangte. Die Männer lockte er am meisten durch sein Vorgeben, er habe die Schlüssel zum Paradies, und bewog die Frauen, ihm sieben Jungfrauen anzuvertrauen, die er zur Entsiegelung des Buches des Lebens brauche. Die Unsittlichkeiten, die er ziemlich offen trieb — freche Spiele mit der „Braut Christi" — und seine sonstigen gefährlichen Aufschneidereien veranlaßten (Dec. 1769) seine Ueberführung in ein Irrenhaus. Aus diesem wurde er bald befreit auf Grund eines Zeugnisses der Inspectoren, „er sei ein rechtes Exempel von Liebe und Mitleid". Nun lebte er etwa ein Jahrzehnt ziemlich ruhig, meist in Berlin, milderte seine Anschauungen, besonders in wohlangebrachter Schlauheit über Taufe und Regierung, und hielt an der Forderung der Jungfrauen fest, von denen er freilich nur eine als die wahre Messiassin behandelte, die anderen jämmer-

*) Ueber mehrere der Genannten Notizen bei König; Einzelnes bei Ziethe. Ferner über Rosenfeld: Berl. Corr. 1782, 1. Stück; Berl. Monatsschrift 1783, S. 46—89, 1793, S. 22 ff., Neue Berl. Mon. 1803, 22—48; Becker a. a. O. 1784, S. 438 ff., Paul, das. IV, 551 ff.; Denkwürdigkeiten und Tagesgesch. d. Mark Brand. 1797, IV, 716 ff.; Monddoctor das. 1783, S. 353—386; einzelnes andere im Text Behandelte das. VI, 172 fg., 1787, IX, S. 574 ff., 1788, XII, 300 ff.; N. B. Mon. 1800, IV, S. 358 ff.

lich prügelte. Vielleicht wäre er unbehelligt geblieben, wenn er nicht von getäuschten Anhängern mancher Betrügereien wegen angeklagt worden wäre. Deswegen wurde er zum Staupenschlag und zu lebenslänglicher Gefangenschaft in Spandau verurtheilt (5. Dec. 1781). Der Staupenschlag wurde vollzogen. Nachdem er ihn erduldet hatte, rief der Geschlagene: „Ist Jemand, der mich beschuldigen kann, habe ich ihm Leides gethan, ihn betrogen oder bestohlen, der rede, hier bin ich.“ Es trat aber Keiner wider ihn auf. Vielmehr wurde er durch die Bestrafung zum Märtyrer gestempelt. Fortwährend liefen nun Vorstellungen der Getreuen ein, die den Gefangenen „den wahren Gott“, „den Stammvater aller Menschen und Grundstein der Welt“ für sich zurückerbaten, „damit nicht alle Könige, Obrigkeiten, Unterthanen in Tod und Verderben geriethen“. Solche Bitten liefen ein noch fünf Jahre nach dem am 10. April 1788 erfolgten Tode Rosenfeld's; denn die Todesnachricht wurde nicht geglaubt, weil sonst „für die ganze Welt keine Erlösung mehr zu hoffen wäre“. Andere aber meinten (solche Erklärungen kamen bis 1802), durch ihn, den wahren Messias, seien sie aller Sünden ledig geworden.

Ein viel schlimmerer Geselle war Erdmann Paul, „der Planetenleser“, der etwa von 1770 bis 1800 in Berlin sein Wesen trieb, nicht selten mit Gefängniß bestraft, häufig aus Berlin verwiesen wurde, sobald er frei war, von Hülfesuchenden umlagert war. Er war seines Handwerks Seidenwirker, hielt aber das Prophezeien für einträglicher. Denn viel Mühe machte diesem „pöbelhaftesten, unwissendsten und rohesten Erdensohne“ seine Kunst nicht. Er ließ sich von Jedem vier Groschen und, wenn er auch noch die Karten legen mußte, sechs Groschen bezahlen, las, sobald er von seinen Kunden das Geburtsjahr erfahren, aus alten Zauberbüchern ihr zukünftiges Geschick vor oder verkündete ihnen, wenn es seiner griesgrämigen Laune paßte, Unglück, Krankheiten, Tod. Paßte es in seinen Kram, so rieth er einem Mädchen geradezu Unzucht an. Er bereitete viel Unheil bei

Leichtgläubigen und fand neue Gläubige dadurch, daß die ersten, durch seine Unheilsverkündigungen erschreckt, dem Trübsinn oder dem Tode verfielen.

Gleichfalls ein Handwerker, ein ehemaliger Strumpfwirker, war der „Monddoctor" Weisleder, ein „Wunderkerl", wie die wider ihn ausgesendeten Beauftragten des Medicinalcollegiums sich ausdrückten, „der eine ziemliche Zeit lang das Gespräch der ganzen Stadt und die Bewunderung der halben war". Er lebte in der Hasenheger- (jetzigen Feilner-) Gasse, in „einem elenden Bierhaus von der niedrigsten Classe". Er gab vor, Alles zu heilen, besonders Brüche, hatte eine ungeheuere Clientel unter Armen und Reichen, so daß die ganze Gegend von Hinkenden und Blinden wimmelte und die kleinen Zimmer von feinen Herren und prächtig geputzten Damen voll gedrängt waren. Erfolge hatte er freilich nur dann, wenn die Natur sich half; trotzdem waren seine Patienten ihm dermaßen zugethan, daß sie nicht bewogen werden konnten, ein Zeugniß wider ihn abzulegen. Seine Methode bestand darin, die Wunde oder kranke Stelle gegen den Mond halten zu lassen, der im ersten Viertel sein mußte. Er bestrich, unter Beten oder Murmeln, die Wunde, ermahnte die Leute, an Gott zu glauben, gab auch wohl ein Oel als Heilmittel. Selbst nahm er kein Geld, gestattete aber, daß seine Frau die Schürze offen hielt, oder ließ geradezu am Eingange des Gartens Billete verkaufen.

Solcher Wunderdoctoren, die den Glauben an eine ihnen innewohnende übernatürliche Kraft erwecken wollten und Glauben von den Ihrigen verlangten oder einfach auf die Thorheit der Menge rechneten, gab es noch gar manche. — Zu ihnen gehörte c. 1766 der „Ziegenprophet", der barfuß, nur mit einem Ziegenfell bekleidet, einherging und mit dem Straßenkoth Curen verrichtete. Da war ferner ein früherer Schäferknecht, J. G. Matthes, der durch eine Essenz, die er nur in einer einzigen Stunde des ganzen Jahres machen konnte, Alles zu heilen sich fähig erklärte. Ein anderer Berliner Wundermann, „der Privilegirte Laborant

Seydel", verkaufte besonders in der Provinz, deren Bewohner ihm geeigneter dünkten als die der Residenz, seinen „approbirten Innozenti-Balsam" „Gott zu Ehren und dem Nächsten zum Nutz", damit man erkenne, „was er für eine edle Gabe Gottes sei". Einem dieser Wunderdoctoren, le Roy, wurde sogar erlaubt, zwölf Tage in der Charité seine Versuche anzustellen; als sich seine Unfähigkeit zeigte, wurde er entlassen und entlarvt.

Neben diesen schädlichen gab es auch unschädliche Propheten und Narren, welche in Berlin ein gewisses Aufsehen machten. Zu Letzteren gehörte auch ein Italiener, von welchem Uz an Gleim meldete (25. März 1748), er mache sich durch Praestigia bekannt, verwandle wie Circe und mache Todte lebendig. „D. Faust ist ein Schüler gegen ihn, wenns wahr ist was man erzählt".*) Auch mag man endlich zu dieser Art Leute den auf Papenzien bei Rummelsburg wohnenden Landedelmann von Massow rechnen, welcher am 29. October 1782 dem König einen Brief schrieb, in welchem er Andeutungen über die ihm gewordenen „geheimnißvollen Befehle" gab, als Obercommandeur der österreichischen Truppen gegen die Türken nach Wien zu gehen. Wenn er dabei um freie Extrapost nach Berlin und um Unterstützung seiner Mutter, Frau und seiner vier Kinder bat, so verfiel er damit in eine gewöhnliche Bettelei; als besonderes Lockmittel aber fügte er die Prophezeiung hinzu, Friedrich werde, sobald Joseph II. Herrscher des orientalischen Reichs geworden sei, zum „deutschen Kaiser und Possessor von ganz Polen, Böhmen und Mähren" gekrönt werden. Jedoch selbst dieses Lockmittel übte auf Friedrich keine andere Wirkung, als daß er dem Landrath des Rummelsburger Kreises zu wissen that, er werde dem von Massow gegenüber, dessen Brief „einen verrückten Verstand" anzeige, seine Pflicht bei diesem traurigen Zufall beobachten.**)

---

*) Vierteljahrsschr. f. Litgesch. III (1890) S. 200.

**) Vgl. Berl. Corr. 1782, S. 45—47, wo die betr. Briefe abgedruckt sind.

Der Aberglaube, der die wissensdurstige und heilbegierige Menge zu Charlatanen trieb und leichtgläubig gegen Schwindler aller Art machte, war auch sonst in den Berlinern mächtig. Einer der entschiedensten Aufklärer, Gedike, constatirte zum Beispiel, daß der Glaube an die weiße Frau (s. oben S. 201) noch nicht ganz ausgestorben sei.*) Ein anderer Aufklärer, Eberhard, suchte die ganze Sage rationalistisch zu deuten. Von Perchta behauptete er, sie habe nichts mit einer brandenburgischen Urahnin zu thun, sondern hänge mit dem Prechtag, dem h. Dreikönigstag, zusammen. Die ganze Sage aber, so meinte er, sei aus einer mißverstandenen Redensart hervorgegangen: „Die weiße Frau werde bald am Hofe erscheinen" bedeute nämlich: „es werde bald eine fürstliche Wittwe am Hofe sein".

Auch anderer Aberglaube herrschte, mittels dessen man sich Vermögensvortheile zu verschaffen hoffte. Dazu gehörten die Mittel, den Loosen der Zahlenlotterie Glückskraft zu verleihen, Mittel, die theils Blasphemie, theils puren Unverstand bekunden. Als solche Mittel wurden vorgeschlagen, die Nummer des Liedes zu setzen, das Sonntags in der Kirche gesungen wurde, Benutzung der Träume unparteiischer Dritter, Vorweisung der Loose an Verrückte, um sie den Segen darüber sprechen zu lassen oder aus ihren Aeußerungen Schlüsse zu ziehen, Eintauchen der Lotteriezettel in das Blut von Hingerichteten. Glücklicherweise war die letztgenannte Verwendung nicht allzu oft möglich).

*) Ueber den Ursprung der Fabel von der weißen Frau von Prof. Eberhard. — Nachtrag zu der Legende von der weißen Frau von Fr. Gedike. (Berlinische Monatsschrift 1783, S. 3—22, bez. 23—42.) Vgl. ferner: A. Cosmar: Sagen und Miscellen aus Berlins Vorzeit. Berlin 1831. (Angeblich aus Papieren seines Onkels 1786.) S. 56—98; A. Minutoli: Die weiße Frau. Geschichtliche Prüfung der Sage und Beobachtung dieser Erscheinung seit dem Jahre 1486 bis auf die neueste Zeit. Berlin 1850. (Erscheinungen in Baireuth im 18. Jahrhundert.)

Auch in der Behandlungsweise der Katholiken überhaupt, der Berliniſchen insbeſondere, zeigte ſich der neue Geiſt der Aufklärung.*) Eine der erſten (15. Juli 1740) Randverfügungen des Königs war die auf das Bürgerrechtsgeſuch eines Frankfurter Katholiken erlaſſene: „alle Religionen Seindt gleich und guht wan nuhr die leute ſo ſie profeſiren Erliche leute ſeindt und wen Türken und Heiden kähmen und wolten das Land Pöpliren, ſo wollen wier ſie Mosqueen und Kirchen bauen.“ Acht Tage ſpäter, im rechten Gegenſatz zu einer Verordnung des Vaters, dem alles Proſelytenmachen der Katholiken ein Greuel geweſen war, erfolgte der claſſiſche Erlaß: „Die Religionen Muſen alle Tolleriret werden und Mus der Fiskal nuhr das auge darauf haben das Keine der andern abruch Tuhe, den hier mus jeder nach Seiner Faſſon Selich werden.“

Dieſe Grundſätze wurden freilich nicht zur That. Dem traten politiſche Bedenken entgegen; theilweiſe auch der alte Schlendrian, der von den Beamten geübt wurde oder die Eiferſucht, die ſich bei den Proteſtanten zeigte. Zeugniſſe für letztere ſind Denunziationen, die gegen katholiſche Uebergriffe, Klagen, die über Privilegien einliefen, die den Katholiken gewährt wurden; beweiſend für erſteres iſt Folgendes. Der Reichshofrath v. Bredow wünſchte für ſeine katholiſche Gemahlin einen Hauskaplan; der König ſchrieb auf den Bericht: „bon: tant qu'elle voudra“ (28. April 1741); die Conceſſion lautete ſehr verklauſulirt, „daß ermeldter Geiſtlicher die Schranken eines bloßen Hauspredigers nicht überſchreiten, ſich aber ſonſt gewöhnlicher Actum parochialium ſchlechterdings entäußern, den Gottesdienſt keineswegs in einer Kirche oder Kapelle, ſondern nur in einem Privatzimmer halten und zu ſothanen Gottesdienſt

*) Für das Folgende, wenn nichts anderes ausdrücklich bemerkt iſt. M. Lehmann, Preußen und die katholiſche Kirche Bd. II—IV, Lpz. 1881—1883. Die zahlreichen benutzten Stellen können nicht im Einzelnen angeführt werden. Die beiden erſten Verfügungen werden abſichtlich getreu nach der Schreibung des Königs gegeben.

keinen Menſchen außer ihren Domeſtiken römiſch-katholiſchen Glaubens geſtatten und admittiren müſſe."

Der Berliner Hauptgeiſtliche war der ſchon genannte Torck. Neben ihm waren mehrere Kapläne, Subſtitute thätig. Nur der Hauptgeiſtliche und der oder die Militärgeiſtlichen erhielten einen Staatsgehalt. Dieſer war ſehr gering: Amandus Jennes, der 1740 zunächſt für Ruppin, aber mit dem Wohnſitz in Berlin beſtellt wurde, bekam monatlich 10 Thaler, freilich 200 Thaler für Anſchaffung eines Ornates. Die geiſtlichen Gehülfen machten viele Noth. Sie waren nicht geſetzlich angeſtellt, ſo daß ſich ſchon deswegen eine Abneigung wider ſie zeigte, oder ſie wurden wie ein Pater Ferdinand wegen „ſchlechten, unanſtändigen und üblen" Betragens aus Berlin entfernt. Dem Pater Giebecke, der für dieſen nach Torck's Vorſchlag berufen wurde, ward beſonders eingeſchärft, daß er ſich aller Anzettelung von Intriguen in Familien enthalten, verdächtige Verbindungen vermeiden müſſe, weder Fabrikanten noch andere Unterthanen zum Verlaſſen des Landes bewegen, ſie „weder directe noch indirecte debauchiren oder ſonſten unerlaubte Tours machen" dürfe. Die Stelle des Hauptgeiſtlichen nahm ſeit 1755 Amandus Jennes ein, der das ausdrückliche Verbot erhielt, von der öſterreichiſchen Geſandtſchaft Gehalt anzunehmen oder eine weitere Verbindung mit der Geſandtſchaftscapelle zu unterhalten und der während der Kriegsjahre ein von dem Breslauer Fürſtbiſchof entworfenes Gebet für den König zu ſprechen hatte. Ihm folgte Heinrich Elberfeld, der eine ordentliche Beſtallung erhielt (2. Februar 1773). Auch ihm, der zugleich die Obliegenheiten eines Militärgeiſtlichen übernahm, wurde die Treue gegen den König und ſein Land nachdrücklich eingeſchärft, die Predigt der katholiſchen Lehre zugeſtanden, aber alles Läſtern und Verketzern der anderen Glaubensbekenntniſſe unterſagt, jedes Proſelytenmachen verboten, ſowie jede gottesdienſtliche Uebung außerhalb ſeiner Kirche. Er mußte ſich ferner verpflichten, die ihm untergebenen Capläne zur Erfüllung der gleichen Gebote anzu-

halten. Diese hatte er auch von seinem Gehalte, das etwa 1500 Thaler betrug, zu unterhalten; eine jährliche Unterstützung von 100 Thalern hatte er seinem Vorgänger zu bezahlen, der hoch in den Siebzigen war.

1740 gab es nur eine katholische Kirche, nämlich die ehemalige österreichische Gesandtschaftscapelle, von Friedrich Wilhelm I. gekauft; 1748 trat eine zweite im Invalidenhause hinzu, für die zunächst der Dominikaner Pauli mit einem kläglichen Gehalt bestellt wurde.

Schon vor Einweihung dieser (12. März 1743) war aus Friedrichs eigenster Initiative — ein ruhmreiches, vielgerühmtes Zeugniß für seine Toleranz — der Gedanke hervorgegangen, statt der „einfachen, schlecht gebauten" alten*) eine neue zu bauen, zu der der König aber nicht die Kosten geben wollte. Dieser dem Cardinal Sinzendorf geäußerte Gedanke trug keine augenblickliche Frucht, weil, wie dieser antwortete, die auswärtigen Katholiken grade damals zu arm waren. Erst am 26. November 1746 erfolgte auf Vorstellung der preußischen und Berliner Katholiken die Erlaubniß, in Berlin eine Kirche, „so groß als sie solche immer haben wollen oder können, mit einem oder mehreren Thürmen, großen und kleinen Glocken zu bauen". Der nöthige Platz wurde vom König geschenkt; die erforderlichen Baugelder sollten durch Collecten in und außerhalb Preußens aufgebracht werden. Der damals durch Berlin reisende

*) Die Baugeschichte hauptsächlich nach den von Lehmann mitgetheilten Akten; Einzelnes: Geschichte und Beschreibung der neu erbauten catholischen Kirche zu St. Hedwig in Berlin, nebst einer ausführlichen Erzählung und Erklärung aller Ceremonieen, welche bey der feyerlichen Einweihung derselben am ersten November 1773 beobachtet worden sind. Berlin, Haude u. Spener. Daf. 2. vermehrte Auflage mit einer Abbildung. Außerdem das große Foliowerk v. O. u. J. (6 Bll. Grundriß, Durchschnitt, Aufriß, Ansicht der Vorderseite): L'eglise catholique qui se bastit a Berlin sur les dessins du Roy. J. Legeay invenit et fecit. (invenit bezieht sich nur auf das im Geschmack der Zeit reichverzierte Titelblatt.)

Carmelitermönch Mecenati, der bisher fälschlich als Urheber des Bauplanes galt, — vor dem als einem großen Schurken der König bald gewarnt wurde — überbrachte dem Cardinal des Königs Ansichten und wohl auch Zeichnungen, nach welchen der Bau wirklich hergestellt wurde. Die feierliche Grundsteinlegung fand am 13. Juni 1747 statt. Zur Herbeischaffung der Gelder, die der Berliner Banquier Schweiger verwahrte, wurden allerlei Anstalten getroffen.

In einer Rede, die Benedict XIV. am 20. November 1747 im geheimen Consistorium hielt, die er ein paar Tage vorher dem Agenten Colleolini vorlas, und die der Berliner Drucker L. Kunst aus dem Lateinischen ins Französische übersetzte*), ermunterte der Papst die Cardinäle zu einem Beitrage für die katholische Kirche in Berlin und forderte sie auf, gleiche Ermahnungen an ihre Bischöfe zu richten. Er versicherte, selbst einen großen Beitrag gegeben zu haben, und rühmte den König, daß er Baugrund und Materialien den Gläubigen überlasse. Die Rede hatte die Wirkung, daß von auswärts viele Gaben einliefen — bis Ende 1754 über 100,000 Thaler, 1755 erschien eine Art Generalquittung über die eingelaufenen Gaben im Druck — aber die Pracht des Baues, über die der Papst sich entrüstet zeigte, hatte nicht bloß diese Summe, sondern noch etwa 20,000 Thaler mehr verschlungen. Zur Tilgung dieser Schulden wurde 1754 eine Lotterie gestattet, auf Vorschlag des Kammerherrn Sweerts, der als Rendant der katholischen Gemeinde fungirt zu haben scheint, statt des katholischen Kirchenconsistoriums, dessen Einrichtung vergeblich von den Katholiken erbeten wurde. Die Lotterie kam nicht zu Stande. In den Kriegszeiten ruhte der Bau völlig. Neue energische Hülferufe in Rom ertönen zu lassen, wurde der Agent Ciofani 1764 beauftragt, damit das angefangene Gebäude nicht in Trümmer falle. Neue auswärtige Collecten

*) Voss. Ztg. 29. März 1749, St. 39. Vgl. Colleolini's Bericht, Lehmann III, S. 61, 77.

wurden gestattet. Der Berliner Gemeinde wurden auf ihren Antrag für die vollendete Kirche größere Vorrechte eingeräumt und schon damals publicirt (1766), um den Eifer der auswärtigen Spender zu erhöhen. Diese Bemühungen hatten Erfolg, am wenigsten der an den Papst (14. Aug. 1769) erlassene Hülferuf, der die gewünschte thatkräftige Unterstützung mit einem Hinweis auf die leeren päpstlichen Kassen erwiderte. Der Minister Zedlitz war es dann, der für den immer nothwendiger werdenden Bau — denn nun war die alte Kirche so baufällig geworden, daß sie mit Einsturz drohte — die erforderlichen Gelder zusammentrieb. So konnte am 27. September 1773 der Bischof von Ermland, Fürst Krasicky, zur feierlichen Einweihung aufgefordert werden, die ursprünglich auf den 15. October festgesetzt, erst am 1. November erfolgte, an demselben Tage, an dem vor 233 Jahren die katholische Religion officiell abgeschafft worden war. Vorher hatte der König aus dem Trebnitzer Kloster Reliquien der heiligen Hedwig erbeten und erhalten. Damals durfte er sich seiner Toleranz rühmen und selbst den Getreuen zurufen: „Ihr habt alle noch Rückfälle in euer hitziges Fanatismus-Fieber; ihr seid alle nur halbe Menschen."

Die Einweihung der Kirche selbst, der Hedwigs-Kirche, unter Mitwirkung der königlichen Kapelle, durch Kupferstiche und Medaillen ebenso wie die Grundsteinlegung verherrlicht, war ein bedeutsames Fest. In Gegenwart des Prinzen von Preußen (des späteren Friedrich Wilhelm II.), zweier anderen Prinzen, des Ministers Zedlitz, vieler Vertreter der Generalität und des Adels fand die Einweihung der prächtig erleuchteten Kirche statt. Gebete machten den Anfang; darauf folgte eine feierliche dreimalige Procession, Segnung der Kirche, Weihung der Reliquien, Besprengung mit Weihwasser. Einen zweiten Act bildete die von dem Fürstbischof selbst celebrirte Messe, zu der das mit Billeten versehene Publicum Einlaß hatte, und bei welcher der Gesang der königlichen Capelle ertönte. Eine eigentliche Weiherede fand nicht statt. Nur in einer kurzen Ermahnung, die sich

an ein vor den Reliquien gehaltenes Gebet anſchloß, führte der Redner den Gläubigen zu Gemüthe, welche Ehrfurcht ſie dem Gotteshauſe, welchen Dank ſie den Wohlthätern ſchuldig ſeien, „fürnehmlich aber, wie viel Erkenntlichkeit ſie gegen einen Monarchen hegen müßten, deſſen Gnade und Schutz ihnen ſoviel Freiheiten zugeſtanden hat".

Die den Geiſtlichen eingeräumten Rechte beſtanden nur darin, innerhalb der Kirche den wochen- und ſonntäglichen Gottesdienſt zu leiten, Beichte abzuhalten und die ſeelſorgeriſchen Pflichten zu üben.

Zuerſt war in ſtrengen Beſtimmungen vom 24. October 1745, die in ähnlicher Art während der folgenden Jahre häufig wiederholt wurden, Vornahme von Taufen und Trauungen aufs Strengſte unterſagt worden. Allmälig trat, bei aller Feſthaltung an dem eben erwähnten Grundſatz, eine Milderung ein. Auf Grund einer Randverfügung des Königs, daß ſolche gottesdienſtliche Handlungen „nur für vornehme Leute" geſtattet ſein ſollten, wurde beſtimmt, daß die katholiſchen Geiſtlichen jedesmal vorher anzufragen hätten (1751). Solche Anfragen erfolgten und wurden mehrfach bewilligt, nicht ſelten mit dem Beiſatz: „ſonder Conſequenz auf künftige Fälle" (1765).

Aber ſchon im folgenden Jahre wurden, allerdings für die zunächſt noch gar nicht vollendete Kirche, größere Freiheiten in Ausſicht genommen. Es wurden in dieſer Kirche den katholiſchen Geiſtlichen Taufen und Trauungen, ſowie außerhalb der Kirche Beerdigungen geſtattet. Kaum trat dieſe Verordnung in Kraft, als auch ſchon das franzöſiſche Conſiſtorium ſich an den König mit ängſtlichen Fragen wandte, wie es von nun an bei gemiſchten Ehen, bei der Taufe illegitimer Kinder, bei Armenunterſtützungen und dergleichen geſchehen ſolle. Auf ſolche Klagen erfolgte keine Antwort. Vielmehr ging die Erweiterung der Rechte der Katholiken ſchrittweiſe fort.

Allerdings mußte auch Pater Elberfeld, ähnlich wie ſeine Vorgänger, manchmal aufgefordert werden, die unter ihm ſtehenden

Capläne zur Ordnung anzuhalten und vor Ueberschreitung ihrer Competenzen zu warnen (1775). Wenn ein anderer katholischer Geistlicher, der Pater Schorenstein zu Frankfurt, Weisungen des Hildesheimer Fürstbischofs einholte, so wurde Elberfeld angewiesen, dem Pater sein Benehmen vorzuhalten und seinerseits zu verhindern, daß an die Kirche schlesische Geistliche kämen (1786).*) Im Ganzen aber herrschte eine ruhige Fortentwickelung. 1777 durfte Elberfeld den neuen katholischen Kirchhof einweihen, bald darauf erhielt er das Recht, bei Taufen, Trauungen, außerhalb der Kirche die geistlichen Functionen zu verrichten. Doch mußten noch eine Weile die Stolgebühren an die evangelischen Pfarrer der betreffenden Parochien gezahlt werden. Denn es dauerte eine ganze Zeit, bis das Streben der Katholiken, eine eigene Parochie für sich zu bilden, seine Verwirklichung erhielt. Erst als der König auf Grund einer katholischen Darstellung des bestehenden Zustandes in seiner einfachen und gerechten Weise bemerkte: „Das ist unbillig. Wenn Solches in katholischen Ländern gegen Evangelische geschieht, so schreiet man dagegen. Uebeln Exempeln muß man niemals folgen", wurde Wandel geschafft.

Dieser Wandel bestand in der lange erbetenen Befreiung von allem Parochialzwang. Am 18. Juli 1779 wurde festgesetzt, „daß die katholische Gemeinde der St. Hedwigskirche allhier von allem Parochialzwang der Geistlichkeit anderer Glaubensgenossen befreit bleiben, und ohne Rücksicht ihrer zu protestantischen Kirchensprengeln gehörigen Wohnungen eine eigene Parochie ausmachen soll".**)

Katholische Schulen gab es damals noch nicht. Im Jahre 1740 wurde eine solche von dem Küster Oswald „auf der Jerusalemischen Brücke in der Friedrichsstadt" angelegt; eine

*) Lehmann, Bd. 5, S. 49 fg. 682; auch die übrigen im Folgenden benutzten Stellen s. im Index.

**) Nov. corp. constit. Prussico-Brandenburgensium VI, 1611 fg.

dagegen gerichtete Eingabe der „combinirten Miniſteria der Friedrichsſtadt", die dies Beginnen als Proſelytenmacherei denuncirte, wurde als unbegründet abgewieſen, „da die Väter Papiſten ſeien". Die Schule ſcheint aber keinen langen Beſtand gehabt zu haben. Elberfeld, der ſonſt Alles erreicht hatte, konnte die Begründung einer Schule nicht durchſetzen. Auf ſein wiederholtes Verlangen wurde er zur Geduld ermahnt: „Alles nicht auf einmal, ſondern nach und nach."

Wider die Gerechtigkeit zu handeln, fiel dem König nicht ein, daher widerſetzte er ſich jeder unbilligen Forderung. Das Eindringen fremder Geiſtlichen, die Einführung von Miſſionen wollte er nicht dulden. Auch Mißbrauch der geiſtlichen Gewalt ſeitens der Katholiken, z. B. Abweiſung eines katholiſchen Unteroffiziers von der Beichte, weil dieſer ſeine mit einer lutheriſchen Frau gezeugten Kinder lutheriſch hatte erziehen laſſen, wurde gehindert (1771). Ebenſo wurden Forderungen, die wider die Privilegien der katholiſchen Kirche liefen, z. B. die eines Katholiken, der ſich von ſeiner Frau ſcheiden laſſen wollte, die eines anderen Berliners, der eine geſchiedene Proteſtantin heirathen wollte, vom Könige mit dem Hinweis auf die katholiſchen „Religionsprincipia" oder mit dem Beſcheide abgelehnt, „bei den Katholiken kann ich das nicht thun". Aber das war nicht Unduldſamkeit, ſondern nur ſtrenge Gerechtigkeit. Wie weit die Duldſamkeit ging, erhellt aus der Thatſache, daß, wenn auch nicht für Berlin ſelbſt, doch für die nächſte Umgebung der Reſidenz, Neuſtadt-Eberswalde und andere Städte, das Berliner evangeliſche Oberconſiſtorium vorſchlug oder billigte, daß in einer lutheriſchen Kirche der genannten Orte katholiſcher Gottesdienſt gehalten würde, freilich einmal (1784) unter der Bedingung, „daß nichts davon in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht werde".

Nach der Vollendung des Baues der Hedwigskirche kam es doch zu mancherlei Differenzen. Die Berliner leitenden Kreiſe wurden (1775) durch die in Caraccioli's Leben Clemens' XIV. auftauchende Bemerkung, der Papſt habe zum Bau eine be-

trächtliche Summe gegeben, verſtimmt, ſo daß Herzberg der falſchen Nachricht widerſprach und von dem in Rom weilenden Agenten Ciofani ſich die Richtigkeit ſeiner Zurückweiſung beſtätigen ließ. Immerhin nahm man von dieſer falſchen Nachricht Veranlaſſung, den Breslauer Domcapitular von Troilo bei ſeiner Reiſe nach Rom zu beauftragen, vom päpſtlichen Hof einen Beitrag zum Ausbau und zur inneren Verzierung der Kirche zu erlangen, mußte ſich aber mit mancherlei Verſprechungen begnügen, die der Genannte heimbrachte (1777). Auch der König wollte bei aller Gunſt, die er dem Bau hatte angedeihen laſſen, keine Zahlungen leiſten, wies daher die Handwerker, die ihm ihre Rechnungen einreichten, ab (1775), geſtattete dagegen, daß zur Begleichung der Bauſchulden eine Collecte in den katholiſchen Kirchen der Provinz veranſtaltet würde (1777). Aus ihren Erträgen wurden 1778 die Sakriſtei und der Thurm über ihr beſtritten. Der Baumeiſter der Kirche war Boumann. Unter den Spendern einer der freigebigſten war der Cardinal Querini, deſſen Namen zum ewigen Gedächtniß an der Kirche angebracht iſt.

Zwölftes Kapitel.

Mendelssohn und die Juden.

Wenn in den früheren Abschnitten (vgl. S. 84 ff., S. 214 ff.) von Juden die Rede war, so handelte es sich um gesetzliche Bestimmungen, beabsichtigte oder ausgeführte Bedrückungen, geforderte Zahlungen. Von allen diesen Dingen war auch in der Zeit Friedrichs häufig genug die Rede. Der Unterschied gegen die frühere Zeit aber war ein dreifacher. Erstlich wurden, nach dem Muster der vergangenen Periode, aber in weit größerm Umfange als in jener, Einzelne aus der Schar der Unterdrückten hervorgehoben durch Generalprivilegien, durch Gewährung der Rechte christlicher Kaufleute. Sodann machten sich die Aufklärungsanschauungen, die fast auf allen Gebieten triumphirten, in der Behandlung, zum mindesten in der Betrachtung der Juden geltend, dergestalt, daß einerseits Aeußerungen hoher Beamter laut wurden, welche Duldsamkeit und Milde predigten, andrerseits in der Praxis gewisse Milderungen eintraten, die, ohne durch eine Verordnung bestimmt zu sein, beständig geübt wurden und dadurch fast Gesetzeskraft erlangten. Endlich bemühten sich die Juden mit großem Erfolg, aus ihrer niedrigen Stellung sich zu erheben, theils dadurch, daß sie Fabriken anlegten und durch einen großartigen Geschäftsbetrieb sich kaufmännische und gesellschaftliche Achtung erzwangen, theils dadurch, daß sie durch Annahme deutscher Bildung freiwillige Deutsche wurden.

In wie trauriger Weise die gesetzlichen Bestimmungen den-

jenigen der vergangenen Zeit ähnelten, mag man am deutlichſten aus dem General-Privilegium von 1750 erſehen, das, manche einzelne Abänderungen abgerechnet, im Großen und Ganzen Jahrzehnte lang Geltung behielt. Der weſentlichſte Unterſchied gegen die früheren Beſtimmungen war die gänzliche Aufgabe des Grundſatzes der Beſchränkung. Wie wenig man damit ausgerichtet hatte, zeigte die Thatſache, daß 1743 ſtatt der erlaubten Zahl von 120 Familien ſich 333 in Berlin befanden. Daher wurde eine Theilung in ordentliche und außerordentliche Schutzjuden beliebt. Jenen, deren Zahl auf 150 Familien beſchränkt bleiben ſollte, gehörten die beſonders Privilegirten und Reichen an, zu dieſen, die nur für ihre Perſon, nicht aber für ihre Kinder privilegirt waren, wurden alle übrigen, beim Inkrafttreten der Beſtimmung, 63 Familien, gerechnet. Das Generalprivileg von 1750 hielt im Weſentlichen alle Beſchränkungen der früheren Verordnungen aufrecht — nur die Judencommiſſion, als beſondere Gerichtsſtätte für die Juden, wurde aufgehoben —, ja fügte noch drei ſchwere Beſtimmungen hinzu. Die erſte war, daß Keinem ferner geſtattet ſein ſolle, mehr als ein Kind „anzuſetzen", d. h. ihm in ſeinem Schutzbrief Aufnahme zu gewähren. Die zweite und dritte gingen dahin, daß diejenigen, welche Bankerutt machten oder geſtohlene Sachen ankauften, nicht nur ihres Schutzes verluſtig gingen, ſondern auch den Platz, den ſie für ſich eingebüßt hatten, der Geſammtheit entzogen. Gegen dieſe drei Verordnungen, ſowie gegen andere Beſtimmungen des Generalprivilegs von 1750, wurde Jahrzehnte lang ſeitens der Berliner Gemeinde angekämpft. Zunächſt freilich ohne jeden Erfolg. Ja die nächſten Jahre brachten ſtatt der gehofften Erleichterungen nur Erſchwerungen. Zu dieſen Erſchwerungen gehörte die Beibehaltung des jüdiſchen Rechts bei Streitigkeiten der Juden unter einander, ſelbſt bei Berufungen an ordentliche Gerichte, für die 1778 unter Mendelsſohns Beiſtand die Ritualgeſetze der Juden zuſammengeſtellt wurden. Dazu war ferner der Judeneid zu rechnen, der nach einer Verfügung vom Jahre

1757 in der Synagoge in Gegenwart von zehn Erwachsenen zu leisten war: der Schwörende hatte sich mit den Gebetriemen zu bedecken, in den Händen ein Schlachtmesser zu halten, sich auf einen Sarg zu setzen und, im Falle einer falschen Aussage, auf sich und die Seinen die gräßlichsten Flüche herabzurufen. Allmälig wurden die begleitenden Umstände gemildert, die Form des Eides einfacher und edler und zwar wiederum „mit Zuziehen eines wegen seiner Kenntnisse und rechtschaffenen Denkungsart rühmlich bekannten jüdischen Gelehrten" — nämlich Mendelssohns.

Aus der Zahl der Gedrückten erhoben sich Einzelne zu Macht und Ansehen. Es waren nicht mehr wie in vergangener Zeit Hofjuden, die sich dadurch insinuirten, daß sie dem Fürsten Geld vorstreckten oder seine persönlichen Liebhabereien befriedigten. Die Zeiten waren vorüber, in denen Jemand für Lieferung kostbarer Juwelen und Gestellung großer Leute Hoffactor werden und etwa das Recht erlangen konnte, einen Degen zu tragen. Vielmehr erkennt man den Unterschied der Zeiten deutlich dadurch, daß man sieht, wie an Stelle der Erfüllung der Wünsche des Monarchen Verdienste um den Staat getreten waren. Solche Verdienste erwarben sich die Begründer von Fabriken und die Münzjuden. Denn auch die Letzteren, obgleich sie ihren Vortheil gar zu sehr im Auge hatten und scheinbar nur dem Könige aus einer großen Verlegenheit halfen, arbeiteten zum Nutzen des Staates. Die Thätigkeit der sogenannten „Münzjuden", der Ephraim d. h. des Geschäftshauses: Ephraim und Söhne, später: Veitel Heine Ephraim, war eine ungemein ausgedehnte*) und kann der Aufgabe dieses Werks gemäß hier nicht im Einzelnen dargestellt werden. Nur darauf muß hingewiesen werden, daß diesen die Ausprägung der Münzsorten übertragen wurde, die im Lande Geltung haben sollten

*) Für das Folgende s. König, Annalen der Juden in den preuß. Staaten. Berlin 1790, S. 285 und Nicolai I, 364 f., die für alle Folgenden die einzigen Quellen blieben.

und daß ihnen sowie ihren Genossen dadurch zu rechtmäßiger, oft aber auch zu unrechtmäßiger Bereicherung Gelegenheit geboten wurde. Sie, ebenso wie Mitglieder anderer Familien, erhielten Generalprivilegien, die ihnen die Rechte christlicher Banquiers, die Freiheit Häuser zu erwerben und ihre Kinder zu etabliren, verschafften. Sie und andere reich gewordene jüdische Kaufleute legten, zunächst auf direkten Wunsch des Königs, der für die Befriedigung seines Wunsches manche Gnaden in Aussicht stellte, dann auch aus eignem Antriebe in und bei Berlin Fabriken an, hauptsächlich für die Seidenmanufactur, weniger für Leinen, Wolle, Metalle.

Die also Reichgewordenen bedienten sich ihres Reichthums zur Begründung von wohlthätigen Einrichtungen, Bildungsanstalten, zur Ausschmückung ihrer Häuser und zur vornehmeren Gestaltung ihres Lebens. Schon damals fing man an, die jüdischen Kreise als einen wesentlichen Theil der Gesellschaft zu bezeichnen. Ueber diese Kreise besitzen wir eine Schilderung des Philosophen Hennings*) aus dem Jahre 1772, die uns am leichtesten Namen und Wesen einzelner Mitglieder kennen lehrt. Sie lautet:

„Die jüdische Colonie ist beträchtlich; man zählt 400 Familien, die auf 2000 Köpfe geschätzt werden. Sie hat den großen Vorzug, daß sie durch den Ruhm ihrer Gelehrten einen noch größeren Glanz erhält, wie durch die Schönheit der Damen. Ein Brief von Reimarus führte mich in das Haus des berühmten Mendelssohn ein. Wessely, ein Freund Lessings, dessen Bruder ich in Kopenhagen kennen gelernt hatte, machte mich mit mehreren anderen Familien bekannt. Bei dem Banquier Itzig, der einen Palast bewohnt, sehe ich häufig den gelehrten Friedländer, welcher in der gebildeten Welt sehr geschätzt wird. Auch die Aerzte Bloch und Herz haben sich einen bedeutenden Namen erworben. Itzig hat sechszehn Kinder, von denen einige

*) Mitgetheilt von W. Wattenbach, Bremer Sonntagsblatt 1855.

ſchon eine ſelbſtändige Stellung haben, andere gerade in dem Alter ſind, wo die Schönheit ſich zu entfalten beginnt. Die Töchter erhöhen die Anmuth ihrer Schönheit durch ihre Talente, beſonders für Muſik, und durch einen fein gebildeten Geiſt. Eine von ihnen iſt mit Friedländer verheirathet. Mendelsſohn ſehe ich häufig; ſeine Denkungsart gefällt mir ebenſo ſehr wie der Ton, welcher in ſeinem Hauſe herrſcht. Zuweilen treffe ich bei ihm Männer von Geiſt und Bildung, meiſtens Fremde. Die Einheimiſchen ſchätzen und achten wohl ihren weiſen Mitbürger, aber ſie haben wenig Neigung zur Philoſophie."

Doch mußten die Juden, von denen Einzelne alſo gerühmt wurden, in vielen Lebenslagen erkennen, daß ſie ihren Mitbürgern keineswegs gleichgeſtellt waren. Sie hatten viele und ſchwere Laſten zu tragen, ſie waren Verhöhnungen, ja Mißhandlungen ausgeſetzt, ſie konnten trotz redlichen Bemühens nicht erreichen, in Wahrheit Stadt- und Staatsbürger zu werden.

Zur Vernichtung einer ſolchen Ausnahmeſtellung erhoben aber in der Stadt Friedrichs des Großen hohe Beamte und ein muthiger Schriftſteller die Stimme.

In beſonders lebhafter Weiſe machten ſich in zwei Fällen die Aufklärungsanſchauungen hervorragender preußiſcher Beamten bemerkbar. Das erſte Mal 1745 bei der Begutachtung der Vorlage des neuen Reglements. Damals gab der Finanzrath Manitius als Gründe der gegen die Juden ins Werk geſetzten Beſchränkungen das falſche politiſche Vorurtheil an, als ſei die Aufnahme der Juden dem Lande und beſonders der Kaufmannſchaft ſchädlich; ferner die Meinung, Juden könnten nicht zu Kriegsdienſten gebraucht werden, weshalb ſich bei Einquartirungszeiten, der Judenhäuſer wegen, Schwierigkeiten ergeben würden; hauptſächlich aber „das ex papatu originirende odium religiosum, welches der Urſprung alles Unglücks und des Verfolgungsgeiſtes in der Welt iſt." Was den Kriegsdienſt betreffe, ſo ſeien die Juden zwar einſtweilen nicht zu brauchen, hätten

aber durch Werbungen, Lieferungen und Spioniren große Dienste geleistet. „In Bezug auf den Handel, so beweiset das Exempel derjenigen Republiquen, wo die Handlung am meisten floriret, daß die Juden dem Commercio gar keinen Schaden thun, sondern solches merklich unterhalten und befördern. Handel und Wandel kennet keinen Unterschied der Religionen, sondern erfordert nur Treu und Glauben und wäre zu wünschen, daß dieser, nach proportion der Anzahl der handelnden Christen mehr bey diesen als bey denen Juden zu finden seyn möchte." In Bezug auf den Religionshaß aber meinte er: „Was nun diesen Punkt anlanget, so wird bey jetziger täglich mehr und mehr sich aufklährenden Einsicht in allen facultaeten nicht leicht jemand noch so einfältig seyn, daß er propter dissensum in conceptibus und der differenten Gedanken und Meynungen in Religionsbegriffen das inveteratum odium religionis annoch billigen und einer gantzen nation deshalb die toleranz, den Schutz und officia humanitatis zu versagen, vor recht und billig halten solte."

Außer diesen Worten, die trotz ihrer verschnörkelten Ausdrucksweise eine damals herrschende Gesinnung kundgaben, ist eine andere Stelle anzuführen, in der eine ähnliche Auffassung in edlerer Sprache hervortritt. Als zwanzig Jahre später eine Erhöhung der Judenschutzgelder geplant wurde (1765), äußerte sich der Generalfiskal d'Asnieres, der um seine Meinung befragt wurde, folgendermaßen: „Wenn ich mir die Frage aufwerfe, worauf denn die Bestimmung der Juden praestandorum gegründet werden soll, so antworte ich: ich könnte es nicht sagen, und in der That, es ist auch niemahls ein billiges und in der Vernunft gegründetes principium in dieser materie ausfündig zu machen. Der Ursprung der Juden Schutz-Gelder ist durch gantz Europa in den Verfolgungen, die die Juden erlitten, in deren Verbannung aus verschiedenen Ländern, in dem Haß eines abergläubischen und ungerechten Volkes zu suchen. Dazu kam, daß die Fürsten ihre Aufnahme als ein Mittel betrachteten, ihre

Cassa anzufüllen und sich wenig daraus machten, ob die Juden, die auch würklich damahls sehr unnütze und zum Theil schädliche Mitglieder des Staats waren, fertig werden konnten oder nicht." Die Verfolgungen, so fährt er in seinen Darlegungen fort, haben aufgehört, die Frage nach der Schädlichkeit der Juden könne man mit Nein beantworten; wenn sie aber Schaden brächten, so könnte dieser nicht durch eine Summe Geldes wieder gut gemacht werden. „Daraus erhellet, daß die Erhöhung, wo nicht die Beybehaltung der Juden praestandorum mit den gesunden principiis nicht harmoniret, weil man findet, wenn man auf den Ursprung dieses instituti zurückgehet, daß es sich auf Leidenschaften und Mängel der Einsicht gründet."

Unter den Schriftstellern trat ein treuer Bekenner der Aufklärungsideen, Ch. W. Dohm, hervor. Seine Schrift*) verdient, obwohl ihre praktischen Wirkungen erst im folgenden Zeitraum sich zeigten, bereits in diesem Zusammenhang eine Darlegung, da ihr Ideengang durchaus der Aufklärungsperiode angehört.

Dohm begann als Nationalökonom mit Mißbilligung des Grundsatzes, die Vermehrung der „asiatischen Flüchtlinge" zu hindern, während der Staat sonst die Erhöhung seiner Bevölkerungsziffer anstrebe, und fügte Tadel über ihre Bedrückung durch die Gesetze und ihre Verachtung in der öffentlichen Meinung hinzu: „bei dem großen Haufen machen auch die ausgezeichnetsten Verdienste des Geistes und Herzens den Fehler

*) Christian Wilhelm Dohm, Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden. Berlin und Stettin 1781. Zweyter Theil 1783. In dems. Jahr vom 1. Theil eine 2. Auflage; ein dritter Theil war beabsichtigt, erschien aber nicht. Vergl. darüber sowie über die hier nicht einzeln zu nennenden Gegenschriften Geiger, Gesch. d. Juden in Berlin I, 123—132, II, 155—159; neuerdings Dohms Briefe an Nicolai, Zeitschr. f. Gesch. d. J. in Deutschl. V, S. 75—91; ferner Fr. Reuß, Ch. W. Dohms Schrift.. und deren Einwirkung auf die gebildeten Stände Deutschlands. 1891. (Lpz. Diss.) Auf die sonstige Thätigkeit Dohm's (als Historiker und Politiker) kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden.

unverzeihlich, ein Jude zu sein." Einen Grund zu Unterdrückung und Verachtung wollte er weder in den heiligen Büchern der Juden noch in deren Anschauungen sehen; jene würden auch von den Christen verehrt und diese, wenn den Landesgesetzen feindlich, würden erst durch schlechte Behandlung hervorgerufen und müßten durch gute schwinden, „das große und edle Geschäft der Regierung ist, die ausschließenden Grundsätze dieser Gesellschaft zu mildern, daß sie der großen Verbindung, die sie alle umfaßt, nicht nachtheilig werden." Er wollte die Juden von Abneigung gegen Andersgläubige, von übertriebenem Handelsgeist und Unredlichkeit nicht ganz freisprechen, faßte aber ihre Verdorbenheit als Folge ihrer drückenden Lage auf. Diese Lage sei vor der Entstehung christlicher Reiche fast überall gleich schlecht gewesen: „Diese der Menschlichkeit und der Politik gleich widersprechenden Grundsätze, welche das Gepräge der früheren Jahrhunderte, in denen sie entstanden, noch so merklich bezeichnet, sind der Aufklärung unserer Zeiten unwürdig und verdienen schon längst nicht mehr befolgt zu werden." In Folge besserer Behandlung würden die Juden besser und tüchtiger werden. Tüchtige Eigenschaften brächten sie bereits mit, die dem Ganzen gute Wirkungen versprächen: Treue gegen ihre Religion und Treue gegen ihre Angehörigen; schlechte Eigenschaften, wie die im Handel kundgegebenen, würden schwinden, sobald durch Gestattung freier Berufswahl diese Beschäftigung sich verminderte. Zu diesem Zwecke müßte den Juden freie Ausübung ihrer Religion, Unterricht in den von ihnen zu wählenden Schulen gewährt, die christlichen Kinder zur Ablegung ihrer Vorurtheile ermahnt werden. Fürs Erste müßten die Juden zu Handwerk und Ackerbau ermuntert, aber der Zutritt zu Staats- und öffentlichen Lehrämtern ihnen in Aussicht gestellt werden. Wie die übrigen Bürger müßten auch sie zum Kriegsdienst herangezogen werden, der durch ihre Religion keineswegs verboten sei; wie die anderen die gewöhnlichen Abgaben leisten, von besonderen Schutzgeldern jedoch befreit sein. Solch' gerechtfertigte Reform würde bei

christlichen Theologen keine Anfechtung erfahren; geschähe es doch, so müßten die Regierenden jenen in Erinnerung bringen, „daß keine religiöse Gesellschaft mehr als freie Aeußerung und vollkommenen Genuß bürgerlicher Rechte für ihre Glieder fordern kann, und, so zahlreich sie auch sein mag, darf sie doch mit dem Staat nie rechten, der auch neben ihr anderen Gesellschaften gleiche Freiheiten verleiht".

Dohm's Schrift, die in Berlin unter Teller's Censur gedruckt wurde, nicht ohne Anregung Nicolai's und mit thätiger Beihülfe Mendelssohn's entstanden war, rief in Berlin und anderwärts einen gewaltigen Meinungsaustausch und Schriftenkampf hervor: sie wurde in Briefen und Recensionen beurtheilt, gelobt und angegriffen. Die Recensionen in Berliner Blättern waren lau, da die Gesinnungsgenossen still blieben, selbst Engel, der sich zu einer Vertheidigung erboten hatte. Nur Mendelssohn, den, wie die Seinen, die Sache am lebhaftesten anging, ergriff nebst einigen anderen Berliner jüdischen Schriftstellern, Saul Ascher und Wolf Davidsohn, ganz in Dohm's Sinne, das Wort. Rühriger waren die Gegner. Unter ihnen erklärte sich der Berliner F. Tr. Hartmann entschieden gegen die Gewährung der bürgerlichen Rechte an die Juden und zwar 1. wegen ihrer Unfähigkeit, Kriegsdienste zu leisten, 2. wegen ihres besonderen Rechtes und 3. wegen ihrer vielen Feiertage, die den Betrieb von Ackerbau und Handwerk unmöglich machten. Der letzteren brachte er vermöge großer Rechenvirtuosität und noch größerer Unkenntniß 282 heraus, von denen mindestens zwei Drittel zu streichen waren.

Gegen Hartmann's Ausführungen war Dohm besonders erbittert. Ihn und andere Gegner bekämpfte er im zweiten Theil seiner Schrift. Diejenigen unter ihnen, welche eine Gleichstellung der Juden nur für schwierig hielten wegen ihrer Ungeübtheit im Ackerbau, ihrer Unlust zu Handwerken und ihrer geringen Zuverlässigkeit bei Eidesleistungen, wies er darauf hin, daß manuelle Geschicklichkeit nur durch Uebung erworben, sittliche

Besserung aber nach Gewährung größerer Freiheit nicht ausbleiben würde. Die schlimmeren Gegner, die eine Gleichstellung für undenkbar ansahen, weil die Juden als Fremde wie Eroberte betrachtet werden müßten, weil sie durch ihr besonderes Gesetz an der Bethätigung bürgerlicher Pflichten und durch ihre Abneigung an der Erfüllung des Kriegsdienstes gehindert würden, wies Dohm als Träger veralteter Anschauungen und böswilliger Mißverständnisse zurück und stützte sich bei diesen Ablehnungen auf neuerliche Zeugnisse unterrichteter Juden. Seine eigene Anschauung, die nur einer entschiedenen Reform, nicht aber einer gewaltsamen Revolution zu vergleichen ist, faßte er einmal in die Worte zusammen: „Die Geschichte aller Zeiten beweist, daß politische oder religiöse Schwärmerei und Anhänglichkeit nur durch die Verfolgung verewigt werden, und daß Gleichgültigkeit, Duldung und Unaufmerksamkeit ihr sicherster Tod sind. Den Einwurf, daß die Juden hierin eine ganz besondere Ausnahme machen würden, kann ich wenigstens so lange nicht zugeben, bis eine noch nie gemachte Erfahrung ihn bestätigt, oder bis man mir bis jetzt unmöglich scheinende Beweise gegeben hat, daß die menschliche Natur in den Juden anders als auf ihre sonst bekannte Art wirke. Bis dahin wird man mir erlauben, an die allgemeine Regel zu glauben."

Dohm's Mahnruf verhallte zunächst ungehört; denen aber, welchen er galt, und denen, welche die Stimme der Zeiten zu hören vermochten, erscholl er als lauter Weckruf zur Befreiung.

Die schönste Vorbereitung zur äußeren Befreiung hatten die Juden selbst durch ihre innere Befreiung gemacht: durch Moses Mendelssohn waren sie Deutsche geworden.

Mendelssohn (1729—1786) gehörte seit 1743 Berlin an.*)

*) M. Mendelssohn's Gesammelte Schriften hrg. von G. B. Mendelssohn. 7 Bände. Lpz. 1843—45. Auswahl von M. Brasch. 2 Bde. 1886. Kürschner'sche Sammlung Bd. 73. Biographie von Kayserling.

Aus seiner Vaterstadt Dessau war er mit gelehrten Kenntnissen der jüdischen Litteratur, aber des Deutschen wenig kundig nach Berlin gekommen. Dort lernte er die Anfangsgründe deutschen Wissens bei Dr. Aaron Gumpertz, einem gebildeten Arzt, der ihm zeitlebens treu verbunden blieb und seiner Braut später dieselben Dienste leistete, die er ihm erwiesen. Eine ebenso große Epoche als die Hingabe an deutsche Sprache und Wissenschaft bildete für Mendelssohn die Bekanntschaft mit Lessing. In ihm erlangte er einen Freund, einen Mahner zum schriftstellerischen Wirken, eine Stütze seines Selbstbewußtseins. Denn es gehörte viel dazu, den schüchternen, schwächlichen Jüngling zu bewegen, mit seiner Arbeit hervorzutreten. Welch' ungeheurer Schritt von dem armen Knaben, der nur im Verborgenen, aus Furcht vor Bestrafung, deutsche Bücher las, und dem Manne, dessen edelgehaltene, weisheitsvolle Schriften bei den Deutschen, die er nun als sein Volk betrachten konnte, allgemeine Theilnahme und Bewunderung erregten, und dessen gesammtes Wirken bei seinen Glaubensgenossen eine ungeahnte, nachhaltige Umwälzung hervorrief.

Mendelssohn war Philosoph, Aesthetiker, Uebersetzer. Nur in der letztgenannten Thätigkeit hinterließ er ein klassisches Werk: die Uebersetzung der fünf Bücher Mosis und einiger anderen Theile der Bibel, ein Werk, das zwar an Naivetät und schlichter Hoheit mit der lutherischen Uebertragung nicht zu vergleichen,

---

Lpz. 1862. 2. Aufl. 1888; Ritter, Berlin 1865; schöne Abschnitte in Hettner's Litgesch.; Zeller's Gesch. d. dtschn. Phil. Vgl. A. Geiger, Nachgel. Schriften 2, S. 222 fg. Briefe und vieles Einzelne (Aufsätze von J. Auerbach und Muncker) in Z. f. Gesch. d. Juden in Deutschl., Bd. I ff. — A. D. B. 2, 317—324. — Ich konnte zur Charakteristik ungedruckte Briefe M.'s an seine Braut und Frau benutzen, aus denen auch in den früheren und späteren Kapiteln einzelne Stellen angeführt sind. Die jüdisch-deutsch geschriebenen Originale der Briefe befinden sich im Besitz der Mendelssohn'schen Familie. — Ueber das beabsichtigte Denkmal vgl. Z. f. Gesch. d. J. IV, 256. — Zu beachten die Notiz König V, 1. 442. M. und die Berliner Akademie vgl. unten 16. Kap.

durch Wirkung auf die Glaubensgenoſſen aber ihr ebenbürtig und durch die Genauigkeit des ſprachlichen Ausdrucks, durch treue Wiedergabe des Urtextes ihr überlegen iſt. Als Aeſthetiker trat er ſowohl in Kritiken als in theoretiſchen Aufſätzen und Schriften auf. Mit feinem Geſchmack wußte er die Dichtungen vergangener Zeiten zu analyſiren und die damals geſchriebenen kritiſch zu würdigen, wurde Leſſing's, ja noch Schiller's Vorarbeiter und vertheidigte mit den Beſten ſeiner Zeit die Anſchauung, daß die Kunſt die ideale Vollendung der Natur, nicht die Natur ſelbſt darzuſtellen habe. Als Philoſoph war er unſelbſtändig: er kam über Leibniz-Wolff'ſche Ideen nicht hinaus und entwickelte keine ſchöpferiſchen Gedanken. Nur darin überragte er die Genannten, daß er ihre Gedanken in lichtvoller Klarheit und anmuthiger Einfachheit wiedergab, ſo daß er auch denen verſtändlich wurde, die bisher durch die Schulausdrücke abgeſchreckt waren, ſich mit philoſophiſchen Dingen zu beſchäftigen. Er ſuchte in den „Morgenſtunden" das Daſein Gottes zu erweiſen, mahnte in „Jeruſalem" zur Toleranz und warnte vor jeder kirchlichen und prieſterlichen Macht und lehrte in „Phädon" die Unſterblichkeit der Seele. Dies Buch, ſo unſokratiſch der in ihm docirende Sokrates auch ſein mochte, zog in weiter, glänzender Siegeslaufbahn durch die ganze Welt, machte den Alten den Abſchied vom Leben leicht und ſtärkte die Jungen im Kampfe ums Daſein. Denn wie Mathiſſon bezeugte, ſtand ſchon unter der Jugend der Glaube an Wiederfinden und Wiedererkennen unerſchütterlich feſt; „dank ſei es dem tagverkündenden Morgenſtern Mendelsſohn".

Selbſt dieſe Schrift als hochbedeutende Leiſtung anzuerkennen, wird dem modernen Leſer ſchwer. Will ein ſolcher, abgeſtoßen von manchem Unſelbſtändigen und Mißverſtändlichen in Mendelsſohn's Schriften, ihm die gebührende geſchichtliche Stellung anweiſen, ſo muß er Mancherlei bedenken. Zunächſt, daß Mendelsſohn kein unabhängiger Schriftſteller, ſondern ein vielbeſchäftigter Kaufmann war, der ſeinem Berufe die zum Studium und zur

Schriftstellerei nöthige Muße abringen mußte. Sodann, daß er zeitlebens mit der deutschen Sprache zu ringen hatte, wie man namentlich aus den vielen Nachlässigkeiten und Unrichtigkeiten seiner vertrauten Briefe erkennt, da er in seiner Jugend diese Sprache als eine fremde angesehen hatte. Aber nicht bloß mit der Sprache führte Mendelssohn einen Kampf, sondern auch mit den Gegenständen, über die er schrieb. Er war ein scheuer, vorsichtiger Mann, der nach langem Ringen erst zu einer Anschauung gelangte und doch nicht den Muth hatte, diese unentwegt festzuhalten. Er war nicht zum Kämpfer geboren. Er scheute vor jeder rücksichtslosen Entschiedenheit zurück, oder, wie Lessing es schonend ausdrückte, er wünschte, „etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken". Der Satz, den er in seiner ersten Schrift aussprach: „es hat vielleicht noch nie ein System gegeben, das aus lauter falschen Grundsätzen bestanden hat", machte ihm eine energische, vor nichts zurückschreckende Bekämpfung des Gegners unmöglich. Auf der einen Seite fürchtete er, durch Bekennen oder selbst durch Dulden extremer Ansichten die Aufklärung zu gefährden, deren glühender Verehrer er war; auf der anderen trug er Bedenken, seine leicht empfindlichen Glaubensgenossen, deren Befreiung aus geistiger, leiblicher und sittlicher Noth sein sehnsüchtiges Verlangen war, in ihren Gefühlen und ihren Vorurtheilen zu verletzen. Darum war er kühnen Neuerern ebenso abgeneigt wie Vertretern des altgläubigen Standpunktes und verdarb es mit beiden. Trat ein energischer Umstürzler zu ihm ein, wie jener von Chamisso so schön geschilderte Abba Gloß Leczeka, und forderte von ihm mit heiligem Zorn, des Aberglaubens Schleier zu zerreißen, dann empfing er von dem Weisen den Rath, zu schweigen und im Stillen zu forschen, das Korn der Furche der Zeiten anzuvertrauen, damit der Enkel dereinst die goldenen Saaten erblicke.

Mendelssohn war ein weiser und guter Mensch. Aus dürftigen Verhältnissen erhob er sich zu Wohlstand und nutzte sein Vermögen, indem er Anderen spendete. Er war von einer

Wohlthätigkeit und Gastfreiheit ohne Grenzen. Sein Haus wurde nicht leer von Armen, von Freunden, die er speiste und beherbergte. Er hatte eine Frau gefunden, ein armes Mädchen, das er nicht ohne Mühe erwarb, mit der er eine Musterehe führte. Seinen Kindern war er auch ein geistiger Vater; zunächst für sie schrieb er seine bedeutendsten Werke. Aber auch ihretwegen hielt er sich frei von jeder Dienstbarkeit und lehnte glänzende Anerbietungen, die ihm von dem Ephraim'schen Hause gemacht wurden, ab, sobald er sie nicht für verträglich mit seiner Ehre hielt. Niemals beugte er sich unwürdig vor den Vornehmen. In seinem praktischen Streben vermochte er ihrer nicht zu entrathen; trotz aller Hindernisse, die ihm von jenen gemacht wurden, blieb er seinen einmal gefaßten Vorsätzen treu, wann und wo es nur immer möglich war, mit Wort und That, helfend und rathend für die Seinen einzutreten. Mit dieser Consequenz vertrug sich recht gut eine so rührende Bescheidenheit, daß man aus seinen mündlichen und schriftlichen Aeußerungen nie den gefeierten Schriftsteller vermuthete. Und doch war er Vielen Rathgeber und Manchem Beichtvater. Jeder Fremde von Bedeutung suchte ihn auf; Viele, die zuerst aus Neugierde gekommen waren, erschienen wieder in Herzensnoth; „nie ist vielleicht einer ungebessert von ihm gegangen", sagte K. Ph. Moritz, einer von denen, die selbst die Kraft seines milden Zuspruchs erfahren hatten.

Er blieb weise und milde trotz aller Kränkungen. Er, der für die Befreiung seiner Glaubensbrüder so Vieles that, lebte als ein gewöhnlicher Schutzjude wie seine Genossen und seufzte darob nicht. Er ward in die Akademie gewählt, aber nicht bestätigt und fand doch kein bitteres Wort.*) Von Lavater ge-

*) Vgl. Kayserling, Mendelssohn, 2. Aufl., S. 226 ff., mit den bei K. üblichen Uebertreibungen. — Bei der Gelegenheit mag die Bemerkung gestattet sein, daß der häufig angeführte Brief des Marquis d'Argens an Friedrich, in welchem der schlechte Katholik dem schlechten Protestanten den schlechten Juden empfiehlt, schwerlich mehr als eine geistreiche Er-

reizt, von Anderen heftig befehdet, blieb er maßvoll in seinen Antworten; nur als man seinem lieben Lessing an die Ehre griff, brauste er auf. Die größte Kränkung, die ihm widerfuhr, brauchte er glücklicherweise nicht mit anzusehen. Man wollte ihm und einigen Mitstrebenden eine Bildsäule errichten, aber die Sammlungen hatten keinen rechten Erfolg; als man später der ganzen fridericianischen Epoche ein Denkmal erbaute, ließ man den Juden fort.

Doch wurden ihm Ehren genug zu Theil. Der Titel juif de Berlin, früher ein Schimpf-, wurde ihm ein Ehrenname. Bei seiner Beerdigung blieben die Läden der Juden in den Straßen geschlossen, durch die der Leichenzug seinen Weg nahm. Wenige Monate nachher fand eine öffentliche Trauerfeier statt, bei der Christen und Juden als Mitwirkende und Zuhörer anwesend waren. Während kühler Denkende meinten, dem Dahingegangenen würden zu viele Ehren erwiesen, konnten die Jünger den Verlust des Meisters nicht verschmerzen. Solche Stimmung läßt das Wort eines der Getreuesten, David Friedländer's, erkennen, der noch nach Jahrzehnten in sein Tagebuch schrieb: „Es ist ein herrliches Gefühl, einem Weisen nahe gewesen zu sein, wahre Seelenwonne der Erinnerung, daß der Edle meine kindliche Anhänglichkeit würdigte und mich väterlich liebte".

---

findung ist. Daß M. ein sehr gläubiger, also guter Jude war, wußte der Briefschreiber so gut wie der Empfänger. Uebrigens kann jene Verwendung nicht 1763, wie man gewöhnlich angibt, erfolgt sein; M. erhielt sein „Niederlassungsrecht", wie er an seine Braut schrieb, am 25. März 1762. In einem Briefe vom 7. Juli 1761 schrieb er der Genannten, die Sache ginge langsam, er müsse warten, bis der König in die Winterquartiere gehe, und müsse dann beim Cabinet darum anhalten. Dann folgt die Stelle: „Ohne mich bei R. Veitel (V. Ephraim) deswegen zu submittiren, hoffe ich zum Endzweck zu gelangen, wenn er mir nicht hinderlich ist". Man sieht daraus, daß ganz andere Mächte für diese Dinge wirksam waren, als ein dem König nahestehender Hofmann. So breit also die Erzählung Nicolai's auch ist (Anecdoten über Fr. II. 1. H. 1788. S. 63—68) und so authentisch sie sich ausgibt, so kann sie nicht wahr sein.

Gewiß war es keine Phraſe, wenn M. Herz in der Schilderung von Mendelsſohn's letzten Lebensſtunden, bei denen er als Arzt zugegen war, den Ausſpruch that: „Ich umfaßte gleich im erſten Augenblick des Schreckens ſeinen Kopf und blieb ſo — Gott weiß wie lange — verſteinert ſtehen. Da neben ihm hinzuſinken und mit ihm zu entſchlafen, das war der heißeſte Wunſch, den ich je gehabt und je haben werde."

Dreizehntes Kapitel.

Zeitungen und Zeitschriften.

Unter der neuen Regierung begann für die Zeitungen kein neues Leben. Zwar trat bald nach Friedrichs Thronbesteigung neben die seit 1722 bestehende „Berlinische Privilegirte Zeitung" — nur einige Jahre hieß sie „Staats- und gelehrte Zeitung" — bekannter unter dem Namen der „Vossischen", nach dem Buchhändler Ch. Voß, der 1751 das Privilegium seines Schwiegervaters Rüdiger bekam, eine zweite, von der Haude'schen Buchhandlung herausgegebene, „Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen", meist Spener'sche genannt, nach Haude's Schwager C. Spener, der 1748 das Zeitungsprivileg erhielt; aber diese zweite Zeitung, die über 130 Jahre bestand, war damals nur eine Copie der ersten. Die Verheißung des Königs, daß die Zeitungsschreiber „unbeschränkte Freiheit" genießen und über Berlin Alles, was sie wollten, ohne Censur schreiben sollten, weil „Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt werden müßten" ging nicht in Erfüllung. Die Zeitungen wurden genirt und blieben uninteressant.

Daher sind sie nur in sehr geringem Maße eine Quelle für das Berliner geistige und öffentliche Leben. Nach wie vor erschienen beide Blättchen dreimal die Woche — in klein Quart, statt früher in Octav — auf elendem Papier, mit schlechtem Druck. Amtliche Nachrichten und Annoncen — unter denen aber Familienanzeigen damals noch völlig fehlen — nahmen

bisweilen die Hälfte der jedesmal erſcheinenden 8 Seiten ein. Litterariſche Notizen begannen einen Theil der Zeitungen auszumachen; Bedeutung erlangten ſie jedoch nur in den Tagen, da Leſſing für die Voſſiſche Zeitung ſchrieb. Kunſtberichte und Theaterkritiken wurden erſt am Ende dieſes Zeitraums als unentbehrliche Abſchnitte der Zeitungen erkannt. Drei Dinge, welche der heutige Leſer je nach ſeiner Liebhaberei und ſeinem geiſtigen Bedürfniß in der Zeitung zu ſuchen pflegt, Leitartikel, Feuilleton, Localnachrichten, kennen die damaligen Zeitungen überhaupt nicht. Das Locale war weſentlich durch eine ziemlich gewiſſenhafte Hofchronik, durch die Erwähnung von Todesfällen berühmter Perſonen, und durch die Schilderung ganz außergewöhnlicher Begebenheiten vertreten (vgl. oben S. 301). Während aber von aller Welt her Seltſamkeiten, Unglücksfälle, Wetterberichte mitgetheilt wurden, blieb das Berliniſche in einer für uns unerklärlichen Scheu unbeachtet. Es iſt ein ziemlich vereinzelter Fall, daß berichtet wird, eine 90jährige Tiſchlerwittwe, die 9 Kinder und 37 Enkel habe, ſtehe in der Schloßkirche als Pathin bei ihrem Urenkel. Und charakteriſtiſch iſt, daß es, während im Jahrgang 1755 über die Kälte in Paris, Breslau genaue Berichte, mit Anzeige der Kältegrade, gegeben werden, über Berlin kurz heißt: „Bei dem letzten ſtarken Froſt ſind in hieſigen Gegenden auf dem Felde verſchiedene Menſchen und Pferde umgekommen.“ Da litterariſche Vornehmheit nicht der Grund ſein kann, der den Zeitungſchreibern das Eingehen auf ſolche Dinge verbot — denn von auswärts berichteten ſie ja derartiges mit Vorliebe — ſo möchte man die Urſache in der Kleinheit der Stadt ſuchen, welche die Berichterſtatter veranlaßte, das allgemeine Tagesgeſpräch von der Zeitung auszuſchließen. Von irgend einem politiſchen Standpunct iſt, bei dem gänzlichen Mangel politiſchen Lebens, keine Rede. Verherrlichung des Königs und Tadel ſeiner Feinde — mit dieſen Worten läßt ſich etwa das politiſche Dogma der damaligen Journaliſten zuſammenfaſſen.

Trotzdem schien es den Regierenden manchmal, als wenn der patriotische Eifer nicht mächtig genug wäre. In Kriegszeiten besonders wurde unpatriotisches Schreiben und Reden scharf geahndet. Zeugniß dessen ist ein Edict des königlich preußischen Gouvernements vom 30. Juli 1761, das Folgendes besagt: „Es finden sich in Publico müßige Leute, die mit Erdichtung und Debitirung falscher und finistrer Zeitungen sich amüsiren. Jeder wird also wohlmeinend gewarnet, sich dergleichen Erdicht- und Verbreitung wohlbedächtig zu enthalten, indem man von Mund zu Mund den Thäter dadurch herausbringen wird, da ein Jeder seinen Aussager anzugeben wissen muß und an dem dergleichen stehen bleibt, solcher wird ohnnachbleiblich nach Maßgabe seines Standes mit Einsperrung in die Festung Spandau, Hausvoigtei, Kalandshof und Arbeitshaus ohne lange Formalität gestrafet werden."

Fand sich in einer Berliner Zeitung etwas Falsches oder Unerwünschtes, so folgte alsbald eine entschiedene Berichtigung. So liest man in der „Vossischen Zeitung" 1741, Nr. 1: „Auf Hohen Befehl wird hiemit dem Publico bekannt gemacht, daß der in der hiesigen Französischen Zeitung (vgl. unten S. 408 ff.) vom 31. Dec. 1740 gleich Anfangs befindlichen, und falsch übersetzten Pieçe unvorsichtiger Weise der Titul eines Manifests vorgesetzet worden. Das deutsche Patent, so Se. Königl. Maj., Unser allergnädigster Herr, wegen des Ein-Marches Ihrer Truppen in die Schlesie, daselbst publiciren lassen, führet gar nicht den Nahmen eines Manifests, sondern dienet nur dazu, denen Schlesischen Eingesessenen alle etwa geschöpfte ungegründete Furcht und Beysorge eines feindlichen Einfalles zu benehmen. Man hat dannenhero auch nicht entübriget seyn können, erst angezogene sehr übel gerathene und der Gazette sonder Befehl und Erlaubniß aus blossem Versehen einverleibte Pieçe und Übersetzung hiedurch gänzlich zu revociren und zu wiederrufen."

Auch sonst griff Friedrich, der dem eben mitgetheilten Entrefilet gewiß nicht fern stand, häufig genug zur Feder, um

seine Meinung den Zeitungen kundzuthun. Man weiß z. B. daß er 1743 seinen davongelaufenen Balletmeister Potier in einem Zeitungsartikel höhnte; 1767 die erdichtete Nachricht von einem Hagelwetter zu Potsdam schrieb, um das Publicum vom Kriegsgerede abzulenken und 1768 für den Roggenkaffee gegen den Kolonialkaffee plaidirte.*) Freilich benutzte er für solche journalistischen Kampfspiele mehr auswärtige als Berliner Zeitungen, weil es ihm mehr darauf ankam, die Meinung der Außenstehenden zu beeinflussen, als die ihm ohnehin günstigen Berliner Stimmen noch zu verstärken. Doch ist erwiesen, daß der König während der beiden ersten schlesischen Kriege die für die „Spenersche Zeitung" bestimmten „Briefe eines Augenzeugen" schrieb, in denen er naturgemäß von sich immer in der dritten Person sprach. Auch während des siebenjährigen Krieges verfaßte er vielfache Relationen, die selbst in seiner „Politischen Correspondenz" durch den Vermerk „eigenhändig" als seine selbständigen Arbeiten, durch die Aufforderung, „die Relation drucken zu lassen", als zur Veröffentlichung bestimmt, gekennzeichnet werden und die damals in Berliner Zeitungen Aufnahme fanden. Ein besonderes charakteristisches Beispiel für diese journalistische Thätigkeit**) mag hier angeführt werden. In einem Briefe des Geheimen Cabinetssecretärs Eichel an den Minister Finckenstein heißt es einmal: „Auf Höchstderselben des Königs Befehl soll ich auch Euer Excellenz den Schluß des Journals von der heurigen Campagne zusenden, damit Sie dasselbe den auswärtigen Herren Ministern communiciren, als auch sonsten durch den Druck weiter bekannt machen lassen, auch dem bewußten cyprianischen Kaufmann [wahrscheinlich einem Agenten für Konstantinopel] ein oder zwei Exemplare mit sicherer Gelegenheit zukommen zu lassen." In der That erschien vier Tage später die Relation in der „Spener'schen Zeitung"

*) Preuß, Friedrich d. Gr. als Schriftsteller 1837, S. 165 fg.

**) Politische Correspondenz Friedrich des Großen. Bd. XVII, Nro. 10577.

mit der Spitzmarke „Dresden", sei es nun, was freilich unwahrscheinlich ist, daß die Redaction den Artikel wirklich aus Dresden erhalten hatte, sei es, daß sie ihr Publicum, das vielleicht offiziösen Schriftstücken nicht ganz unbefangen gegenüberstand, auf eine falsche Fährte leiten wollte.*)

Trotz oder vielleicht gerade wegen dieser halbofficiellen Mitarbeiterschaft, aus Unkenntniß darüber, wie sie sich zu den Ereignissen zu stellen hatten, hinkten die Zeitungen den Ereignissen sehr nach. Ein sehr merkwürdiges Zeugniß dafür bietet folgende Notiz aus einem Briefe Ramler's an Gleim (12. Aug. 1757): „5000 Cosacken sind von unsern gelben und schwarzen Husaren in Preußen niedergesäbelt und zum Theil in den Fluß gejagt worden. Wir haben es in unserer Zeitung nicht ausposaunt. Nunmehr aber hat man die Erlaubniß von unserm Könige erhalten, die Nachrichten aus Preußen, die ungezweifelt wahr sind, dem Zeitungsschreiber zu übergeben."

Wie groß, trotz des wenig bedeutsamen Inhalts, das Interesse des Publicums für die Zeitungen war, geht aus dem Bericht (1783, Berlinische Monatsschr. III, 51) hervor, daß eine Frau auf einer Brücke für einen Dreier dem neugierigen Publicum die Zeitungen vorlas.

Eine Reform des Berliner Zeitungswesens versuchte K. Ph. Moritz**), wohl der unpractischste Mensch für ein derartig practisches Beginnen. Zunächst deutete er den Plan einer Volkszeitung an in der kleinen Schrift: „Ideal einer vollkommenen Zeitung" 1784. Als Aufgabe und Inhalt einer solchen betrachtete er folgende Artikel: „Edle Beispiele, Künste, Theater,

*) Vgl. im Allgemeinen: J. G. Droysen, Die Zeitungen im ersten Jahrzehnt Friedrich d. Gr. in Zeitschr. f. preuß. Gesch. 1876, S. 1–38; ferner Grünhagen, Berliner Nachrichten aus dem Beginn der schlesischen Kriege, das. S. 369–389. Einzelne Notizen bei Koser, preußische Staatsschriften, I, Berlin 1877, S. XXXII, XLIV, 69.

**) Ueber Moritz vgl. unten Kap. 16. Für das Folgende A. D. B. XXII, 313.

Kenntniſſe, die zum Umlauf reif ſind, Erziehung, Predigtweſen, nützliche Erfindungen, Handhabung der Gerechtigkeit, Geſchichten von Verbrechern, menſchliches Elend im Verborgenen, Volksvorurtheile, religiöſe Schwärmerei, anerkanntes Verdienſt.“ Die Ausführung eines ſolchen Planes überſtieg die Kräfte eines Einzelnen; Moritz mußte daher die Idee aufgeben und war froh, in die „Voſſiſche Zeitung“ eintreten zu können, um einen Theil ſeiner Anſichten zu verwirklichen. Er machte auch wirklich Veränderungen im politiſchen und litterariſchen Theile der Zeitung, indem er jenen verkürzte, dieſen erweiterte, hatte aber ſtatt des gewünſchten Erfolges einen derartigen Mißerfolg, daß er von ſeinen Verſuchen abſtehen und die Zeitung in dem Zuſtande belaſſen mußte, in dem ſie ſich ſeit einigen Jahrzehnten befunden hatte.

Die Voſſiſche und Spener'ſche Zeitung blieben die einzigen deutſchen politiſchen Zeitungen, welche in Berlin zur Zeit Friedrich's des Großen veröffentlicht wurden. An Anſtrengungen, ein Concurrenzunternehmen zu ſchaffen, fehlte es nicht. Eine derſelben mag hier etwas ausführlicher dargelegt werden.*)

Joh. Jul. Hecker, der berühmte Gründer der Berliner Realſchule, war wohl einer der Wenigen, welche Friedrichs Achtung und Vertrauen in ähnlicher Weiſe bewahrten, wie ſie das des Vorfahren beſeſſen hatten. Perſönlichen Nutzen ſuchte der hochverdiente Mann aus dieſer Stellung nicht zu ziehen, wohl aber ſtrebte er danach, das königliche Vertrauen ſeiner Anſtalt dienſtbar zu machen. Zu dieſem Zwecke erbat und erlangte er für die Realſchule ein Buchhändlerprivilegium (8. Aug. und 29. Oct. 1749) trotz des Proteſtes der übrigen Buchhändler, welche die beſtehenden acht deutſchen und fünf franzöſiſchen Buchhandlungen für völlig genügend erklärten. Kraft dieſes Privilegs

*) Das Folgende nach den Akten des St. A. Tit. CXV sect. o. 9 Buchhändler Nr. 4 b. — Ueber Hecker vgl. unten; ferner A. D. B. XI, 208–211, die gleich zu nennende Zeitſchrift iſt in einem Exemplar der G. L. St. benutzt.

ließ er eine Anzahl seiner eignen Schriften, Lehr- und Unterhaltungsbücher seiner Genossen in seiner Verlagsbuchhandlung erscheinen. Aber er plante Größeres. Kaum ein Jahr nach Erlangung des Buchhandelprivilegs erbat und erhielt Hecker die Erlaubniß (15. Dez. 1750) zum Besten der Realschule wöchentlich ein Zeitungsblatt herauszugeben. Es ist die „Wöchentliche Relation der merkwürdigsten Sachen aus dem Reiche der Natur, der Staaten und der Wissenschaften"*) eine Zeitschrift, von welcher 4 Bände, die erste Nummer also erst ein Jahr nach Ertheilung des Privilegiums, 1752—1755, erschienen. Seltsamerweise war vergessen worden der Zeitung einen Censor zu bestellen. Um etwaigen Denunciationen zu begegnen, erbat Hecker (4. Jan. 1752) bei der Ausgabe der ersten Nummer einen Censor, erhielt denselben wohl auch ernannt, ohne daß die Acten über Person und Thätigkeit des Autors nähere Auskunft geben.

Die Zeitschrift selbst ähnelte den charakterisirten Berliner Zeitungen dadurch, daß sie dreimal wöchentlich erschien und politische Nachrichten wie jene nur referirend, ohne jede Beurtheilung, ferner vermischte Nachrichten mancher Art brachte. Sie unterschied sich jedoch von jenen, abgesehen von dem noch kleinern, ziemlich unbedeutenden Octavformat, durch das fast gänzliche Fehlen der Inserate, durch die unregelmäßige mangelhafte Mittheilung der officiellen Nachrichten, durch das Zurücktreten des politischen hinter den wissenschaftlichen Theil. Im wissenschaftlichen Theil wiegt die Aufklärungstendenz vor. Der Autor braucht einmal, bei Erwähnung der Kunst des Goldmachens, das glückliche Wort: „Diese Kunst scheint eine Wissenschaft zu sein, welche alle einlädt, aber niemand zuläßt, eine

*) Berlinische privilegirte wöchentliche Relationen der merkwürdigsten Sachen aus dem Reiche der Natur, der Staaten und der Wissenschaften, welche so wol mit dienlichen Anmerkungen als auch kurzen Abhandlungen versehen. Vierte Sammlung, vom Jahr 1755. Berlin, im Verlag der Buchhandlung der Realschule. 1756. (Der Jahrgang 1756 hat 154 Stücke.)

Galanterie des Unglücks, deren Anfang ist: Begehren, das Mittel: Lügen und das Ende: Betteln oder Hängen." Die ertheilte Belehrung erstreckt sich auf verschiedene Gebiete: auf das populärjuristische, litterarische, zumeist aber auf das naturwissenschaftliche. Von fremden Ländern wird berichtet, der Ursprung neuer Länder aus Wasser gelehrt; auch dargethan, daß das copernikanische System der Bibel nicht widerstreite. Gern wird mit dem Naturwissenschaftlichen das Oekonomische verbunden, z. B. gezeigt, wie fremdländische Producte benutzt werden können. Am lehrreichsten ist wohl in dieser Beziehung eine längere Abhandlung über die Kartoffel. Ihr Nutzen und Gebrauch wird ausführlich dargethan, theilweise nach einem Buche von J. C. Hoppe (Wolfenbüttel 1747); die Frucht als billig, nahrhaft, leicht in der Zubereitung, empfohlen. Ein Satz wie der folgende: „Ich könnte Exempel anführen, daß Leute zu etlichen Wochen ohne Brod zu haben allein von Erdäpfeln gelebt und sich frisch und gesund dabei befunden haben," beweist, daß die Kartoffeln noch nicht entfernt allgemein verbreitet waren. Dasselbe zeigt auch der Abschnitt über das Kochen der Kartoffeln. Dieser, als culturgeschichtlich besonders interessant, mag hier wörtlich folgen: „Einige kochen und schälen sie und machen sie denn mit ein wenig geröstetem Zwiback und Eßig sauer. An Rind- und Schöpsenfleisch gekocht lassen sich selbige auch gut essen. Wenn man sie aber schälet und in Stückgen schneidet, und alsdenn unter das Schwarzsauer oder Gänseschwarz thut, so schmeckt es nicht übel. Man kann sie auch unter Milch und Eyer thun, etwas Semmelgrume hinein reiben und solches zusammen in einer Pfanne an Tauben, Schwein, oder ander Fleisch braten lassen. Kocht man dieselben im Wasser mit etwas Salz ab, läßt sie sodenn kalt werden, schneidet sie in Scheiblein und gießet Eßig und Baumöl darüber, so geben sie einen guten Salat ab. Eyerkuchen kann daraus bereitet, wenn man dieselben an statt der Semmel darunter nimmt. Kleine Klösse so delicat sind, können daraus

zubereitet werden. Man nimmt halb Champinions, frische oder trockene, hacket selbige ganz klar, vermengt solche mit geriebenen Erdäpfeln, thut etwas Gewürz und Eyer hinan, und machet Klösgen daraus. Will man aber große Klösse daraus verfertigen, so muß man dazu etwas Weitzenmehl nehmen, damit sie zusammen halten, auch etwas Speck. Stecket man die Erdäpfel in Gänse, und läßt sie mit braten, so schmecken sie wie Kastanien. Erdäpfel in Casterol gebraten, nebst etwas Charlotten, ist ein gut Gerichte. Einige füllen auch Tauben, Kälbermagen, Weißkraut und Kohlrabi damit. Erdäpfel unter den Braunkohl mit gethan, an statt der Kastanien, schmecket gut. Torten lassen sich ungemein schön daraus backen. Man nimmt 10 Eyer, sondert davon 4 bis 6 Dotter ab, und reibet damit die Erdäpfel in einem Asche oder Stein klar; das Eyweiß aber wird erstlich aparte von obigen Eyern zu Schaum geschlagen, die übrigen Dotter denn dazu gethan, ¼ Pfund gestoßenen Zucker dazu gethan, und alsdenn die Masse von Erdäpfeln, nebst etwas Gewürz darunter gerühret, und in Formen gebacken, welches wie Mandeltorten schmecket."

Ein Jahrzehnt etwa nach dem Eingehen der ersten Zeitung oder richtiger Zeitschrift, gedachte Hecker von seinem Zeitungsprivileg ferneren nun aber entschiedenern Gebrauch zu machen. Er benachrichtigte das General-Directorium (7. Mai 1767), daß er Willens sei, im Verein mit der Königlichen Lotterie-Direction ein wöchentlich dreimal, Montag, Mittwoch, Freitag, also an den Tagen, an welchen die beiden Berliner Zeitungen, die Vossische und Spener'sche, nicht ausgegeben wurden, erscheinendes Blatt, unter dem Titel „Berlinischer Merkur", zu veröffentlichen und bat, der Realschul-Zeitungs-Expedition die Beförderungen und übrigen amtlichen Nachrichten schleunigst übermitteln zu lassen. Diese Gesuche lehnte aber das Generaldirectorium ab (13. Mai). Beförderungen ꝛc. dürfte die Zeitung nicht bringen, da solche in der 1750 eingereichten Probenummer nicht gestanden hätten; eine dreimal erscheinende Zeitung würde

außerdem den wohlerworbenen Rechten der beiden Berliner Zeitungen entgegentreten. Dieser Bescheid wurde auch den Expeditionen der Vossischen und Spener'schen Zeitung mitgetheilt, als diese (2. Juni 1767) gegen den ihnen bekannt gewordenen Plan lebhaft protestirten. Hecker beruhigte sich jedoch nicht bei dem ihm ertheilten Bescheide, sondern erwirkte eine königliche Cabinetsordre (15. Dez. 1767), daß er das Wochenblatt „nach dem Einhalt gedachten Privilegiums" (vom Jahre 1750), dessen er sich während des Krieges nicht bedient, wieder herausgeben dürfe. Freilich hatte er mehr begehrt. Er hatte ein dreimaliges Erscheinen beantragt und das Gesuch um Uebermittelung der amtlichen Nachrichten wiederholt; da keines von beiden in dem Bescheide erwähnt war, so richtete er an den König eine „allerunterthänigste Anfrage, ob das Wochenblatt sowie vorher geschehen, in drei unterschiedenen Tagen dürfe ediret werden". Der König war bereit, die Anfrage zu bejahen, sobald durch eine solche Bewilligung den übrigen Zeitungen kein Abbruch geschehe (C. O. 19. Dec. 1767); da aber ein solcher Abbruch wirklich angenommen wurde, mit Berufung auf den erwähnten und einen am 23. December wiederholten Protest der beiden Berliner Zeitungen, so wurde Hecker's Gesuch vom General-Directorium verworfen (23. Dec. 1767).

Trotzdem erhielt — wahrscheinlich auf ein nicht bei den Acten befindliches Immediatgesuch — die Buchhandlung vom Departement des Auswärtigen (Finckenstein, Herzberg) die Erneuerung ihres Privilegiums (29. Dec. 1767)*), eine Zeitung herauszugeben, mit der Bestimmung, die Zeitung am Tage vor ihrer Ausgabe bis Nachmittags 4 Uhr den Censoren, den Räthen v. Marconnay und Beaufobre, zuzustellen. Von dieser Erlaubniß, eine neue politische Zeitung herauszugeben, wurde aber kein Gebrauch gemacht, theils weil die durch die königliche Cabinets-Ordre gebotene Einschränkung der Lotterie-Direction nicht zu-

*) Auch diese Erneuerung findet sich nur in Abschrift bei der späteren Eingabe des Buchhändlers Felisch, s. unten.

ſagte, theils weil es der Realſchule ſelbſt an den nöthigen Fonds fehlte.

Ein neuer Verſuch, das Privilegium nutzbar zu machen, erfolgte Ende 1784. Die Realſchulbuchhandlung beabſichtigte damals ihr Privilegium, das ſie, ihrer Auffaſſung nach, berechtigte, eine politiſche Zeitung herauszugeben, gegen eine beſtimmte jährliche Zahlung an den Buchhändler J. F. Unger, abzutreten. Dieſer hatte ſich mit ſeinem Geſuche, eine täglich erſcheinende Zeitung herauszugeben, direct an den König (6. Nov.), dem er eine jährliche Abgabe von 120 Thalern an die Invalidenkaſſe in Ausſicht ſtellte, gewandt. Das auswärtige Departement, die damalige Cenſurbehörde, an die ſich Unger ſchon früher (13. Sept.) gewendet hatte und die auch die Immediateingabe zur Beantwortung erhielt, beſchied den Petenten, mit Rückſicht auf die vorhandenen Zeitungsprivilegien durchaus abſchlägig und fügte (10. Nov. 1784) dieſer Abweiſung Folgendes hinzu: „Hiernächſt auch, wenn mehrere Zeitungs-Privilegien ertheilt werden ſollten, die Realſchule ſchon eines derſelben hat und dieſelbe ſowohl als auch andere Buchhändler ſich zu einer täglichen Zeitung gleichfalls gemeldet haben, welches alſo ins unendliche gehen würde; anderntheils auch gar kein Nutzen für das Publicum, wohl aber offenbahrer Schaden für daſſelbe abzuſehen iſt, da alsdann die Koſten der öffentlichen Publicandorum, welche bishero ſchon in den beyden privilegirten Zeitungen und den Intelligenzien inseriret werden müſſen und dem Publico ſchon genug zur Laſt fallen, durch eine dritte Zeitung anſtatt dreifältig vierfältig gemacht werden würden; endlich auch wenn ſeine Zeitung täglich und von den andern beiden Zeitungs Schreibern, welche doch ein gleiches Recht hätten, gleichfalls eine täglich gedruckt werden ſolte, folglich alle Woche 18 halbe Zeitungsbogen gedruckt würden, ſolches eine neue und unerträgliche Laſt für den Censorem und in der That für das Cabinets-Ministerium ſelbſt, welche dazu gar nicht verbunden ſind, verurſachen würde, ohne einigen Vortheil für das Publicum,

welches aus den schon subsistirenden zwey Zeitungen, die wöchentlich dreymal publicirt werden, alles genugsam und zeitig genug ersehen kann."

Erst in Folge dieser Abweisung verband sich Unger mit der Realschulbuchhandlung und suchte bei dem General-Directorium um Uebertragung des Privilegs der letzteren auf sich nach (22. Nov.). Eine solche Cession wurde aber von dem durch das Directorium befragten Justizdepartement schon aus dem Grunde für unthunlich erklärt, weil damit der eigentliche Endzweck des Privilegs, die specielle Einwirkung auf die die Realschule besuchende Jugend, verfehlt würde; Unger's Gesuch wurde demgemäß einfach abgewiesen (12. Jan. 1785). Damit ist die Geschichte der beabsichtigten Zeitungsgründung im Zeitalter Friedrich's des Großen zu Ende. Da sie aber unter der folgenden Regierung nur ein verhältnißmäßig kurzes Nachspiel hatte, so mag dieses gleich hier erwähnt werden.

Das Realschulprivileg wurde etwa ein Jahrzehnt später von dem Buchhändler Ernst Felisch käuflich erworben. Dieser, gewitzigt durch die früheren Petenten bereiteten Schwierigkeiten, glaubte rascher zum Ziele zu kommen, wenn er (29. Dec. 1795) das auswärtige Departement einfach von seinem Kaufe unterrichtete und für seine Zeitung, die bereits Anfangs 1796 ausgegeben werden sollte, um neue Censoren bat, da die im Jahre 1767 bestellten gestorben seien. Aber er hatte mit seinem Ueberrumpelungsversuche ebensowenig Glück, wie seine Vorgänger mit ihrem ordnungsmäßigen Vorgehen. Die Herausgabe der Zeitung wurde ihm unter Androhung der im Censuredict vom 19. December 1788 festgesetzten Strafen untersagt und ihm für seine Art des Vorgehens ein ernster Verweis ertheilt. Nun mischte sich das Obercuratorium der Realschule in die Sache und verlangte, bei dem Rechte der Schule — das eben nur dem Buchhändler Felisch gleichsam als Factor und Unternehmer abgetreten sei — ein wöchentlich einmal erscheinendes Zeitungsblatt herauszugeben, geschützt zu werden. Das General-Directorium wollte auch dies

nicht zugeben, sondern war geneigt, diesen neuen, ähnlich wie den Unger'schen Versuch aus dem Jahre 1784, abschlägig zu bescheiden, stimmte aber später dem Gutachten des auswärtigen Departements zu, die Erlaubniß zur Herausgabe eines Wochenblattes, das die Bestimmungen, sonderlich die Beschränkungen des Privilegs von 1750, genau zu beobachten hätte, zu ertheilen (7. Juni 1796); der Rath Renfner wurde als Censor bestellt.

Trotz aller dieser Beschränkungen begann die Zeitung unter dem Titel: „Neue Berlinische Zeitung von den merkwürdigsten Sachen aus dem Gebiete der Staaten" u. s. w. zu erscheinen. Bereits am 18. August bat Felisch jedoch um das Recht, die Zeitungen dreimal wöchentlich erscheinen lassen und Anzeigen aller Art aufnehmen zu dürfen, erhielt indessen einfach die Antwort (24. Aug.), daß er ohne Auftrag des Curatoriums der Realschule gar nicht legitimirt sei, derartige Anträge zu stellen, daß ferner die Art, wie jenes Privileg ausgeübt werden solle, durch das gesammte Staatsministerium bestimmt sei und ohne Aenderung bleiben müsse.

Von den weiteren Schicksalen der „Neuen Berlinischen Zeitung" ist mir nichts bekannt.

Nicht viel besser als den deutschen Berliner Zeitungen ging es einer französischen, obgleich diese unter weit günstigeren Auspicien ins Leben trat. Formey nämlich (vgl. oben S. 360 ff.) erzählt in seinen Souvenirs d'un citoyen (Berlin 1789, I, 107): der König habe zwei Tage nach seiner Thronbesteigung seinen Freund Jordan zu ihm geschickt und ihm den Auftrag gegeben, sofort eine politische und litterarische Zeitschrift herauszugeben; er, der König, werde ihm die Materialien dazu liefern.

Formey kam, da er schon manche journalistische Unternehmungen ohne sonderlichen Erfolg begonnen hatte, dem Auftrage nicht mit allzu großer Freude nach. Er ließ die erste Nummer seines Blattes, dem er den Titel gab: „Journal de Berlin. Nouvelles politiques et litteraires", am 2. Juli erscheinen und schickte ihr ein avertissement voraus, in welchem

die Beziehung zum Könige deutlich genug ausgesprochen war: „Cependant des ordres à jamais sacrés pour moi me remettent la plume à la main: heureux, si en m'y conformant, je puis attirer, et sur l'Ouvrage et sur l'Auteur, quelques regards et quelques influences d'un astre, qui dès son lever, brille de l'éclat le plus vif".

Die äußere Gestalt des Journals kommt uns heute recht dürftig vor. Jede Woche erschienen zwei ziemlich weit, in je zwei Columnen gedruckte Quartblätter auf mäßig gutem Papier. Die Hälfte der ersten Seite wurde durch den Titel, ein Theil der letzten (vierten) Seite durch Anzeigen des Verlegers Ambrosius Haude über seine Verlagswerke und die sonst bei ihm verkäuflichen Bücher eingenommen; für den Text blieb also nicht sehr viel Raum übrig.

Dieser Text nun ist kein sonderlich reicher und vielseitiger. Er enthält politische und litterarische Mittheilungen. Gelegentlich kommen auch ein paar Reclamen und vermischte Anzeigen vor: einmal erbietet sich Einer, Mathematik zu lehren, ein anderes Mal fordert Jemand Liebhaber auf, seine kunstvollen Schränke anzusehen. In den litterarischen Mittheilungen ist Deutsches sehr stiefmütterlich bedacht; bei der Besprechung einer Schrift — einer Biographie des Philosophen Leibniz — wird ausdrücklich bemerkt, dieselbe sei deutsch, ein anderes Mal werden Nachrichten von deutschen Universitäten und deutschen Gelehrten gegeben. Nur einmal tritt, wenn man so sagen darf, der deutsche Standpunkt des Herausgebers hervor. Er bespricht ein eben erschienenes Buch: „Lettres françaises et allemandes", theilt eine Stelle mit, in welcher der Autor den Körper der Deutschen rühmt, aber ihnen Geist abspricht und auf Grund des Dictums: Homo longus raro sapiens es für unmöglich erklärt, daß die Deutschen große Dichter hervorbringen können. Eine solche Auffassung billigt der Kritiker nicht. Werke der französischen Litteratur werden dagegen hauptsächlich besprochen. Daneben werden prosaische und poetische Originalbeiträge gegeben. Unter jenen

befindet sich ein Aufsatz „über den gegenwärtigen Zustand der Geographie", der sich bandwurmartig durch einen halben Jahrgang zieht. Unter diesen sind viele Oden, Eklogen, Madrigale über Krieg und Frieden, über Unsterblichkeit der Seele u. A. m. Poesien berühmter Dichter, z. B. von Voltaire und Gresset, werden nachgedruckt. Gegen andere, z. B. den in manchen Kreisen noch hochgeachteten J. B. Rousseau, findet sich ein satirischer Ausfall (Nr. 23, während in Nr. 44, nach des Dichters Tode, ein sehr lobendes Epigramm abgedruckt wird): als Geschichte seines Lebens, das um die Hälfte zu lange gedauert habe, wird angegeben:

Il fut trente ans digne d'envie
Et trente ans digne de pitié.

Diese angeblich officiöse Zeitung nun empfing in der That Mittheilungen der Regierung und Beiträge des Königs in größerem Maße als die deutschen Zeitungen. Wenn man aber bedenkt, daß am 4. December 1740 der Ausmarsch der preußischen Artillerie aus Berlin erfolgte, so kann man es eben nicht indiscret nennen, daß das Journal de Berlin am 3. December folgende dunkle Andeutung macht: „Il se passe divers mouvements militaires et des préparatifs convenables à la part que Sa Majesté doit prendre naturellement aux conjonctures présentes". Trotzdem verdarb es die Zeitung mit ihrem königlichen Gönner und Auftraggeber und wurde ihm nach kaum halbjährigem Bestehen durch Uebereifer oder Mißverstehen seiner Absichten unbequem. Denn anders läßt sich kaum das (oben S. 398 erwähnte) rücksichtslose Dementi erklären, das ihr ertheilt wurde. Es hatte die nach der früher mitgetheilten Darlegung selbstverständliche Folge, daß Formey sich von der Herausgabe zurückzog.

Mit Formey's Scheiden (7. Jan. 1741) hörte das Journal nicht auf. Das mir vorliegende — wie es scheint vollständige — Exemplar der Berliner Königlichen Bibliothek hat 46 Nummern,

vom 2. Juli 1740 bis 22. August 1741.*) Aber in Nr. 40 (1. April 1741) kündigte die Verlagshandlung an, daß das Journal mit dem zweiten Vierteljahr zu erscheinen aufhören werde. Statt dessen werde von dem außerhalb Berlins lebenden Herausgeber — sein Name wird nicht genannt — der sich durch manche Werke bekannt gemacht, eine neue reichhaltigere und zuverlässigere Zeitschrift unter dem Titel: Mercure de Berlin, où l'on trouve tout ce que la politique, la littérature, les arts et les talents fournissent de plus nouveau et de plus interessant à l'usage des gens du bon goût veröffentlicht werden. Aber die Nummern folgten nur sehr unregelmäßig: 41 am 8., 42 am 22. April, 43 am 16., 44 am 27. Mai. In letzterer Nummer hieß es am Schluß, von Johanni an würde das Journal regelmäßig erscheinen. Aber auf Nr. 45 vom 24. Juni folgte nur noch zwei Monate später die schon erwähnte Schlußnummer, ohne Entschuldigung der langen Unterbrechung, ohne Namen eines Verlegers, ohne eine Bemerkung über das Weitererscheinen des Blattes. Der Hauptinhalt der letzten Nummer sind Kriegsnachrichten aus Schlesien; den Schluß macht eine Notiz über den Tod des Theologen Joh. Gust. Reinbeck. (Vgl. oben S. 196fg.)

Nach dem Journal de Berlin erschien oder sollte erscheinen (1741) ein von Chevalier de Mouhy herausgegebenes Blatt. 1742 wurde in Berlin ein Spectateur en Allemagne begründet, der die Aufgabe hatte, dem holländischen, preußenfeindlichen, von Jean Rousset edirten Magazin politique auf die Finger zu klopfen. Dieser Zuschauer indessen erfüllte seine Aufgabe nur kurze Zeit. Eine Gazette de Berlin, von dem Buchhändler Schmid, wie es scheint, ohne officielle Unterstützung 1743 herausgegeben, fristete gleichfalls kurz und kümmerlich ihr Dasein.

*) Formey's Nachricht. I, 109, wiederholt bei Preuß, Friedrich der Große als Schriftsteller, S. 168, das Journal habe nur bis zum 8. April 1841 bestanden, ist also falsch. Sonst gibt es über das Journal nur wenige Notizen von Koser, Preuß. Staatsschriften I, S. 69.

Nicht viel langlebiger, aber kräftiger wirkte der Observateur Hollandois (1744), der trotz seines Titels in Berlin erschien und zuerst von Marquis d'Argens, dann von Jos. du Fresne de Francheville herausgegeben wurde. Er verstand es, trotzdem er schwerlich mehr als 29 Nummern hatte, den Gegnern zu imponiren, sie durch seine Verherrlichung Friedrich's zu reizen und zu Widerlegungen zu veranlassen.

Auch ferner fehlte es nicht an Versuchen zu französischen Zeitungen. Ein solcher wurde im Friedensjahr 1763 gemacht unter dem Titel: Gazette française.*) Sie erschien bei Decker und sah, abgesehen von der französischen Sprache, ihren deutschen Schwestern zum Verwechseln ähnlich. Diese Aehnlichkeit bestand in Papier, Format, Umfang, Erscheinungszeiten und Inhaltlosigkeit. Auch die französische Zeitung war ein bloßes politisches Nachrichtenblatt, ohne irgendwelchen selbständigen Standpunkt. Anzeigen enthielt die Gazette noch weniger als die Zeitungen, bisweilen Mittheilungen über Theatervorstellungen und neu erschienene Bücher; der Artikel „von gelehrten Sachen" fiel völlig aus. Dagegen begegnen einige Male größere litterarische Artikel, die nicht alle so thöricht sind, wie „mathematisches Anagramm des erhabenen Namens Friedrich's II."; ziemlich regelmäßig finden sich ausführliche Auszüge der in den Akademiesitzungen gehaltenen Vorträge. Der Hof und was damit zusammenhängt, stand im Vordergrunde des Interesses, daher wurden Hofereignisse, wie der Empfang des türkischen Gesandten oder die Illumination bei der Rückkehr des Königs, mit einer Breite behandelt, die mit dem übrigen Inhalt des Blattes in keinem Verhältniß steht. Sämmtliche 46 Geschenke z. B., die der Gesandte brachte, werden aufgezählt und beschrieben; alle Veranstaltungen zur Illumination: Gemälde, Bauwerke, welche von den größeren Kaufleuten, Gotzkowsky, Schickler u. A., getroffen wurden, werden bis ins kleinste Detail dargestellt. Da-

*) Exemplar in der K. B. Im Ganzen 157 Nummern.

neben finden sich regelmäßig die Berliner Wechselcurse angegeben, häufig in englischen Correspondenzen auch die Curse einzelner Actien. Aus derartigen Zuthaten ebenso wie aus den Akademieberichten erkennt man, daß das Blatt den Interessen der französischen Colonie zu dienen bestimmt war. Unter den Subscribenten, die in der ersten Nummer aufgezählt waren, befanden sich daher hauptsächlich Franzosen.

Eine bedeutsamere Entwickelung als die Zeitungen gewannen die Berliner Zeitschriften. Wenn in jenen grade das fehlte, was dem fridericianischen Zeitalter seine Signatur gab: Kritik und Aufklärung, so war in diesen fast zu viel davon zu spüren. An Stelle der Kritik trat freilich nicht selten kleinliches Nörgeln und rechthaberisches Besserwissenwollen; an Stelle wahrer Aufklärung plattes Rationalisiren.

Die damals erschienenen Zeitschriften zerfallen in vier Hauptklassen: in moralische, critische, gelehrte, belletristische.

Auf die moralischen Wochenschriften, von denen zuerst die Rede sein soll, paßt in gewissem Sinne das grausame Wort Lessing's, das er nach einem Lobe der englischen Wochenschriften gegen die deutschen Fortsetzer brauchte: „Wer aber sind die Nachahmer unter uns? Größtentheils junge Witzlinge, die ungefähr der deutschen Sprache gewachsen sind, hie und da etwas gelesen haben und, was das betrübteste ist, ihre Blätter zu einer Art von Rente machen müssen."

Die erste Berliner moralische Wochenschrift nach den schüchternen Anfängen von 1708 (vgl. oben S. 141 ff.) und einem nicht viel lebhafteren Versuch aus dem Jahre 1732 „das moralische Fernglas" war der 1741 erschienene „Weltbürger".*)

*) Genaueres über diese beiden Wochenschriften: Geiger, Vorträge und Versuche S. 88 ff.; Einzelnes bietet Fr. Meyer im Bär XI, Nr. 22. Den Anfang einer Darstellung bietet L. H. Fischer, Aus Berlins Vergangenheit S. 73 ff. — Auf Vollständigkeit muß ich bei diesem weitschichtigen

Er brachte es auf einen vollen Jahrgang. Aeußerlich und innerlich entsprach die neue Zeitschrift den älteren Wochenschriften. Herausgeber und Mitarbeiter wurden nicht genannt. Als Mitarbeiter traten häufig Frauen auf, deren Briefe nebst den durch sie hervorgerufenen Schreiben einen wesentlichen Theil des Inhaltes ausmachten. Dieser Inhalt betraf das häusliche Leben, das Treiben auf der Straße, Ehe- und Familienverhältnisse. Ihr Verfasser, J. Fr. Lamprecht, 1707—1744, seit 1740 in Berlin, der schon in Hamburg Wochenschriften geschrieben hatte und in Berlin die Spener'sche Zeitung leitete, streifte Berliner Verhältnisse und tadelte, bald leicht, bald strenger, Unsitten und Gebrechen. Er wurde nicht müde, den König zu loben und gab einmal eine Schilderung der Personen des königlichen Hofes. Nicht Kriegesruhm und Verwaltungstüchtigkeit galten ihm als des Regenten hervorragendste Eigenschaften, sondern die Toleranz. Sie verherrlichte er einmal in einer Vision. Da erblickte er, der von seinem Schutzgeiste geleitet war, vor dem dicken Nebel des Aberglaubens eine Masse Knieender, die sich selbst verherrlichten, die Gegner schmähten; die Einen hoben Papiere und Todtengerippe empor, für die sie Käufer suchten und bald fanden; Andere waren dem Leben abgewandt, von Reue- und Furchtgedanken gequält; noch Andere zerfleischten sich mit eisernen Peitschen, Alle wurden von den Predigern, wohlgenährten Herren, durch Blick und Wort, in ihren trüben Gedanken und öden Selbstpeinigungen bestärkt. Gegen Morgen trat eine lichte Erscheinung auf, die den Spuk verscheuchte: die Religion, zu ihrer Rechten die Vernunft, zu ihrer Linken die Wahrheit. Sie redete mit starken und doch liebreichen Worten die Menschen an und munterte sie, die Irrenden und Verirrten, auf, das Dunkel zu fliehen, dem Lichte zu folgen, Wahrheit und Vernunft von nun an als einzige Führerinnen zu betrachten.

---

und wenig bearbeiteten Gebiete durchaus verzichten. Die im Folgenden behandelten Zeitschriften habe ich meist in G. L. St., Einzelnes in der K. B. benutzt.

Das durch Lamprecht gegebene Beispiel lockte. Berlin erhielt eine große Masse von Zeitschriften, von denen mehrere genannt, einzelne, besonders unbeachtete, näher analysirt werden sollen. Die unmittelbare Nachfolgerin des „Weltbürgers", von einem Ungenannten herausgegeben*), zeigt, im Gegensatz zu diesem einen stark ausgeprägten Berlinischen Charakter. Berliner Vorgänge werden besprochen, z. B. eine Schulfeier im Cöllnischen Gymnasium; neben Tagesereignissen, wie dem Tode eines in der Nähe Berlins verstorbenen 112jährigen Mannes und kurzen Betrachtungen über Berliner Maler und Musiker, werden patriotische Beklemmungen und Hoffnungen zum Ausdrucke gebracht: Artikel über die Lehninische Weissagung und lateinische Lobgedichte auf den König. Neuere Berliner Dichter, wie Gleim, auf den diese Bezeichnung wohl zutrifft, kommen zu Wort; ältere Berliner Gelehrte, wie Gundling, werden zu Ehren gebracht; längere Artikel verbreiten sich über Charlottenburgs Geschichte und Feste. Gedichte wechseln mit philosophischen und theologischen Abhandlungen. Satiren gegen bestimmte litterarische Gegner, wie Michaelis, werden abgelöst durch allgemeine litterarische Spöttereien z. B. gegen geistreich gezierte mit Fremdwörtern gespickte Briefe. Aber auch die Aufklärungstendenz tritt hervor. Einmal zeigt sie sich mit gar nicht übler Komik in einer gegen Rector Heyns zu Brandenburg „Versuch einer Betrachtung über die Kometen" gerichteten „Wunderbaren Nachricht von einer Jungfer, so durch die Würckung des im vergangenen Frühjahr erschienenen Kometen ein Kind bekommen". Der Verfasser berichtet, daß eine Jungfrau im März einen Kometen mehrere Nächte sah und ihn zu lieben begann; in der vierten „wird sie plötzlich von einem weißlichen Glanz umgeben; alle Gebeine zitterten und ihr Blut kam in außerordentliche Wallung; Sinn und Verstand schienen zu verschwinden;

*) Berlinische Sammlung nützlicher Wahrheiten. Berlin, D. A. Gohl 1742. (K. B.)

sie empfand eine sonderbare Regung in ihrem Leibe, die sie Niemand recht sagen oder ausdrücken könnte." Bald jedoch redeten die Thatsachen deutlicher als die Worte; schon am 12. Juli — denn dem übernatürlichen Ursprung entsprach auch eine übernatürliche Entwickelung — brachte sie ein Söhnlein zur Welt, das ein glänzendes Gesicht und einen weißen Streifen auf der Brust zeigte. Statt sich aber dieses Wunders zu freuen, sperrten die undankbaren Menschen die jungfräuliche Mutter nebst dem Kinde in ein Kloster.

Neben diesen unbekannten traten auch bekanntere Männer auf den Plan. Eine französische Wochenschrift Abeille du Parnasse (1750) von dem Berliner Buchhändler Stephan de Bourdeaux herausgegeben, scheint in diesen Zusammenhang zu gehören*), da sie kleine Schriften von Fontenelle, Maupertuis, Voltaire zum Abdruck brachte. Sulzer wollte (1751) eine moralische Wochenschrift „Der Mägdefreund" herausgeben. Wirklich erschienen (1749 bei Haude) zwei Wochenschriften: „Der deutsche Socrates" und „Der Druide", die von einem Zeitgenossen mit den Worten begrüßt wurden: „Sokrates hat das Lob einer ausnehmenden Weisheit so gar von dem Orakel erhalten, und die Druiden sind nicht weniger als vortreffliche Köpfe berühmt. Wenn es mit diesen Verfassern gleiche Beschaffenheit hat, so werden beyde ihr Glück machen."

Der „Druide"**) wurde von Joh. Chr. Sucro herausgegeben und enthielt Beiträge von Ramler und anderen Berlinern. Die Zeitschrift wurde zu ihrer Zeit sehr geschätzt. So schrieb Uz an Gleim (Ansbach) 12. Juli 1756): „Der liebe

*) Berlinische Bibliothek IV, 121. Die folgenden Notizen aus: Hirzel über Sulzer I, 113. — Berl. Bibl. II, 247.

**) Der Druide. Eine moralische Wochenschrift. Im Ganzen 109 Stücke vom 14. März 1748 bis 2. April 1750. Am Ende des letzten eine kurze Ankündigung des Aufhörens der Zeitschrift. Nur der erste Theil bis Stück 57 ist (Gl. A.) mit besonderem Titel und Inhaltsverzeichniß versehen.

Herr Sucro iſt geſtorben in Coburg; ich bedaure ihn ſehr. Wenn er doch nur ſeinen Druiden neu herausgegeben hätte, den ich für die beſte Wochenſchrift im Deutſchen halte. Er iſt faſt nicht zu haben und noch dazu ſo ſchlecht gedruckt." Doch iſt zu befürchten, daß gegenwärtig nur der Schlußſatz Uzens allgemeine Billigung finde, nicht aber ſeine Bezeichnung des „Druiden" als der beſten Wochenſchrift.

Denn ſie iſt nicht viel beſſer als ihre Schweſtern. Wie dieſe brachte ſie zahlreiche Briefe von Frauenzimmern und fingirte eine ſtattliche Reihe von Mitarbeitern: den Geiſtlichen, deſſen Tod ſie beklagte, Polemon, Eraſtes, den Naturkündiger u. A. Sie trat gegen litterariſche Ungebühr und gegen Eitelkeit und Streitſucht der Gelehrten auf. Sie kämpfte für Tugend und Moral und gegen die verſchiedenſten Unſitten und Fehler: ebenſo gegen Schmeichelei wie gegen den Gebrauch des Schnupftabaks, gegen die ſchlechte Behandlung unehelicher Kinder, wie gegen die bei der Jagd vorfallenden Grauſamkeiten. Insbeſondere nahm ſie als ein Organ der Aufklärungszeit Stellung zu religiöſen Fragen. Freilich, wenn ſie von Freiheit ſprach, ſo erörterte ſie nicht, wie man erwarten möchte, Grund und Weſen politiſcher und religiöſer Freiheit, ſondern definirte jene als Herrſchaft über ſich ſelbſt. In keiner Weiſe nämlich verwechſelte ſie Freiheit mit Zügelloſigkeit und wie ſie mehrfach entſchieden für die Unſterblichkeitslehre eintrat, ſo legte ſie gegen Religionsſpötterei folgenden energiſchen Proteſt ein: „Es iſt unbegreiflich, woher zur Schändung unſerer Vernunft und unſeres Geſchlechts die Neigung gewiſſe Leute eingenommen hat, in der Geringſchätzung aller Religion Ehre zu ſuchen. Ein Menſch, der in Kleinigkeiten ungereimet urtheilt oder dem Augenſcheine und der Erfahrung widerſpricht, wird verächtlich; wer aber bei allem dem, was nur heilig und ehrwürdig unter den Menſchen genannt zu werden verdient, nicht nur eine nachläſſige Gleichmüthigkeit, ſondern auch eine zügelloſe Begierde zu ſpotten und den gewiſſeſten Wahrheiten zu widerſprechen bekennet, der ge-

winnet Achtung.“ Ebenso entschieden, wie für die Religion, nahm die Zeitschrift gegen den Aberglauben Partei, der sich gern für Religion ausgab. Sie polemisirte gegen die Tropfen und Pulver, welche die Abergläubischen gegen Teufel und Gespenster bereit hielten, gegen den Wahn, daß Hausgeister in abgelegenen Räumen ihr Wesen trieben oder daß die Unterirdischen alleingelassenen Wöchnerinnen die Neugeborenen mit Wechselbälgen vertauschten, gegen das Beschreien, das Bleigießen am Weihnachtsabend und gegen das Verfahren des „Stuhlbinders“, der Wunden und Beinbrüche dadurch heilte, daß er zu Hause Stuhlbeine tüchtig zusammenband.

Mag der Bauer, der Solches für viele Patienten zu besorgen hatte, in der Nähe Berlins sein Wesen getrieben haben; im Allgemeinen war „Der Druide“ ebenso unberlinisch, wie sein Nachfolger „Der Vernünftler“*) (1754). Freilich enthielt auch er unter den so vielfach geschilderten Charakteren gewiß manche, die auf Berliner Persönlichkeiten zielten und eine „Ode an die Gottheit bei dem heftigen Gewitter am 4. Aug.“ war wenigstens durch ein in Berlin beobachtetes Naturereigniß veranlaßt, aber für gewöhnlich waren es allgemeine moralische und litterarische Zustände, die den Text zu langen Betrachtungen abgaben. Allerdings der Verfasser, Ch. G. Naumann (1720 bis 1797), war auch kein Berliner, sondern brachte in seinem viel umhergetriebenen Leben nur kurze Zeit in Berlin zu, wo er mehr als Stubengenosse Lessings, denn als hervorragender Schriftsteller bekannt war. Auch seine Zeitschrift bekundete weder Lessing'sche Sprache noch Lessing'schen Geist. Einen gewissen Werth hatten nur einzelne philosophisch-moralische Gedichte. In seinem religiösen Standpunkte vermißte man doch rechte Einheit

*) Der Vernünftler, eine sittliche Wochenschrift, auf das Jahr 1754 in drei Theilen abgefasset von Christ. Nicol. Naumann. Berlin bei F. W. Birnstiel (Gr. Kl.) Ueber den Verf. s. Muncker in A. D. B. XXIII, 302—305. Ueber die Zeitschr., Lessing's Werke ed. Lachmann-Muncker V, 381. 425. 453.

und Entschiedenheit. Während er oft den Freidenker herauskehrte, brach er gelegentlich eine Lanze für den Offenbarungsglauben; und in der Sorge, nicht mit den radikalen Franzosen verwechselt zu werden, schrieb er gegen die Schlüsse eines Materialisten.

Liegen auch fast Jahrzehnte zwischen den besprochenen Wochenschriften und den nun zu besprechenden, so ändert sich ihr Charakter nicht wesentlich; nur die Briefform tritt immer mehr zurück und die belehrende Tendenz wird stärker als die moralische. Als Beispiel soll zunächst C. F. Wegener's „Zuschauer" betrachtet werden, der mit seinen verschiedenen Fortsetzungen mehr als ein Dutzend Bände ausmachte und durch ein volles Jahrzehnt erschien.*) Die Zeitschrift wollte die Menschen zu Tugendfreunden, Patrioten, Verehrern der Gottheit machen: sie wollte durch Lachen bessern und in angenehmer Weise belehren. Sie brachte moralische Aufsätze, vaterländische und erzählende Gedichte, Kritiken wissenschaftlicher Werke. Von den Briefen an Lange heißt es einmal: „sie sind zu schön, als daß sie den Freunden der schönen Künste unbekannt bleiben sollten", und der in einem bekannten Briefe J. G. Jacobi's an Gleim

*) Der Berlinische Zuschauer, eine Wochenschrift. 2 Bände. Berlin 1769. 1. Band bei G. L. Winter, 2. Band bei Christ. Noack. Der Neue Berlinische Zuschauer. Eine Wochenschrift, von dem Verfaßer des Berlinischen Zuschauers, C. F. Wegener. Mit hoher Erlaubniß. 1. Theil, Berlin 1772, bei F. W. Birnstiel. 2. Theil, Berlin 1773. Der Neueste B. Z. (Titel wie oben). Berlin 1775 u. 76, bei F. W. Birnstiel, 2 Theile. Der Allerneueste Berlinische Zuschauer. Eine Wochenschrift für alle Arten von Lesern und Leserinnen; von dem Verf. des Berl. Zusch. C. Fr. Wegener. 4 Theile. Berlin, auf Kosten des Verf. 1776—1778. Berlinische Zuschauerin. 3 Bände. 1770—71. Die Angaben bei Meusel XIV, 448 fg. sind durchaus unzuverlässig. C. F. Wegener (1734—1787) war Lehrer am kön. Kadettencorps, dann Prediger außerhalb Berlins, trat später in seine erste Stellung zurück. Der Neueste Zuschauer wurde dem Herausgeber vom Verleger aufgekündigt, der nun den „Berlinischen Aufseher" veröffentlichte. Wegener protestirte gegen diese Willkür und wurde seitdem sein eigener Verleger.

vorgeſchlagene Yoricksorden (der Sanftmuth) wird zur allgemeinen Annahme empfohlen. Doch wird auch manches Berlin Näherliegende berührt. So wird das damals errichtete Denkmal Schwerin's beſungen, Küſter's altes und neues Berlin gelobt, ein Gang vom Schloß durch den Thiergarten, ein Spazierweg nach Charlottenburg beſchrieben. Doch um nicht ausſchließlich als Verherrlicher Berlins zu erſcheinen, nimmt Wegener einmal den thörichten Vorſchlag ganz ernſt, Berlin vollſtändig zu ſperren, damit der üble Einfluß dieſer Stadt nicht auf die Provinz ausgedehnt werden könne.

Nach dem Schema dieſer erſten Zeitſchrift waren auch die folgenden gearbeitet. Nur, daß in dem „Neuen Zuſchauer" das erzählende, im „Neueſten" das gelehrte Element mehr in den Vordergrund trat. In dem „Allerneueſten" dagegen, in dem ſich der Verfaſſer gegen das Concurrenzunternehmen des „Berliniſchen Aufſehers" zu wenden hatte, beſtrebte er ſich, auch etwas Allerneueſtes zu geben, und legte daher auf Ausbreitung nützlicher und ſchöner Kenntniſſe und auf die Rubrik „Vermiſchte Berliner Neuigkeiten" beſonderen Nachdruck. Freilich ſind dieſe Neuigkeiten im Weſentlichen Zeitungsauszüge, die eher von Berlin ab-, als zu Berlin hinführen, doch finden ſich auch Wetterberichte, Notizen über ein zu Berlin geſehenes Nordlicht, das man aber nicht als Vorboten künftigen Unheils betrachten ſoll, über eine im Frühjahr 1777 herrſchende Magenkolik, die wohl „von den kurzen Unterkleidern komme, in welche ſich der neueſte Geſchmack verliebt hat". Die aufgeworfenen Fragen über die ſchönſte Frau, den reichſten und klügſten Mann werden nur mit allgemeinen Redensarten beantwortet. Auch die ſehr häufigen „Geſpräche über die jetzigen Zuſtände", die ein Intereſſe an Politik und an den die Berliner Bevölkerung bewegenden Angelegenheiten verrathen, ſind doch mehr patriotiſche, gegen alles Ausländiſche eifernde Declamationen, als Stimmungsbilder und Localberichte. Dieſe Abneigung gegen das Ausland geht ſo weit, daß der amerikaniſche Unabhängigkeitskampf zwar ziemlich

ausführlich erzählt, aber mit Kühle, fast mit Feindseligkeit dargestellt wird. So kommen bei Erwähnung der Thatsache, daß man das Standbild des Königs Georg III. heruntergerissen habe, die Worte vor: „Unsinnige Wuth eines von blinder Freiheitsliebe eingenommenen Volkes". Nur eine einzige der politischen Stellen, die über Friedrich handelt, verdient eine ausdrückliche Erwähnung. In einer großen Abhandlung*) über die Freundschaft wird von einem Könige und zweien seiner Minister, Andraro und Magnanim, gesprochen. Ob unter den letzteren wirkliche Minister Friedrich's und welche gemeint sind, vermag ich nicht zu sagen; daß aber Cherifdir = Friedrich ist, ersieht Jeder, welcher die Buchstaben des ersteren Namens umstellt. Der betreffende Passus lautet folgendermaßen:

„Cherifdir, ein morgenländischer Kaiser, war der beste, der liebenswürdigste Fürst. Er beherrschete seine Unterthanen mit Gelindigkeit, mit Sanftmuth, und väterlicher Liebe. Er gab ihnen die weisesten, die vortheilhaftesten Gesetze. Er belohnete die Tugend großmütig, und strafete das Laster, wenn es um der allgemeinen Wohlfart willen gestrafet werden mußte. Gerechtigkeit, und Weisheit begleiteten ihn, wenn er sich an das Ruder des Landes setzete, welches er nie fremden Händen anvertrauete. Er gab der Unschuld Gehör, und beschützete sie. Er war die Zuflucht der Nothleidenden, die Stütze der Unterdrücketen, ein Vater seines Volkes. Im Frieden arbeitete er Tag, und Nacht an der Glückseeligkeit desselben. Er untersuchete das Verhalten aller Staatsbedienten, und besonders der Richter, auf das genaueste. Mit unermüdeter Wachsamkeit bemühete er sich, die teueren Pflichten eines Monarchen, vor den Augen des ganzen Volkes, zu erfüllen. Er wendete die Einkünfte des Landes höchst rühmlich an; und war nur darauf bedacht, wie er seinem Volke die Zufriedenheit über seine Herrschaft verschaffen wolte. Im Kriege fochte er mit einem bewunderungswürdigen Heldenmuthe

*) „Berlinischer Zuschauer" Nr. 38. 39, S. 600.

für seine Länder. Er wagete sich selbst in die blutigsten Schlachten. Er bekränzete sich mit häufigen Lorbeeren, und überwand die mächtigsten Feinde. Die Welt nennete ihn Cherifdir, den Großen; sie verehrte in ihm den Landesvater; sie bewunderte den Monarchen, und erstaunte über den Held. Vermuthlich zählete dieser Kayser viele Freunde — Freunde unter den Durchlauchtigen — Freunde unter seinen Unterthanen? Er war es werth, der Liebling der Menschen zu sein: aber seine vortreflichen Eigenschaften erwecketen ihm den Neid der Fürsten, und sein Volk wuste das Glück, unter einem so liebenswürdigen Monarchen zu leben, nicht gehörig zu schätzen. Es vergalt ihm die Sorgfalt, mit welcher er auf die Wohlfart desselben bedacht war, mit der schändlichesten Undankbarkeit. Selbst unter denienigen, welche er seiner besonderen Gnade würdigete und mit Wohlthaten überhäufete, hatte er heimliche Feinde. Nur einige wenige Patrioten hegeten gegen ihn, Herzen voll Treue und Ehrfurcht".

So wenig der Verfasser ein politischer Neuerer war, so wenig war er ein religiöser Aufklärer. Zwar machte er sich einmal lustig über die, welche fürchteten, Berlin werde im kommenden Sommer untergehen, und wendete sich ein anderes Mal gegen die Lehre vom Teufel, indem er vorschlug, die betreffenden Bibelstellen mit „feindselig gesinnte Menschen" oder dergleichen zu übersetzen, bewies aber seine Entfernung von den entschiedenen Aufklärern dadurch, daß er einmal eine Prüfung der „Irrthümer" von Spinoza, Bayle, Dippel und Edelmann anstellte.

Die „Berlinische Zuschauerin" endlich ist die seichteste Frauenlectüre. Außer allgemeinen Aufsätzen, in denen Doris, Phyllis und ihr Gelichter nach Herzenslust schwatzen, und saftlosen Darlegungen thörichter Themata wie des folgenden: „Ist es wahr, daß die Seelen der Mannspersonen kleiner als die der Frauenzimmer sind?" ist der Inhalt zumeist belletristisch. Die diesen Theil füllenden Gedichte, Erzählungen, auch eine komische Oper: „Die lustigen Schäfer und Schäferin" stehen auf dem denkbar niedrigsten Standpunkte.

Größeren Nachdruck auf practisch-Nützliches, Verbreitung des Wissens legten Martini's länger lebende und noch bändereichere „Mannigfaltigkeiten“*) Der Herausgeber, F. H. W. Martini (1777—1779, seit 1764 in Berlin), practischer Arzt, aber hauptsächlich als Naturforscher thätig, Begründer der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, Uebersetzer Buffon's, Verfasser des „neuen systematischen Conchyliencabinets“, das noch heute durch Abbildungen und Darstellungen als mustergültig betrachtet wird, bewährte auch in seiner Zeitschrift Lust und Talent, naturwissenschaftliche Kenntnisse zu populariſiren.

Der Herausgeber der Zeitschrift war zugleich der hauptsächlichste Mitarbeiter; neben ihm erschienen Schröter, Hirschel, Burmann u. A. Trotz dieser Nennung bestimmter Namen konnte Martini von der in moralischen Wochenschriften üblichen Fiction einer Gesellschaft pseudonymer Mitarbeiter nicht lassen; als Theilnehmer an dieser Arbeitsgenossenschaft werden die Herren Theodor, Polylogus, Polycarp, Herr von Freudenthal u. A. bezeichnet. Auch sonst fand das Wesen der Vorgängerinnen in der neuen Zeitschrift viele Nachahmung: in der Aufnahme von moralischen Aufsätzen, in der Einstreuung von Gedichten — worunter auch die eines 9jährigen Mädchens sich finden. Der Hauptnachdruck liegt jedoch auf den religiösen und naturwissenschaftlich-medicinischen Artikeln. Erstere vertragen sich mit letzteren sehr wohl. Denn die Tendenz der Zeitschrift ist eine fromme. Wird der Satz vorgetragen: „In der Natur ist Gott“, so geschieht dies

*) Mannigfaltigkeiten. Eine gemeinnützige Wochenschrift mit Kupfern. Berlin bei G. J. Bosse. 1770—1773. 1. bis 4. Jahrg. Je 2 Bde. Dazu kommen „neue, neueste, allerneueste Mannigfaltigkeiten“ 1774—1785, je 4 Jahrgänge, alle in Berlin bei Eisfeld erschienen, aber freilich nicht von demselben Herausgeber. Diese Dauerhaftigkeit des Verlegers beweist den Erfolg der Zeitschrift. Von dem ersten Herausgeber ferner: Berlinisches Magazin 4 Bde., 1769 ff. Berlinische Sammlungen zur Beförderung der Arzneywissenschaft, Naturgeschichte, der Haushaltungskunst, Kameralwissenschaft und der dahin einschlagenden Litteratur. Mindestens 4 Bände, 1771. 1772. — Ueber den Herausgeber, Martini die Notiz A. D. B. XX, 509.

ohne jede Beimischung von Naturreligion und Pantheismus. Nicht als besondere Stärke gilt der Atheismus, sondern, wie einmal gelehrt wird: „Unglaube ist oft mehr die Furcht eines bösen Herzens als eines schwachen Verstandes.“ Mit Vorliebe werden Belehrungen über fremde Völker mitgetheilt, Gesundheitsfragen erörtert. In den „Gedanken über die Einimpfung der Pocken“ kommt der Satz vor: „Sollten wohl unter den Lesern sich noch Einige befinden können, die den vorzüglichen Nutzen der Einimpfung in Zweifel zögen?“ In einem andern Aufsatze „vom Nutzen und Gebrauch der gemeinen Bäder“ werden die kalten als zur Vermehrung der Herzkräfte, zur Stärkung der Nerven dienlich sehr empfohlen, die warmen dagegen nur in Krankheitsfällen angerathen; „in gesundem Zustand würde ein langwieriger und oft wiederholter Gebrauch der Bäder zum größten Nachtheil dessen gereichen, der diese Thorheit zum Zeitvertreib hergeben wollte.“ So wenig specifisch Berlinisches berührt wird, so daß in einem Aufsatz: „das Concert der Liebhaber der Tonkunst in Berlin“ nicht einmal der Ort genannt ist, wo das Concert stattfindet, so finden sich doch mehrfach gemeinnützige für Berlin berechnete Vorschläge, z. B. der einer „gemeinnützigen Lesegesellschaft“, des ersten Journalzirkels, der auch wirklich zu Stande kam. (Die erste Berliner Leihbibliothek von Ch. Noack stammt aus dem Jahre 1769.)

Betrachtete Martini die Aufklärung mehr im Sinne einer Belehrung über Geographisches, Naturwissenschaftliches, Oeconomisches, so lag für Ulrich und Zöllner der Hauptnachdruck auf moralisch-religiöser Aufklärung. Ulrich und Zöllner waren beide Theologen, Prediger, durch viele schriftstellerische Arbeiten bekannt. Ulrich's Darstellung des religiösen Zustandes jener Zeit ist noch heute, wie erwähnt, für uns eine wichtige Quelle. Wie jenes Werk, so steht seine moralische Encyclopädie*), die man am

*) J. H. F. Ulrich, Moralische Encyclopädie. 3 Bände. Berlin und Stettin Joach. Pauli. 1779 u. 1780.

besten unter die periodischen Werke einreihen kann, durchaus auf dem Aufklärungsstandpunct. Sie wollte die Auseinandersetzung eines Einzelnen, aber kein Gesetzbuch sein; ausdrücklich lehnte es der Verfasser ab, „bei Einwebung solcher Sätze, die aus der dogmatischen Theologie entlehnt werden mußten, etwas mit entscheidender Zuverlässigkeit zu bestimmen." Sie ist kein Conversationslexikon, sondern behandelt solche Menschen, Dinge und Begriffe, die mit Moral und Theologie zu thun haben. Lebende waren ausgeschlossen, aber auch unter den Verstorbenen waren seltsame Lücken, wie Luther und Gellert. Man macht sich von dem Inhalte des Sammelwerks einen richtigen Begriff, wenn man die am Anfange zusammenstehenden Artikel erwägt: „Abendmahl, Aberglauben, Abfall, Abgötterei, Ablaß, Abraham, Absolution, Abwege", aber man wird in seinem Urtheil einigermaßen irre, wenn man daneben auch Artikel über „Accise, Advocaten, Jagd, Kunstrichter" antrifft. Das Programm war zu weit und seine Ausführung nicht ohne Willkür. Die breite, ziemlich allgemein gehaltene, selten auf bestimmte Zustände hinweisende Auseinandersetzung blieb die Hauptsache; litterarische Artikel, wie Lied, Poesie, Schauspiel standen erst in zweiter Linie. Für den Standpunct des Verfassers, ja für die Auffassung der ganzen Zeit ist es aber sehr wichtig, aus dem letztgenannten Abschnitt folgenden Satz hervorzuheben und ihn mit den zwei Menschenalter früher lautgewordenen Berliner theologischen Stimmen zu vergleichen: „Aller Schade, den das Schauspiel anrichten mag, entspringet blos aus Mißbräuchen und dem Mangel einer gehörigen Aufsicht von Seiten des Staates darüber."

Nicht minder auf dem Boden der Aufklärung stand Zöllners Lesebuch*), das auch unter die periodischen Werke zu rechnen

*) Lesebuch für alle Stände. Zur Beförderung edler Grundsätze, ächten Geschmacks und nützlicher Kenntnisse. Herausgegeben von Johann Friedrich Zöllner, Prediger bei der St. Marienkirche in Berlin. (Beim letzten Bande: Königl. Preuß. Ober-Consistorial- und Ober-Schulrathe,

ist. Den Begriff der Aufklärung, von welchem der der Religionsspötterei aufs Entschiedenste getrennt und entfernt wird, versuchte der Autor einmal dahin zu bestimmen, sie sei Befreiung von Vorurtheilen; selbständige Erforschung und Beurtheilung eines jeden Gegenstandes. Diese Aufklärung zu befördern war Zöllner bemüht. Mit ihr hing ebenso die Mittheilung eines Hexenprozesses aus dem Jahre 1779 in Osswo in Pommerellen zusammen, wie die Empfehlung der Toleranz gegen Juden, deren gute Seiten, freilich neben manchen schlimmen, hervorgehoben wurden. Mit ihr in Zusammenhang stand auch „Beitrag zum Charactergemälde Berlins" (April 1785), in dem trotz manchen Tadels großstädtischer Eigenheiten und Uebelstände, die der Residenz in nicht höherem Grade zugeschrieben wurden als anderen Städten, Wohlthätigkeit, Menschenliebe, Toleranz der Hauptstädter gepriesen wurden. Das Gerede über die allgemein in Berlin herrschende Irreligiosität wurde für ebenso thöricht erklärt wie der Satz, daß der Staat durch Gewährung vollkommener Gewissensfreiheit seine Bürger zum Unglauben verführe.

Die praktische Tendenz, die bei Zöllner gelegentlich hervortrat, bildete das eigentlich charakteristische Moment für die Berlinische Monatsschrift.*) Dieses von Fr. Gedike und J. E. Biester, einem praktischen Schulmann und einem dem thätigen Leben nicht fern stehenden Gelehrten, begründete und viele Jahre geleitete Unternehmen bestand, übrigens unter verschiedenen Schick-

Probst in Berlin.) Erster bis dritter Theil. 2. Aufl. Berlin; Maurer 1782 bis 1783. 4.—9. Theil. 1784—1790. 10. Theil. 1804. (Der letzte Band auch als: „Zöllner, Vermischte Schriften, Erster Theil" bezeichnet.)

*) Berlinische Monatsschrift 1783—1796. Von Gedike und Biester, seit 1791 von Biester allein. 28 Bände. Berlin. Bd. 1 bei F. Unger; die übrigen bei Haude und Spener. Berlinische Blätter. Von Biester. 1797. 98. 4 Bände. Berlin bei C. A. Nicolai Sohn, erschien wochen- und monatsweise, vom März 1798 an hörte das wöchentliche Erscheinen auf. Neue Berlinische Monatsschrift. Von Biester. 1799—1811. 26 Bände. Berlin und Stettin, F. Nicolai. — Vgl. J. Meyen in Prutz, Lit.-hist. Taschenb. V, 1847, S. 151—222.

ſalen, noch zwei Jahrzehnte nach Friedrich's Tode, bewährte ſich aber im Sturm der Zeiten als echtes Organ der fridericianiſchen Epoche. Sie machte Front gegen jeden Aberglauben: gegen Roſenfeld und den Monddoctor, gegen die weiße Frau und die Ziehen'ſche Prophezeiung vom Weltuntergang, gegen das Läuten der Glocken beim Gewitter, gegen den Wahn, man dürfe die Kinder nicht am Montag zum erſten Mal in die Schule ſchicken, wie gegen den, man ſolle die Schale von geſottenen Eiern nicht ganz laſſen. Sie war unerbittlich gegen Alles, was Myſtik und Schwärmerei hieß oder ſchien und was, auch nur von fern, an katholiſirende Neigungen heranreichte. Daher fiel ſie wohl Unſchuldige und Harmloſe an, die ungefährdet ihres Weges hätten ziehen dürfen, und erwarb den Spott der Jeſuitenſchnoperei, — „Der Bieſter jagt die Bieſter fort" ſchrieb der „Geſellſchafter" 1818 S. 15 — der aber den Betroffenen ein Ehrenmal dünkte. Denn was dem Weimarer Großen unbedeutend ſchien, der von olympiſcher Höhe herab manche Dinge der Welt betrachtete und bei politiſchen und religiöſen Tagesfragen unempfindlich blieb, mußte den Berliner Aufklärern in ihrem nüchternen, auf das Praktiſche, augenblicklich Erreichbare gerichteten Streben wichtig und folgenſchwer dünken. Nicht der ſteife, mit ſtolzen Schritten einhergehende Mann, den Goethe treffen wollte, war die wirkliche oder gar einzige Stütze der Monatsſchrift, ſondern Kant und Juſtus Möſer, Heyne und F. A. Wolf, die Brüder Humboldt, Fr. Schlegel, Fichte, Adam Müller, Moſes Mendelsſohn, Georg Forſter waren gern geſehene, zum Theil häufig auftretende Mitarbeiter. Wenn aus irgend einer Zeitſchrift, ſo kann gewiß aus ihr, nach den Worten ihres Verlegers, „der Geiſt der Zeit" erkannt werden. Aufklärung und Toleranz waren für alle Mitarbeiter gleich werthe Güter. Was jene betraf, ſo konnten die Verſchiedenſten, trotz mannigfacher Abweichungen im Einzelnen, die ſchöne Ausführung Kant's (vgl. oben S. 325) unterſchreiben, daß Aufklärung der Ausgang des Menſchen aus ſeiner ſelbſtverſchuldeten Unmündigkeit ſei, und den Wahlſpruch der Auf-

klärung: Sapere aude als den ihrigen annehmen. Die Toleranz angehend, mochte wohl der Eine die Katholiken gern ausschließen und der Andere es verwunderlich finden, daß ein zum Judenthum übergetretener schlesischer Rathmann ganz unbehelligt blieb; im Grunde meinten sie Alle dem von Biester formulirten Satze zu huldigen: „Intoleranz heißt die Furie, welche alles Glück vom Erdboden vertilgt, sie ist das empörendste Verbrechen gegen den Staat, gegen die Menschheit, gegen die Vernunft, gegen die Religion".

Unbedingte Consequenz wird man freilich, wie schon aus dem Gesagten ersichtlich ist, der Berliner Monatsschrift nicht nachrühmen können. Wie der Humanismus, vor der Reformation Bedenken tragend, scheu zurückwich, statt muthig vorwärts zu gehen, so mied die Aufklärung extreme Meinungen, die sie der Hinneigung zur Revolution verdächtig machen konnten. Dieselbe Zeitschrift, welche die Einrichtung einer Kirche für die natürliche Religion forderte, die Trennung der Schule von der Kirche begehrte und das Verlangen stellte, das freilich von Manchem bestritten wurde, bürgerliche Eheschließung einzuführen, wollte von Atheismus und Pantheismus nichts wissen und hatte selbst für die freien Geister kein rechtes Verständniß, weder für M. Knuzen noch für Edelmann, der ihr kaum weniger als den Früheren der Berüchtigte blieb. Und eben sie, die vollständige Schreib- und Druckfreiheit verlangte, die oft genug von den „heiligen Menschenrechten" redete, die Fürsten wegen ihrer unedlen Beschäftigung und ihrer Bedrückung der Unterthanen tadelte, eine Repräsentation des Volkes für unentbehrlich hielt, ja sie, die, Amerikas Befreiung begrüßend, die überwallende Sehnsucht nach gleichem Glücke mit dem Rufe beschwichtigte: „Die eiserne Fessel klirrt Und mahnt mich Deutschen, daß ich ein Deutscher bin"*), zuckte, nachdem sie den Beginn der französischen Revolution begeistert gepriesen hatte, schnell zurück. Die praktische Aus-

*) Dieses und das folgende im Text erwähnte Gedicht in Berl. Neudrucken II, 3, S. 30—39 vgl. S. XIII.

führung des theoretisch Gepriesenen, des angeblich Heißersehnten behagte ihr nicht. Für die Durchführung der Freiheit und Gleichheit schien ihr die Zeit noch nicht gekommen; dem Grundsatz der Brüderlichkeit ward an den nationalen Grenzen Halt geboten.

Nur in Einem zeigte die Berliner Monatsschrift volle Consequenz, in ihrem Streben, die unteren Volksklassen zu veredeln und ihr Loos zu verbessern. Von ihr wurden Erwerbschulen vorgeschlagen, so praktisch, daß Einrichtungen gemäß diesen Vorschlägen getroffen werden konnten; Armen-Beschäftigungsanstalten in Aussicht genommen, deren Hauptzweck sein sollte, zur Verminderung der Verbrechen beizutragen; der vernünftigen Volkserziehung ward eindringlich das Wort geredet.

Solch praktisches Streben, von großen Gesichtspunkten aus, auf hohe Ziele gerichtet, ist für die Berliner Monatsschrift charakteristisch. Einseitig zwar, aber mit stets erneuter Lust und Liebe ging sie ihren Weg; das muthige Wort Eines aus ihrer Mitte: „aber müde machen sollen uns selbst die Großmächtigsten nicht" ziert sie Alle. Von den gegenstandslosen Spielen des „Weltbürgers" bis zu dem muthigen Wagen der Monatsschrift ist ein weiter nicht unrühmlicher Weg.

Im Vergleiche zu diesen moralischen Zeitschriften bedeuten die belletristischen nicht viel. Schon die behandelten boten in Folge ihrer großen Berücksichtigung des „Frauenzimmers" durch die Aufnahme von Gedichten und Erzählungen viel leichte Lectüre. Aber die schöne Litteratur hatte auch ihre besonderen Organe: unbedeutende und kurzlebige, bedeutendere und länger dauernde, aber solche, die, obwohl in Berlin erscheinend, kaum als Berliner Journale zu betrachten sind, da weder Herausgeber noch Mitarbeiter, noch auch Leser in Berlin zu suchen waren. Je zwei Zeitschriften dieser beiden Arten mögen kurz genannt werden.

Von der ersten G. W. Burmann's *) und J. G. Müchler's **) Unternehmungen, deren ersteres noch für die unten S. 479 folgende Charakteristik des Dichters zu verwerthen ist. Müchler — der Vater von Karl Müchler, einem später zu betrachtenden vielseitigen Schriftsteller — 1724—1819, in den fünfziger Jahren Lessing's Genosse in Berlin, seit 1773 dauernd der Hauptstadt angehörig, mit deren Zuständen er sich gelegentlich beschäftigte, war ein fleißiger Uebersetzer, der aber Lessing's 1755 gesprochenes Wort, er sei ein Mann, „auf dessen Geschicklichkeit und Fleiß man sich auch in wichtigen Proben zu verlassen gelernt hat", nicht sonderlich wahr machte.

Von der zweiten Art, der länger lebenden, aber im Ganzen unberlinischen, sei die von J. G. Jacobi herausgegebene „Iris" nur genannt, da sie, obwohl vier ihrer acht Bände in Berlin erschienen (1776), durchaus nach Düsseldorf und den „süßen" Halberstädter Cirkeln gravitirt. Auch des Gothaer Reichard „Olla Potrida" kann man nicht eine Berliner Zeitschrift nennen, aber ihr langes Erscheinen in Berlin verlangt eine kurze Betrachtung. Sie war ein speculatives Unternehmen des Verlegers, der die letzten Bände „Lectüre für Reisedilettanten" nannte, eine Sammlung von Theaterstücken, Gedichten — auch einzelnen Goethischen — Romanen, Anekdoten, Kritiken, prosaischen Aufsätzen aller Art. Auch Religion und Politik wurden behandelt. Von Illuminaten und Hexengeschichten einerseits, von der französischen Revolution andererseits war die Rede. Von letzterer in durchaus gegnerischem Sinne, mit Hohn und Abwehr jeder Gemeinschaft mit den Barbaren. Nach einem großen Spott gegen die Nationalgarden hieß es einmal: „nun denke man sich diese Helden im Handgemenge mit deutschen Truppen", und nach einer Schilderung einiger Schreckensscenen: „Nein, nie sah die

*) Für Litteratur und Herz. Eine Wochenschrift von G. W. Burmann. Leipz. u. Berlin, J. G. Decker (1773). 52 Stücke. 422 SS.

**) Joh. Georg Müchler's anonym erschienene Wochenschrift „Zeitvertreib bey dem Nachttisch (!) und Caffeetisch". Berlin u. Leipzig 1758. 8°. 766 SS. Ueber J. G. Müchler, Goedeke, Grundriß IV², S. 175.

Geschichte solche Greuel bei einem Volke verüben, das sich rühmt, die höchste Stufe der Cultur erreicht zu haben, und stolz auf alle anderen Länder von seinem Leichen- und Todtenkopf-haufen herabblickt. Aber der Tag der Rache kann nicht mehr fern sein und welche Rache ist schwer und blutig genug um diese Brandmaske vom 18. Jahrhundert in etwas wegzuwischen; denn ganz kann sie nie vertilgt werden". Will man aber nach solchen Expectorationen auch von dem Berlinischen noch eine Vorstellung haben, so lese man den „Berliner Zauberer", der ebenso gut nach Memel oder Friedrichshafen genannt werden könnte, die Geschichte eines Mannes, der von einem alten Mütterchen ein Strumpfband erhält, das ihn unsichtbar macht, und ein Papier, das, von seinen Händen bestrichen, die gehörten Gespräche aufbewahrt: da sieht und vernimmt man nun gar seltsame Offenbarungen der Heuchler und Tugendschwätzer. — Von den belletristischen Beiträgen, unter ihnen viele Uebersetzungen und manches Fremdsprachliche, vermochten wenige die Zeitschrift zu überdauern, in der sie erschienen. Auch in der Auswahl der Bilder war der Verfasser ebenso weitherzig wie in der Aufnahme der Beiträge: da waren Männer von den verschiedensten Richtungen, Nationen und Zeiten: Trivulzio, Bayle, Franklin, zahlreiche Franzosen des 18. Jahrhunderts, verschwundene deutsche Größen, wie C. H. Schmid und J. K. Wezel, aber auch Schubart und Moses Mendelssohn neben Wöllner.

Als eine Abart dieser leichtern Litterargattung muß die Scandalchronik genannt werden. Sie blühte üppiger in der folgenden Periode, in der sie ja auch mehr Stoff zu Berichten bekam, aber ihre dreisten Anfänge fallen schon in diese Zeit. Doch muß man sich sehr hüten, solchen Schriftstellern aufs Wort zu glauben. Sie leben von der Uebertreibung und setzen oft genug an Stelle der wirklichen Welt eine erdichtete.

Dies Urtheil gilt namentlich von Wegener*), der, da es

*) Raritäten. Ein hinterlassenes Werk des Küsters von Rummels-

mit dem Ernst nicht recht ging (vgl. oben S. 419 ff) es mit dem Scherz versuchte, aber hier ebenso plump wurde, wie er dort langweilig lehrhaft gewesen war. Cynisch bis zum Ueberdruß, in einförmigem Einerlei Geschichtchen vortragend, die durch die harmlose Naivetät der Früheren oder den trockenen Humor der Späteren erträglich gemacht werden konnten, verstand er es weder, den Zorn zu erregen, noch lachen zu machen, ja man sollte meinen, daß selbst die Fähigkeit zu verführen, seiner stumpfen Feder nicht geglückt wäre. Damit hätte er wenigstens einen Triumpf errungen, denn er gab sich bald für einen Moralisten aus, der seine üppigen Bilder nur zur Abschreckung entwarf, bald für einen Strafredner, der die Allzutugendsamen ärgern wollte. Seine Erfindung war so dürftig, daß er z. B. Rabener's Idee von einem Wörterbuch für alle Stände aufnahm und weiterführte und einmal, nach berühmtem Muster, 22 Briefe veröffentlichte, in denen je ein Buchstabe des Alphabets fehlte; seine Gegenständlichkeit war so gering, daß seine Geschichten, obgleich sie fast alle in Berlin spielen, uns nichts specifisch Locales erkennen lassen.

In derselben Richtung thätig, aber ein Mann ganz andern Schlags, war der Kriegsrath Cranz, 1737—1801, in Berlin 1779—1784 und wiederum von 1787 an.*) Von einer Rührigkeit ohne Gleichen, mit einer glückseligen Oberflächlichkeit begabt, die ihn in den Stand setzte, über alle Dinge und noch manches Andere zu reden, schrieb er Brochüren, Zeitschriften, Bücher über Theologisches, Politisches, Litterarisches, Sittliches, kämpfte für Lessing gegen Götze, für die kleinen Geister gegen die Xenien-

burg. Sr. Hochehrwürden dem Herrn Magister Sebaldus Nothanker, ganz ergebenst zugeeignet, von Baldrian Schwarzbuckel, Enkel des wohlseel. Küsters. (Aehnliche Widmungen noch auf dem Titel der übrigen Theile.) 9 Theile, 1778—1785, einige in 3. Auflage.

*) Vgl. Redlich in A. D. B. IV, 564—566. Goedeke (alte Ausg.) II, 1144. Ziemlich vollständig Schmidt u. Mehring, Gelehrtes Berlin I, 92—94, 40 Schriften aufzählend von 1774 bis 1792. Ein Sammelband der K. B. enthält fast das Wichtigste.

schreiber, am häufigsten für seinen Magen, der ewig Befriedigung verlangte. Er sah wirklich, was um ihn her vorging und sprach es frech und ungescheut oder zahm und verschleiert aus, je nachdem er behandelt wurde. In seiner Hauptzeitschrift, „Berlinische Correspondenz“*), gab er wirklich ein Stück Berliner Leben, Anekdoten, Liebesgeschichten u. A. Er prahlte oft mit vornehmen Beziehungen, unterdrückte Manches, „weil es von S. K. Maj. sehr übelgenommen und mißbilligt sei,“ erlangte aber doch — wenigstens zuerst — Censurfreiheit und wurde in einem Proceß wirklich durch unmittelbaren Ausspruch des Königs befreit. Er polemisirte gegen die Berliner Monatsschrift, obwohl sie doch auch sein Parteiorgan war, und trat gegen Moritz auf.

Außer der schönen Litteratur erhielten auch Gelehrsamkeit und Kritik ihre besonderen Organe. Als Sammlung gelehrter Abhandlungen ist außer den akademischen, von denen in anderem Zusammenhang gesprochen werden muß, ein ziemlich umfangreicher Abdruck kleinerer, namentlich ausländischer Schriften, zu nennen.**) Deutsche Schriften sollten zwar auch gebracht werden, ebenso wie Bildnisse deutscher Männer, beides geschah jedoch nur in geringem Maße. Von diesen erschienen nur der Dichter F. W. Zachariae und der Kupferstecher G. F. Schmidt, von jenen nur eine Schrift Sulzers, — auch sie eigentlich nur Uebersetzung einer ursprünglich französisch geschriebenen Abhandlung, — freilich mit Sulzers deutschen Anmerkungen. Engländer und

---

*) Berlinische Correspondenz, historischen und litterarischen Inhalts. Eine periodische Schrift von dem Verfasser der Lieblingsstunden. Mit allergnädigster Freyheit. Berlin 1782. Bey Chr. L. Stahlbaum. Im 5. Stück erließ der Censor Dohm eine Anzeige und Erinnerung, worin er zwischen dem „Censor und dem Privatmann“ zu unterscheiden bat.

**) Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. 6 Bände zu je 2 Stücken, der Band 3 bis 400 SS. Berlin, Fr. Nicolai. 1759—1763.

Franzoſen waren ziemlich gleichmäßig berückſichtigt, weniger Holländer und Italiener. Die meiſten Abhandlungen waren aus dem großen Gebiete der Aeſthetik und Litteratur entnommen, beſchäftigten ſich faſt ausſchließlich mit längſt vergangenen Zeiten und zum geringſten Theil mit damals ventilirten Angelegenheiten und Streitfragen.

Eine Miſchung von gelehrten Mittheilungen und Kritiken, die letzteren jedoch weit mehr bevorzugend, bot die „Berliniſche Bibliothek“*), die, wie ein Imprimatur Formeys par ordre de Maupertuis vermuthen läßt, mit der Akademie in Verbindung ſtand. Einen wichtigen Beſtandtheil, außer den Kritiken, bildeten die Neuigkeiten aus der gelehrten Welt: Berufungen, Einführungen, Todesfälle; in der ganzen Rubrik vieles auf Berlin Bezügliche. Der Hauptaccent lag auf der Gelehrſamkeit, mit beſonderer Berückſichtigung der Philologie, Philoſophie und Geſchichte; weit weniger Beachtung fand das Praktiſche und Reinlitterariſche. Der philoſophiſch-theologiſche Standpunct, den die Zeitſchrift vertrat, war der fromme, chriſtliche, antimaterialiſtiſche. Dieſer Standpunct wurde mit großer Entſchiedenheit gegen Andersmeinende geltend gemacht. An F. W. Sack's „Vertheidigter Glaube der Chriſten“ wurde das Beſtreben gelobt, „dem einreißenden Unglauben und der frechen Verſpottung der geoffenbarten Religion Einhalt zu thun.“ Ziemlich ſtark ging man gegen Edelmann vor: beſonders heftig wurde La Mettrie getadelt. Seine Hauptſchrift wurde einmal als „eine jämmerliche Mißgeburt“ bezeichnet, die „verdiene, mit Verachtung auf die Seite gelegt zu werden“, und über eine Vertheidigungsſchrift des Franzoſen wurde geurtheilt: „die Grobheit, die ungeſchliffenen Ausführungen gegen verdienſtvolle Männer,

*) Berliniſche Bibliothek worinnen von neu herausgekommenen Schriften und andern zur Gelahrtheit gehörigen Sachen kurze Aufſätze und Nachrichten mitgetheilet werden. 2. Band. Berlin 1748. 3. Band 1749, 4. Bd. 1750. Bei Rüdiger, ſpäter Voß. Den 1. Band kenne ich nicht. Jeder Band hat 6 Stücke.

die pöbelhaften Schimpfworte, die man in diesen wenigen Blättern findet, machen es sonnenklar, daß die ganze Maschine des Verfassers und sonderlich die Triebräder seines Gehirns aus dem Ganzen gehauen und durch keine anständige Auferziehung polirt wurde." Das Praktische wurde angedeutet in Beurtheilung einzelner Schriften über den Kornbau, besonders in kurzen Mittheilungen wie der „Nachricht von einer beim Aderlassen nützlich zu brauchenden Blutwage". Endlich wurde das Reinlitterarische bei Gelegenheit der Gottschedischen Händel berührt. Während aus einzelnen kurzen Aeußerungen eine gewisse Kühle gegen den streitbaren sächsischen Kritiker und Poeten hervorzugehen scheint, findet sich einmal, in einer Beurtheilung seiner Reden, folgende begeisterte Charakteristik Gottsched's: „Der angesehne Herr Verfasser, der sich seit vielen Jahren auf die rühmlichste Weise um die deutsche Sprache verdient gemacht, hat auch in gebundener und ungebundener Schreibart manche Beweisthümer von seinem guten Geschmack und seiner hellen Einsicht in die schönen Wissenschaften abgeleget. Er hat es nicht genug sein lassen, die Regeln und Gründe auseinanderzusetzen, wornach man die Werke des Geistes beurtheilen muß, worin er den Spuren der Alten und einiger geschickten Neuern gefolgt ist; sondern er hat auch selbst dasjenige ausgeübet, was er Andern angepriesen und durch seine Beispiele Viele gereizt, sich mit Ernst auf ihre Muttersprache zu legen, um auch in derselben ihre Gedanken auf eine deutliche und angenehme Art auszudrücken. Man kennet ihn schon lange als einen großen Redner, der Deutschland Ehre bringt und dem auch selbst diejenigen, die gegen ihn in Schriften zu Felde gezogen sind, diesen Vorzug nicht streitig machen können, daß er die Reinigkeit der Sprache sehr genau beobachtete und einen fließenden und lebhaften Vortrag habe" (1750, Bd. IV, S. 213).

Wog in dieser Zeitschrift, mag sie nun eng oder lose mit der hauptsächlichen wissenschaftlichen Corporation zusammenhängen, das Wissenschaftliche vor, so sollte in einer gleichzeitigen,

die faſt wie ein beabſichtigtes Concurrenzunternehmen ausſieht, trotz der „Genehmhaltung der Akademie“, das Litterariſche vorherrſchen. Die Zeitſchrift*) — von Ramler, Sucro und Sulzer begründet — ſollte zweimal wöchentlich erſcheinen, erſchien aber nur einmal. Sie ſollte populär ſein und wollte friedlich zu Werke gehen, vornehmlich aber wollte ſie „keines Verfaſſers, keiner Secte und keines Volkes Stern ſein“. Dieſes Programm wurde nicht eben ſtreng erfüllt, am eheſten noch das Streben nach Popularität; mit dem Frieden war es nicht weit her und ebenſo wenig mit dem ruhigen Ernſt der Kritik; unbedeutender Männer Arbeiten, wie C. E. Suppius, Oden und Lieder und J. Ch. Helck, Fabeln wurden mit ſchonungsloſem Spott behandelt. Ramler fehlte zum Kritiker die Entſchiedenheit und zum Redacteur das Geltenlaſſen der Meinungen Anderer.

Schließlich ſollte er Alles thun, denn ſein Organ litt Noth an Beiträgen, Langemack, ein Juriſt, der dem Redactionskreiſe nahe ſtand, that wenig; Sulzer, der für die erſten Nummern fleißig geweſen war, reiſte von Berlin fort und empfahl wenig brauchbare Lückenbüßer, Andere gaben Verſprechungen, die ſie nicht hielten. Oeffentliche Stimmen erhoben ſich wider ſie, wie die Simonettis, des ehemaligen Göttinger Profeſſors, der damals Prediger in Frankfurt a. O. war. Der hauptſächliche Grund aber, daß auch Ramler ſich von der Zeitſchrift zurückzog, war, wie er ſelbſt ſchrieb, „die wenige Hülfe, die wir von unſeren Freunden und Kunſtrichtern bekommen haben.“ **) Denn

---

*) Kritiſche Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit. Auf das Jahr 1750. Mit Genehmhaltung der Königl. Academie der Wiſſenſchaften. Berlin, Bey Haude u. Spener. 52 Nummern mit 12 Anhängen und einem Regiſter. Im Ganzen 525 SS. 4°.

**) Vgl. F. Wilhelm, Briefe an Ramler, Viertelj. f. Litteraturgeſch. IV (1891), S. 53. 600. — Ueber Langemack A. D. B. XVII, 655. — Ueber den ganzen Kreis und die Zeitſchrift ſelbſt C. Schüddekopf, Ramler, Wolfenb. 1886. Eine intereſſante Notiz aus der Selbſtbiographie Büſching's [Halle 1789, S. 142], der 1742 Berlin beſuchte, mag hier folgen: „J. G. Sucro ſagte [mir], daß hier mit dem Anfang des 1750ſten Jahrs wöchent-

der schon genannte Sucro und einzelne Schweizer nur waren als Mitarbeiter thätig. Diese Theilnahme der Schweizer war charakteristisch: sie kennzeichnete die Stellung der Zeitschrift in den ästhetischen Streitigkeiten der Zeit. Gottsched freilich hätte man am liebsten todtgeschwiegen. Die deutschen Dichterfreunde wie Gleim und Uz wurden gelobt, aber Hagedorn so schief wie möglich „reich an gedachten Sätzen und starken Gedanken" genannt. Auszüge aus schweizer Zeitungen, Uebersetzungen, schnellfertige Referate, auch ein paar Abhandlungen und Ramler'sche Gedichte, füllten die Spalten des Blattes. Ein Werk, wie Montesquieu's Geist der Gesetze, wurde mit einer kurzen Analyse abgethan, ohne eine Andeutung des großen Werthes dieses Buches. Solche Verkennung hing wohl mit der Kühle zusammen, die gegen die französische Litteratur, trotz der großen Beachtung herrschte, die man ihr schenkte. Nur so läßt sich erklären, daß in Bezug auf Diderot einmal von „seinem lächerlichen Betrug" gesprochen und ein anderes Mal kurzsichtig gesagt wird: „welcher Schade, daß so fähige Köpfe, wie der Verfasser ist, ihren Verstand nicht zur Bestätigung der Tugend und Religion anwenden." Aus dieser Aeußerung darf man nicht schließen, daß die neue Zeitschrift aufklärungsfeindlich war; vielmehr betonte sie gelegentlich stark den freisinnigen Standpunct.

Ungleich in ihren Leistungen, ohne rechten Plan begonnen und durchgeführt, war der erste Band dieser Zeitschrift. Man geht fehl, wenn man mit Ramler's erstem Biographen von ihr sagt, daß sie „in der damaligen Morgenröthe des deutschen Kunstgeschmacks das erste kritische Blatt war, wodurch Licht auf eine bis dahin dunkle Gegend fiel." Lessing'scher Geist fehlte

lich in 2 Stücken eine neue gelehrte Zeitung . . . . . an das Licht treten werde, an der vier Personen arbeiteten, unter welchen er selbst sei und die theologischen Bücher und Schriften anzeige und beurtheile. D. Elsner [der Theologe? s. A. D. B. VI, 68] aber habe die Direction über dieselbe. Der Buchdrucker Spener, der sie verlege, gäbe den Verfassern jährlich 300 Thlr., in die sie sich theileten und liefere ihnen auch die Bücher und Schriften, die sie anzeigeten."

ihr durchaus. Und es ist recht charakteristisch, daß Ramler, der damals Lessing persönlich nicht kannte, außer manchen kühlen Berichten über ihn, einmal (S. 72) mit Bezug auf die „Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustand des Theaters in Berlin", die in den „Beiträgen zur Historie des Theaters" standen, die Worte braucht: „Hier wird unsere französische Comödie und italienische Oper beschrieben, sowohl welche Stücke kürzlich aufgeführet worden sind als auch wie die Comödianten und Operisten ihre Rollen machen. Weil man sie mit Namen nennt, hätte man sich auch einer Schreibart bedienen müssen, die dem Range, den man vorher der Schauspielkunst unter den freien Künsten eingeräumt hatte, gemäß gewesen wäre. Wir können überhaupt diesen Bemühungen Beifall versprechen, wenn nur bei eigenen Abhandlungen die wortreiche Schreibart vermieden wird; imgleichen, wenn man die Lust an einer guten Sache die schlechteste Seite aufzusuchen, künftig entbehren will. Die spöttische Beschreibung einer Bildsäule an einem wohlgebauten Opernhause gehört dahin. Wir setzen keinen Zweifel in diese geringe Verbesserung und erwarten begierig wohlausgearbeitete Uebersetzungen tragischer und komischer Gedichte, vermuthlich in einer schönen Prosa und Anmerkungen, die einen Dichter zu bilden fähig sind."

Der zweite Jahrgang, 1751, trug ein wesentlich anderes Gepräge. Schon das Schlußwort des ersten Bandes war wahrscheinlich von Mylius und Lessing geschrieben; in dem zweiten ergriff Lessing selbst so häufig das Wort, daß die neueste Ausgabe seiner Werke aus den 52 Nummern jenes Jahrgangs 32 Beiträge von ihm aufgenommen hat.

In den folgenden Jahrzehnten führten Lessing und seine Freunde das kritische Wort in Berlin, wie in dem nächsten Kapitel zu zeigen ist. Fast am Ende der fridericianischen Zeit erschien eine neue kritische Zeitschrift*), die nicht sehr bedeutend

*) Berlinische gelehrte Zeitungen. Zweiter Jahrgang. 1780. Berlin, bey Joachim Pauli. 830 SS. Im Ganzen 52 Stücke. Ich kenne nur

iſt. Sie betrat faſt alle Gebiete, in bunter Abwechſelung: Theologie, Philoſophie, ſchöne Wiſſenſchaften, Geographie, Medicin, Aſtronomie, Technik, Architektur. Sie ſtand im Weſentlichen auf dem Standpunkte der Aufklärung. Charakteriſtiſch für ihren Standpunkt iſt eine längere Ausführung, die darin gipfelt, daß man die Alten nicht ſo unbedingt loben ſolle; unſere Kenntniß ſei umfangreicher, unſere Erziehungskunſt hervorragender. Eine dankenswerthe Neuerung dieſer Zeitſchrift, die, wie ihre Vorgängerinnen, Perſonalnotizen, Nachrichten über neu erſchienene Bücher enthielt, war eine Inhaltsangabe verſchiedener periodiſcher Unternehmungen. Zweierlei ſchien ſie von Leſſing angenommen zu haben: das Drängen auf richtige Ausdrucksweiſe und einen rückſichtsloſen, zu epigrammatiſcher Kürze neigenden Ton. Von einem naturgeſchichtlichen Werke heißt es einmal: der Autor habe keine Ahnung von ſeinem Gegenſtande, ſo daß man dieſer ganzen Charteke keinen beſſeren Platz als im Butterkeller anweiſen könne. Schobelt's „Noten mit Text über die Erziehung des Menſchengeſchlechts" werden mit den Worten abgefertigt: „Die letzten Worte der letzten Note: Ich komme nicht wieder, werden dem Publikum von allen Noten unſtreitig am beſten gefallen, daher ich auch nicht unterlaſſen habe, ſie abzuſchreiben, mit dem ſehnlichen Wunſche, daß Herr Schobelt Wort halten möge".

---

dieſen zweiten Band, in dem kein Herausgeber genannt iſt, Mitarbeiter werden faſt nur mit Buchſtaben bezeichnet; einmal iſt unterſchrieben: Beſeke, kgl. pr. Kriegsrath und adjunctus fisci. In dieſen Zuſammenhang gehören die „Berliner gelehrten Anzeigen", die Anfang 1777 bei Haude und Spener herauskommen ſollten. (Vgl. Spener'ſche Zeitung 10. Oct. 1776.) Ich kenne ſie (etwa den Anfang unſerer Zeitſchrift?) ebenſowenig, wie das in Berlin und Leipzig 1776 erſchienene „Berliniſche Literariſche Wochenblatt", 1776 mit lateiniſchen Lettern gedruckt, 1777 ſollte es deutſch gedruckt werden. Es enthielt außer Kritiken auch Berichte über Schauſpielergeſellſchaften und ſollte von 1777 an auch Odencompoſitionen bringen.

Vierzehntes Kapitel.

Leſſing und die deutſchen Schriftſteller.

Das Zeitalter der Berliner Kritik beginnt mit Leſſing. Denn wenn auch einer ſeiner Freunde ihm voranging, ſo war es Leſſing'ſcher Geiſt, der aus ihm ſprach. Dieſer Freund war Mylius*).

Mylius

Chriſtlob Mylius, 1722—1754, gehörte nur fünf Jahre lang von 1748 bis 1753 Berlin an. Seine dramatiſche und journaliſtiſche Thätigkeit iſt hauptſächlich ſeiner vorberliniſchen Leipziger Periode zuzurechnen; in Berlin war er viel, wenn

*) Litter. Notizen gebe ich in dem folgenden Abſchnitt meiſt nur dann, wenn Goedeke's Grundriß IV, 1, Dresden 1891, die ausgezeichnete Neubearbeitung, im Stich läßt. Nur Nicolai, als Urberliner, mag eine Ausnahme machen. Für Leſſing und ſeinen Kreis ſei ein für allemal auf Erich Schmidt's Werk verwieſen, 2 Bände, Berlin 1884—1891. Speciell mag noch das hier beſonders in Betracht kommende Schriftchen J. Rodenberg's: Leſſing in Berlin (Nat.-Ztg., 14.—18. Febr. 1886) erwähnt werden (auch ſep. erſchienen, Berlin o. J.). Für die, denen der Abſchnitt über Leſſing im Verhältniß zu ſeiner Bedeutung für Berlin zu kurz erſcheint, mag daran erinnert werden, daß ich in dieſem Werke, deſſen Umfang nothgedrungen ziemlich ſtark werden mußte, gerade über das allgemein Bekannte und von Anderen trefflich Geſagte kürzer hinweggehen zu dürfen mich berechtigt glaubte. Beachtung verdienen, trotz ihres oft unwürdigen Tones, Xanthippus, Berlin und Leſſing, Frdr. d. Gr. und die deutſche Litt., Münch. u. Lpz. 1886; Fr. Mehring, Die Leſſing-Legende, eine Rettung, in „Die neue Zeit", Stuttg. 1892, Nr. 19—26, Nr. 31—40. — Nur ganz kurz mag auch auf die ausgezeichnete Neubearbeitung der Lachmann'ſchen Ausgabe von Leſſing's Werken durch Muncker hingewieſen werden, von der 8 Bände erſchienen ſind, Stuttgart 1886—1892.

auch nicht ausschließlich, mit naturwissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, welche zur Grundlage seiner nie ausgeführten Entdeckungsreisen dienen sollten. Er war kein Schwindler, aber ein flüchtiger Vielschreiber, der wenig Gediegenheit in seinen Kenntnissen und geringen Ernst in seinen Meinungen besaß. Er brüstete sich mit dem Namen eines Freigeistes, ohne daß er durch tiefes religiöses Nachdenken diesen Namen verdiente, den er einem seiner Wochenblätter voransetzte. In Berlin gab er einige Monate hindurch (1748) den „Wahrsager" heraus, der ganz in der Art früherer und späterer Wochenschriften, nur in weit cynischerem Tone, Berliner Verhältnisse streifte, für gefährlicher gehalten wurde als er wirklich war und schon um deswillen keine große Wirkung übte, weil er auf einen kleinen Leserkreis beschränkt war.

War in dieser Wochenschrift das Litterarische nur gestreift, so bildete es den Hauptinhalt eines Unternehmens, in dem Mylius wirklich eine große Wirksamkeit entfaltete.

Mylius war beinahe zwei Jahre Leiter des Artikels „von gelehrten Sachen" in der Rüdiger'schen (Vossischen) Zeitung und wie es damals üblich war, sein vornehmster, wenn auch nicht sein einziger Mitarbeiter.*) Mit dem Jahrgange 1749 dieser Zeitung begann die litterarische Kritik in Berlin. Es ist daher

*) Ein Ex. der Voss. Ztg. 1749 in der K. B., ein anderes in G. L. St. Viele Artikel, auch einige der von mir benutzten, werden von B. A. Wagner, Lessing-Forschungen, Berlin 1881, bei Danzel-Guhrauer, Berlin 1880, I, 189, 488 ff. (vgl. Er. Schmidt, Lessing I, 174) für Lessing in Anspruch genommen und abgedruckt: die zuversichtliche Behauptung dieser Forscher theile ich nicht. Aus Cunos Zeugniß kann man nicht viel machen, die Beurtheilung Lessing'scher Stücke sind ganz gewiß keine Selbstrecensionen und die Stelle über Mylius selbst „Die Mädcheninsel": der Verfasser habe es „in dieser Gestalt niemals zum Druck bestimmt. Wäre es mit seinem Vorwissen gedruckt worden, so würde es vielleicht ein ganz andres Ansehn bekommen haben. Da es das erste deutsche Originallustspiel in Versen ist, so hätte er gewünscht, Gelegenheit zu haben, es vollkommener zu machen," konnte nicht einmal ein vertrauter Freund, sondern nur Mylius selbst schreiben.

billig, diese Anfänge, die hier als ein Ganzes betrachtet werden mögen, eingehend ins Auge zu fassen.

Der Artikel „von gelehrten Sachen" fehlt in dem genannten Jahrgange fast in keiner Nummer. Von den acht Spalten (4 Quartseiten) füllt er regelmäßig eine, manchmal zwei Seiten und auch mehr. Fast eine ganze Nummer wird mit Uebersetzung der Erwiderung ausgefüllt, die Resnel, Director der französischen Akademie, auf die Rede des Herzogs Marschalls von Belleisle, ertheilte. Der Inhalt der sehr zahlreichen Artikel — manche Nummer bringt mehrere — ist ein sehr verschiedenartiger. Gegenüber Personalnachrichten und Originalmittheilungen überwiegen die Recensionen. Sie beziehen sich vorzugsweise auf drei Gebiete: das naturwissenschaftliche, das theologische und das rein litterarische. Die Kunst wird nur gestreift: neben einer Mittheilung über den Verkauf von Oelgemälden in Reval, steht der Vorwurf gegen den „critischen Musikus an der Spree", daß Euler unter den Musikschriftstellern nicht genannt werde, freilich sei er nicht für den großen Haufen, sondern für den Lehrer der Lehrer. Naturwissenschaft dagegen wird mit Vorliebe gelehrt. Aus den Sammelschriften der Akademie werden naturkundliche Artikel hervorgehoben; große Werke wie des Linnäus Systema naturae ausführlich analysirt, mancherlei selbstständige Mittheilungen gegeben über die Weiderosen, über Grischow's Hyetometer oder Regenmesser, über die von Mich. Rossi in Berlin verfertigten Instrumente, sowohl Springbrunnen, Feuerregen und Feuerkugeln, als seine Fahrenheit'schen Thermometer. Der theologischen Artikel sind nicht allzuviele. Auch die wenigen lassen erkennen, daß ihr Verfasser auf dem Standpuncte der Aufklärung stand, für Gewissensfreiheit eintrat und Glaubensverfolgung mit Scheltworten von sich wies.

Der Hauptnachdruck jedoch wurde auf das Reinlitterarische gelegt. Der Kritiker, in dem man vielfach Lessing hat erkennen wollen, war durchaus der neuen Richtung zugethan. Er lobte die Bremer Beiträge und zeigte trauernd Elias Schlegel's Tod

an. Lessing's damals erscheinenden Schriften, deren erster er nur die Initialen G. E. L. vorsetzte, bei deren zweiter er den Autornamen ganz verschwieg, bezeugte er große Theilnahme. „Die alte Jungfer" bewies ihm, „daß ihr Verfasser für die Schaubühne geboren zu seyn scheinet"; das Stück wurde von ihm charakterisirt als sehr scherzhaft und doch fein, sehr lebhaft und doch nicht übertrieben, sehr beißend und doch nicht anzüglich; von dem freien Gedicht „der Eremit", von dem er nur die unverfänglichsten Stellen abdruckte, urtheilte er, „es ist scherzhaft genug, daß man ihm sehr viele Leser versprechen kann und witzig genug, daß man es den Liebhabern der Dichtkunst mit gutem Gewissen anpreisen kann."

Klopstock liebte er nicht. Bei der Anzeige von Meiers' Lobrede auf den Messias rieth er, das Erscheinen des Werkes abzuwarten, bevor man übereifrig lobe und äußerte sein Bedenken über einige mitgetheilte Hexameter. Bei der Besprechung von J. N. Reichel's „Critik über den Wohlklang des Silbenmaßes" im „Messias" (S. 143) machte er sich lustig über die „sklavisch-kritischen Lobsprüche" dieses „unverschämten Anbeters des Herrn Klopstock" und schilderte seine Art mit den Worten: „Er sieht es, er fängt an zu lesen, er sperrt Maul und Nase auf und sieht das Silbenmaß an, wie die Kuh das neue Thor. Er entdeckt unentdeckliche Schönheiten darinnen und gibt dadurch einen Beweis von der Feinheit und der scharfen Ausdehnung des Trommelfells seiner Ohren."

Sein schlimmster Feind war Gottsched. Während er dessen Frau manchmal rühmte, ergriff er jede Gelegenheit, den Mann zu tadeln. Dessen „Ode auf das Gedächtniß des westphälischen Friedens" fertigte er ab mit den Worten: „Herr Gottsched sagt, er habe ihr einige Flecken abgewischt, aber was hilft das Wischen, wenn man einen unreinen Schwamm dazu braucht." Bei der Anzeige der „gesammelten Reden", gedachte er des darin befindlichen Widmungsgedichts an den König von Dänemark mit der boshaften Bemerkung, „welches, wenn die Würzhändler einmal

eine neue Auflage von deſſen Gedichten verlangen ſollten, ohne Zweifel, wegen der ganz ſanften, platten, natürlichen Schreibart, unter die poetiſchen Sendſchreiben zu ſtehen kommen wird." Den Hauptſchlag gegen ihn führte er in einer Anzeige ſeiner Sammlung „neueſte Gedichte auf verſchiedene Vorfälle" (Regensburg, 1749), die alſo beginnt: „Nachdem endlich der Herr Prof. Gottſched in ſeinem 50. Jahre, nach den unzähligen Kritiken, welche ſeine Gedichte haben ausſtehen müſſen, eingeſehen, daß ſeine bisherige Verſe nichts taugen, er aber gleichwohl, man weis nicht, durch was für eine Erſcheinung, bey ſich völlig überzeugt iſt, daß er in der großen Kette der wirklichen Dinge ein poetiſches Glied zu ſeyn beſtimmet worden: ſo hat er hin und her geſonnen, was doch die Urſache ſeyn möchte, daß ſich ſeine poetiſchen Begriffe bisher noch nicht haben entwickeln wollen." Er habe in dem Zuhauſeſitzen den Grund zu ſehen geglaubt und ſich daher auf Reiſen begeben, zuerſt mit ſeiner Frau das „fruchtbarmachende" Karlsbad und dann Wien beſucht. Aber man ſehe aus ſeiner Sammlung, „daß ſeine poetiſche Stunde noch nicht kommen iſt". Aus der dem Karlsbad gewidmeten Ode wird der Ausdruck „wenn ich mit Newtons Röhren, den Ring Saturns, den Mars will ehren" gebührend geſtriegelt. Aus einem Schreiben an einen vornehmen Freund in Wien wird der „erhabene Eingang":

> Geprieſner Freund! mein *, dem Phoebus und die Reune
> Von Herzen günſtig ſind; vernimm, was hier der deine,
> Der noch kein Blatt an Dich in Reimen ausgeheckt,
> Am kleinen Töpelfluß für ein Vergnügen ſchmeckt.

mit der Bemerkung abgethan: „Man ſagt, der vornehme Freund in Wien habe an dieſen 4 Zeilen völlig zur Genüge gehabt." Auch die letzten Gedichte „die Donau, die Oberpfalz" — für das letztere vermochte nicht einmal die in Regensburg erfolgte Confiscation Reclame zu machen — werden als den früheren vollkommen ähnlich erklärt und das Buch als „wahrhaftig recht luſtig zu leſen" entlaſſen.

Aber auch wider Andere kann der Kritiker ſcharf ſein. Das Erſcheinen der „neuen Fabeln und Erzählungen in gebundener Schreibart“ (Hamburg), kündigt er mit den Worten an: „Der poetiſche Himmel drohet dem guten Geſchmacke mit einem ſchweren Ungewitter“. Bevor er einige ſeinen Tadel rechtfertigende Proben mittheilt, faßt er ſein Geſammturtheil in die Worte zuſammen: „Seltſame Zuſammenkünfte, ſkaramuziſche, auch zuweilen etwas ſaftige Ausdrückungen, leere, einfache Erzählungen, wohinter nichts geſchichtsmäßiges, keine Handlung, nichts ſich für die Natur der ſich unterredenden Dinge ſchickendes, iſt, kahle Lehren, und eine oft matte und ängſtliche Schreibart charakteriſiren die meiſten dieſer Fabeln und Erzählungen“ (15. Mai, St. 57). Oder wenn er über Hudemann's Heinſius-Ueberſetzung ſagt (29. Mai, 64 St.): „Man dachte, die Hudemann'ſche Muſe wäre gar vollends eingeſchlafen; aber ſie hat ſich noch einmal aufgerichtet, ſich ausgedehnt und gegähnet“. Er gibt eine nicht witzloſe Grabſchrift, „Der Schriftſteller nach der Mode“, die von einem Leipziger Magiſter begonnen, von einem Jenaer Magiſterchen fortgeſetzt, durch deſſen „zuſammengerafftes Geſchneuzle“ zu baldigem Ende geführt wurde. Er weiß köſtliche Verſe der Vergeſſenheit zu entreißen, z. B. die folgende unbezahlbare Würdigung Friedrich's durch den Nordhauſener Paſtor Leſſer:

So iſt Er in dem Feld ein tapferer Soldat,
Und in dem Zimmer Sich Selbſt Sein geheimer Rath

oder aus einem Gedichte des Küſtriner Conrectors Kiſing, von dem er ſagt, er habe das Anrecht auf die Verfertigung einer deutſchen Henriade, über einen Brand in der Nähe der Stadt:

Zuſehends ſchlang die Brunſt ein Haus beym andern ein,
Bis über vierzig drey ein Aſchenhaufen ſeyn.
Gott hielt den Wind zurück: denn hätt' er dem befohlen,
So lägen um Küſtrin anſtatt der Häuſer Kohlen

oder endlich aus J. Chr. Cuno's „moraliſchen Briefen“, die mit ſcheinbarem Ernſte gelobt werden, die Verſe:

Der Kirchhof zeigt die Spur von manchen Ruheſtäten:
Wir denken kaum daran, daß Leichen Leichen treten,

Und wenn ein frischer Sarg uns in die Nase stinkt,
Begreift man nicht, daß uns zum Tod der Todte winkt, —

denen der Kritiker das Urtheil anhängt: „Hier ist alles schön, bis auf den lieblichen Geruch".

Das war Lessing'sche Art, die von Lessing selbst nun in entschiedenerem Maße gezeigt wurde.

Mylius' Fortsetzer an der Vossischen Zeitung, wenn er nicht schon sein Mitarbeiter war, ist Lessing.

Lessing war vier Mal in Berlin: von Ende 1748 bis 1751, von November 1752 bis October 1755, Mai 1758 bis November 1760, Mai 1765 bis April 1767. Diese zehn Jahre bedeuteten für seine innere Entwickelung viel und waren von starker, wenn auch nicht unmittelbarer Wirkung auf die Genossen, die um ihn lebten. Jede dieser vier Perioden wird gekennzeichnet durch litterarische Erzeugnisse, aber es ist bemerkenswerth, daß kein einziges der größeren Werke, mag es auch in Berlin concipirt und gefördert worden sein, dort vollendet wurde; um Miß Sara Sampson zu vollenden, das dem zweiten Aufenthalte zuzurechnen ist, zog sich der Dichter nach Potsdam zurück.

Das erste Mal wohnte Lessing bei seinem Vetter Mylius, Spandauerstraße 68, in dem späteren Hause Mendelssohn's. Er lebte, wie er schrieb, gemächlich, „was ein andrer vielleicht zur Noth nennen würde". Er ordnete Rüdiger's Bibliothek, fertigte dramatische Kleinigkeiten, übersetzte und schrieb die Zeitung. Von den Dramen seiner früheren Periode entstanden in Berlin und wurden durch Berliner Eindrücke mitbestimmt „Der Freigeist" und „Die Juden". Jenes, vielleicht eine Gefälligkeit gegen den Vater, wurde gewissermaßen eine Verklärung des wahrhaft frommen Geistlichen, wenn auch keine Verdammung des Freigeists, noch weniger freilich eine Verherrlichung. Dieses, einer bisher in Deutschland kaum geahnten Stimmung entsprechend, die Wirkung eines starken Gerechtigkeitsgefühls, schilderte in dem Juden einen edlen, hülfreichen, verkannten Menschen. Lessing's Uebersetzungen, die er wohl zumeist des Broderwerbs

wegen unternahm, möglicherweiſe auch in der Hoffnung, ſich bei den Mächtigen zu inſinuiren, galten der franzöſiſchen Litteratur und zwar einigen Schriften der damals in Berlin lebenden tonangebenden franzöſiſchen Autoren, Voltaire's kleinen hiſtoriſchen Aufſätzen und Friedrich's Schreiben an das Publikum*); ſie ſind zum mindeſten wichtige Denkmäler von Leſſing's Sprache und Stil. Seine wichtigſte Thätigkeit bildeten aber die Zeitungsartikel, die Beiträge zu den „Critiſchen Nachrichten“ (1751), zur „Voſſiſchen Zeitung“, mindeſtens von 1750 an**), und das als Beilage zu dieſer Zeitung April bis December 1751 herausgegebene „Neueſte aus dem Reiche des Witzes“. Dieſe Recenſionen, die auch in den ſpäteren Jahrgängen der Voſſiſchen Zeitung gelegentlich fortgeſetzt wurden, beginnen eine neue Aera der litterariſchen Kritik. Mit umfaſſender Kenntniß, großer Kühnheit, ſcharfem Hohne, mit vollkommener Freiheit von jedem Autoritätsglauben wurden die neuen Erſcheinungen beſprochen. Gegen die Franzoſen regte ſich der Widerſpruch: Voltaire zwar blieb unbeanſtandet in ſeinem Ruhm, aber Rouſſeau und Diderot mußten ſich trotz aller Anerkennung ſtarke Gegenreden gefallen laſſen. Werthlegung auf richtigen deutſchen Ausdruck wurde mit aller Entſchiedenheit anempfohlen und die Manie der Deutſchen, auch das Schlechteſte zu überſetzen, getadelt. Die wahre Religion wurde geprieſen, im Gegenſatz zu dogmatiſchen Spitzfindigkeiten und theologiſchen Schulſtreitigkeiten; in ſolchen Auseinanderſetzungen gelegentlich einmal der wahrhaft aufgeklärte Satz vorgetragen: „Nicht die Uebereinſtimmung in den Meinungen, ſondern die Uebereinſtimmung in tugendhaften Handlungen iſt es, welche die Welt ruhig und glücklich macht“. Außer theologiſchen beſprach der junge Kritiker als tüchtiger Kenner auch hiſtoriſche

*) Sie ſind eben neu herausgegeben von E. Schmidt. Berlin 1892.

**) „Von gelehrten Sachen im Jahrg. 1751 der Berl. privil. Zeitg.“ iſt von B. A. Wagner herausgegeben, Berl. Neudrucke I, 5. 6. Berlin 1889.

und geographiſche Arbeiten, auch ſie und ihre Autoren oft durch mitleidsloſe Ironie vernichtend, zeigte ſich als wahrer Polyhiſtor, ging aber gegen die unwirklichen Vielwiſſer ohne Erbarmen los. Hauptſächlich indeſſen wendete er ſich den Werken der ſchönen Litteratur zu. Als ſtrenger Wächter des poetiſchen Paradieſes hütete er mit feurigem Schwert den Eingang, wies alle die kleinen Eindringlinge mit einer oft übermäßigen Strenge zurück und vertrieb den viel gelobten und noch mehr gefürchteten Gottſched aus dem Lande, in dem er ſo lange geherrſcht hatte. Durch Leſſing's Berliner Kritiken wurde Gottſched's Herrſchaft endgültig vernichtet.

Hatte Leſſing während ſeines erſten Berliner Aufenthalts nur mit Mylius und anderen Litteraten gleichen Ranges verkehrt, ſo trat er während ſeines zweiten — er wohnte auf dem Nicolaikirchhofe an der Eiergaſſe — mit Mendelsſohn, Ramler, Nicolai in nähere Verbindung. Gewiß gab er ihnen mehr, als er von ihnen empfing, aber durch ſie wurde der junge Litterat in eine Sphäre der guten bürgerlichen Geſellſchaft geführt, die er bisher wenigſtens in Berlin nicht kennen gelernt hatte. Dieſe lange zweite Periode war mehr die einer ernſten Vorbereitung als eines Abſchluſſes: damals wurde die erſte Sammlung der Schriften veranſtaltet, der journaliſtiſche Feldzug fortgeſetzt. Gekennzeichnet wurde dieſe Periode durch die Arbeit an „Miß Sara Sampſon", für welche die mit den Berliner Freunden über die bürgerliche Tragödie geführten Unterhaltungen gewiß förderlich geworden waren. Aber das Stück ſelbſt, über deſſen Aufführung noch ſpäter zu ſprechen iſt, bewegte ſich auf einem Gebiete, das dem damaligen Berliner Publicum fern war und blieb, und machte weder bei der Lectüre noch bei der Aufführung in Berlin einen großen Eindruck. Der damalige Theatergeſchmack der Reſidenz war ſolchen Bemühungen fremd. Für Leſſing dagegen, der grade ſeine „theatraliſche Bibliothek" herausgab, wurde das Werk und die dramaturgiſchen Studien, die ihm folgten, eine wichtige Stufe in ſeiner Entwickelung.

Dieſes dramatiſche Intereſſe war auch die nächſte Veranlaſſung, daß Leſſing von Berlin nach Leipzig ging, wo er zum Bedauern Mendelsſohn's viel mit Schauſpielern lebte; „Sie hätten," ſchrieb der Treue, „hier ruhiger ſein können als in einer ſolchen geſchäftigen Geſellſchaft". Selbſt als er nach Berlin zurückkehrte — diesmal wohnte er in der Heiligengeiſtſtraße, Ecke der Heiligengeiſtgaſſe — glaubte er noch in erſter Linie Dramatiker zu ſein. Denn es war ihm, wie man noch jetzt aus ſeinen zahlreichen dramatiſchen Plänen und Entwürfen erſehen kann, Ernſt mit ſeinen an Gleim gerichteten Worten: „Ich ſchreibe Tag und Nacht und mein kleinſter Vorſatz iſt jetzo, wenigſtens noch dreimal ſo viele Schauſpiele zu machen, als Lope de Vega. Eh'ſtens werde ich meinen Doctor Fauſt hier ſpielen laſſen. Kommen Sie doch geſchwind wieder nach Berlin, damit Sie ihn ſehen können." Der Fauſt freilich blieb Fragment und fertige Dramatica zeitigte der dritte Berliner Aufenthalt nicht; dagegen Fortſetzung des kritiſchen Feldzuges, in dem nun, ſtatt Plänkeleien, wirkliche Schlachten geliefert wurden. Nicht mehr als unſelbſtändiges Anhängſel oder als ſelbſtändiges Beiblatt einer Tageszeitung, ſondern als unabhängiges Wochenblatt erſchienen wöchentlich in einem Bogen vom 4. Januar 1759 bis 4. Juli 1765 die „Briefe die Neueſte Litteratur betreffend" (im Ganzen 24 Theile).*) Weder Herausgeber noch Mitarbeiter waren genannt — der Anonymität war man in kritiſchen Werken ebenſo gewohnt, wie der Briefform — aber der Umſtand, daß die Zeitſchrift im Nicolaiſchen Verlag

*) Zur Litteratur über die Litteraturbriefe Goedeke IV, 1, 162, Nr. 60, Schmidt, Leſſing II, 793. — Dazu Nicolai, Ueber das Verbot der Litteraturbriefe, N. Berl. Monatsſchr. 1807, 18 Bd., S. 340 ff. Das Verbot, auf Denunciation Juſtis, 15. März 1762, wurde bald wieder aufgehoben. — Eine Fortſetzung und Nachahmung mag in dieſer Anmerkung erwähnt werden: Neue Litteratur-Briefe. Erſtes Bändchen. Berlin bei Fr. Viehweg 1786. (Nur ſoviel iſt mir bekannt.) Sehr unbedeutend; eigenartig nur dadurch, daß die Briefe häufig an die Recenſirten ſelbſt gerichtet ſind.

erſchien, deutete den Kreis an, welchem ſie entſtammte und die Klaue verrieth den Löwen. Freilich Leſſing war nicht der einzige, nicht einmal der Hauptverfaſſer der „Briefe“. Hervorragenden Antheil nahm er nur an den ſechs erſten Theilen; dem 7. 14. und 23. ſteuerte er je einen Brief bei. Nicht alſo die Hauptmaſſe rührte von ihm her — ſie wurde auch in den erſten Theilen von ſeinen Mitbegründern, Mendelsſohn und Nicolai, der ſich das eigentliche Verdienſt der Begründung zuſchrieb, in den folgenden, außer von dieſen, von Abbt, Reſewitz, Sulzer und Grillo geliefert — wohl aber Ton und Art, in die ſeine Genoſſen ſich mit Luſt, aber ungleichem Geſchick hineinarbeiteten. Trotz ihrer redlichen Bemühungen, trotz der Kenntniſſe, durch welche Einzelne Leſſing häufig übertrafen, wie etwa Reſewitz in der Pädagogik und Mendelsſohn im Hebräiſchen, verlor die Zeitſchrift, nachdem Leſſing ſich entfernt hatte, an Wirkung und Anſehen. Denn nicht durch jene, ſondern nur durch Leſſing waren die Briefe „die erſte deutſche Zeitſchrift“) geworden, die mit unbefangenem Geiſte und kraftvoller Kritik Veraltetes und Mittelmäßiges gleichviel von welcher Partei es unterſtützt wurde, verwarf, der werdenden Litteratur eine freie Bahn brach, auf das Alterthum zurückging und den Engländern, beſonders auch Shakeſpeare, gerecht zu werden ſuchte.“ Die Begeiſterung, mit der Shakeſpeare geprieſen wurde, mit demſelben Eifer wie ſpäter, wenn auch nicht mit dem nachmals ſo ſtark ausgeprägten Gegenſatz gegen die Franzoſen, die erſte wirklich congeniale Aeußerung eines Deutſchen über den großen Briten eröffnete die gewaltige ſegensreiche Wirkſamkeit, die Shakeſpeare auf die deutſche Litteratur übte und die bald auf dem Berliner Theater ſich zu äußern begann. Auch auf anderen litterariſchen Gebieten zeigte ſich Leſſing als Entdecker: er wies nachdrücklich auf die Volkslieder hin und deutete, ohne doch in die Ueberſchwänglichkeit des Entdeckers zu gerathen, auf die Schätze, welche in

*) Goedeke IV, 1, S. 130.

der deutſchen Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts verborgen lagen. Solcher Hervorhebung heimiſcher und ausländiſcher Koſtbarkeiten ſtand die Herabſetzung vermeintlicher Berühmtheiten gegenüber. Noch ein paar letzte Stöße empfing Gottſched, ein paar Gnadenhiebe, um anzudeuten, daß der am Boden Liegende nicht völlig todt ſei. Mit den alten Fechterkünſten wurden die Ueberſetzer abgethan, die ſorglos in ihrer Wahl und ſchnellfertig mit der Ausführung oft genug unbedeutende Werke in unwürdigſter Geſtalt dem Publicum darboten: „dergleichen ſchlechte Ueberſetzer ſind unter der Kritik“. Auch kleine Geiſter wurden mit unſäglicher Verachtung und grauſamer Ironie abgethan; „elende Scribenten,“ die nun in Folge von Leſſing's Hohn ein trauriges Daſein in der Litteraturgeſchichte friſten müſſen. Einer der weſentlichen Unterſchiede zwiſchen dieſer kritiſchen Arbeit Leſſings und ihren Vorläufern war der, daß außer den abgethanen Größen und kleinen Geiſtern nun auch jüngere Schriftſteller von Ruf, die bereits eine Schar beifallsluſtiger Verehrer um ſich geſammelt hatten, befehdet wurden. Bei den deutſchen Dichtern und Kritikern war es zum ſtehenden Satz geworden, daß es auf dem deutſchen Helikon herrlich wäre; die Einzelnen beeiferten ſich, ihre Genoſſen und ſich ſelbſt mit berühmten Poeten des Alterthums zu vergleichen. Im Gegenſatze zu einer ſolchen Manie, die durchaus nicht einer harmloſen Spielerei gleichzuſetzen war, verkündete Leſſing gleich am Anfange der kritiſchen Abrechnung ſeinem Correſpondenten, einem preußiſchen Officier: „Die zwei gefährlichen, mühſamen Jahre, die Sie der Ehre, dem Könige und dem Vaterlande aufopfern müſſen, ſind reich genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern geweſen. (Gegen hundert Helden und tauſend Thaten) kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur ſehr wenige Werke ſchon bekannter Verfaſſer anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten.“

Unter den deutſchen Schriftſtellern, die mit ſolcher Bezeich-

nung gemeint waren, ſind zunächſt Wieland und Klopſtock zu nennen, die beiden, die wirklich mit Leſſing das klaſſiſche Zeitalter unſerer Litteratur begründeten. Wieland wandelte aber damals ſeine ſeraphiſchen Wege und bildete ſich ein, als Dramatiker Lorbeeren zu erringen. Leſſing war der Erſte, der dieſe Wege und Anſprüche für falſch erkannte und mit größter Entſchiedenheit vor der Verfolgung beider warnte. Schon in einer Beſprechung Wieland's, dem unverhohlen ein Plagiat nachgewieſen wurde, kamen ernſte Wendungen gegen des Schriftſtellers erheuchelte religiöſe Geſinnung vor: „Die chriſtliche Religion iſt bei Hn. W. immer das dritte Wort. Man prahlt oft mit dem was man gar nicht hat, damit man es wenigſtens zu haben ſcheine.“ Häufiger und entſchiedener aber zeigte ſich die religiöſe Anſchauung Leſſing's, zu deren Formung und Vertiefung der Berliner Verkehr gewiß nicht bedeutungslos geweſen war, in den Wendungen gegen Klopſtock und ſeine Jünger. Schon der Meiſter, deſſen „Meſſias“ mit dem nöthigen Reſpect behandelt wurde, mußte über ſeine geiſtlichen Lieder das bittere Wort vernehmen, „ſie ſind ſo voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfindet“. Seine Jünger aber, Cramer und deſſen Schildknappen, wurden weit härter angegriffen. Mit beſonderer Strenge wehrte Leſſing des Erſteren Satz ab: „Rechtſchaffenheit ohne Religion ſeien widerſprechende Begriffe“. Bei dieſer Abwehr brauchte er den ſchönen Satz, der als reife Frucht der Aufklärungsideen bezeichnet werden muß: „Da ich zugegeben, daß die geoffenbarte Religion unſere Bewegungsgründe rechtſchaffen zu handeln vermehre: ſo ſehen Sie wohl, daß ich der Religion nichts vergeben will. Nur auch der Vernunft nichts! Die Religion hat weit höhere Abſichten als den rechtſchaffenen Mann zu bilden. Sie ſetzt ihn voraus und ihr Hauptzweck iſt, den rechtſchaffnen Mann zu höhern Einſichten zu erheben. Es iſt wahr, dieſe höhern Einſichten können neue Bewegungsgründe rechtſchaffen zu handeln werden und werden es wirklich; aber folgt daraus, daß die andern Bewegungsgründe allezeit ohne

Wirkung bleiben müſſen? Daß es keine Redlichkeit gibt, als dieſe mit höhern Einſichten verbundene Redlichkeit?"

Der Kämpfer, der in ſo rückſichtsloſer Weiſe nach allen Seiten Schläge austheilte, war kein mürriſcher, griesgrämiger Geſelle. Vielmehr war er mit Ramler und anderen Freunden heiter und ausgelaſſen, ein gerngeſehener Theilnehmer fröhlicher Trinkgelage, ein Sänger übermüthiger Zechlieder. Mit Sehnſucht dachte er ſpäter an die mit Ramler's Freunden verbrachten Freitag-Abende zurück und wünſchte „noch itzt alle Wochen einmal in Geſellſchaft ſovieler rechtſchaffener Leute ſich ſatt zu eſſen, ſatt zu lachen und ſatt zu zanken."

Als Leſſing das vierte und letzte Mal nach Berlin kam, begann er, wie er beſcheiden ſchrieb, „ein Mann zu werden". In Wirklichkeit war er der erſte Schriftſteller Deutſchlands. Er hatte die fünf Breslauer Jahre, die arbeits- und entwicklungsreichſten ſeines Lebens, dazu benutzt, um „Minna von Barnhelm" zu vollenden und die Materialien zum „Laokoon" der Ausarbeitung nahe zu bringen. Er fand in Berlin die alten Freunde, er beſaß in Ch. F. Voß einen zuverläſſigen, ihm naheſtehenden Verleger. Und doch ging er von Berlin fort. Die Gründe ſeines Weggangeſ ſind nicht bloß in dem zufälligen Ruf zu ſuchen, den er nach Hamburg erhielt, ſie lagen vielmehr tiefer. Zunächſt fühlte er ſich ſeinen Freunden innerlich entfremdet, trotz aller Herzlichkeit, die er ſpäter in einzelnen Momenten heftig empfand: die merkantiliſche Rührigkeit, die immer ſtärker hervortretende Eitelkeit Nicolai's ſtießen ihn ebenſo ab, wie Ramler's ſchulmeiſterliche Pedanterie und ſelbſt des guten, aber ſtets ſcheuen Moſes rückſichtsvolle Bewunderung konnte ihm läſtig werden. Sodann war es das Unbehagen des freien Schriftſtellers, in dieſer großen „verzweifelten Galeere" von den fleißigen Beamten, die mit ihm lebten, als Müßiggänger angeſehen zu werden und doch die Gewißheit, „das Einzige, worauf ich ſo bange gehofft, und worauf man mich ſo lange vertröſtet," nicht zu erlangen. Was das Einzige auch geweſen

ſein mag, die Stellung eines Theaterdirectors, zu der ihm Quintus Icilius, die eines Bibliothekars, zu der ihm Nicolai, die eines Directors des Joachimsthalſchen Gymnaſiums, zu der ihm Stoſch verhelfen wollte — alle mit wenig Eifer und viel Flunkerei —; man muß in den Klageruf Gleim's ausbrechen, der bei Leſſing's Scheiden aus Berlin ertönte: „Ein böſer Geiſt bringt Berlin um den Ruhm eines deutſchen Athens". Endlich aber — und dies war das Entſcheidende — wurde Leſſing durch ſeine Abneigung gegen das fridericianiſche Berlin fortgetrieben. Gewiß warf er manchmal, von Leipzig und von Breslau aus, ſehnſüchtige Blicke nach der preußiſchen Reſidenz, aber dieſe Sehnſucht war weniger eine Folge des Guten, was er in Berlin erhoffte, als des Peinlichen und Unbehaglichen, das er, ſowohl in Umgang als in Beſchäftigung, in jenen Städten auszuſtehen hatte. Man geht gewiß zu weit, wenn man, wie es neuerdings geſchehen iſt, „Minna von Barnhelm" eine vollkommene Satire auf das preußiſche Regiment nennt, aber denen gegenüber, die im „Soldatenglück" eine Glorificirung preußiſchen Weſens ſahen und in der gelegentlichen Rühmung der Güte des großen Königs Gipfel und Tendenz des Stückes erblicken wollten, hatte Nicolai gewiß Recht, als er in dem Stück viele Stiche auf die preußiſche Regierung fand. Leſſing, der freie Mann, wünſchte keine Unterſtützung ſeitens eines Mäcens und wie er ſpäter den im Voraus als Schmeichler denuncirte, der jenes Zeitalter der Litteratur das Friedrich's des Zweiten zu nennen wagen würde, ſo ſah er verächtlich auf alle die Dichterlinge hin, die ſich nach den großen Kriegsthaten immer lobeifriger und belohnungsſüchtiger um den großen Helden drängten. Leſſing, der deutſche Mann, der als Inhalt ſeines ganzen Lebens den Kampf betrachtete für die deutſche Sprache, für ihre Befreiung von den übermächtigen Schweſtern, für die Ebenbürtigkeit der deutſchen Litteratur mit den übrigen Litteraturen, ſah ohnmächtigen Zorns auf die Herrſchaft des franzöſiſchen Geiſtes. Leſſing, der wahrhafte Aufklärer, meinte — und nur darin hatte er

Unrecht — in der Berliner Aufklärung Halbheit und Unaufrichtigkeit, Frechheit und Zügelloſigkeit zu ſehen. In dem Momente, da Leſſing aus Berlin ſchied, erklärte er, „es werde ihm nicht ſchwer fallen, Berlin zu vergeſſen"; nur ſeine Freunde würden ihm theuer bleiben, „aber alles Uebrige vom Größten bis zum Kleinſten" und dann folgt ein bedeutungsvoller Gedankenſtrich, der ſich von ſelbſt erklärt. Deutlicher wurde er (Nov. 1768), da er ausrief: „Wie kann man auch in Berlin geſund ſein? Alles was man da ſieht, muß einem ja die Galle ins Geblüt jagen". Am deutlichſten endlich erklärte er ſich in jener berühmten Ausführung (Aug. 1769), die ebenſowenig wie die früheren ein Ausfluß augenblicklicher Verſtimmung oder eine Nachwirkung erlittener Kränkungen, ſondern ein Reſultat redlichen Nachdenkens iſt, und die, wenn ſie auch ein trauriges Zeugniß für die Beurtheilung Berlins ſeitens des größten damaligen deutſchen Schriftſtellers iſt, an dieſer Stelle nicht fehlen darf:

„Sagen Sie mir von Ihrer Berliniſchen Freiheit zu denken und zu ſchreiben ja nichts. Sie reduzirt ſich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion ſo viele Sottiſen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieſer Freiheit muß ſich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen ſchämen. Laſſen Sie es aber doch einmal Einen in Berlin verſuchen, über andere Dinge ſo frei zu ſchreiben, als Sonnenfels in Wien geſchrieben hat; laſſen Sie es ihn verſuchen, dem vornehmen Hofpöbel ſo die Wahrheit zu ſagen, als dieſer ſie ihm geſagt hat; laſſen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Ausſaugung und Deſpotismus ſeine Stimme erheben wollte, wie es itzt ſogar in Frankreich und Dänemark geſchieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das ſklaviſchſte Land von Europa iſt."

Leſſing's wahrſter Freund in Berlin war Mendelsſohn. Ihm folgten die Aufklärer, beſonders die Juden. Sie bildeten ſich an Leſſing's Stil und Anſchauungsweiſe, in der ſie manche ihrer Eigenſchaften: Verſtandesklarheit, ſcharfe logiſche Zuſpitzung zu erkennen glaubten. Sie wurden nicht müde, ſich an ſeinen proſaiſchen Schriften zu erbauen; „Nathan", in dem man Mendelsſohn zu erkennen glaubte, wie einige ſeiner Getreuen in anderen Perſonen des Stückes, wurde ihre weltliche Bibel. So weit ging ihr gläubiger Eifer, daß ſie keine Götter neben ihm duldeten und ihre geiſtige Schätzung ſo durchaus nach ihm beſtimmten, daß ſie ungerecht wurden und unempfänglich blieben gegen Große, die nach ihm kamen.

In dieſer Einſeitigkeit der conſequenteſte war Leſſing's chriſtlicher Freund Ch. Fr. Nicolai, 1732—1811*), in Berlin geboren und geſtorben, nur wenige Jahre außerhalb Berlins, in Halle und Frankfurt a. O. zubringend. Er war Kaufmann, ein mächtiger Buchhändler und Verleger, in ſeinem Geſchäftskreiſe hoch angeſehen, von einem großen Freundeskreiſe umgeben, in der Stadt beliebt, ein munterer Erzähler, ein angenehmer Ge-

*) Ueber Nicolai die vortreffliche Zuſammenſtellung D. Jacoby's bei Goedeke IV, 1, 168—175. Der in der K. B. aufbewahrte Briefwechſel bot neuerdings zu vielfachen Veröffentlichungen Veranlaſſung, leider nicht zu einer erſchöpfenden Biographie. Göckingk's Buch (1820) war ſchon für ſeine Zeit ungenügend. Recht brauchbar Muncker in A. D. B. 23, 580 bis 590. Sehr umfichtig und fleißig Minor in: Leſſing's Jugendfreunde. (Kürſchner D. N. Lit. 72, S. 276—323.) Einzelnes in G. Ellinger's Neudruck des „Kleinen feynen Almanachs" (Berl. Neudr. I, 1. 2). Der „Sebaldus Nothanker", freilich mit den Chodowieckiſchen Kupfern, würde einen Neudruck verlohnen. Die Stelle Bürger's im Briefwechſel I, 119 fg. Die mitgetheilte Stelle Seb. Noth. II, 25 fg. — Allgemeine und Neue allgemeine deutſche Bibliothek, im Ganzen 225 Bände nebſt 31 Bänden Anhängen, erſchien 1765—1806, bis 1792 und von 1801 in Nicolai'ſchem Verlage, Berlin und Stettin, von 1792—1800 (während der Zeit des preußiſchen Verbots) in Kiel im Bohn'ſchen Verlag. — (Parthey), Die Mitarbeiter an Fr. Nic. A. D. B., Berlin 1842, bedürfte einer neuen Bearbeitung, wie an einzelnen Beiſpielen in Z. f. G. d. Juden in D. V, S. 82 fg. gezeigt iſt.

ſellſchafter, ein treuer Freund. Wenn man ihn auf dem Therbuſch'ſchen Bilde ſieht, inmitten einer zahlreichen Familie, gleichſam als Patriarch thronend, ſo hat man die beſte Vorſtellung von ihm. So wollte er herrſchen, auch in der Litteratur, liebreich zu ſeinen Kindern, wenn ſie ſeinen Willen thaten, hoheitsvoll und ſtreng, wenn ſie verſuchten, ihre eigenen Wege zu gehen. Denn für ihn gab es keine anderen Wege, als die einmal von ihm betretenen. Wo Leſſing, Moſes und er gewandelt — und es bildete ſich allmälig bei ihm die Idee, daß er der eigentliche Pfadfinder geweſen ſei — da war es gut gehen und wohnen auch für die Uebrigen. Daher wies er Alle zurecht, die andere Wege einſchlugen. Die Vertreter der Volkslyrik verſpottete er in ſeinem Almanach; die Dichtung der Stürmer und Dränger, Goethe voran in ſeinen „Freuden Werther's", Schiller's äſthetiſche Anſichten in ſeiner „Reiſe durch Deutſchland", einem vielbändigen Werke, in dem er ein Arſenal von giftigen Pfeilen aufſtapelte; die Philoſophen, Kant und Fichte voran, in zahlloſen akademiſchen Abhandlungen und dickleibigen Büchern. Sie Alle vergalten ihm ſeinen Zorn. Von den harmloſen Halberſtädter Dichterlingen an bis zu Schelling — dazwiſchen ſtehen die giftigen Xenien und der unfläthig grobe Fichte — wurde er gehänſelt und geſchmäht, ohne daß er dadurch an ſeinem Selbſtbewußtſein das Geringſte verlor und an ſeinem Einfluß ſonderlich viel einbüßte.

Dieſer Einfluß war groß und wohlverdient. Man thut ebenſo unrecht, wenn man von Nicolai als einer Perſönlichkeit ſpricht, die nur in dem erſten Jahrzehnte ihres ſchriftſtelleriſchen Wirkens etwas geleiſtet und dann wie eine abgethane Größe weiter vegetirt habe, wie wenn man überhaupt ihn und die Seinen mit dem Schlagwort nüchterner Aufklärerei abfertigen zu können meint. Gewiß war der einſeitige Aufklärungsſtandpunct der Poeſie ſchädlich, weil er die Gebilde der Phantaſie haßte und am liebſten aus ſeinem Reiche verdrängt hätte, aber gehört denn — ſo darf auch der Dichtkunſt eifriger Verehrer fragen —

der Menschheit Dienst ihr allein? Jene Zeit, die eine Durchgangsstufe für eine neue Wissenschaft wie für eine neue Kunst darstellte, forderte dringend die Befreiung von Vorurtheilen aller Art. Dieser Kampf gegen das Dunkel mußte mehr von groben Keulenträgern geführt werden als von zierlichen Lanzenschwingern; er konnte nicht in einem kunstmäßigen Turnier gegen einen Hauptkämpen, sondern er mußte in beständigem Anprall gegen die Massen ausgefochten werden. In diesem Kampfe war Nicolai Meister, und in der consequenten Durchführung dieses Kampfes besteht sein Ruhm. Die Erreichung des Ideals der Humanität ist einer der schönsten Ruhmestitel unserer Classiker; unter denen, die zur Erlangung dieses Zieles mit- und vorgearbeitet haben, stehen die Aufklärer von Nicolai's Schlage obenan.

Eigensinnig und kurzsichtig, rechthaberisch und einseitig, all' das mag Nicolai gewesen sein, aber er war kein Heuchler und Lügner; die Wahrheit, wie er sie erkannte, verleugnete er nie. Vielmehr bemühte er sich, ihr auf den verschiedensten Gebieten zu dienen, dem der Geschichte, Dichtkunst und Kritik.

Nicolai's Verdienste als Historiker sind unbestritten. Am meisten that er für Berlin. Sein großes der Residenz gewidmetes Werk, von dem noch in anderem Zusammenhange zu sprechen ist, stellte mit Genauigkeit und Geschmack das Bekannte zusammen und wurde eine wichtige Fundgrube für alle späteren Bearbeiter. In zahlreichen Einzeluntersuchungen stellte er, meist anknüpfend an Tagesfragen, auf Grund einer reichen Belesenheit oder besonderer archivalischer Forschungen Berlinische Facta fest, gern bereit, durch solche Aufhellungen der Sache der Aufklärung zu dienen. Mit Vorliebe erzählte er litterarische Vorkommnisse, in denen er mit Recht oder Unrecht eine Rolle gespielt zu haben meinte. Gern führte er in leichten Erzählungen die fridericianische Zeit vor. Da auch er in seiner reichen Erdenlaufbahn die Richtigkeit des Goethischen Ausspruchs zu erproben hatte: „Lange leben, heißt Viele überleben", so schilderte er Viele, mit denen er länger oder kürzer zusammen gewesen war: Abbt,

Engel, Teller, Möser, Ew. Kleist, Schirach, Thiébault u. A. Ihnen waren Gedächtnißschriften, Erinnerungsblätter gewidmet, bei denen in die freundliche Anerkennung der Verstorbenen wehmüthige Klagen des Alternden hineinklingen, ungemessenes Selbstlob mitunter mißtönend wirkt.

Als Dichter bedeutete Nicolai wenig, wenn er in komischen Erzählungen und breiten Romanen die Meinungen eines Einzelnen zu bekämpfen unternahm. Aber er gewann einen hervorragenden Platz, wenn er einen lebendigen Stoff, wie in „Sebaldus Nothanker" ergriff. Dies Buch, das einen ungeheuern Erfolg hatte, in mehreren außerordentlich starken Auflagen, Nachdrucken, Uebersetzungen verbreitet, von der Kaiserin von Rußland ausgezeichnet wurde, fand nicht bloß bei den Urtheilslosen Beifall. Selbst Bürger, der Nicolai's Ware nicht eben blind bewunderte, schrieb damals: „Endlich hat sich denn doch einmal einer eines Originalstoffs bemächtigt und ihn meistentheils schön verarbeitet". Wirklich war es ein Originalstoff, nicht fremden Mustern entlehnt oder aus fernen Ländern entnommen. Deutsches Leben ward hier geschildert, Zustände und Personen der damaligen Zeit vorgeführt. Nicht darin liegt die Bedeutung des Romans, daß einzelne seiner Figuren, wie Stauzius, Säugling und Rambold, die durchsichtigen Masken von Goeze, J. G. Jacobi und Riedel trugen — was Nicolai fast leid that — auch nicht in der Intriguenführung und Lösung, die recht willkürlich ist, sondern in der naturgetreuen Wiedergabe des Gesehenen und Erlebten. Das sind die Pfarrer, die wegen ihrer religiösen Richtung litten, sich nicht selten in thörichte Untersuchungen und seltsame Abenteuer einließen, dies sind die Litteraten und Verleger damaliger Zeit, dies sind die Adligen mit ihrem Hochmuth, ihren gesellschaftlichen Unarten, ihrer Unterdrückung redlichen und vernünftigen Strebens. Die Berliner Geistlichen waren so geschildert, daß Chodowiecki bei der Vorführung seiner köstlichen Predigertypen sich dadurch ohne Weiteres inspiriren lassen konnte. Solche Beobachtung kleiner wirklicher

Züge, denen eine neue Schule alleinige Berechtigung zuerkennt, ist ja gewiß nicht die höchste Poesie; aber wo gibt es in der ganzen damaligen Litteratur eine naturwahre Schilderung, wie die folgende Beschreibung des Sonntagspublicums im Berliner Thiergarten.

Sonntag im Thiergarten

„Es war drey Uhr, und es war also von der schönen Welt noch wenig zu sehen; hingegen wimmelte der Platz von den glücklichen Söhnen der Erde, die alle Sorgen der Woche am Sonntage völlig vergessen und sich und ihr Leben, bey einem Spaziergange und bey einem geringen Labetrunke herzlich genießen. Arbeiter auf Weberstühlen und in Schmiedeessen füllten die Zelter an, und ließen ihren Groschen unter lautem Gelächter aufgehen, oder steckten ernsthaftiglich über das gemeine Beste ihre Köpfe zusammen, weißagten neue Auflagen und fällten Urtheile über Gerüchte von bevorstehenden Kriegen. Der Zirkel, der nach drey Stunden der Schauplatz der Schönen, vornehmes Standes sein sollte, war itzt vom gemeinen Manne, im besten Anputze und voll fröhliches Muthes, angefüllt. Da war mancher gesunder Jüngling, im neugewendeten Rocke und mit goldner Troddel am Hut köstlich geputzt, neben ihm in silberbebrämter Mütze, seine rothbäckige Liebste, die, zur Feyer dieses ihm längst versprochenen Spazierganges, ihre sämtlichen sechs Röcke übereinandergezogen, und ihre neuen kalmankenen Schuhe nicht vergessen hatte. Hinter ihnen, das Bild der ehelichen Verträglichkeit, ein ehrlicher Handwerksmann, der seinen jüngsten Knaben im langen Rocke auf dem Arme trug, indeß seine Frau ihres Mannes Stock in ihrer rechten Hand führte, ihre fünfzehnjährige Tochter ihr zur Linken, in der Schönheit der Jugend, mit niedergeschlagenen Augen, die unter der emporstehenden Haube sanft hervorblickten. Die große Allee von der Stadt her, war von Spaziergängern zu Fuß und zu Pferde bedeckt, und einige Wagen brachten wohlbeleibte Tanten und bürgerlich erzogene Nichten bis ans Thor, die nur die Reize eines angenehmen Spazierganges suchten, und auf wohlfrisirte Köpfe, und Aufsätze

nach der neuſten Mode Acht zu haben, nicht waren gewöhnt worden."

Seine Hauptthätigkeit entfaltete Nicolai als Kritiker. Mehr als ein halbes Jahrhundert war er Herausgeber kritiſcher Zeitſchriften und ihr Hauptmitarbeiter, der auch die Arbeit der Genoſſen zu beſtimmen ſuchte. Er ging aus von der ſchönen Litteratur und endete mit einer kritiſchen Rundſchau über das geſammte Wiſſenſchaftsgebiet. Zuerſt mengte er ſich in den Streit der Parteien und lavirte in ihm, ohne ſich beſtimmt für eine zu entſcheiden; zuletzt ſuchte er den Ton zu dictiren, den die Männer der Wiſſenſchaft reden, den Weg vorzuzeichnen, den die Wiſſenſchaft gehen ſollte. 1755 gab er allein die „Briefe über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland" heraus. Sein Muſter zu dieſen Briefen, nicht bloß zur Briefform, ſondern auch zur Ausdrucks- und Betrachtungsweiſe, war Leſſing. Ihm folgend ſtellte er Gottſched nur als einen todten Mann hin, richtete ſeine Hauptangriffe gegen die Schweizer Dichter und forderte in äſthetiſchen Dingen eine unerbittliche Kritik. Die Wirkung der Briefe war die Vernichtung von Bodmer's Einfluß und das Schwinden der Vorſtellung, daß der Streit zwiſchen Sachſen und Schweizern die eigentliche Hauptangelegenheit des litterariſchen Deutſchlands ſei. Auf die Briefe folgte 1757 die „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte", die in Leipzig erſchien und ſchon 1759 auf C. F. Weiße überging. Sie hatte weder unter der früheren noch unter der ſpäteren Leitung große Bedeutung: Muth und Angriffsluſt des erſten litterariſchen Waffenganges waren verraucht, ſtatt deren herrſchte große Zahmheit in der Beurtheilung der Litteraturgrößen und die ſchon damals dem Antiquirtſein nahe Anſchauung, daß das Moraliſirende, Lehrhafte Hauptinhalt und Grundzweck der Dichtung ſei. Immerhin übte die Zeitſchrift, deren Herausgeber ſich theoretiſch viel mit dem Trauerſpiel beſchäftigte, eine gute Anregung aus durch ihr Preisausſchreiben für die beſte Tragödie. Dann folgten die „Litteraturbriefe", die ſchon oben gewürdigt wurden.

Allg. Deutsche Bibliothek

Nicolai's eigentlicher Ruhmestitel aber ist die 1765 begründete und fast bis zu seinem Tode fortgeführte „Allgemeine deutsche Bibliothek". Dieses Werk, das schon durch seinen Riesenumfang und die Consequenz seines Herausgebers imponirt, ist ein lautes Zeugniß für dessen schlechte und gute Eigenschaften: für seine Einseitigkeit und Rechthaberei ebensowohl als für sein treues Festhalten an einer großen idealen Aufgabe. Gewiß war es eine große Recensiranstalt, in der manche Wichte des Herren Lied sangen, dessen — übrigens kärglich zugemessenes — Brot sie aßen, aber Nicolai konnte ebensowenig die Meinung all der Einzelnen dictiren, wie die Mitarbeiter im Allgemeinen sich eine Bestimmung ihres Standpunctes anweisen ließen. Es ist eine grobe Verkennung des Werkes, wenn man es nach den Recensiönchen über schöne Litteratur beurtheilen will, die von vornherein als Beiwerk angesehen und endlich fast ganz ausgeschlossen wurden; wenn man nur Merck, der sich bald zurückzog, Eschenburg, Knigge, Musäus, die bedeutendsten Recensenten des litterarisch-ästhetischen Faches, namhaft macht und mit einem Seitenblick auf die vielen damals lebenden hervorragenden Vertreter dieser Richtung die Inferiorität des Berliner kritischen Instituts dargethan haben will. Sind denn wirklich Biester, Böttiger, Blankenburg, Dohm, Engel, Ersch, Gatterer, Griesbach, Henke, Hermbstädt, Heyne, Jakobs, Iselin, Klein, Langer, Reinhold, Resewitz, Schlözer, Schmid-Phiseldek, Sprengel, Tychsen, — sind denn diese und andere Historiker, Politiker, Statistiker, Archäologen, Orientalisten, Philologen überhaupt, Juristen, Philosophen, Physiker und Mediciner lauter Leute, die man in Bausch und Bogen verdammen kann? Oder sind es nicht vielmehr Mitarbeiter, die jede Zeitschrift gern in den Kreis der Ihrigen aufnahm? Keine kritische Zeitschrift in Deutschland kann durchweg Musterleistungen aufweisen: neben meisterhaften Einzelarbeiten in der „Jenaer Litteraturzeitung" oder den „Berliner Jahrbüchern" steht viel Mittelgut, mit dem die „Allgemeine deutsche Bibliothek" recht wohl den Vergleich aushalten, dem sie manches Werthvollere

Mitarbeiter

voranſetzen kann. Man darf kühnlich behaupten, daß der Leſer eines beliebigen Jahrganges dieſes Rieſenwerkes einen, wenn auch nicht vorurtheilsfreien, aber immerhin verſtändigen und lehrreichen Ueberblick über den Stand des wiſſenſchaftlichen Lebens in Deutſchland erhalten kann, daß unterrichtende Referate, verſtändige kritiſche Bemerkungen durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören. Eine Einſeitigkeit Nicolais aber, die man ihm als beſondere Unehre angehängt hat, ſichert der Zeitſchrift eine bleibende Bedeutung: ſein unermüdlicher Streit für die Aufklärung, ſein unaufhörlicher Kampf wider Schwärmerei, Kryptokatholicismus, Pfaffenherrſchaft, Unduldſamkeit, die er bis in ihre äußerſten Schlupfwinkel verfolgte und ſelbſt da aufſuchte, wo ſie ſich gar nicht befanden. Nicht mit Spott ſollte man die „Bibliothek" betrachten, ſondern mit ernſter Achtung. Sie war von außerordentlicher Einwirkung, wie Gervinus ſagt, „durch die ſtete eintönige Wiederholung der einfachen Wahrheit, daß theologiſche Streitigkeiten nicht Religion ſeien, daß die Religion nicht für die Gelehrten, ſondern für das Volk ſei ... Durch ſie wurde Duldſamkeit ein Wahlſpruch der Zeit." Und ſo mögen die Betrachtung Nicolais die folgenden dem Schriftſteller und ſeinem Hauptwerke geltenden Sätze Bieſters abſchließen, der wie Tiedge und andere wackere und urtheilsfähige Männer den verſtorbenen Freund ebenſo beklagte, wie er dem Lebenden gehuldigt hatte. Sie lauten: „Ein Werk von ſolchem Umfange über unſer gemeinſchaftliches deutſches Vaterland und von ſolchem Einfluß auf alle Provinzen desſelben, wie keine Nation ein ähnliches aufzuweiſen hat! Nun erſt erfuhr Deutſchland, was überall litterariſch in ihm vorging; es lernte ſich ſelbſt kennen und kam eben dadurch in nähere Verbindung mit ſich ſelbſt ... Dies Werk hat eine Wirkſamkeit geäußert, die eine wahre Revolution von der heilſamſten Art in allen Theilen der Wiſſenſchaft und Cultur, ja in der ganzen Denkungsweiſe des deutſchen Volkes hervorbrachte. Wer drei kritiſche Werke begründet oder herausgegeben hat, wie die Leipziger

Bibliothek, die Litteraturbriefe und die allgemeine Bibliothek und zwar zu einer Zeit, wo nichts Aehnliches vorhanden war, der kann ruhig zusehen, wenn nachher mit frischer Kraft jüngere Kämpfer in die Laufbahn eintreten, die von ihm schon durchmessen worden ist."

War Lessings Geist in seinem kritischen Nachfolger wirksam, wenn auch in einer gewissen Entartung, so zeigte er sich nicht lebendig in den Poeten. Keiner der nach Lessing kommenden Lyriker und Dramatiker, von denen wenigstens einige hervorgehoben werden sollen, kann als Lessings ebenbürtiger Genosse bezeichnet werden.

„Die unglückliche Liebe für die französische Litteratur benimmt der deutschen alle Hoffnung eines besseren Fortganges." So klagte Mendelssohn im Jahre 1767*). Gegen Ende dieser Periode schwand die Alleinherrschaft des Französischen, so daß ein im Ganzen wohlunterrichteter Zeuge**) (1783) nicht ganz mit Unrecht sagen konnte: „Man ist im Ganzen hier nicht französisch. Ich habe fast noch nirgends, weder in Deutschland noch in England, mit solcher Stärke und zugleich solcher Gründlichkeit gegen die Franzosen reden hören ... Die angesehensten Männer hier sprechen mit jedem Fremden, von dem zu vermuthen ist, daß er deutsch versteht, deutsch. ... Ein Franzose zu sein gibt bei den besten Menschen hier ganz und gar keinen Anspruch auf vorzügliche Achtung."

Trotz der großen, in den ersten Jahrzehnten fast allgemeinen Verbreitung des Französischen, trotz der offenen Begünstigung dieser Sprache durch den König blieb das Deutsche nicht bloß die Sprache der Poeten, sondern auch die der Beamten und der

---

*) Z. f. Gesch. d. Juden in Deutschl. I, 110.

**) Berl. Monatsschr. III, 551.

Wiſſenſchaft. Für beides mag je ein Zeugniß genügen. Als ein franzöſiſcher Abenteurer, auf des Königs bekannte Neigung bauend, um ein Amt bat, wurde er abgewieſen mit der Begründung*): „die deutſche Sprache iſt ein weſentliches und unerläßliches Erforderniß für alle diejenigen, welche dergleichen erſtreben.“ Ein Berliner Gelehrter aber theilte in der Vorrede zu einer wiſſenſchaftlichen Arbeit mit, er hätte ſie lieber lateiniſch geſchrieben, „aber den Buchhändlern zu gefallen, welche ſich heutigen Tages nicht gern mit lateiniſchen Sachen bemengen, weil ſie ihnen mehrerntheils, wie ſie ſagen, auf dem Lager bleiben, habe ich meinen Vorſatz ändern müſſen“**).

Die Berliner Dichter ließen ſich durch die ihnen bekannte Thatſache, daß Friedrich der deutſchen Litteratur abgeneigt war, in ihren Verſuchen nicht entmuthigen. Keiner ahmte dem Beiſpiel des Poeten nach, deſſen Gedicht Prinz Ferdinand von Braunſchweig an ſeine Schweſter ſchickte (3. März 1755), der als Loblied, das er dem größten Geiſt „den alle Welt aus einem Munde preiſt“ widmete und zugleich als Entſchuldigung für ſeine Kürze die Worte anführte:

Monarch, ſang ich und weiter nicht.
Er lieſt ja doch kein deutſch Gedicht.

Sie dichteten unentwegt fort, wenn auch gar manche unter ihnen ihrem Könige nicht verzeihen konnten, daß er ſie unbeachtet ließ. Denn zu fern waren ſie von Schillers Hoheit, um mit ihm die deutſche Muſe zu preiſen, daß ſie ſich ſelbſt ihren Werth erſchuf, da ſie ungeehrt von Friedrichs Throne ging. Sie hätten gewünſcht, den Franzoſen gleich an des Königs Tiſch zu ſitzen und ſeine Bewunderung zu erregen und merkten in ihrem Bewunderungstaumel gar nicht, daß, um mit Goethe zu reden, der höhere eigentliche Lebensgehalt erſt durch Friedrichs Thaten in die deutſche Poeſie kam.

---

*) C. D. vom 9. Juli 1780, vgl. Deutſche Litt.-Zeitg. 1892 S. 802.
**) Oelrichs Schrift über die Bibliothek 1752, Einleitung.

Joh. Vict. Krauſe*) war einer der erſten Friedrichsſänger. Er war als litterariſcher Kritiker der Spenerſchen Zeitung ſcharf gegen die Fehler Anderer, aber ziemlich nachſichtig gegen ſich ſelbſt. Er hielt etwas von ſeinen Dichtungen und verwahrte ſich gegen üble Nachrede: „Will man mich hämiſch kneipen, ſo will ich kratzen. Will man mich tückiſch ſchlagen, ſo will ich beißen. Will man ſchweizeriſche Stilette gegen mich ſchärfen, ſo will ich neapolitaniſche wetzen.“ Er war der officielle Dichter ſeiner Zeitung, der, ſeitdem er das dieſer ertheilte allergnädigſte Privilegium beſungen, nicht müde ward, am Neujahrstage und am 24. Januar des Königs Lob zu verkünden. Er blieb durchaus getreu der Weiſe der Gelegenheitsdichter ſeiner Zeit und füllte wie dieſe ſeinen dicken Band mit „Lob-, Glückwünſchungs-, Hochzeit- und Trauergedichten“; auch die wenigen vermiſchten Gedichte und die erbaulichen Todesgedanken, letztere die Erſtlinge ſeiner Muſe, ſind von Pietſch, Gottſched und deren Nachfolgern ſchwer zu unterſcheiden. Wie jene gebrauchte er mit Vorliebe den Alexandriner, dichtete „im Namen Anderer“, wurde ſehr deutlich in der Ausmalung der Ehefreuden und der angewünſchten Nachkommenſchaft. Viele bekannte Berliner Namen trifft man bei ihm an: Wegeli und Küſter, Grunert und Schlüter. Wünſchte er Unbekannten Glück, ſo konnte er ebenſo warm werden, wie wenn er ſeinen Patronen huldigte, wie z. B. in dem Gedichte: „Da vierundzwanzig Jahr Herrn Haudens Redlichkeit Der edlen Spenerin die reinſte Liebe weiht, So wünſcht an dieſem Feſt dem hochgeſchätzten Hauſe Viel Heil und Wohlergehn ein treuer Diener Krauſe.“ In den Trauergedichten beklagte er mit conventioneller Leichenbittermiene fürſtliche Perſonen und hohe Beamte, beſonders

*) Auserleſene Deutſche Gedichte, verfertiget von Johann Victor Krauſe. Zweyte und um die Hälfte vermehrte Auflage. Berlin, Haude und Spener 1751. 8 Bll. und 656 SS. — Bei Goedeke III, 355 iſt nur der Titel erwähnt. Krauſe war der Redacteur der Spenerſchen Zeitung und ſtarb 1767, geb. 1692. — Die Sammlung iſt dem Miniſter G. D. v. Arnim gewidmet; die frühere Sammlung erſchien Halle 1733/34 in 2 Bänden.

Hallenſer Profeſſoren, ſchlichte Bürger; mochten ſie ſatt an Tagen dahingehen oder frühzeitig verunglücken, ſtets verfügte er über ein reichliches Thränenmaß und über Tröſtung mit Unſterblichkeitshoffnungen. Brave Männer wie er, die ein trauriges Geſchick zum Verſehandwerk verdammte, beſaßen gewiß ſo gut wie wir echtes Gefühl, aber ſie erſtickten es in alltäglichen Phraſen. Selbſt für Ambroſius Haude, ſeinen „holden Freund", der ihm „bis ins zwölfte Jahr Vorbild deutſcher Treue war", fand er nur die leeren Worte: „Entſchlafner Haude, dieſe Zeilen, Die dir den letzten Dienſt ertheilen, Sind völlig von Verſtellung frei, Mein Herz ſtimmt jedem Ausdruck bei." Was Wunder, daß er bei den vielen anderen Fällen, bei denen er innerlich gar nicht betheiligt war, ſondern nur das Amt eines bezahlten Thränenhelden verrichtete, die eigene Tröſterunfähigkeit mit den Verſen bekannte: „Gebeugtes Vaterherz, mein Troſtwort iſt zu ſchwach; Die beſte Redekunſt hemmt kaum ein einzig Ach. Wen deine Noth nicht rührt, der iſt von Stahl und Steine; Ich kann nichts anders thun, als daß ich mit dir weine."

Das eigentliche Können der Berliner Poeten wird durch die Trias: Gleim, Ramler, die Karſchin bezeichnet.

Gleim iſt kein Berliner und doch muß er als Chorführer der Berliner Dichtung zur Zeit Friedrichs des Großen bezeichnet werden. Wer je in die bändereiche gedruckte Correſpondenz des Halberſtädter Dichters geblickt, oder noch beſſer in den Briefbänden des gaſtlichen Archivs am Domplatz in Halberſtadt geblättert hat, der weiß, wie Gleim, trotzdem er ſelten und immer nur auf kurze Zeit in Berlin lebte, doch auf Berlin ſtets ſeine Blicke lenkte. Auf dieſe Stadt und ihre Dichterſchule übte er demgemäß auch die nachhaltigſte Wirkung.

Nicht von Gleim, dem Anakreontiker, ſondern nur von Gleim, dem Friedrichsſänger, kann in dieſem Zuſammenhange die Rede ſein. Das Lob Friedrichs war ſeine Religion. Wie ein echter Gläubiger war er fromm aus innerm Bedürfniß, ohne jede Hoffnung auf Vergeltung. Mit trüber Reſignation,

die von Selbſtironie nicht frei iſt, verwahrte er ſich einmal gegen die Beſchuldigung des Schmeichelns (Werke V, S. 12): „Von meinem Friederich Wär' ich ein Schmeichler? — Ich, Aus deſſen Munde ſich Kein Wort begeben darf, das nicht das Herz auch ſpricht, Bedenkt: mein Lob iſt deutſch und deutſches lieſt Er nicht."

Vorliebe für Berlin

Ebenſo wie den König rühmte er deſſen Stadt. Wie jenem, ſo fehlte es dieſer gegenüber nicht an Uebertreibungen. „Rom", ſo ſchrieb er einmal*) „iſt nicht ſo ſchön als Berlin", ſagte zu mir der Freiherr von Fürſtenberg, der beide Jahre lang geſehen hat. Und der Umgang mit Menſchen höhern und niedrigeren Standes kann an keinem Ort in der Welt ungezwungener und angenehmer als zu Berlin ſein". Wie er allerlei Raritäten des Königs erhielt: Hut, Schärpe, ledernen Geldbeutel**), freilich nicht durch den urſprünglichen Eigenthümer, ſondern durch Freunde und Gönner, die ſeine Verehrung theilten, ſo bekam er auch von ſeinen Berliner Correſpondenten Krauſe, Ramler, Sulzer allerlei Nachrichten über das Leben der Stadt. Durch öftere Reiſen ſuchte er ſeine Kenntniß zu ergänzen und geſtaltete ſich immer mehr ein Idealbild der Stadt und ihrer Bewohner. Leſſing, der offen genug war, auch ihm ſeine tadelnden Bemerkungen gegen Berlin nicht vorzuenthalten, fügte alsbald hinzu: „Doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man ſein Mißvergnügen über dieſe Königin der Städte verräth."

Gleim hatte das Unglück, ſeinen Ruhm und ſeine Zeit zu überleben. Er ſtarb nur wenige Jahre vor Schiller und glaubte doch bis zum Ende ſeines Lebens in jener Zeit zu verharren, da Liebes- und Weingedichtchen als einzige Beſchäftigung der Poeten galten. Gegen die Klaſſiker verzehrte er ſich in kraftloſem und langſamem Zorn; nur an Herder ſchloß er ſich näher an, um mit ihm im Schmollwinkel zu ſitzen. Sonſt trieb er ſeinen Freundſchaftscultus weiter und konnte nicht begreifen, daß

*) 1772 an Heinſe. Pröhle: Leſſing, Wieland, Heinſe S. 143.

**) (W. v. Maltzahn) Catal. d. Ausſtellung im Concertſaale des Kgl. Schauſpielhauſes in Berlin 1870. S. 27 fg. 28. 30.

ſtarke Parteiungen, die durch weit größere Gegenſätze begründet waren als die ſächſiſch-ſchweizeriſchen Streitigkeiten, die deutſche Poetenſchar ſpalteten. Er lebte fort in ſeiner Friedrichsſchwärmerei und wurde unſanft aufgeſchreckt durch die Beobachtung, daß die Franzoſen 40 Jahre nach Roßbach andere Kämpfer geworden waren, daß politiſche und religiöſe Ideale, ſtatt eines Commandowortes, die Maſſen in die Schlacht trieben. Er dagegen glaubte, er könnte gegen die Ohnehoſen etwas ausrichten, wenn er eine Fauſt in der Taſche machte und den Schatten Friedrichs hervorriefe.

Denn dieſe Verehrung Friedrichs war ſeine Stärke. Sie hatte ihn einmal und nicht wieder zum wahren Dichter gemacht. Man mag zweifeln, ob die „Preußiſchen Kriegslieder, in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier“ wirklich auf den Märſchen und in der Ruhe von den Soldaten geſungen wurden — ein 63ſtrophiges Lied, wie das auf die Schlacht von Roßbach, ſingt ſich nicht leicht — aber man kann nicht in Abrede ſtellen, daß man es hier mit einer wahrhaft dichteriſchen Leiſtung zu thun hat. Das erkannten E. v. Kleiſt in einem lobenden Aufſatze an, Leſſing in einem Vorbericht, in dem er Gleims Leiſtung ſo würdigte: „Heroismus iſt die ganze Begeiſterung unſeres Dichters“; Herder in den entzückten Worten: „Nationalgeſänge, die keiner unſerer Nachbarn hatte, keiner unſerer Nachbarn uns entwenden könnte“; Schiller und Goethe, die als ſie den Alternden tadelten, „die Kraft und die Schnelle“ lobten, „die einſt des Grenadiers herrliche Saiten beſeelt“. Von der Eröffnung des Feldzuges bis zur Eroberung der Stadt Breslau wußte der Dichter die großen und kleinen Ereigniſſe des Kriegs mit ſeinem Sange zu begleiten. Er ſchwärmte für den König, dem er den Sieg zutraute und wünſchte und betrachtete deſſen Feinde als unwürdige Gegner. Er gebrauchte, von einzelnem Platten und Gezierten abgeſehen, dem großen Gegenſtande geziemende Ausdrücke, indem er bald volksmäßig zu raiſonniren, bald erhaben zu declamiren wußte. Ausdrücke wie

„Gott donnerte bei Lowoſitz und unſer ward der Sieg", „Denn was kann wider unſern Gott Thereſia und Brühl", „Was liegſt Du nackender Pandur, recht wie ein Hund im Loch Und weiſeſt Deine Zähne nur Und bellſt. So beiße doch" „das fürchterliche Hudry hutt Brüllt heute kein Pandur, Heut iſt er ganz und gar caput, In Wäldern brummt er nur" mußten den Kämpfern wie den Nichtkämpfern als natürliche Augenblicksſchilderungen gewaltiger Ereigniſſe erſcheinen. Aber auch wahrhaft dichteriſcher Schwung kam nicht ſelten in Gleim's Verſen zum Ausdruck. Schwerin's Heldentod in der Schlacht bei Prag konnte nicht würdiger gefeiert werden als durch die Strophe:

Zwar unſer Vater iſt nicht mehr,
Jedoch er ſtarb ein Held,
Und ſieht nun unſer Siegesheer,
Vom hohen Sternenzelt.

Die ſtolzeſten und zugleich edelſten Töne fand der Volksſänger gleich in dem erſten Lied, in dem er ſeine Abſicht mit den Worten ausſprach:

Krieg iſt mein Lied! Weil alle Welt
Krieg will, ſo ſei es Krieg!
Berlin ſei Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!

und mit den Verſen ſchloß:

Dann ſinge Gott und Friederich,
Nichts kleiners, ſtolzes Lied!
Dem Adler gleich erhebe Dich,
Der in die Sonne ſieht!

Gewiß hätte Niemand unter den damaligen Schriftſtellern mehr als Gleim verdient, von dem Könige anerkannt zu werden, deſſen treueſter Herold er war. Doch dies geſchah nicht. Nur einmal in ſpäteren Jahren wurde er einer nichtsſagenden Unterredung gewürdigt. Als er aber bald nach dem Kriege — ſo berichtete Gleim ſelbſt einem Freunde — mit ſeinem Bruder auf der Straße ſtand, da der König mit Quintus Icilius vorbeikam, hielt erſterer auf des Oberſten Bemerkung „Das iſt der

Sänger der Grenadierlieder" nicht einmal den Schritt an, ſondern ging achtlos vorüber.

Kaum mehr Notiz als von Gleim nahm der König von K. W. Ramler*). Dieſer (1725—1798, ſeit 1745 in Berlin) war ſeit 1748 Profeſſor am Cadettencorps, — 15 Jahre lang mit einem jährlichen Gehalt von 144 Thlr. — und als ſolcher mit dem Könige in einer gewiſſen Verbindung. Er ſollte Philoſophie lehren, trug jedoch ſtatt deren die ſchönen Wiſſenſchaften vor und predigte nicht immer tauben Ohren. Er wurde dem Könige vorgeſtellt, als dieſer die Lehranſtalt beſuchte; der König fragte ihn nach Vaterland, Univerſität, Anzahl der Lectionen, Zuhörer, nur nach ſeinem Namen nicht und Ramler war zu beſcheiden, denſelben zu nennen. Wenn Gleim einmal ſchrieb**), der König habe Ramlers Oden geleſen, ſich dafür bedankt und ſein Wohlgefallen darüber ausgedrückt, ſo täuſchte er ſich und den Freund oder wurde von ſeinem Berichterſtatter irregeführt. Denn wir beſitzen einen Bericht des Erbprinzen von Braunſchweig, der es von Quintus Icilius hatte, daß durch dieſen dem Könige die Ramler'ſchen Oden übergeben, von demſelben aber, nachdem er etwas darin zu leſen verſucht, als unverſtändlich weggelegt worden ſeien. Mehr aber als dem Könige war Ramler's Name der Prinzeſſin Amalie bekannt. Sie dachte das von Ramler gedichtete Paſſions-Oratorium, für welches ſie dem Dichter 100 Thlr. geſchickt hatte, zu componiren, empfing den Dichter und unterhielt ſich eine halbe Stunde mit ihm. „Er iſt ſeitdem ein gar vornehmer Mann geworden", meinte einer ſeiner Berliner Freunde. Doch iſt es ein ſchönes Zeichen für die Idealität dieſes Dichters und einiger ſeiner Genoſſen, daß die Nichtachtung ſeitens des von ihnen ſo hochgeprieſenen Fürſten ſie in ihren Geſinnungen nicht irre machte und ihren

*) Ramler an Gleim 29. Mai 1763; das Folgende Krauſe an Gleim 29. Juli 1754; beide Briefe ebenſo wie der Ramlers 1757 im Gl. A.

**) 1761, Pröhle 223 vgl. dagegen Bj. f. Litgeſch. IV, 243; Brief aus dem J. 1773.

Huldigungen keine Grenze ſetzte. Selbſt wenn er in Privatbriefen von dem König ſprach, gerieth er in Verzückung. So ſchrieb er am 12. Januar 1757 an Gleim: „Unſer unvergleichlicher Friedrich iſt noch hier. Vielleicht geht er morgen von uns. Man ſagt, er hat in ſeinem lieben Berlin herumfahren wollen, damit ihn alle ſeine Kinder ſehen ſollten; aber der Froſt iſt ja ganz ruſſiſch geweſen. Er ſieht ſo munter aus, wie der Gott Mars und Apollo". Noch voller nahm er den Mund, wenn er ſeine mühſam erdachten und zuſammengebauten Oden dichtete, in denen er angeblich in antiker Weiſe, in Wirklichkeit aber, wie man richtig geſagt hat, in antikiſirender, in römiſcher Beleuchtung und durch franzöſiſche Brille geſehener Art ſeinen Herrſcher beſang. In dieſen ſeinen durch zahlloſe mythologiſche Anſpielungen verzierten Prunkgedichten, die ſo ſchwerverſtändlich geriethen, daß der Herausgeber der erſten Edition einen Band Anmerkungen beigab, welcher den Text bei weitem überragte, mochte man keine Fehler entdecken, wie er, der deutſche Ariſtarch, ſie ſo zahlreich in den Werken der zeitgenöſſiſchen Dichter fand und nach eignem Belieben ſchonungslos ausmerzte; poetiſche Schönheiten entnahm man aus ihnen noch weniger.

Wer den nur zum geringen Theil gedruckten Briefwechſel zwiſchen Gleim und Ramler im Original durchblättert, der erkennt bald, daß dieſe beiden Menſchen keine Freunde bleiben konnten. Zwanzig Jahre gingen ſie zuſammen, um dann dreißig Jahre ſo fremd neben einander herzuleben, als hätten ſie ſich niemals gekannt. In dieſem Verhältniß, wie in ſeinen Lebensbeziehungen überhaupt war Gleim der Spendende, der nicht bloß den Freunden gern aushalf, weil er Geld beſaß, ſondern weil er Bedürfniß hatte zum Geben und am Spenden Freude fand. Er war fröhlich und wollte Freudige um ſich ſehen. Er war offen und theilte, was in ihm lebte, aller Welt mit. Ramler war eine kleinliche Natur, verdroſſen, hinterhältig, plauderte Geheimniſſe, die ihm anvertraut waren, aus, entlockte Vertraulichkeiten und gewährte keine. Gleim, dem Dichten eine innere

Nothwendigkeit war, kümmerte ſich wenig um holprige Verſe; für den Pedanten Ramler war jeder mißtönende Reim und jeder unvollkommene Vers ein Dolchſtich. Gleim, dem das Herz höher ſchlug bei Anderer Empfinden, hatte vor dem Sange Anderer auch jene Achtung, die dem wirklichen Können zukommt und konnte die kleinlichen Schulmeiſtercorrecturen nicht vertragen, mit denen Ramler ſeine Lieben bedacht hatte; in dem Garten der Poeſie, den Ramlers Phantaſie ſich ausſchmückte, mußten alle Roſenſträuche gleiche Höhe und Breite, alle Blumen gleiche Farbe und gleichen Duft haben. Gleim war volksthümlich, wenn er auch die hohe Stelle der Volksthümlichkeit nicht errang, die er erſehnte und vielleicht auch verdiente; Ramler war ein Gelehrter und ſchrieb für Gelehrte. Er verſuchte ſich, wenn er nicht geradezu die Alten überſetzte, faſt nur in der Nachahmung antiker Metra, er brauchte zu ſeinen Gedichten den ganzen Olymp und verſenkte ſich, er, der Großſtädter, wenn je einer war, in eine eingebildete Schäferwelt. Wenn Gleim von großen Dingen ſprach, dann ließ er die Sachen reden und trat beſcheiden hinter ſie zurück; ſeine liebe Perſon in den Hintergrund zu ſtellen, war Ramler nicht im Stande. Darum mußte er der Welt zu wiſſen thun, daß er in Colberg ihr Licht erblickt, die Perſanteis (Perſante), das Flüßchen ſeiner Geburtsſtadt, mußte unter den Namen glänzenderer Flüſſe und Städte ihren Platz haben. Denn die erhabene Odenform und die hochtrabende Odenſprache duldeten nicht, daß Menſchen und Dinge mit ihren gewöhnlichen Namen genannt wurden, darum hieß Berlin Auguſta, die Spree zum mindeſten Sprea, aus Laudon wurde Fabius, Maria Joſepha Polen ward zur Tanaquil, Eliſabeth von Rußland zur Cleopatra; ſtatt der Preußen hießen Friedrich's Völker Brennen und ſeine Feinde waren die Satrapen anderer Länder und die Phalangen Europas. Wenn ihm Friedrich, der für ihn wirklich der Allverehrte war, Auguſtus hieß, ſo war es nur billig, daß er, der Dichter, als Horaz neben ihm ſchritt. Als

Wunſch drückte er es aus und doch dünkte es ihn ſchönſte Erfüllung:

Götter, wäre doch ich dieſer beneidete
Barde! Selber zu ſchwach, aber geſtärkt durch ihn
Und die Sprache voll Kraft, die wie Kalliopens
Tuba tönet. Wie weit ließ ich euch hinter mir,
Sänger Heinrichs und euch, Ludewigs ganze Zunft.

Als Horaz, ſo träumte er, ſei er in die Unterwelt verſetzt worden: dort werde er von Alcäus beneidet, ſchon höre er „froh beſtürzt" ſich Dichter nennen und „Pallas nimmt ihm die Wolke vom Auge, daß ihr Jünger Wahrheit und blendenden Trug erkenne". Nahm er ſchon zu Zeiten Friedrich's den Mund recht voll, nicht nur für ſeinen Heros, ſondern auch für ſich — ſo wurde er unter deſſen Nachfolger noch verwegener. Dem König Friedrich Wilhelm II., der ja den von ſeinem Vorgänger unbeachteten Dichtern ſich huldreich erwies, nahte Ramler, der dem großen König gegenüber nur zu ſtammeln ſich getraut hatte, mit größerem Selbſtbewußtſein; ihm ſtellte er ſich als ebenbürtig zur Seite etwa mit folgenden Verſen:

Mein Geiſt beginnt erhabene Geſänge.
Monarch, Dir iſt mein Lied geweiht,
Dir meine Zunge, mein Meiſtergriffel.

Auch wenn Ramler zu gewöhnlichen Menſchen und Dingen herabſtieg, war er unnahbar und blieb eindruckslos. Seine Geliebten oder die Chloe, Lalage, Delia, die er ſo nennt, bleiben uns gänzlich fremd, ſo eifrig er in ihrem Lobe war. Sein Gedicht über den Tod einer Wachtel iſt eine ſchwache Nachahmung Catull's; für den merkwürdigen „Granatapfel, der in Berlin zur Reife gekommen", vermögen wir uns nicht ſonderlich zu begeiſtern, und wer möchte den Humor eines Kampfgeſprächs zwiſchen Waſſer und Wein (Achelous und Bacchus) bewundern, der als Reſultat der ſchönen Miſchung den Apfelwein preiſt. Es iſt ſeltſam, daß ein ſo gebildeter Dichter ſo geſchmacklos und ein mit den Werken der Alten ſo vertrauter Schriftſteller ſo humorlos bleiben konnte. Genießbar wurde Ramler in ſeinen

weltlichen Gedichten nur, wenn er von ſeinem hohen Dreifuß herabſtieg. Er drückte menſchliches Gefühl aus, wenn er, der Kriegsſänger, in einem Liede über den Frieden die Greuel des Krieges darſtellte:

Denn ach, der Krieg verwüſtet Saat und Reben
Und Korn und Moſt, vertilget Frucht und Stamm ....
Mit unſern Roſſen fährt er Donnerwagen,
Mit unſern Sicheln mäht er Menſchen ab,
Den Vater hat er jüngſt, er hat den Mann erſchlagen,
Nun fordert er den Knaben ab.

Oder es gelang ihm, die wirkliche Volksſtimmung jener Zeit zum Ausdruck zu bringen, wenn er die ausgeklügelte Alterthümlichkeit vergaß und ſich, vom Studirtiſch aufſtehend, in die Geſinnung verſetzte (1778), welche die großen Siege des ſiebenjährigen Krieges ermöglicht hatten:

Auf, tapfre Brüder, auf ins Feld!
Gerecht iſt unſer Krieg;
Uns führet Deutſchlands größter Held,
Uns folget Ehr' und Sieg ....
Wir ſtreiten noch den alten Streit,
Ein Mann verjaget vier,
Wir fragen nicht, wie ſtark ihr ſeid,
Wo ſtehn ſie, fragen wir.

Dem modernen Kunſtfreund iſt Ramler mehr denn durch ſeine antiken und patriotiſchen Geſänge als Dichter der Graunſchen Paſſionsmuſik bekannt. Die Dichtung in ihrer etwas nüchternen Correctheit würde allein die Zeiten ſchwerlich überdauert haben, trotz einzelner ſchöner Stellen, die ſie aufweiſen kann. Doch zeigt ſich in ihr die ſtarke Beeinfluſſung des Dichters durch die Ideen der Aufklärungszeit. Denn, wie ſchon Ranke bemerkt hat*), von dem Menſchenfreunde, dem Edlen, dem Heiligen, unſerem Vorbilde iſt viel die Rede, niemals aber von dem Gottesſohn, noch von der Idee der Erlöſung oder gar der Verſöhnung.

*) Zur eigenen Lebensgeſchichte. S. 438.

Karschin

Durch Gleim und Ramler war Anna Louise Karsch (1720 bis 1791) nach Berlin gekommen (1764). Sie wurde gelobt, übermäßig gefeiert, gerieth bald in Noth und war viele Jahre nicht viel mehr als eine dichtende Bettlerin.

Das Mitgefühl, das den Betrachter des armseligen Geschickes der Poetin ergreifen könnte, wird gründlich zerstört, sobald man ihrem Wesen und Charakter näher tritt. Sie, die in ihren früheren Jahren zufrieden war, durch ihre Verse ein paar Groschen zu verdienen, erhob bald nach ihrer Ankunft in Berlin, nachdem sie den Weihrauch geschmeckt hatte, den man ihr streute, den Anspruch, eine große Dichterin zu sein; sie schmückte sich eitel mit dem Namen der Sappho, den kurzsichtiger Kritiker Weisheit ihr verliehen, sie wurde taub gegen Einwände, eingebildet auf ihre Leistungen und pochte, wenige resignirte Momente ausgenommen, auf ihre Unsterblichkeit. Sie sang von Treue, wahrte sie ihrem Gatten aber so wenig, daß sie ihn ins Elend trieb und mit Hohn überschüttete, da er sich in seiner trostlosen Lage flehend an sie wandte; sie verherrlichte die Mutterliebe, haßte aber ihre eignen Kinder und vernachlässigte, ein jämmerlicher Typus der „gelehrten Frau", Wirthschaft und Haus; sie verkündete die Hoheit und Selbstständigkeit des Dichters und hatte Anwandlungen, als Wohlthäterin Anderer zu erscheinen, aber dies Wohlthun aus den Taschen Anderer war bei derjenigen verdächtig, welche so wenig eigene Würde kannte, daß sie von Hoch und Niedrig Wohlthaten erbat oder wenigstens annahm.

Mit Charakterlosigkeit oder Niedrigkeit des Wesens kann sich ja manchmal Fülle des Talents verbinden. Bei der Karschin war dies nicht der Fall. Sehen wir von den Gelegenheitsdichtungen ab, in denen auch sie sich versuchte, mit allen Fehlern, die jener Gattung anhaften, so bleiben drei Stoffe übrig, welche die Dichterin gern und aus freien Stücken wählte, und in denen sie Talent hätte bekunden können, wenn sie solches besessen hätte: Religion, Liebe, Vaterland.

Die Karschin war fromm. Schon in ihrer frühen Jugend

hatte ſie geiſtliche Gedichte gemacht. Religiöſes Gefühl alſo war da, dies aber zum poetiſchen Ausdruck zu bringen, fehlte ihr die Fähigkeit. Ihre Bezeichnung der Theologen als „Männer, die in ſchwarzen Röcken auf der hohen Kanzel uns entdecken, welcher Weg zum Leben richtig iſt", oder des Sonntags als „des Tags, den ein erſchaffender Gott nach der vollendeten Schöpfung hochheilig machte zur Ruh", mag hingehen, aber auch in größeren geiſtlichen Gedichten tritt dieſe völlige Unfähigkeit hervor. Als Beweis diene ein längeres Gedicht: „An Gott". Die Poetin will beweiſen, daß die Thiere, ſelbſt die größeren und mit den meiſten Kräften begabten, Gott nicht kennen, daß aber die Menſchen Gott preiſen, weil — er ihnen ſo reichlich zu eſſen und zu trinken gibt. Dieſer ungewöhnliche Gedanke iſt ebenſo ungewöhnlich ausgedrückt. Von dem Elephanten wird geſagt, er „hört Unterricht, kann tief betrachten und traurig ſein dem Menſchen gleich". Dem Adler wird vorgeworfen, daß er zwar zur Sonne fliegt, aber Gott nicht ſieht. Der Menſch aber, der alſo charakteriſirt wird: „Den Engeln nach, weit über Thier und Sterne, Erhaben haſt Du mich gemacht", preiſt Gott im Frühling, Herbſt und Winter ſelbſt am Kamine, oder auch im Sommer, für welchen unſere Sängerin die Bezeichnung findet: „Und wenn mit wörterloſer Stimme der Vogel Dir lobſingen ſitzt".

Auch der Patriotismus, der wohl echt war, vermochte ihr kein gutes Gedicht zu entlocken. Sagt ſie doch einmal ſelbſt, mit einer bei ihr ſeltenen Selbſterkenntniß: „Mir fehlt zum Heldengeſange Glut und ein männlicher Schwung". Ueber Kleiſt's, des heldenhaften Poeten, Tod dichtete ſie die entſetzlichen Verſe:

Holder Mai, bei jenem Sitz der Muſen,
Wo die Oder ihren offnen Buſen
Mit erſchlagner Ruſſen Blut geſchwärzt,
Liegt ein Dichter, der Dich einſt geſungen;
Hundert Seelen hat ſein Tod durchdrungen,
O, er ſtarb voll Wunden, und beherzt.

Wenn ſie den Tod des Prinzen Heinrich von Braunſchweig beklagte, ſo rief ſie der Stelle, „wo ſein Heldenblut gefloſſen“ zu, „ewig purpurroth zu bleiben“, und ſchloß pathetiſch: „Welch' Dichter Moſchus Leier hat gefunden — der nehme ſie zur Hand“. Der Entſatz von Braunſchweig (1761) hatte nach ihrer Schilderung folgende wunderſame Wirkung:

Auf dem Brocken hörten es die Rehe;
Hirſche warfen plötzlich in die Höhe
Ihrer Häupter zackigtes Geweih;
Aus den Betten wälzten ſich die Thiere,
Und im Thale ließen zweene Stiere
Ihren Kampf und horchten dem Geſchrei.

Auch in Liebesgedichten vermochte ſie nichts zu leiſten. Ob ſie für ſich oder im Namen Anderer von Liebe redete, es blieb bei unpoetiſchen Gedanken und bei proſaiſcher Ausdrucksweiſe. Sie ließ z. B. eine kranke Braut an ihren Geliebten ſchreiben — etwa mit derſelben Zärtlichkeit, mit welcher eine andere um ihre entflohene Nachtigall klagt — und legte ihr folgende Verſe in den Mund, die außer der kranken Braut wohl ſchwerlich Jemand verſtehen wird:

Des Fiebers Glut, empor ins Haupt geſtiegen
Fraß den Gedanken, ehe er ſich
Entwickelte, da wo Gedanken liegen,
In der Empfindung für dich!

Wenn ſie ſelbſt zu lieben begann, ſo ergab ſie ſich einem ſüßlichen Getändel. Es iſt recht unerquicklich, die alte reizloſe Frau mit ihrem „Palemon“, oder wie ſie ſonſt ihre Freunde nennt, liebeln zu ſehen und ihr Liebesgeflüſter voll erlogener Empfindungen mit anzuhören. Denn echte Liebe kannte ſie nicht, wenn ſie auch einmal in einer Sprache, die poetiſch ſein ſoll, ſagte: „O, mir entwiſcht nicht, was die Menſchen fühlen“. Sulzer's, ihres eifrigen Gönners, Frau war geſtorben. Der Mann ſchien zu Tode betrübt; die Dichterin hatte für ihn nur den Rath, er möge ſich „unter allen Schönen eine Tochter“ ausſuchen, „gezeichnet von der Tugend mit Verſtande“:

Sanft wie ein Lamm, das in der Mittagsſtunde
Fromm auf dem Schooß der jungen Chloe ſpielt,
Sei ſie, und trag' ein Herz in ihrem Munde,
Das nur für dich gefühlt.

Wenn ſolch thörichtes Worteaneinanderreihen, geſchraubte Ausdrucksweiſe, verfehlte Bilder Poeſie ſind, dann mag die Karſchin eine Dichterin genannt werden; wenn aber die Dichtung die Aufgabe hat, große Gedanken und echtes Gefühl in edlem Ausdruck vorzuführen, dann war ſie dem armen Weibe nicht gegeben, das eben nur die Fähigkeit hatte, auf gegebene Silben mit großer Schnelligkeit paſſende, nicht übel klingende Reime zu finden.

Auch dieſe Sängerin Friedrichs konnte ſich keiner entſchiedenen Förderung ſeitens des Königs rühmen. Allerdings ſoll dieſer, aufmerkſam gemacht durch Jcilius' Ueberſetzung einiger Epigramme, der Dichterin in einer ihr gewährten längeren Unterredung ein Haus in Charlottenburg, 200 Thlr. jährlicher Penſion nebſt freiem Holz zugeſagt haben*); die alſo reich Begnadete wartete aber vergebens auf Erfüllung der königlichen Verheißung. Seitdem kam es nur zu kleinen Unterſtützungen, die um ſo kleiner wurden, je häufiger ſich die Bitten wiederholten.

Von all den Genannten wurde Berlin bei den verſchiedenſten Gelegenheiten laut geprieſen. Niemals vielleicht enthuſiaſtiſcher als durch J. G. Willamov, der zwar kein Berliner war, es den Berlinern aber in Hymnen zuvorthat. Aus ſeinem Lobgeſang**)

*) Dies weiß man allein aus einem Briefe Gleims an Uz 4. Sept. 1763 Z. f. pr. Geſch. 12, 698. Der Brief der Karſchin, auf den Gleim ſich bezieht, wird von dem fleißigen Herausgeber Pröhle nicht mitgetheilt, iſt alſo wohl nicht erhalten. Mir ſcheint Gleims Brief ſehr verdächtig. Friedrich war nicht derartig liberal, wie die Karſchin uns glauben machen will. Sie wird in ihrer Verwirrung den König falſch verſtanden oder in ihrer allzuregen Phantaſie den Wunſch mit der Erfüllung verwechſelt haben. Doch blieb ſie beſtändig dabei, das königliche Anerbieten gehört zu haben. Nach 1770 ſchrieb ſie an Gleim: „ob er gleich ſo lange verzeucht mir ſein Wort zu halten." a. a. O. S. 719.

**) J. G. Willamov, Sämmtliche poet. Schr. Lpz. 1779. S. 158: Das deutſche Athene Mai 1765.

ſtatt aller übrigen, mögen einige Verſe hier eine Stelle finden:

Gewiß! ſie hat ein Gott, wie Dardans Sitz
Wie Rhodus, das kein Nord beſtürmet,
Zum prächtigen Athen für Weisheit, Künſte, Witz
Mit wunderthätger Hand erthürmet
Der Fürſtenſtädte Königin!
Ja, glaube Freund, der ihr am Buſen lieget,
Ein Gott ſchuf einſt das ewige Berlin,
Das griechiſch glänzt und römiſch ſieget.

Unter den Schriftſtellern der Fridericianiſchen Zeit verdient J. Ch. Krüger*) (1722—1750, in Berlin geboren und dort als Schauſpieler thätig) ſchon um deswillen eine Erwähnung, weil das noch in ſeinen Schuljahren gedichtete Luſtſpiel: „Die Geiſtlichen auf dem Lande" die antigeiſtliche Stimmung ausdrückt, die oft als einziges Motiv der Aufklärung galt. Dieſes Luſtſpiel, nach dem Molièreſchen Tartuffe und deſſen deutſchen Nachahmern bearbeitet, mit großem Behagen den unkeuſchen, ſaufluſtigen, dabei ſtets ſalbungsvollen Landprediger vorführend, und ein anderes, der „Herzog Michel", eine nicht ungeſchickte Bearbeitung der Geſchichte eines Bauernjungen, der durch Verwerthung ſeines kleinen Beſitzes reich zu werden hofft, waren damals ſehr beliebt. Letzteres wurde von Goethe in ſeinem Leipziger Kreiſe aufgeführt; von dem Erſtern bezeugt Leſſing: „Die Welt konnte ſich an den Geiſtlichen nicht ſatt leſen; ſie wurden mehr als einmal gedruckt; ja ſie wurden, was die Leſer immer um die Hälfte vermehrt, confiscirt." Das Intereſſe an dem Stücke war derartig groß, daß eine dramatiſche Kritik**) darüber gedruckt wurde, in welcher der Landpfarrer ſowohl ſeinem als ſeiner Gattin Namen, Treulieb und Tugendhold,

*) Vgl. Goedeke IV 1, 72 A. D. B. XVII, 230 fg. — Poetiſche und theatraliſche Schriften hgg. von J. F. Löwen. Lpz. 1763. Die Geiſtlichen auf d. Lande zuerſt 1743 gedruckt. Leſſing (Hempel) XII, 383.

**) Verbeſſerungen und Zuſätze des Luſtſpiels die Geiſtlichen auf dem Lande in zweien Handlungen ſamt deſſen Nachſpiel 1744.

vollſte Ehre macht, während Amtmann und Schulze beſtechliche und ſinnliche Kreaturen ſind, und auch die Adligen und die ſtarken Geiſter (Offenbarungsgegner) als Hohlköpfe und Unwürdige dargeſtellt werden. Gelegentlich wußte Krüger auch patriotiſch zu reden: das zu Halle 1745 aufgeführte Feſtſpiel „Der Ueberwinder“ oder das 1746 in Breslau gegebene „Der Sieg ein Vater des Friedens“ feierten unter Vorführung von lauter allegoriſchen Geſtalten die ſchleſiſchen Großthaten und ſtellten den König, den ſie gern mit Hermann vergleichen, als Beſchützer ſeiner Städte, auch ſeiner Reſidenz dar. In ſeinen Sinngedichten ſprach er nicht ohne Anmuth von Trinken und Lieben.

In dieſer letztern Beziehung hatte er einen Genoſſen in G. W. Burmann (1733—1801, ſeit 1764 in Berlin)*), der jetzt faſt nur durch ſeine Spielerei, Gedichte ohne r zu ſchreiben, bekannt iſt. Er hatte das Schickſal mancher Poeten durchzumachen: kurzen Ruhm und langes Elend. Wie ſchlecht es ihm zuletzt ging, ergibt ſich aus einem Bettelgedicht „An meine Gönner“, das von ihm der Spenerſchen Zeitung eingeſchickt war und an ſeinem Todestage (5. Jan.) zum Abdruck gelangte. Die kläglichen Verſe lauteten:

Mein Mangel ſteigt mit jedem Tage,
Dem Sterben nah iſt meine Lage.
Gott gebe, daß es nicht mehr lange währt,
Da mich das Elend doch verzehrt!
Verlaßt mich nicht in meinen letzten Leiden,
Gott und mein Dank erſetzt es euch mit Freuden.

Er war ein gutmüthiger, frohgeſelliger Menſch, wohlthätig ſelbſt in ſeinem Elende. Auch in ſeiner Dichtung war er ein wirklicher Anakreontiker. Das Weſen ſeiner Dichtung ſtellte er einmal hübſch dar: Apollo habe ihm ein Saitenſpiel für Helden und Schlachten gegeben, das habe er abgelehnt, weil er dafür

*) Fabeln und Erzählungen. Berlin 1773. Lieder 1774. Vgl. Goedeke Grundr. IV, 1, S. 46.

zu weich ſei; das Saitenſpiel für große Männer habe er von ſich gewieſen, weil ſein Gefühl ſich weigere, Jedem zu ſingen; das für Kuß und Wein beſtimmte habe er angenommen. Er war daher kein Friedrichsſänger; wenn er es ſich auch nicht verſagte, auf die Urne des großen Königs und zur Huldigung ſeines Nachfolgers einige Verſe zu machen, ſo bedichtete er öfter Liebe und Wein. Schwerlich war er ſo trunken, wie er ſich und den Dichter darzuſtellen liebt, und gewiß nicht in alle die Lauren, Eliſen und Doris verliebt — die Namen: Pamele und Meliſſe wendete er nur an, wenn er für einen Reim auf Seele und Küſſe verlegen war —, die er in ſeinen Gedichten anrief; aber Genuß und Freude war ſein Lebenselement und der Ehe widmete er Seufzer ſtatt Lobgeſänge. Trotzdem vergaß er nicht, auch die Tugend zu verherrlichen und die Liebe nur dann zu preiſen, wenn ſie mit Ehrbarkeit vereint war. Mit dem Blicke des Liebesdichters ſah er auch die Natur an. Ihm war der Frühling nur willkommen, weil er dann mit dem Liebchen durch Feld und Au ſchweifen konnte, der Winter angenehm, weil er trauliches Beiſammenſein gewähre und dadurch die Liebesgluth erhöhe. Er ſtellte in anmuthigen Fabeln und Erzählungen Menſchen und Thiere dar, redete harmlos von ihren Schwächen und wurde nur böſe, wenn er auf die Recenſenten zu ſprechen kam. Denn er hielt etwas auf ſich, ehe Noth und Krankheit ſein Selbſtbewußtſein ertödtet hatten und brauchte für ſeine Berufsgenoſſen den ſtolzen Vers:

Was ſind denn nun der Thoren Millionen?
Ein Geiſt, der nach der Weisheit ſtrebt,
Ein Dichter, deſſen Lied durch Tugend ſich erhebt,
Hat doch wohl Kronen?

Von Tugend und Herz zu reden bemühte er ſich auch in einer Wochenſchrift*), die er muthig genug war, gleich auf ein Jahr anzukündigen und klug genug, nach dem erſten Jahr eingehen zu laſſen. Darin trat er auch als Proſaiker auf, nach

*) Titel vgl. oben S. 430.

dem Recept der alten Wochenſchriftler. Lieber jedoch bediente er ſich des Verſes, gleichviel ob er von der Gottheit oder von ſeiner zerbrochenen Taſſe ſang, ob er dem Tod den Willkomm bot oder den Stutzer charakteriſirte. Matte Epigramme, ihrem Inhalte nach zeit- und ortlos, wechſeln mit Trinkliedern, die einem Waſſertrinker Ehre machen. Von der zeitgenöſſiſchen Litteratur erfuhr man eigentlich nur, daß das Trauerſpiel Elfriede von Bertuch erſchien — der Autor wurde dabei ein „Adler", ein „neuer Sophocles" genannt —; von Berliniſchem, außer der Aufführung dieſes Stückes, einen Hymnus auf die verfloſſene Kochſche Bühne und einen Panegyrikus auf die eben erſchienenen Graunſchen Duette. Und doch hatte Burmann vielleicht ganz Recht, ſich von ſeinen Leſern mit den Worten zu verabſchieden, die ſchließlich ein jeder nicht ganz unbeliebter Dichter auf ſich anwenden kann, und mit denen ſich auch die Schriftſteller der Fridericianiſchen Zeit getröſteten:

> Ich bin zu meiner Zeit auch Punkt im All geweſen,
> Und ward geliebt und ward geleſen.

Aber wenn die deutſchen Schriftſteller jener Zeit ihre Stellung und Beliebtheit beim Publicum mit der der franzöſiſchen verglichen, ſo mußten ſie ſich für recht kleine Pünktchen im All halten und die Liebe, die jenen erzeigt wurde, von Herzen beneiden.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Franzoſen.

„Mit den ſogenannten Philoſophen am Hofe geht es wunderlich her. Der Marquis d'Argens war zwei Jahr ganz in der äußerſten grace, dann konnte er es nicht mehr aushalten, bat den König, ihm nur ſeine Penſion als Chambellan von 600 Thlr. (denn außerdem hat er an die 2000) zu laſſen; er wolle in Ruhe mit ſeiner neuen Frau, der ſtumpfnäſigen, ſchminkerfahrenen Cochois leben. Der König ließ ihm zur Antwort ſagen, er möchte nur in 8 Tagen wieder anfragen und ſich beſinnen. Darüber iſt er aber ſeit Jahr und Tag dem König nicht mehr unter Augen gekommen.

„Darget iſt ein kleiner Kopf, nahm eine Frau, ſteckte ſie mit den Franzoſen an, gab darüber viel von ſich zu reden und zu lachen, bleibt aber, weil er klein, doch noch da.

„La Mettrie hat im Anfang den König ein paar Mal geſprochen, danach 2 Jahr nicht mehr. Nun iſt er ſeit 6 Monaten nebſt Darget und Arnaud Mitlector, fährt aber immer fort, tolle Streiche zu machen. Vor einiger Zeit hat er ein Ding drucken laſſen. Da lobt er unſern König auf Unkoſten des Königes von Frankreich. Darüber wird der König ſehr unwillig, heißt ihn faquin und ich weiß nicht was mehr und er antwortet: eh bien, Sire, il faut me mettre à Spando.

„Arnaud iſt nun gar ein närriſcher Schüler. Er hat auch jetzo ſeinen Abſchied. Vor einiger Zeit ſagt er: die Garde in Potsdam wären zwar ſchöne Leute, aber die Garde des Königes

in Frankreich wäre doch noch ſchöner: ce sont, des hommes bien faits comme moi.

„Maupertuis . . . ſoll eclipſirt ſein. Man erzählt zwei Hiſtorien davon, die eine, daß herausgekommen, er habe in Frankreich noch eine Frau.“ *)

Dieſe ungeſchminkte, von Klatſchſucht und einer ſtarken Abneigung des deutſch geſinnten Schriftſtellers gegen die am Hofe mächtigen franzöſiſchen Litteraten gewiß nicht freie Schilderung nennt — mit Ausnahme der beiden Bedeutendſten — diejenigen Franzoſen, welche die Umgebung des Philoſophen von Sansſouci bildeten. Es iſt unmöglich, alle die Einzelnen, wie Darget und Arnaud, zu beſprechen. Nur drei derſelben bedürfen und verdienen eine etwas ausführliche Erwähnung: Marquis d'Argens, La Mettrie und Maupertuis. Die beiden Letzteren nehmen eine hervorragende Stellung in der franzöſiſchen Litteratur ein; d'Argens wird heute nur genannt, weil er Friedrich's Vertrauter war.“ **)

Jean Baptiſte de Boyer, Marquis d'Argens (1704—1771, von 1742—1769 in Berlin) war ein fähiger Schriftſteller, deſſen Fähigkeiten aber zu keiner rechten Ausbildung gelangten, weil er weder Fleiß noch Stetigkeit, noch Tiefe beſaß. Er war ein arges Weltkind, kein Charakter, ſo daß trotz ſeiner wirklich rührenden Anhänglichkeit an den König die Art, wie er von Friedrich behandelt wurde, zwiſchen herzlicher Freundestreue und der un-

*) Krauſe an Gleim, undatirt c. 1750. Gl. A. (Halberſtadt).

**) Für den folgenden Abſchnitt vergleiche die zwei Quellenwerke: (M. Grimm), Correspondance littéraire, philosophique et critique. 16 Bände. Paris 1877—1882. Denina: La Prusse littéraire sous Frédéric le Grand (mit ſehr ausführlichem Nebentitel). 3 Bände. Berlin 1790 u. 91. Von Bearbeitungen in erſter Linie: A. Sayoux, Le 18. siècle à l'étranger. Hist. de la lit. franç. dans les divers pays de l'Europe. 2 Bände. Paris 1861. Ferner: die ſchon erwähnten Mémoires von Formey und Bartholmèss' ſpäter noch zu nennende Arbeit über die Berliner Akademie. Für Maupertuis, Voltaire und Friedrich iſt Einzelnes aus meinem Aufſatz: Voltaire u. Fr. II. (Vorträge a. a. O. S. 102 ff.) wiederbenutzt. Für d'Argens noch A. D. B. I, 521—524.

würdigen Narrenmanier ſchwankte, in der Gundling tractirt worden war. (Man denke an den von Friedrich verfaßten Hirtenbrief des Erzbiſchofs von Toulouſe, der dem in der Provence zu lange weilenden Freunde von ſeinem Diener allmorgendlich vorgeleſen werden mußte.) Er ſchrieb Memoiren, kritiſche Berichte, Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen, dem er ſich eine Zeit lang mit großem Eifer zuwandte, politiſche Broſchüren und elegante Briefe. Er war Director der philoſophiſchen Klaſſe der Akademie und eine Zeit lang Vorſteher des Theaters. Sein Hauptbemühen aber war einſeitige Aufklärungstendenz, beſtändige Wiederholung einmal ausgeſprochener Halbwahrheiten und eine grenzenloſe Verachtung der verbreiteten Tagesmeinungen und des gelehrten Dünkels. Er liebte es, an Allem zu zweifeln und ſeinen Zweifel redſelig auszuſprechen. Er war, wie Voltaire einmal ſagte, ein trotz ſeiner Schwatzhaftigkeit der guten Sache nützlicher Ketzer. Denn er verſtand es, leicht und feſſelnd zu plaudern, über tiefe Gedanken mit jener Oberflächlichkeit hinwegzuhüpfen, die von der großen Menge als ſelbſtändiges Abthun ernſter Geiſtesarbeit angeſehen wird, durch frivole Späßchen die eine Klaſſe von Leſern anzuziehen, die vor philoſophiſchen Speculationen Reißaus nahm und durch unaufhörliches Wiederholen die andere Klaſſe zu überführen, die leicht über nur einmal vorgetragene Anſichten hinwegſah. Alle dieſe Eigenheiten zeigen ſich in ſeinen „jüdiſchen Briefen", der einzigen unter ſeinen Schriften, die einen wirklich großen Erfolg davontrug, denen ſpäter kabbaliſtiſche und chineſiſche folgten. In allen, die Namen und Art dem berühmten Vorbilde Montesquieus entnahmen, ohne dies an Geiſt und Wirkung zu erreichen, führte er mit leichten Waffen einen ernſten Kampf gegen den Aberglauben und die chriſtliche Religion. Denn ihm war es mit dieſem Kampfe gewiß ernſt, obgleich die oft hervortretende Frivolität wahre Ueberzeugung auszuſchließen ſcheint. Namentlich ſind die drei Correſpondenten ſeiner „jüdiſchen Briefe": Aaron Moncera, Iſaac Onis und Jak. Brito, durchaus ernſte, gläubige, ſittenſtrenge Männer, die glück-

lich zu der Leichtfertigkeit, Skepſis und laxen Moral ihrer anders denkenden Zeitgenoſſen in Gegenſatz geſtellt werden. Die Verwunderung über den chriſtlichen Glauben und Gottesdienſt, die d'Argens ihnen lieh, iſt gekünſtelt; ihre Abneigung gegen einzelne Glaubensſätze, Religionsübungen und Verfolgungswuth iſt die des Philoſophen. Seiner innerſten Ueberzeugung gehört auch das einem dieſer jüdiſchen Correſpondenten in den Mund gelegte Wort an: „Ich möchte den Himmel für einen glänzenden Palaſt anſehen, in den man durch vier Thore gelangt, die nach den vier verſchiedenen Seiten der Welt ſchauen. Man kann in dies herrliche Gebäude von Oſten, Weſten, Süden und Norden gelangen; nur ſind die Wege, die dorthin führen, nicht alle gleich ſchön".

d'Argens wohnte in Sansſouci einmal mit Maupertuis zuſammen.*) Letzterer kniete vor dem Schlafengehen nieder, um ſein Gebet zu ſprechen, und ließ ſich in dieſer Thätigkeit durch des Zimmergenoſſen ärgerliche Ausrufe: „Was ſoll das heißen? Biſt Du toll?" nicht ſtören. Der ehemalige Freigeiſt war grade in der für jene Geſinnung ſo günſtigen Berliner Atmoſphäre fromm geworden.

Als Winckelmann zu ſeinem Schmerze erkannte, daß die Berliner Anerbietungen, die man ihm gemacht hatte, nicht erfüllt wurden, ſchrieb er ärgerlich einem Freunde (an v. Schlabrendorf, 19. October 1765): „Im Uebrigen weiß der König nicht, daß man einen Menſchen, welcher Rom gegen Berlin verläßt und ſich nicht anzutragen nöthig hat, wenigſtens ſo viel geben müſſe als Jemandem, welcher von dem Eismeere, von Petersburg gerufen wird. Doch ſollte er wiſſen, daß ich mehr als ein Algebraiſte Nutzen ſchaffen kann und daß die Erfahrung

*) Dieſe Faſſung der Geſchichte nach Formey, Mem. I, 215, der ſie von d'Argens hat. Sie verdient deswegen vor de Catt's Bericht (vgl. m. Vorträge S. 115 fg.) den Vorzug. Ueber Maupertuis Formey I, 172 bis 226. La Beaumelle, Vie de Maupertuis (geſchrieben c. 1750). Paris 1856. Oeuvres. 4 Bände. Berlin 1753. Lettres. Dresden 1752.

von zehn Jahren in Rom weit kostbarer sei, als ebenso viel Jahre Ausrechnungen von Verhältnissen von paraboliſchen Linien, die man zu Tobolsk so gut als zu Smyrna machen kann."

Mit diesen zornigen Worten spielte der berühmte Kunstgelehrte, den für Berlin zu gewinnen man leider unterließ, auf die Gunst an, die Maupertuis in Berlin genossen hatte. P. L. Moreau de Maupertuis, geb. in St. Malo 1698 (von 1741 bis 1759 in Berlin, kurz vor seinem Tode reiste er nach Basel, wo er starb), darf aber nicht nach diesem unwilligen Wort beurtheilt werden. Er war ein bedeutender Mathematiker und Physiker, der durch die Verbreitung der Lehren Newtons großes Ansehen erlangte und verdiente. Er wurde von Friedrich sehr geschätzt und vergalt dem König seine Bewunderung. Schon 1738, noch als Kronprinz, hatte Friedrich von ihm gesagt: „Ein Mann wie der könnte in Berlin bei Gelegenheit eine Akademie der Wissenschaften gründen." Bald nach seiner Thronbesteigung berief er ihn und machte ihn später zum Präsidenten der Akademie. Niemals ließ er sich in seiner Werthschätzung des Gelehrten irre machen. 1746 schrieb er: „Er ist unser Palladium und die schönste Eroberung, die ich in meinem Leben gemacht habe." Noch viele Jahre später nahm er das Wort zu seiner entschiedenen Vertheidigung. Solchen Eifer vergalt Maupertuis durch häufiges und lautes Lob des Königs. Er nahm den Mund ziemlich voll, wenn er einmal ausrief: „Der Krieg hat die Preußen furchtbar gemacht, Friedrich ruft die Musen zurück, gibt der Akademie neues Leben, indem er sie in seinem Palast versammelt und sich zu ihrem Beschützer aufschwingt. Physiker, Geometer, Philosophen, Redner, pflegt eure Talente; unter einem solchen Fürsten werdet ihr nur seine Muße haben, die nur wenige Augenblicke dauert; aber die Momente Friedrichs sind Jahren an Werth gleich."

Maupertuis war ein einseitiger, eigensinniger und eingebildeter Gelehrter. Seine Einseitigkeit bekundete er durch sein thörichtes Berühmen, in seinem ganzen Leben keine Zeile Mo-

lières geleſen zu haben, ſeinen Eigenſinn in ſeinem Benehmen bei litterariſchen Streitigkeiten. Il ne cède jamais, ſagte Friedrich einmal von ihm. In der litterariſchen Welt mochte er Niemanden neben ſich dulden, aus Furcht, von ſeinem Ruhme einzubüßen. Allen Erfolg ſeiner weiten Reiſen ſchrieb er ſich zu und beraubte die Mitreiſenden ihres wohlverdienten Antheils. Er war ſtark in ſeiner Liebe wie in ſeinem Haß. Friedrich blieb er bis zu ſeinem Ende treu. Nur ganz am Schluſſe ſeines Lebens bereute er, dem Könige Vaterland und Freunde geopfert zu haben. Der Tod eines ſeiner Feinde entlockte ihm aber nur den Ausruf: „Nun iſt ein Schurke weniger auf der Welt, aber was bedeutet ein Schurke?“ Auch im Privatgeſpräch war er, bei einer faſt beiſpielloſen Lebhaftigkeit, durch ſeine groben und witzigen Antworten berühmt. Maria Thereſia entgegnete er auf ihre etwas ſpitze Bemerkung, die Schweſter Friedrichs gelte ja für die ſchönſte Prinzeſſin, ziemlich barſch: „Ich glaubte es bisher.“ Als König, von dem noch die Rede ſein muß, in der Heftigkeit der Debatte ihn einmal: „Mein armer Freund“ anredete, ſchrie Maupertuis auf: „Arm! arm! Sie ſind wohl beſonders reich.“ Seltſam wie der Mann war ſeine Umgebung. Er ließ ſich von einem Neger, Orion, bedienen, der bei einem Mittagsmahl, wo Maupertuis einem anweſenden Miniſter eine große Zahl ſonderbarer Einzelheiten von ſeiner nordiſchen Reiſe erzählte, ſeinem Herrn vertraulich die Worte zuflüſterte: „Der glaubt es wirklich.“ In ſeinem Hauſe wimmelte es von Thieren aller Art, die nicht eben die Reinlichkeit erhöhten: in den Zimmern von Hunden, Katzen, Papageien; im Hofe von Hühnern aller Sorten. Es war nicht leicht und manchmal nicht ganz ungefährlich, ſich durch das Gewimmel durchzuarbeiten: Papageien ſetzten ſich den Eintretenden auf die Schultern; isländiſche Hunde ſtürzten mit wüthendem Gekläffe Manchem entgegen. Er ſelbſt kleidete ſich gern ausländiſch und ging in ſeltſamer Tracht in und außer dem Hauſe einher.

Schlimmeres Gerede als ſeine Abſonderlichkeiten in Be-

nehmen und Kleidung riefen seine litterarischen Excentricitäten hervor. Die schlimmste derselben war eine Sammlung kleiner Abhandlungen, die er unter dem Titel Lettres erscheinen ließ (1752). In diesen brachte er die seltsamsten Dinge vor. Er sprach mit ernstem Tone vom Stein der Weisen, von der Quadratur des Zirkels, von der Kunst, das Leben zu verlängern. Er behauptete, die Seele könnte Zukünftiges errathen und in Vergangenes schauen. Er schlug vor, ein Loch in die Erde zu bohren, um ihr Inneres zu erforschen, eine ägyptische Pyramide zu sprengen, um das Geheimnißvolle ihrer Construction zu ergründen; eine lateinische Stadt zu errichten, in welcher Gericht, Predigt, Schauspiel in der Sprache Roms gehalten werden müßten; die Körper lebendiger Verbrecher zu Experimenten zu benutzen, insbesondere in dem Gehirn eines solchen den feinen Zusammenhang zwischen Seele und Körper zu studiren. Von letzterem Versuche solle man sich, wie er lehrte, durch die anscheinende Grausamkeit nicht abschrecken lassen: ein Mensch bedeute nichts im Verhältniß zur ganzen Gattung.

Diese Briefe erschienen grade zur Zeit eines wissenschaftlichen Streites, in den Maupertuis verflochten war. Darin handelte es sich um das 1744 von ihm aufgestellte Gesetz de la moindre quantité d'action, das sich auf harte und elastische Körper bezog und die Bewegungen aller körperlichen Substanzen bestimmte. Dieses 1749 durch eine gedruckte Abhandlung veröffentlichte Princip fand in Sam. König einen eifrigen Gegner, der nach mündlichen und schriftlichen Verhandlungen mit M. (1751) den Grundsatz an und für sich nicht gelten lassen wollte, überdies darauf hinwies, daß eine kurze Erörterung dieses Princips des Minimum in einem Briefe von Leibniz sich finde. Den in solcher Angabe versteckten Vorwurf des Plagiats von sich abzuwehren war Maupertuis eifrig bemüht. In der That erlangte er eine Zustimmung der Berliner Akademie zu seiner Theorie und eine Erklärung dieser Körperschaft, daß jenes angeführte Fragment eines Leibniz'schen Briefes eine Fälschung

ſei. Nur ein Akademiker, freilich der hervorragendſte, Voltaire zeigte ſo wenig Luſt, die Sache ſeines Präſidenten zu ſeiner eigenen zu machen, daß er geradezu König vertheidigte und neben vielen perſönlichen Ausfällen auf Maupertuis, der wohl auch ſeinerſeits dem unbequemen Rivalen klatſchſüchtig genug entgegengetreten war, Paris aufrief, ebenſo wie Deutſchland und Holland gegen den ſtolzen Mathematiker Partei zu ergreifen.

Als nun die oben ſkizzirten „Briefe“ erſchienen, glaubte Voltaire gewonnenes Spiel zu haben. Er ſchrieb gegen ſeinen Widerſacher eine heftige Schrift*), die eine Art Wiederaufleben der Faßmann-Gundling'ſchen Keulenſchläge zu ſein ſcheint, nur mit dem gewaltigen Unterſchiede, daß hier ein geiſtreicher Mann, nicht ein witzloſer Flegel, einem ebenbürtigen Gegner, der nur einmal gefehlt hatte, kräftige Hiebe austheilte, und daß der König, unter deſſen Aegide der Angegriffene lebte, ſolchen Streich nicht gut hieß, ſondern den Angreifer darob heftig tadelte. Voltaire fingirte in dieſer Schrift, daß die „Briefe“ nicht von einem Präſidenten geſchrieben ſeien — ſie könnte ja höchſtens von einem herrühren, der unter Irren den oberſten Rang einnähme — ſondern von einem Jüngling, der bald als Candidat, bald als Student bezeichnet wird. Dieſer, der „Eingeborne von St. Malo“, eben Maupertuis, litte an einer ſchweren Krankheit, zu deren Heilung der Dr. Akakia, Leibarzt des Papſtes, beruhigende Pillen verſchriebe. Als Zeuge ſeiner Krankheit wurde ſein Buch betrachtet, deſſen einzelne Behauptungen in ihrer ganzen Ungereimtheit aufgezeigt werden. Aber dem „Präſidenten“ wurden nicht bloß Thorheiten vorgeworfen, er wurde der Unkenntniß geziehen, unter Vorweis einzelner Sprachſchnitzer, der

*) Sehr häufig gedruckt z. B. Oeuvres 1817, VIII, 428—444. Ich beſitze eine kleine Ausgabe: Hist. du docteur Akakia et du natif de St. Malo 1753. 48 SS., wo der diatribe eine kurze Geſchichtserzählung vorangeht und der Brief Maupertuis' an Voltaire mit deſſen Bemerkungen folgt.

Undankbarkeit gegen seine deutschen Gastgeber. Seine litterarische Thätigkeit wurde in einem Urtheile der Professoren des Weisheitscollegs verdammt, in welchem dem jungen Autor Fleiß, Bescheidenheit, Concentration angerathen wurde; nur dann könnte er hoffen, in Zukunft etwas zu werden.

Abgesehen von der unwürdigen Art der Behandlung eines Genossen war Voltaires Schrift ein grober Mißbrauch des Vertrauens des Königs. Nicht kraft seiner Censurfreiheit ließ Voltaire die Schrift drucken. Vielmehr*) benutzte er ein ihm für die „Vertheidigung Bolingbrokes" gewährtes Privilegium, um auch die kleine Schrift, für die er niemals ein solches erhalten hätte, in Potsdam drucken zu lassen. Friedrich, der ein Exemplar sah, verlangte die Unterdrückung. Dies geschah. Sofort ließ Voltaire einen Neudruck herstellen und Berlin mit Exemplaren überschwemmen. Empört über diese neue Niederträchtigkeit ließ Friedrich die vorhandenen Exemplare des „Akakia" in Berlin verbrennen. Der „Akakia" gab, nach so manchen vorausgegangenen Anlässen den Ausschlag zum Bruche zwischen dem Könige und Voltaire. Maupertuis, der diesmal keine Vertheidigungsschrift erhielt, sondern nur ein paar mitleidige Worte als Trostgesellen, antwortete nicht, sondern schickte Voltaire eine Herausforderung zum Duell, die dieser in seiner Weise beantwortete.**)

Nach diesem letzten furchtbaren Stoß waren Maupertuis' letzte Jahre nicht sonderlich freudige. In Berlin fühlte er sich als Fremder und so oft er nach Frankreich kam, mußte er merken, daß er in seinem Geburtslande nicht mehr heimisch war.

---

*) So stellt es Formey dar, Mémoires I, 270 fg. Vgl. auch Pajon an Formey, 12. Jan. 1753, bei Varnhagen v. Ense, Briefe v. Chamisso II, 297.

**) Dies nach dem Journal von Collé II, 189, der freilich gegen Maupertuis wie gegen alle bedeutenden Zeitgenossen überaus giftig ist. C. setzt hinzu: Voltaire antwortete par une lettre que j'ai vue et qui était du plus mauvais ton de plaisanterie et du plus bas.

Er hielt Montesquieu eine Gedächtnißrede und mußte über dieſe einen Strauß mit Piron ausfechten. Er ging mit preußiſchem Urlaub nach Frankreich und erlebte daſelbſt, daß die beiden Länder, denen er ſich angehörig fühlte, in Krieg geriethen. Trotzdem war er bereit, nach Berlin zurückzukehren, als er von Friedrich weiteren Urlaub erhielt. Er verbrachte ihn in Toulouſe. Gegenüber der Preußenfeindſchaft ſeiner ganzen Umgebung blieb er den Preußen im Herzen zugeneigt. Er wußte, daß Friedrich kämpfen würde bis zum letzten Groſchen und zum letzten Mann und konnte auf höhniſche Fragen ſeiner Gegner antworten, daß man in Berlin nur Tedeums anſtimme. Er hatte den Schmerz, manche Gönner und Freunde, wie den Prinzen Auguſt Heinrich, zu verlieren und empfand dieſen Verluſt ſtärker als manche kleine Freude, die ihm noch vergönnt war. Er machte ſich auf die Heimreiſe nach Berlin, ſtarb aber in Baſel am 27. Juli 1759. Seine Frau, eine geborne von Borck, die ehemals Hofdame bei Friedrichs Mutter geweſen, wurde Oberhofmeiſterin bei der Prinzeſſin Amalie.

Auch ein anderer, gleichfalls aus St. Malo gebürtiger, ſehr bekannter franzöſiſcher Schriftſteller, Julien Offrey de La Mettrie (25. Dez. 1709 bis 11. Nov. 1751), lebte einige Jahre in Berlin, ſeit 1748. Den meiſten Berlinern war er ein Grauen. Da man über Grauen am beſten mit Lachen hinwegkommt, ſo lachten ſie. Zu ſolchem Lachen gab der Philoſoph ſelbſt Veranlaſſung. Als er nämlich hörte (ſo erzählt Krauſe ſeinem Gleim, 18. Dec. 1748), es gäbe in Berlin einen großen Materialiſten Krauſe, beſuchte er ihn, fand aber — einen Materialwaarenhändler*). „Ob nun gleich dieſes Mißverſtändniß zum Lachen Anlaß gegeben, ſo glaube ich, wird er doch nächſtens l'homme Raisin ſchreiben.“

Der Scherz iſt eine durchſichtige Anſpielung auf La Mettrie's Werk l'homme machine. Gerade dieſes Werk hatte gegen den

*) Auch Denina III, 26 hat die Anekdote.

ohnedies anrüchigen Autor einen solchen Sturm erregt, daß er flüchten mußte und froh war, durch Friedrich in Berlin eine Heimstätte zu erlangen. Auch dort wurde wenigstens der litterarische Kampf gegen das Buch fortgesetzt. Ein französisches Schriftchen machte sich über die „zertrümmerte Maschine" lustig. Ein anderes antwortete matt dem Autor des ersteren. Der deutsche Kritiker*), der La Mettrie's Unwissenheit höhnte, daß er die Stadt Breslau für einen Schriftsteller ansah und den Giornali letterati als Herrn Giorno bezeichnete, that so, als wenn die Zertrümmerung der Maschine den Tod des Autors bedeutete und verkündete diesen in folgenden Worten: „Ein großes Unglück! Mons. Maschine ist gestorben. Weil er überzeugt war, daß einen das Opium in einen süßen Schlaf voll angenehmer Träume versenken könne, so erforderte es die Pflicht gegen sich selbst, daß er sich dieses Vergnügen zu machen trachtete. Er wollte also Opium einnehmen und gerieth über das Rattenpulver, worüber er seinen Geist aufgeben mußte."

La Mettrie's**) Hauptschrift, die der eigentliche Anlaß zu seinem Berliner Asyl wurde, ist die Begründung des Materialismus wie er im 18. Jahrhundert aufgefaßt wurde. Schon in der „Naturgeschichte der Seele" hatte er ausgeführt, daß alle Empfindungen von den Sinnen stammen, daß alles das, was empfindet, auch materiell sein muß, daß die Seele, die wesentlich von den Organen des Leibes abhängt, mit denen sie sich bildet, mit ihnen auch untergehen muß. Die Hauptschrift,

---

*) Epitre à Mlle A. C. P. ou la machine terrassée. Berlin 1749. — Response à l'auteur de l. m. t. Das. — Vgl. Voss. Zeitung 1749, 17. Mai, St. 59.

**) Vgl. außer dem früher angeführten Denina und anderen Quellen (Formey schweigt über ihn als zu gefährlich): Nerée Quépat, Essai sur la Mettrie 1872. Du Bois Reymond: La Mettrie. Rede, gehalten am 28. Jan. 1875. Berlin 1875, besonders F. A. Lange, Geschichte des Materialismus 4. Aufl. (1882), S. 270—302. — Das Hauptwerk, zuerst 1748 erschienen, seitdem ziemlich oft gedruckt, in deutscher Uebersetzung von A. Ritter, Lpz. 1875 (Kirchmann's philos. Bibliothek H. 218).

„Der Menſch eine Maſchine“, mit glänzender Rhetorik geſchrieben, mit rückſichtsloſer Dreiſtigkeit die Conſequenzen des Syſtems ziehend, will allein auf Erfahrung und Beobachtung die Philoſophie begründen; ein ungeheurer Fortſchritt, der La Mettrie eine bleibende Ehrenſtelle in der Geſchichte der Wiſſenſchaft gibt. Mit Anſpielung auf den Descartes'ſchen Satz, der die Thiere Maſchinen genannt hatte, weil ihnen die Seele abgehe, wandte er dieſen Ausdruck auch auf den Menſchen an. Die menſchliche Maſchine werde durch Temperamente, Nahrung Klima, beſtimmt und verwandelt. „Ein Nichts, eine kleine Fiber, irgend etwas, das die ſubtilſte Anatomie nicht entdecken kann, hätte aus Erasmus und Fontenelle zwei Thoren gemacht.“ Er leugnete die Superiorität des Menſchen ſo ſehr, daß er wünſchte, einen Affen zum Sprechen bringen zu können, um an ihm die ganz menſchengleiche Bildung zu erzielen. Aber dieſe Bildung dünkte ihn nicht ein weſentlicher Vorzug. Schon vor Rouſſeau findet ſich bei ihm der Satz: „Wir ſind Alle geſchaffen glücklich zu ſein, aber es liegt nicht in unſerer urſprünglichen Beſtimmung gelehrt zu ſein; vielleicht ſind wir es nur geworden durch eine Art von Mißbrauch unſerer Anlagen.“ Ueber die Frage, ob die Materie von einem beſtimmten Weſen geſchaffen ſei, ſprach ſich La Mettrie nicht aus, er leugnete die Exiſtenz Gottes nicht, wollte aber Zeit und Kraft nicht zu ſolchen Unterſuchungen verwenden, da ihr Reſultat das Glück des Menſchen nicht befördere. In dieſem Glück ſah er, wie er anderweitig ausführte, den Werth des Lebens. Das Glück des Menſchen beruhte ihm auf dem Luſtgefühl. Die ſinnliche Luſt ſteht zuerſt, nicht weil ſie die einzige, ſondern weil ſie die allgemeinſte iſt; die geiſtige Luſt wird unter der ſinnlichen ſubſumirt. Die Vernunft iſt dem Glücke, alſo der Luſt, nicht feindlich, ſondern die Vorurtheile. Eine Tugend in abſolutem Sinne gebe es nicht, ſondern nur relativ Gutes und Böſes im Verhältniß zur Geſellſchaft. Gipfel der Tugend ſei Verachtung der Eitelkeit; der weſentliche Unterſchied zwiſchen Gutem und Böſem beſtehe darin, daß bei jenem

das öffentliche Intereſſe über das private überwiege, bei dieſem das Umgekehrte der Fall ſei.

Dieſe radicalen Anſichten allein hätten, trotzdem ſie mit großer Entſchiedenheit vorgetragen wurden, La Mettrie nicht ſo berüchtigt gemacht. Zu ſolch üblem Rufe kam er durch ſein unziemliches Auftreten gegen anerkannte Litteraturgrößen, durch den Cynismus und die Leichtfertigkeit ſeines Lebens, durch ſeinen Tod, den er ſich durch Unmäßigkeit zuzog.

Erſt die Nachwelt iſt La Mettrie gerecht geworden. Sein Cynismus machte ihn den Ernſten unter den Zeitgenoſſen widerwärtig, ſeine radicale Geſinnung entfremdete ihm die Gemäßigten. Für Friedrich war er ein Räthſel. Sein éloge des Verſtorbenen, mit dem gewaltigen Lobe des Schriftſtellers war ihm ebenſowenig ernſt, wie ſeine Aeußerung in einem Briefe: „Er war ein ſehr ſchlechter Autor, an dem man aber Gefallen fand, wenn man ſeine Werke nicht las.“ Voltaire haßte ihn, weil er folgende Aeußerung La Mettrie's wohl mit Recht auf ſich bezog, „die Phyſiognomie eines berühmten Dichters vereinige die Miene eines Schurken mit dem Feuer des Prometheus,“ welcher der nichtswürdige Zuſatz folgte, „dieſe Bemerkung ſei nur zur Hälfte wahr.“ Am gerechteſten urtheilte Leſſing*), der acht Tage nach dem Tode des Franzoſen ſchrieb: „So viel können wir als der kleinſte Mund, deſſen ſich die unparteiiſche Nachwelt bedient, ſagen ..., daß man an ihm einen urſprünglichen Witz, eine anſehnliche Einſicht in diejenige Wiſſenſchaft, durch die er ſich gewiß bei dem Leben würde erhalten haben, wenn es nützlich wäre, daß die Aerzte unſterblich blieben, eine beneidenswürdige Fertigkeit ſich ſchön und neu auszudrücken, bedauern werde, indem man alle ſeine böſen Eigenſchaften verabſcheuet, die wir verſchweigen, weil er nunmehr todt iſt.“

*) Crit. Nachrichten, 47 St., 19. Nov. 1751. Werke ed. Muncker IV, 279. Kurz vorher, Juni 1751, a. a. O. IV, 323 ff. war Leſſing ziemlich ſtark gegen eine andere Schrift La Mettrie's aufgetreten.

Von den übrigen Franzoſen, außer Voltaire, kommt hauptſächlich d'Alembert in Betracht. War er auch nur drei Monate, alſo ſehr viel kürzer, als die bisher genannten, in Berlin, ſo übte er durch perſönlichen und brieflichen Verkehr, durch ſeine Schriften einen großen Einfluß aus auf Friedrich und auf das litterariſche Berlin.

Unter den jungen Leuten, welche Maupertuis, als er ſelbſt noch jung war, ſeinem Vater Moreau, einem ſchäbigen Filz zuführte, gefiel dem Geizhals, der den guten Appetit der jugendlichen Tiſchgenoſſen ſchmerzlich empfand, nur einer: „Das iſt ein netter Menſch, trinkt keinen Wein, nimmt keinen Kaffee, ſo einen ſieht man gern bei Tiſch", pflegte er über ihn zu ſagen.*) Das war d'Alembert.

Schon durch dieſe Anekdote wird in treffendſter Weiſe der Gegenſatz ausgedrückt, der zwiſchen dem Genießling La Mettrie und dem entſagungsvollen Jean Lerond d'Alembert (geb. c. 1710) exiſtirt.**) Wie Epikuräer und Stoiker ſtanden ſich beide gegenüber. Genuß, ſinnliche Freude war dem Einen das Daſein, Forſchen dem Anderen. Jener trat ins Leben ein, nicht etwa als ein verwöhntes Glückskind, aber in geordneten, behaglichen Verhältniſſen, dieſer ein unehelicher Sohn einer Weltdame, Frau von Tencin, und eines Dichters, Destouches, der durch ſeine Dramen zu rühren liebte, ward als Kind ausgeſetzt und von einem Handwerker auferzogen, der den Verlaſſenen fand. Jener war ein robuſter Kerl, dem keine Arbeit zu ſchwer und kein Vergnügen zu anſtrengend und zeitraubend war, dieſer ein ewig kränkliches Männlein, das geiſtiges Schwelgen allen ſoliden Genüſſen vor-

*) Corr. litt. (Paris 1879) VII, 180.

**) Vgl. d'Alembert: Werke, Paris 1805, 1821. Leben von Condorcet, neue Ausg., Paris 1852. Neuere Litteratur: G. Maugras, Trois mois à la cour de Frédéric, Lettres inédites d'Alembert. Paris 1886. Ch. Henry, Oeuvres et correspondances inédites de d'Alembert. Paris 1887. Jos. Bertrand, d'Alembert. Paris 1889.

zog. War jener rücksichtslos bis aufs Aeußerste, seinem Grundsatze treu: „schreibe so, wie wenn Du allein ein Universum wärest und nichts von der Eifersucht und den Vorurtheilen der Menschen zu fürchten hättest, oder Du wirst Deinen Zweck verfehlen", und konnte er seine Hauptschrift stolz mit den Worten schließen: „Das ist mein System oder, wenn ich nicht sehr irre, die Wahrheit; nun disputire, wer will", so war dieser ohne Entschiedenheit und ohne Lust am Streite. Wohl liebte er die Wahrheit, aber noch mehr die Ruhe, die er doch nicht finden konnte, da er trotz aller Ruhe Anstoß erregte. La Mettrie wußte oder glaubte zu wissen und sprach ungescheut die Resultate seines Denkens aus; d'Alembert kam nie recht mit sich ins Reine und verkündete als höchste Weisheit den alten Montaigne'schen Zweifelsatz: Was weiß ich?

Verschieden wie Beider Leben war auch ihr Tod. La Mettrie starb jung, plötzlich, an den Folgen einer Unmäßigkeit; d'Alembert endete in hohen Jahren nach unsäglichen Schmerzen, die ihm durch Gallensteine verursacht wurden, am 29. October 1783. Er widerstrebte jeder Operation, der bloße Name machte ihn schaudern. Er sah seinen Tod voraus. Den Priester seines Kirchspiels, der sich am Tage vor seinem Tode bei ihm meldete, bat er, da er ihn augenblicklich vor Schmerzen nicht empfangen könne, am nächsten Morgen wiederzukommen; in der Nacht starb er. Die Geistlichkeit rächte sich gegen diesen Hohn dadurch, daß sie ihm keinen Platz in der Kirche einräumte. Sie ließ ihn ohne Gepränge auf dem Kirchhofe begraben und verstimmte durch diese Halbheit die Frommen und die Philosophen. Seltsam, so meint ein Zeitgenosse, daß die letzteren nach ihrem Tode so gern in der Kirche sein wollen, während sie doch Zeit ihres Lebens einen Ruhm darein setzen, dort nicht zu erscheinen. Grimm*), der bei aller Verehrung für d'Alembert sich diesen kleinen Spott nicht versagen konnte, übermittelte König Friedrich den Vorschlag

*) Corr. litt. XIII, 371 fg.; XVI, 476. Vgl. VII, 217.

Condorcet's, dem Verſtorbenen ein Denkmal zu errichten, das den Prieſtern in die Augen ſtäche. Friedrich begnügte ſich aber damit, von dem genannten Pariſer Correſpondenten eine bronzene Medaille anzunehmen, welche dem Philoſophen die Unſterblichkeit zuſprach, und that ſelbſt weiter nichts, als d'Alembert's Lob zu verkünden.

La Mettrie war, da er ſich in ſeiner Heimath nicht halten konnte, dem Rufe Friedrich's gefolgt, d'Alembert lehnte einen preußiſchen Ruf ab, wie er den ruſſiſchen abgelehnt hatte. „Ein König rief Sokrates an ſeinen Hof" — mit dieſen Worten ſpielte Thomas auf Friedrich's Einladung an — „aber Sokrates blieb arm in Athen." Nur der Einladung Friedrich's entſprach der franzöſiſche Philoſoph für kurze Zeit (Juli, Auguſt 1763). Mit Berlin ſtand er ſchon lange in Beziehung. 1746 hatte er einen akademiſchen Preis davongetragen, 1752 war er Mitglied der Akademie geworden, 1754 hatte er eine königliche Penſion erhalten. Nach einem erſten Dankbeſuch in Weſel 1755 kam d'Alembert am 10. Juni 1763 wieder dorthin und begleitete den König über Cleve, Braunſchweig nach Sansſouci, wo er einige Wochen blieb. Er lernte den König, den er ſchon vorher verehrt hatte, in ſeiner raſtloſen Thätigkeit, ſeiner Regentenweisheit, ſeinen litterariſchen Liebhabereien, ſeiner großen Güte bewundern. Deſſen ungeachtet fühlte er ſich im Hofleben, in dem beſtändigen Zwange, den es auferlegte, nicht wohl, auch Klima und Koſt konnte er nicht vertragen. In Berlin war er nur einen einzigen Tag und machte die nöthigſten officiellen Beſuche. Trotzdem war dieſe kurze Epiſode von großem Werth für die Schätzung der Franzoſen und der franzöſiſchen Litteratur in Berlin. Nicht ohne Grund meldete der franzöſiſche Gaſt, daß Alle ihn liebten und erklärten, einen ſolchen Franzoſen noch niemals geſehen zu haben. An Stelle der oberflächlichen, leichtfertigen, anſpruchsvollen, laut ſchwadronirenden Gäſte, die man bis dahin beherbergt und nach anfänglicher Bewunderung gründlich verachtet hatte, trat hier ein gründlicher, ernſter, beſcheidener Gelehrter,

der, ſtatt unzufrieden mit dem Gebotenen zu ſein, auch dies als zuviel zurückwies. Er miſchte ſich in keine fremde Angelegenheit. Für ſich erbat er nichts, nur für den Mathematiker Euler eine Erhöhung ſeines Gehalts. Gleich ehrenvoll für den Einladenden wie für den Eingeladenen war die Art und Weiſe, in der die Aufforderung zur Annahme der Präſidentſchaft der Akademie an d'Alembert erging und von ihm abgelehnt wurde. Nach längeren Unterredungen bat der König ſeinen Gaſtfreund, deſſen Widerſtand er nicht zu beſiegen vermochte, er möge ſich doch die Akademie anſehen. d'Alembert that's. Ueber den Erfolg des Beſuchs ſchrieb er an ſeine Pariſer Freundin: „Ich wurde in der Akademie mit allen möglichen Zeichen der Achtung und Neigung aufgenommen. Abends kehrte ich zum König zurück und traf ihn auf einem einſamen Spaziergange. Er fragte mich, ob mir das Herz nicht zum Bleiben riethe. Ich antwortete, daß mich die Herren mit aller erdenklichen Güte aufgenommen hätten, und daß mein Herz ſicherlich lebhaft ſprechen würde, wenn es nicht mit unbezwinglicher Gewalt für die Freunde ſpräche, die ich in Frankreich zurückgelaſſen."

Wenn die alten Generäle d'Alembert umarmten und ihn unter Thränen verſicherten, einen ſolchen Franzoſen noch nicht geſehen zu haben, ſo hatten ſie beſonders Voltaire im Auge. Wie anders hatte ſich dieſer in Potsdam und Berlin benommen. Zweimal, im Jahre 1743 auf einige Wochen, dann vom 10. Juli 1750 bis 26. März 1753 weilte Voltaire beim König, in der ſtillen Hoffnung, nachdem er als Gaſt gekommen war, der Lebensgefährte des Monarchen zu werden. Voltaire's Aufenthalt in Berlin und Potsdam war für ſein Leben eine Epiſode, für die Berliner Geiſtesgeſchichte ein wichtiger Einſchnitt. Er kam, weil er in Frankreich keinen Halt mehr hatte, und weil er fürchtete, in Berlin durch Andere in der Gunſt des Königs überholt zu werden, er ging, weil ſeine perſönliche Rolle ausgeſpielt war. Für Berlin dagegen war dieſes meteorgleiche Auftreten des franzöſiſchen Schriftſtellers ein ſchwerwiegendes Ereigniß. Günſtlinge,

oft ziemlich unwürdige, hatte es ſchon am Berliner Hofe gegeben, aber ſelten ſolche, die wie jener fürſtengleich ſchalteten. Denn das war noch nie vorgekommen, daß ein Schriftſteller, der wohl Penſionen und Kammerherrntitel annahm, jedoch nur Schriftſteller war und blieb, ſich wie ein großer Herr gebärdete. Schon durch dies äußere Auftreten, durch die Huldigungen, die Voltaire von allen Seiten empfing, von höchſtgeſtellten Männern, auch ſelbſt von ſchönen Frauen, mußte Voltaire einen großen Eindruck machen. Wie hoch ſtand er gegen die armen Schlucker von deutſchen Dichtern, die ſich als hungrige Litteraten an eines Zeitungsverlegers Tiſch ſatt aßen, in einem ſchlecht bezahlten Lehrer- oder Schreiberamt quälten und glücklich waren, wenn ſie von einem vornehmen Gönner eine Summe bekamen, die für ein Almoſen zu groß und für ein Gehalt zu klein war.

Der Grund, warum Voltaire's preußiſcher Aufenthalt nur eine Epiſode blieb, war kein äußerlicher, ſondern lag tief in Voltaire's Weſen begründet. Schuld an ſeiner baldigen Entfernung trug doch nur theilweiſe die ſchon erwähnte Differenz in Sachen Maupertuis', ſowie Voltaire's ſchmutziges Geldgeſchäft mit den ſächſiſchen Steuerſcheinen, ſondern hauptſächlich Voltaire's ganzes Weſen. Er war boshaft und vermochte bei perſönlichem Verkehr ſo wenig den moquanten Geſichtsausdruck zu verbergen wie die beißenden Bemerkungen, die er in Briefen zu unterdrücken oder mit Schmeichelworten zu überzuckern verſtand. In der erſten Zeit ſeines Berliner Aufenthalts hatte er ſich gerühmt, nicht des Königs Kammerherr, ſondern ſein Grammatiker zu ſein, und die Leichtigkeit der aus dieſem Amt ihm erwachſenden Beſchäftigung geprieſen; ſpäter flüſterte er Vertrauten zu, daß er müde ſei, die ſchmutzige Wäſche des Königs zu waſchen, und hörte zum Entgelt dafür eine Aeußerung des Königs des Inhalts: er brauche den Franzoſen nur noch kurze Zeit; wenn man den Saft der Orange ausgepreßt habe, werfe man die Schale fort. Er machte unerhörte Anſprüche in Bezug auf Behandlung und Bezahlung: am liebſten wollte er nicht nur der Erſte, ſondern der Einzige

ſein. Hauptſächlich um Anderen den Vorrang zu entreißen, kam er nach Berlin: den dortigen Aufenthalt betrachtete er, der überhaupt meinte, daß die Fürſten nur dazu da ſeien, die Gelehrten zu unterſtützen, als eine von ihm geſpendete Gnade und trug Sorge, ſich dieſe Gnade echt königlich bezahlen zu laſſen. Er hatte politiſche Ambitionen, ſetzte die Miene auf, diplomatiſche Geheimniſſe zu kennen, vertrauliche Aufträge zu haben, und drängte ſich, um eine Rolle zu ſpielen, an die Großen heran. Sein Neid und Herrſchgelüſte, ſeine Empfindlichkeit und kleinliche Eiferſucht, ſeine Kriecherei gegen die Großen und ſeine tyranniſche Härte gegen die Kleinen entfremdeten ihn dem Könige und ſeinen Getreuen.

Dieſer Mann, den man als Menſchen verachtete, übte als Schriftſteller ſowohl während ſeines Lebens als auch nach ſeinem Tode einen ungeheuern Einfluß auf die Berliner Kreiſe ſo gut wie auf die Leſewelt überhaupt aus. Ein derartiger Einfluß erſcheint dem modernen Leſer verwunderlich, denn unter Voltaire's Werken iſt kein einziges, das man eben als das Werk bezeichnen könnte, worin ſeine ganze Eigenart ausgeprägt iſt, vielmehr bieten alle einzelnen bedenkliche Schwächen und Angriffspunkte dar. Voltaire war kein Dichter. Auf ihn, wenn auf irgend einen Poeten, paßt der Vorwurf, daß ſeine Erzeugniſſe nur gedacht ſeien. Seine Lyrik war nicht durch wahre Empfindung dictirt, ſondern durch die Abſicht, welche, ſtatt zu erheben, verſtimmt. Gönner zu erwerben, Feinde zu ſtrafen, Damen ein artig Compliment zu ſagen, Bewunderer zu beglücken, philoſophiſche Gedanken ſchulgerecht vorzutragen, war Zweck und Inhalt ſeiner Gedichte. Er war auch kein Dramatiker. Geſchickte Nachahmung bewährter Muſter, ſtarres Feſthalten an Geſetzen, die er für unumſtößlich hielt, gewandte Versbehandlung, flüſſige Proſa, politiſch und religiös freiheitliche Tendenzen halfen kein vollendetes Drama geſtalten. An Shakeſpeare's großem Maße gemeſſen, erſcheint er wie ein Schüler, der einige Manieren des Meiſters angenommen, nicht ohne ſich frech gegen den Meiſter aufzulehnen; Kunſt, d. h. die

gewandte Technik war es, die Voltaire's Dramen Goethe und Schiller empfehlenswerth machte. Auf der Bühne konnte ſich aber kein einziges lebendig erhalten. Ganz lebendig blieben auch ſeine epiſchen Werke nicht: gewiß nicht die Henriade, die unwahre Lobpreiſung vergangener Zeit im Hinblick auf die Gegenwart, die ihre Kunſtmittel dem Alterthum entlehnte und in ihrer Huldigung für England als die litterariſche Nährmutter Frankreichs dem Modernen unverſtändlich iſt; mehr noch die Pucelle und die Romane, jene durch ihre Zoten und litterariſchen Angriffe ſaftige Biſſen für die Liebhaber, dieſe ſcharfumriſſene, packende Zeitbilder. Aber die in ihnen allzu reichlich enthaltene Philoſophie, die auch den poetiſchen Werth beſchränkt, gibt den Werken ein ſeltſam antiquirtes Anſehen. Denn Voltaire's Philoſophie war weder eine völlig ſchulmäßige noch eine ſelbſtändige. Sie beugte ſich entweder ſklaviſch engliſchem Vorbilde oder ſchwankte zwiſchen Materialismus und Schultheologie, der ſie die Beweiſe vom Daſein Gottes entlehnte, zwiſchen matter Aufklärung und rückſichtsloſem Vorandrängen. Unter allen ſeinen Werken ſtehen vielleicht nur die hiſtoriſchen auf dem vorderſten Plane; nicht als Muſter gelehrter kritiſcher Arbeit und Vorurtheilsloſigkeit, ſondern als erſte Beiſpiele moderner Geſchichtsbetrachtung und kunſtmäßiger Hiſtorik.

Kaum in einem Gebiete war Voltaire ein Meiſter, und doch übte er einen ungeheuern Einfluß. Das Geheimniß dieſer Wirkung lag wohl in dem Perſönlichen, dem Modernen, dem Kunſtreichen. Voltaire war durch und durch ſubjectiv. Wie er ſeinen Launen nachgab und im gewöhnlichen Leben ſich in den Vordergrund drängte, ſo gab er jedem Werke den Stempel ſeiner Perſönlichkeit. Er war ein Menſch und nichts Menſchliches war ihm fremd. Dieſes Menſchliche aber betrachtete er vom Standpunct ſeines Individuums. Daher trat dies Individuelle, dies Perſönliche überall hervor, nicht etwa bloß in Werken ſo perſönlicher Art wie in Briefen. Sodann war Voltaire durch und durch modern. Die Fragen des Tages wurden überall in den

Vordergrund geſtellt. Religionsproceſſe, die ohne ihn freilich nie ihre Berühmtheit erlangt hätten, wurden mit ſeiner ganzen Lebhaftigkeit, mit allen Mitteln moderner Publicität vor die Augen der Welt geführt. Aufklärung, das Schlagwort der Maſſen, war die große Angelegenheit ſeines Lebens. Hierauf kam er immer wieder zurück, ebenſowohl in Dramen und Romanen als in Streitſchriften und Bekenntniſſen. Mochte er ſich ſonſt widerſprechen, in vertraulichen Aeußerungen anders erſcheinen als in den für die Oeffentlichkeit beſtimmten Ausarbeitungen, in dieſer Angelegenheit war er immer er ſelber: der muthige Aufſpürer jedes Vorurtheils, der rückſichtsloſe, kühne Vertheidiger freier Gedanken. Und mit welcher Kunſt ſchrieb er ſeine Schriften! Mag man Voltaire's Charakter haſſen, ſeine Oberflächlichkeit verdammen, ſeine Leiſtungen in einzelnen Gebieten geringſchätzen, immer wird man aufs Neue gefeſſelt ſein von dem Glanz ſeiner Darſtellung und der ungeſuchten Kunſt ſeiner Sprache. Alle Töne ſtehen ihm zu Gebote: leichter Witz, ſchalkhafte Anmuth, beißender Spott, ruhige Ueberredung, toſender Zorn, hinreißende Beredtſamkeit. Er iſt ein Virtuoſe, der mit gleicher Kunſtfertigkeit verſchiedene Inſtrumente beherrſcht. Seine Sprache iſt die reinſte Muſik.

Der getreueſte Schüler Voltaire's war Friedrich der Große, deſſen Vorliebe auf ſeine Zeitgenoſſen und die Bewohner ſeiner Reſidenz überging. Friedrich war ein unbedingter Bewunderer des Schriftſtellers Voltaire, ſtand völlig unter ſeinem Banne, modelte in Vielem nach ihm ſeine Anſchauungen, ohne ihn doch an Fülle des Talents, an Vielſeitigkeit des Intereſſes, an Eleganz der Sprache, an Schärfe der Kritik, zu erreichen. Ueberlegen war er ihm nur in Aufrichtigkeit der Geſinnung und in Hervorhebung des nationalen Standpuncts.

Die Herausgeber haben Friedrichs Schriften in fünf Abtheilungen getheilt: militäriſche, politiſche, hiſtoriſche Schriften, Briefe und Gedichte. Ein unbedingtes Muſter iſt Friedrich in keiner dieſer Arten, dennoch zeigt er ſich in einer jeden eigen-

thümlich genug. Ueberall verräth er eine beſtimmte Individualität. Er iſt kein gelehrter Hiſtoriker, kein ſchulmäßiger Politiker, kein Dichter, der ſich unbedingt an die Regeln bindet, kein Soldat, der ſich an das Hergebrachte in Theorie und Praxis hält, aber obgleich oder vielleicht weil er dieſe Eigenſchaften nicht beſitzt, iſt er urſprünglich, anziehend, wirkungsvoll. Er iſt kein Schriftſteller von Profeſſion, der begierig die Gegenſtände aufſucht, über welche er ſchreiben will, er greift vielmehr nur zur Feder, wenn er durch die Sache ergriffen wird. Andere Schriftſteller müſſen die Nachwelt von Dingen unterhalten, die mit dem Schreibenden in keiner Beziehung ſtehen; Friedrich redet nur von ſich und dem, was ihn angeht. Wenn er als Hiſtoriker das Wort ergreift, ſo ſpricht er entweder von der Zeitgeſchichte, in der er eine ſo hervorragende Rolle geſpielt, oder er redet von der allmäligen Geſtaltung ſeines eigenen Staates; tritt er als Politiker auf, ſo entwickelt er ſein eigenes Programm und gibt ſich und Anderen Rechenſchaft über die Gründe und Folgen ſeines Thuns; dichtet er, ſo behandelt er nicht die Gegenſtände der Außenwelt, ſondern ſpricht ernſt und ſcherzhaft über ſeine inneren Zuſtände und äußeren Beziehungen, rühmt ſeine Freunde, ſpottet ſeiner Feinde; ſchreibt er Briefe, ſo fertigt er zwar nicht ſelten Abhandlungen an, aber dieſe könnten nicht an Jeden gerichtet ſein, ſondern ſie tragen Züge an ſich, die eine beſtimmte Phyſiognomie des Schreibenden verrathen und enthalten Einzelheiten, die nur für den Adreſſaten beſtimmt ſind. Aber dieſes Sprechen von ſich geſchieht nicht mit Ruhmredigkeit, ſondern iſt veranlaßt und wird durchgeführt durch das Streben nach Wahrhaftigkeit. Friedrich will ſich ſchildern wie er war, darum übt er in ſeinen hiſtoriſchen Schriften an ſich ſelbſt eine harte Kritik, wirft ſich mit unnachſichtiger Strenge die Fehler vor, welche er begangen, wenn er auch nicht die Schwierigkeiten verhehlt, denen er zu begegnen hatte. Er iſt kein ſtreng objectiver Hiſtoriker und kein Kritiker, er benutzt die Quellen nicht immer mit der nöthigen Sorgfalt und äußert

offen seine Neigung und Abneigung, aber diese Subjectivität veranlaßt ihn selten zu Ungerechtigkeiten und niemals zum Selbstlob auf Kosten der Andern oder zur Herabsetzung seiner Vorgänger.

Charakteristisch für diese Schriften ist besonders der patriotische Zug. Eine Stelle in einer von Friedrichs letzten Arbeiten, den 1779 veröffentlichten lettres sur l'amour de la patrie ist dafür besonders kennzeichnend: „Ja, mein Vaterland, dich liebe ich, dir verdanke ich Alles; dir gehöre ich. Mein Dank und meine Liebe werden nur mit meinem Leben enden. Dies Leben selbst verdanke ich dir; wenn du es zurückverlangst, bringe ich dir es gern dar. Für dich sterben heißt ewig leben im Gedächtniß der Menschen".

Trotz dieser Gesinnung schrieb Friedrich nicht die Sprache der Deutschen. Bei aller Liebe zum deutschen Volke war und blieb er ein Feind der deutschen Sprache. Zur Erregung solcher Gesinnung bedurfte es nicht Voltaire's, der die Deutschen bekanntlich mit ziemlicher Verachtung betrachtete. Vielmehr schrieb Friedrich schon 1737, zu einer Zeit also, da Voltaire's Einfluß auf ihn erst im Entstehen war: „Die Deutschen sind arbeitsam und gründlich, aber verworren. Könnten sie von ihrer Langeweile geheilt und zur Anmuth gezwungen werden, so brauchte man an ihnen nicht zu verzweifeln. Nur die Sprache ist unbrauchbar, die Bedeutung der Worte ist nicht bestimmt; um verständlich zu werden, müssen wir uns fremder Sprachen bedienen".

Diese Anschauung, in weiten Kreisen Berlins getheilt, wurde ein nationales Unglück. Für sie und ihre Folgen Friedrich allein verantwortlich zu machen, ist ein höchst unhistorisches Beginnen. Friedrichs Jugendbildung war durchaus französisch, was er in seinen jungen Jahren von deutscher Litteratur sehen konnte, mußte ihm den Geschmack daran verderben. Er lebte sich in die französische Sprache und Litteratur ein und blieb ihr treu. Dem Deutschen gegenüber blieb er blind und taub, weil er durch die Franzosen gefangen war und nicht glauben wollte, daß die Deutschen sich

entwickelt hatten. Goethe's Jugendwerke ſah er mit den Augen eines franzöſiſchen Kunſtrichters an und Leſſing, dem er ſein kühnes Auftreten wider die Franzoſen, wenn er es kannte, nicht zu verzeihen im Stande war, konnte der Aeltergewordene nicht begreifen. Wer Narren als Vertreter deutſcher Wiſſenſchaft, elende Versſchmiede als Träger deutſcher Poeſie geſehen, wer Harlekinaden und Kraftproben als einzige Erzeugniſſe dramatiſcher Kunſt und Friedrich Wilhelms ſchmerzſtillende Bilder als vollgültige Proben deutſcher bildenden Kunſt mitangeſehen hatte, der mochte von dem Deutſchen genug haben. Man muß ihn wegen ſolch freudloſer Jugend bemitleiden, man mag die Deutſchen bedauern, daß er, der einer ihrer Größten ward, ſeine einzige Rettung bei den Franzoſen fand; die Verantwortung muß man nicht ihm aufbürden, ſondern dem, der ſeinen Geiſt knechtete wie ſeinen Willen.

Einen höchſt merkwürdigen Ausdruck fand dieſe dem Deutſchen abgewendete Geſinnung in Friedrichs Schrift „von der deutſchen Litteratur" (de la littérature allemande 1780). Dieſe Schrift iſt eine Kritik des damaligen Zuſtandes der ſchönen Litteratur, Wiſſenſchaft und Sprache in Deutſchland. Sie macht höchſt ſeltſame Sprachverbeſſerungsvorſchläge, ſie verkennt die Bedeutung der damaligen Meiſterwerke, ſie verſchweigt die Namen berühmter Autoren, ſie preiſt unbekannte Redner wie Quandt, nicht hervorragende lyriſche Dichter, wie J. N. Götz, gänzlich unbedeutende Dramatiker wie Ayrenhoff. Von durchaus franzöſiſchem Standpuncte aus, dem der Regelmäßigkeit, betrachtet ſie das Drama, verurtheilt daher Shakeſpeare, nennt Götz von Berlichingen eine abſcheuliche Nachahmung dieſes Schriftſtellers und charakteriſirt dieſes geniale Drama als eine entſetzliche Plattheit. Doch gibt der Autor nicht alle Hoffnung für die von ihm ſo arg verurtheilte Litteratur auf. Vielmehr ſchließt er ſeine Schrift mit den tröſtlichen prophetiſchen Worten:

„Wir werden unſere klaſſiſchen Schriftſteller haben, Jeder wird ſie zu ſeinem eignen Nutzen leſen, unſere Nachbaren werden

deutſch lernen, die Höfe werden mit Entzücken deutſch ſprechen und unſere reine vervollkommnete Sprache wird ſich ausbreiten von einem Ende Europas zum andern. Dieſe ſchönen Tage unſerer Litteratur ſind noch nicht gekommen, aber ſie nahen heran. Ich kündige ſie an, ſie werden erſcheinen, wenn ich ſie auch bei meinem hohen Alter nicht mehr erblicken werde. Ich bin wie Moſes, ich ſehe das gelobte Land nur von ferne. Man verzeihe mir dieſen Vergleich, ich laſſe Moſes ſeinen Ruhm; aber die ſchönen Tage unſerer Litteratur, die wir erwarten, ſind mehr werth als die ſtarren und öden Felſen Idumäas".

Die Schriften Friedrichs und der Philoſophen am Berliner Hofe bilden eine ſtattliche Bibliothek. Trotzdem begnügte ſich die gebildete Berliner Leſewelt, die mehr unterhalten als belehrt werden wollte, nicht mit der Lectüre dieſer ernſten Werke. Ein Blick auf die Bücherinſerate in den Berliner Zeitungen und auf die Bücherbeſprechungen in den kritiſchen Zeitſchriften zeigt, wie bedeutſam das Intereſſe war, das man an der ſog. ſchönen Litteratur der Franzoſen nahm. Manche dieſer Werke erſchienen in Berliner Neudrucken; heute wie damals ſorgten hurtige Ueberſetzer für Vermittelung des beliebten Leſeſtoffes an die des Franzöſiſchen unkundige Menge. Es läßt ſich, bei dem Mangel an Quellen, etwa dem Meßbuch eines Berliner Buchhändlers, keine Statiſtik des verbrauchten Leſeſtoffs aufſtellen, aber man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß der freche J. B. Rouſſeau, der leichtfertige Greſſet und der wollüſtige Crebillon für ihre Epigramme, Erzählungen und Romane ebenſoviele Leſer und Bewunderer fanden, wie die ernſten Philoſophen. Daß Jean Jacques Rouſſeau außer für ſeine philoſophiſchen Paradoxe und ſeine pädagogiſchen Vorſchriften auch für ſeinen Roman „Die neue Heloiſe" begeiſterte Verehrer in Berlin fand, wird uns in Strafreden von Moraliſten und Theologen vielfach bezeugt. Das Evangelium der Natur und der Liebe, mit ſo unvergleichlicher Beredtſamkeit gepredigt, mußte die Jugend hinreißen, und ſchon lange vor dem Erſcheinen der deutſchen genialen Nachahmung

des franzöſiſchen Vorbildes ſehnte ſich „jeder Jüngling ſo zu lieben, jedes Mädchen ſo geliebt zu ſein“.

Aus den mancherlei Berliner Zeugniſſen, durch welche die Bewunderung Rouſſeaus erwieſen werden kann, mag nur die eine überſchwängliche Stelle mitgetheilt werden, die Chr. F. Myller, von dem ſpäter noch zu ſprechen iſt (Berlin 13. Febr. 1779), an Bodmer ſchrieb*). Sie lautet: „Einen großen Verluſt habe ich erlitten an Rouſſeau, dieſem Menſchen, den mein Auge nie ſahe, deſſen Sprache ich nie vernahm, der nicht einmal meine Exiſtenz kannte, dieſen liebt' ich wie ein Sohn ſeinen Vater liebt; ein Leben, das Leben in der Jugend, in ächtem Menſchengefühl hatte ich dieſem göttlichen Mann, dieſem Vater vieler tauſend edler Empfindungen zu danken — er iſt nicht mehr und die Welt hat für mich die Hälfte ihres Schmuckes verloren.“

Jedenfalls muß die Thatſache feſtgehalten werden trotz des oben (S. 464) mitgetheilten Zeugniſſes, daß Franzöſiſch im Allgemeinen als die Sprache der Gebildeten galt. In den vertrauten (ungedruckten) Briefen Mendelsſohns, der die deutſche Sprache nur in Berlin gelernt hatte, finden ſich außerordentlich viel franzöſiſche Worte, außer den üblichen wie: excuſiren, moquiren auch ſeltenere wie: modeſten, railliren u. A. Als er ſich mit einem Hamburger, für jene Zeit nicht ungebildeten Mädchen verlobte, legte er den größten Werth darauf, daß ſie franzöſiſch lernte. Sie begann dies auch bei Leſſings Freund Bode, gab aber den Unterricht bald auf. Mendelsſohn hörte nicht auf zu drängen, ſchickte franzöſiſche Lectüre, z. B. Rouſſeau's Neue Heloiſe, und ſchrieb einmal: „Ich bitte Sie, liebſte Mamſell, lernen Sie dieſe Sprache, die hier faſt zur Mutterſprache geworden iſt.“ (23. Juni 1761.)

Die bekannteſten unter allen Werken der franzöſiſchen Litteratur waren jedoch die dramatiſchen. In welchem Umfang ſich die damaligen deutſchen Theater von franzöſiſcher Koſt nährten,

*) Mitgetheilt bei Joh. Krüger, Die erſte Geſ. Ausg. d. Nibelungen S. 64.

ist aus Lessings Dramaturgie allgemein bekannt. Für Berlin, wo für das deutsche Theater dieselben Verhältnisse galten wie anderswo, kam noch ein besonderes französisches Theater hinzu, das für den Hof und einen großen Theil der gebildeten Gesellschaft das einzige war. Bald in Berlin, bald in Potsdam im Potsdamer Stadtschloß, oder für die ganz Intimen im dortigen Neuen Palais, wurde von einer Truppe Theater gespielt, die sich im Gegensatz zu der damaligen deutschen, eine königliche Schauspielergesellschaft nennen durfte. Aber so großen Zulauf und Beifall die Darbietungen dieser Truppe auch fanden, so haben sie mit der geistigen Entwickelung Berlins wenig zu thun. Es waren auswärtige Künstler, wenn man dies hohe Wort auf die Theaterhelden jener Zeit anwenden darf, die in Berlin keine Schule machten, es waren ferner ausländische Stücke, die entweder gleichzeitig oder später im deutschen Theater gesehen wurden, oder litterarische Eintagsfliegen, die keinerlei Nachwuchs hatten. Schon die Thatsache, daß nach dem Schwinden der königlichen Gunst für diese Bühne kaum ein Versuch zu ihrer Wiederbelebung gemacht wurde, bezeugt die Bedeutungslosigkeit dieses französischen Theaters für Berlins geistige Entwickelung.

Daher ist es nicht nöthig bei Aufzählung der Stücke oder Würdigung der Leistungen einzelner Schauspieler zu verweilen. Um das geistige Niveau kennen zu lernen, auf dem diese Leute sich im Allgemeinen befanden, genüge die Vorführung eines Einzigen aus ihrer Mitte. Seine ausführlichere Betrachtung mag dadurch gerechtfertigt sein, daß seine Schriften selten geworden und gänzlich unbeachtet geblieben sind. Es ist Sticotti, von dem man nur weiß, daß er Schauspieler in Berlin war.

In die Litteraturgeschichte fand er Einlaß durch eine von ihm herrührende Broschüre: Garrick ou les acteurs anglais (1770), in welcher er über dramatische Kunst handelte sowie historische und kritische Bemerkungen über die verschiedenen Theater von London und Paris machte. Aber nicht diese Broschüre selbst hat ihn bekannt gemacht, sondern die geistvollen

Bemerkungen über Drama und Schauſpielkunſt, zu welchen ſie dem berufenen Kenner theatraliſcher Dinge, Diderot, Anlaß gab*). Aber weder Diderot noch Grimm wiſſen von dem Autor etwas zu ſagen; letzterer bekennt, er habe ſeinen Namen nicht erkunden können, und erſterer faßt ſein Verdammungsurtheil in die Worte zuſammen: „Ouvrage écrit d'un style obscur, entortillé, boursouflé et plein d'idées communes.“

Sticotti's in Berlin geſchriebene und erſchienene franzöſiſche Schriften**) beziehen ſich allerdings nur zum geringſten Theile auf preußiſche oder Berliner Vorkommniſſe. Dem Titel nach gehört nur das allerletzte Stück der Sammlung in dieſen Zuſammenhang: Trophée érigé à la mémoire de son Excellence Mr. le Feldmaréchal de Keith. Der Dichter rühmt den Verſtorbenen, den er zwar nie geſehen, nicht bloß als Krieger, ſondern als Friedenshelden, den Engländer, der in Deutſchland die Tugenden ſeines weiſen Vaterlandes verbreite. Aber an gar manchen Stellen wird der Ruhm des großen Königs verkündet, beſonders Prinz Ferdinand gelobt, mit dem der Schriftſteller nähere Beziehungen unterhalten zu haben ſcheint.

Wie in dem bisher Erwähnten die Zeitgeſchichte geſtreift

*) Seine Observations wurden von Grimm in die correspondance littéraire aufgenommen, neue Ausg. Paris 1879, IX, 134—141. 149—157; jetzt auch in den Werken Diderots, Paris 1875, VIII, 343—359.

) Der in meinem Beſitze befindliche Band — ein anderes Ex. iſt in der Berl. königl. Bibliothek; daſelbſt befindet ſich auch ein Einzeldruck von Le masque indéchiffrable, Berlin 1760, dem 7. Stück unſerer Sammlung — führt den Titel: Oeuvres d'un paresseux bel esprit pendant la guerre. Par Mr. St. comédien de Sa Majesté le Roi de Prusse. A Berlin. Chez Grynaeus & Decker. 1760. Es iſt nicht etwa eine neugedruckte Geſammtausgabe, ſondern eine Zuſammenfaſſung vieler kleiner Schriften, die faſt alle bei denſelben Berliner Verlegern, einzelne auch bei anderen, z. B. Jasper u. Bourdeaux, andere ohne Namen eines Verlegers 1758—1760 erſchienen waren, in einen Umſchlag, ſo daß jede Schrift ihren beſonderen Titel und ihre beſondere Paginirung behält. Die kurze Vorrede — Selbſtironie oder Hohn eines „guten Freundes“ — unterrichtet uns nicht über den Autor. Das Inhaltsverzeichniß macht zuerſt 11 Proſaſchriften und ebenſoviele Poésies namhaft.

wird, so werden an anderen Stellen berühmte litterarische Zeitgenossen erwähnt; an Diderot ist eine Epistel, an, beziehungsweise gegen Rousseau ist eine Prosaschrift gerichtet.

Die kurze — mit dem Titel nur drei weitgedruckte Seiten — Epistel an Diderot hat den Nebentitel: Sur la défense de continuer le Dictionnaire Encyclopédique. Sie ist so unklar, daß man nicht genau weiß, ob der Autor für Diderot oder für seine Verfolger Partei nimmt. Freilich spricht er einmal von ton Lexicon fertile, aber er möchte nicht mit dem kühnen Denker tauschen, sondern in Ruhe, ungestört von Gegnern, seine Tage zubringen.

Schon in dieser Epistel wird Jean Jacques gelegentlich als ein „vom Gott der Künste Verdammter" genannt und seine Schriftstellerei als griffonage und sophisme imbécile bezeichnet; eine ähnliche Gesinnung verräth die Abhandlung Thomas du Frioul à Jean Jacques Rousseau, comédien du monde. Berlin 1759. Auf dem Titel steht ein Spruch Diderots, der sich gegen die ungerechte Verdammung der Schauspieler und des Theaters wendet. Titel und Motto deuten schon an, daß St. es mit dem bekannten Brief Rousseau's an d'Alembert zu thun hat, in welchem die Unthunlichkeit eines Theaters für Genf und überhaupt für einen kleinen Staat nachgewiesen werden soll. Gegen diese Darlegungen versucht St. im Allgemeinen den Nutzen der Dichter und die Sittlichkeit der Schauspieler, nicht selten ironisch und mit höhnischen Bemerkungen zu erweisen; im Einzelnen führt er dann viele Sätze Rousseau's an und setzt gleich die Widerlegung hinzu. Diese Widerlegung macht er sich oft leicht: so wenn er einem Satze des Gegners die Kritik: logique de sixième zufügt oder wenn er der R.'schen Bemerkung, Molière und Corneille hätten den Geschmack des Publicums nicht gekränkt, die Worte folgen läßt: „Beide haben die Unsterblichkeit weder durch Trivialität noch durch die ungehörige Liebe zu den Heroen, sondern durch starke Schilderung der Charaktere und der erhabensten Gefühle erreicht." Der starke Satz Rousseau's, daß das im Theater erregte Mitleid sich mit einigen Thränen begnügt, aber nie zu

Thaten führt, wird ſchwächlich mit dem Hinweiſe abgethan, daß man drei Monate in dasſelbe Stück gehe und die Schauſpieler bewundere. Nur ſelten gibt St. ſeinem Gegner Recht, z. B. in der Bemerkung, die üble Wirkung des Theaters beſtehe darin, die Seele für allzu weichliche Empfindungen geneigt zu machen, aber er fügt hinzu, dieſe Bemerkung ſei ſchon früher oft gemacht worden. Nur einmal ſcheint er ſich zu ſittlich-patriotiſcher Entrüſtung zu erheben, an der Stelle, an welcher Rouſſeau bemerkt, das Zeitgemäße der Errichtung eines Theaters hänge von dem ſittlichen Zuſtande der Bevölkerung ab. Dieſen mit Rückſicht auf uns zu beurtheilen, ſei er nicht in der Lage. Dagegen erhebt ſich St. mit aller Schärfe: „Ich würde mich für einen ziemlich ſchlechten Bürger, für einen Feind der Menſchen halten, wenn ich überzeugt wäre, daß große Tugenden in meinem Vaterlande herrſchen und ſie nicht der ganzen Welt als Beiſpiel vorhielte.“ Im Ganzen geurtheilt: die Widerlegung iſt ziemlich ſchwächlich; St. zeigt ſich ſeinem Gegner nicht gewachſen, der übrigens von dieſer Streitſchrift, wenn ſie ihm überhaupt bekannt geworden iſt, keine Notiz genommen hat.

Auch die übrigen Schriften Sticotti's bedeuten nicht viel. Es ſind Geſellſchaftsſchilderungen mit wenig greifbaren Bildern, Aphorismenſammlungen über und gegen die Frauen, ohne Schärfe und Witz. Manche andere Ausarbeitungen des franzöſiſchen Schauſpielers galten dem Theater. Dazu gehört eine nicht unwitzige Traveſtie der Voltaire'ſchen Merope, mit mannigfachen Anſpielungen auf damalige litterariſche Vorgänge, ferner ein „didactiſches, hiſtoriſches, moraliſches“ Gedicht „Die Kunſt des Theaters.“ Jeden Monat ſollte ein Geſang erſcheinen; es blieb aber im Ganzen bei zwei Geſängen, die mit ihren ſehr dunklen Andeutungen heute geradezu unverſtändlich ſind und von Berlin kaum etwas anderes ausſagen als die Beliebtheit des Balletes.*)

*) Fier qu'en ce siècle avocats, princes, rois Aiment la danse avant l'esprit des Loix.

Mochten auch Schriften, wie die obenerwähnten, ihren Leserkreis finden — eine Ode auf den Frieden ist als dritte Auflage bezeichnet — im Allgemeinen wird man sagen dürfen, daß die französische Litteratur, die in Berlin mit Vorliebe gelesen wurde, doch einen etwas höheren Grad einnahm, als die Erzeugnisse der Sticotti'schen Muse. Mehr Freunde als er fanden gewiß Diderot, den er begönnerte, Rousseau, den er befehdete, Voltaire, den er travestirte.

Nennt man aber diese drei Namen und erwägt man, daß das litterarische Lebenswerk dieser Trias am Ende der Friedericianischen Zeit völlig abgeschlossen war (Voltaire und Rousseau starben 1778, Diderot 1784), ja daß schon im ersten Jahrzehnt dieser Epoche alle drei Schriftsteller die bestimmte Physiognomie angenommen hatten, die ihnen zeitlebens eigenthümlich blieb, so wird man keinen Grund finden, die damaligen Berliner, welche die französische Nahrung vorzogen, ihrer Kost wegen zu bemitleiden. Nimmt man Lessing aus, so war keiner der deutschen Classiker noch auf der Höhe seines Schaffens angelangt. Es kam die Zeit, da Schiller und Goethe ihre enthusiastische Gemeinde in Berlin fanden; soll man die Stadt deswegen anklagen, daß sie erst Meisterwerke abwartete und nicht allgemein den Spürsinn besaß, in genialen Jugendversuchen den Keim der Meisterschaft zu erkennen?

Sechzehntes Kapitel.

Entwickelung der Wiſſenſchaft.

Friedrich ſtellte die von ſeinem Großvater begründete, von ſeinem Vater vernachläſſigte (ſ. oben S. 103 ff. und S. 240 fg.) Akademie wieder her. Doch war ſie ebenſo weit von dem allgemein umfaſſenden Charakter entfernt, den Leibniz ihr zu geben verſucht, wie von einer deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft, wozu Friedrich I. ſie zu machen geſtrebt hatte. Vielmehr beſchränkte ſie ihre Wirkſamkeit im Weſentlichen auf das philoſophiſch-naturwiſſenſchaftlich-mathematiſche Gebiet und bediente ſich ſtatt der deutſchen ausſchließlich der franzöſiſchen Sprache.

„Unſere Akademie muß nicht zur Parade, ſondern zur Inſtruction ſein," ſchrieb Friedrich am Anfange ſeiner Regierung, als er den nachher fallen gelaſſenen Plan hatte, Wolff als Akademiker nach Berlin zu ziehen. Einige Jahre nach Friedrichs Tode hieß es dagegen in einer boshaften Anekdote (Beobachter a. d. Spree 1802, I. 396): „Eine Akademie der Wiſſenſchaften iſt ein Inſtitut, worin man vornehme Standesperſonen und Geſchäftsmänner und zuweilen auch ſogar einen Gelehrten aufnimmt."

Zieht man aus dieſen Aeußerungen die Mitte, ſo gewinnt man etwa die Anſchauung von dem Weſen der Akademie zu jener Zeit: viel Aeußerlichkeit neben manchem ernſtem Streben und tüchtigem Können.*)

*) Vergl. Histoire de l'académie royale des Sciences et belles lettres depuis son origine jusqu'à présent. Avec les pièces originales.

Die neue Akademie war eine Vereinigung der alten, die immer fortvegetirt hatte, mit einer neuen litterarischen Gesellschaft, die sich seit dem Regierungsantritt des Königs gebildet und unter Vorsitz des Grafen Schmettau häufig versammelt hatte. Diese Vereinigung wurde Ende 1743 vollzogen; am 23. Jan. 1744 fand die erste Sitzung der neuen Akademie statt. Noch im Jahre 1743 hatte die alte Akademie, die übrigens in Folge der preußischen Besitzergreifung Schlesiens eine Ausdehnung ihres Kalenderprivilegiums erhalten hatte, den 7. und letzten Band ihrer Schriften, zum letzten Mal fast ganz in lateinischer Sprache, erscheinen lassen — er enthielt je 5 lateinische Abhandlungen von Pott und Euler, 2 französische von Clairault Vater und Sohn. Die neue Gesellschaft nahm den Namen der Académie royale des Sciences et des Belles Lettres de Prusse an. Bei ihrer Eröffnungssitzung waren alle Mitglieder anwesend. Von uns bekannten Namen begegnen wir d'Argens, Eller, Formey, Sack, Euler, Pott; sonst waren viele Franzosen: Achard, des Vignolles, Duhan, de Francheville, Jordan, Naudé, Pelloutier, aber mindestens ebensoviele deutsche, z. B.: Elsner, Lieberkühn, Ludolff, Marggraf, Wagner. Der Marschall Schmettau eröffnete die Sitzung, des Jariges als beständiger

---

A. Berlin. Haude & Spener 1750. Zweite Ausgabe 1752. Diese läßt aus die Kupfer, Medaillen ꝛc., ferner Friedrichs Brief an Maupertuis 12. Mai 1746 (M. solle allein das Recht haben, Vorschläge über Pensionen zu machen); M.'s Patent als Präsident 1. Febr. 1746; fügt hinzu Eloge des Marschalls v. Schmettau, Elsner und eine sehr lange (S. 232—248) Epistel: Les avantages des beaux arts. — Ferner sind benutzt Ranke, Preuß. Gesch. V, 276 ff. Ferner Sayoux, Denina s. oben. — Auch Formey bietet sehr brauchbare Notizen. Besonders wichtig ist Christ. Bartholmèss: Histoire philosophique de l'académie de Prusse depuis Leibniz jusqu'à Schelling particulièrement sous Frédéric le Grand. 2 Bände. Paris 1851. Die Mémoires der Akademie erschienen in 25 Quartbänden, darauf folgten 10 weitere Bände unter dem Titel: Nouveaux mémoires. Fast jeder Band enthält zuerst eine kurze Geschichte, Chronik der Feste, Sitzungen, unter Mittheilung der Eloges, dann die nach den einzelnen Klassen geordneten Abhandlungen.

Secretär verlas die neuen Statuten. Die eigentliche Feſtrede hielt d'Argens in ſeiner breiten unklaren Weiſe; der officielle Feſtdichter, der ſich ſeit dem erſten ſchleſiſchen Kriege durch patriotiſche Feſtklänge einen Namen gemacht hatte und leider auch Hiſtoriker, Francheville begrüßte die Verſammelten in einer Ode, welche die Muſen beglückwünſchte, daß ſie ſich endlich an den „blühenden Ufern" der Spree vereinigen konnten.

Die neue Akademie unterſchied ſich von der alten nicht nur durch ihren Namen. Vielmehr waren die weſentlichen Unterſchiede folgende: Die Akademie wurde nunmehr in 4 Klaſſen eingetheilt: Phyſik oder Experimentalphiloſophie, Mathematik, ſpeculative Philoſophie, ſchöne Wiſſenſchaften und Philologie. Jede Klaſſe, deren Mitglieder übrigens auch an den Arbeiten einer anderen theilnehmen durften, hatte einen beſonderen Director und Secretär. Dieſen Specialdirectoren war aber ſeit 1746 der ſchon früher in Ausſicht genommene Maupertuis als immerwährender Präſident vorgeſetzt, mit unbedingter Autorität über ſämmtliche Mitglieder, namentlich mit dem Recht, Penſionen aufzuheben, zu vermehren, neue zu vertheilen. Der König, von vornherein gewillt, in der Geſellſchaft eine nicht bloß paſſive Rolle zu ſpielen, nahm alsbald den Titel eines „Beſchützers" an. Der erſte, von dem eine Arbeit mit einem Preis gekrönt wurde, war d'Alembert. So war der neuen Anſtalt, von ihrem Inslebentreten an der ausländiſche Charakter in unverwiſchbarer Weiſe aufgedrückt.

Denn von einer deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft war fortan die Rede nicht mehr: an die Stelle des nationalen Intereſſes, das ihr zu eng geworden war, trat das weite „des menſchlichen Geiſtes und der Welt". Die ehemals ſtark in den Vordergrund gerückten praktiſchen Tendenzen wurden zurückgeſchoben; ſtatt ihrer der wiſſenſchaftliche und zugleich ſtaatsautokratiſche Grundſatz geltend gemacht, daß einer gelehrten Geſellſchaft nur die Theorie, die praktiſche Ausführung dagegen den Staatsbehörden zukomme. Die religiöſen Geſichtspunkte, die früher die Akademie

zur Einrichtung auswärtiger Miſſionen getrieben hatte, wurden als der neuen religionsfremden Auffaſſung zuwider entfernt. Zum Arbeitsgebiet der vierten neuerrichteten Klaſſe, der für ſpeculative Philoſophie, — die drei übrigen entſprachen im Weſentlichen den früheren, vgl. S. 110 — waren die eigentliche Metaphyſik, Moral, Naturrecht und Geſchichte der Philoſophie beſtimmt, die letztere wohl in der Abſicht, um die Neuerung, die Einführung nämlich der Spekulation in eine gelehrte Geſellſchaft, den Anhängern des Alten annehmbar zu machen. Endlich wurde in den Publicationen die lateiniſche Sprache durch die franzöſiſche erſetzt. Dieſe Wandlung, gewiſſermaßen vorbereitet durch die litterariſche Geſellſchaft, die ſich ſchon des Franzöſiſchen bedient hatte und erleichtert durch die zahlreich in Berlin vertretene franzöſiſche Kolonie und ihre Veröffentlichungen in heimiſcher Sprache, wurde damit begründet, daß an Stelle einer todten und nur für den kleinen Kreis der Gelehrten verſtändlichen Sprache eine bekannte, überall geſprochene und verſtandene geſetzt werden müßte und daß ja ſchon Leibniz, der Begründer der Akademie, dieſe Sprache für einige ſeiner wichtigſten Werke angewendet hätte. Der eigentliche Grund zu dieſer Neuerung war aber der Wunſch des Königs, der Latein wenig kannte und Deutſch nicht liebte, zum Idiom der Akademie die Sprache zu machen, die er mit Vorliebe anwandte, um dort auch ſeine Arbeiten vorleſen zu können. Neue Inſtitute wurden der Akademie gewährt: ein botaniſcher Garten, ein naturhiſtoriſches Muſeum, ein Maſchinenkabinet. Jedes Mitglied erhielt eine Penſion, die zwiſchen 200 und 1500 Thlr. ſchwankte. Der Präſident und andere Beamte erhielten beſtimmte Gehälter.

Die Einnahmen der Akademie beſtanden nach wie vor aus dem Ertrage der Kalender, ferner aus dem ihnen neugewährten der Civilgeſetze und geographiſchen Karten. Als Verſammlungsort diente zuerſt ein Zimmer im Königs-Schloſſe in Berlin; ſeit dem 1. Januar 1752 nahm die Akademie Beſitz von den ihr noch gegenwärtig zuſtehenden Räumen, den zahlreichen und

weiten Zimmern des in der Straße „Unter den Linden" stehenden Gebäudes, dessen Parterreräumlichkeiten zu Ställen für königliche Pferde eingerichtet sind, eine Nachbarschaft, die den Akademikern selbst und dem Berliner Volkswitz Stoff zu manchen boshaften Bemerkungen gab.

König Friedrich, der, wie ein Bewunderer sich ausdrückte, „ein sehr zärtlicher Vater seiner Akademie war" konnte auch ein strenger väterlicher Erzieher sein. Es ist ungerecht, wie der Geschichtschreiber der Akademie gethan hat, diese darzustellen als einen Hort des freien Worts, als eine muthige Körperschaft, die den mitten in der Siegeslaufbahn stehenden König aufhalten und zum Frieden mahnen wollte — was übrigens sehr thöricht gewesen wäre, da der Friede, nachdem die ganze Welt in Waffen stand, nicht mehr von einem Fürsten abhing, der doch niemals Herr der Welt war — sie that in ihren Beglückwünschungen und sonstigen unterthänigen Sendschreiben nicht mehr als jede andere auf den Frieden basirte Körperschaft: sie pries Erhabenheit und Segen des Friedens, weil dieser ihr nothwendig dünkte, ihre Thätigkeit zu üben und ihre Pensionen zu genießen.

Während des Krieges verlor die Akademie ihren Präsidenten durch den Tod (1759). Auch hatten sich mancherlei Mißbräuche eingeschlichen, zu deren Abstellung eine ökonomische Commission, bestehend aus Euler, Lambert, Merian, Beausobre und Sulzer bestellt wurde. Ihre besondere Aufgabe wurde darein gesetzt, die Einnahmen der Gesellschaft zu erhöhen, die, wie es scheint, durch Unterschleife stark beeinträchtigt worden waren. Wirklich wurden die Geldeinnahmen erhöht, dagegen ward eine ideelle Einbuße erlitten, die schwerer wog, als ein pecuniärer Gewinn. Der kindlich-naive Euler nämlich, der zu Geschäften überhaupt nicht taugte und in diesem besondern Falle, wohl durch persönliche Rücksichten veranlaßt, der Anderen nothwendig scheinenden Neubesetzung des Postens eines akademischen Schatzmeisters sich widersetzte, wurde ärgerlich über die gegen seine Meinung getroffene Entscheidung und verließ, durch Spöttereien des Königs verletzt, die Akademie

und Berlin. Ein anderer Mißstand hatte sich bei der Wahl der Akademiker gezeigt. Bisher nämlich hatten es viele durchaus unberühmte Ausländer durch einschmeichelnde Briefe bei einem ihrer Landsleute oder bei einem ehrlichen Deutschen, der die übertriebene Höflichkeit eines in fremder Sprache Bittenden nicht als Lüge erkannte, durchgesetzt, wenigstens den Titel eines associé zu erhalten, so daß ihre Zahl sich auf 150 belief. Seit 1764 wurde die Möglichkeit einer solchen qualitativ wenig förderlichen Vermehrung dadurch verhindert, daß der Akademie das Recht der Wahl genommen und von dem König ganz allein geübt wurde. Dieser befragte officiell die Akademie selten, doch ließ er sich manchmal von d'Argens, d'Alembert, Condorcet, Lucchesini — also auch hier wieder lauter Nichtdeutschen — Rath ertheilen. Von den Genannten war einer, d'Alembert, als Maupertuis' Nachfolger ernstlich in Aussicht genommen; daß und warum er diese Succession ablehnte, wurde (oben S. 500) gezeigt; er blieb aber, nach einem schönen Worte Friedrichs „auch abwesend die Seele der Akademie". Ein anderer Franzose, der Ritter von Jaucourt*), der von der Akademie gern gesehen war, blieb von Friedrich mit Recht unberücksichtigt. Er war gewiß ein fleißiger und ideal gesinnter Mann, der seit d'Alemberts Rücktritt Jahre lang mit einer ganzen Schar von Secretären täglich 13 bis 14 Stunden an der Encyklopädie arbeitete, die nur die Verleger bereicherte und der so wenig Entgelt für seine Riesenmühe erhielt, daß er sogar ein Landhaus verkaufen mußte, um seine Schreiber zu bezahlen. Aber weiter war er auch nichts. Trotz seiner Versuche, Leibniz seinen Zeitgenossen verständlicher zu machen und trotz einzelner freier politischer Aeußerungen war er ein Kärrner, von Gott dazu bestimmt, wie Diderot meinte, Lexiconartikel zu machen, oder wie Grimm meinte, ein unermüdlicher Arbeiter, aber ein mitleidsloser Compilator, der nur aus

*) Vgl. über ihn Grimm, Corr. II, 300, III, 222, VII, 45, IX, 206. Diderot, Oeuvres (Paris 1875 ff.) XIII, 126, XIX, 24, 35, 423.

den bekanntesten und häufig mittelmäßigsten Büchern Auszüge machen konnte. Es macht Friedrichs Scharfsinn alle Ehre, daß er den Nachfolger d'Alemberts in einem litterarischen Unternehmen nicht für dessen wirklichen Ersatzmann ansah. Dagegen wurde es Friedrich mit Recht sehr verdacht, daß er Mendelssohn, der seit 1767 mehrmals vorgeschlagen wurde, nicht aufnahm. Der Grund zu dieser Ausschließung lag schwerlich in dem Spott, den Mendelssohn früher gegen die Akademie gewagt, denn jene Schrift (vgl. unten S. 529) war dem König schwerlich zu Gesicht gekommen, noch in Mendelssohns freier Beurtheilung der Gedichte Friedrichs, denn so kleinlich war der königliche Dichter nicht, um der Kritik ihr Recht zu verkümmern, noch darin, daß er auf die damals aufgenommene Kaiserin Katharina von Rußland einen besonders illustren Namen folgen lassen wollte, denn Pedro Davila, der spanische Naturforscher, der wirklich nach ihr kam, war gewiß keine weltberühmte Persönlichkeit, sondern einfach darin, daß der König den Juden als unebenbürtig ansah. „Ein Plato lebt in seinem Lande und diesen kennt er nicht", urtheilte Kästner. Béguelin, der sich außer Sulzer für Mendelssohns Wahl besonders interessirte, soll für diesen Uebereifer dadurch bestraft worden sein, daß ihm der Posten eines Directors der philosophischen Klasse verweigert wurde.

Solche Beispiele persönlichen Eingreifens, die von tyrannischer Willkür nicht ganz freizusprechen sind, waren äußerst selten. Auch in der Verwaltung der Akademie war Friedrich kein Ludwig XIV. Er verlangte nicht wie jener Fürst sein ungemessenes ewig wiederkehrendes Lob. Wenn trotzdem die Akademiker nicht bloß bei besonders festlichen Angelegenheiten, sondern auch ohne bestimmte Veranlassung den König sowie die Mitglieder seiner Familie priesen, so geschah dies nicht aus sklavischer Furcht, sondern aus einer Anhänglichkeit, die ihren Grund theils in wirklicher Bewunderung des Kriegers und weisen Regenten, theils in aufrichtiger Dankbarkeit gegen seine mannigfachen Wohlthaten hatte.

Die Abhandlungen der Akademie — einzelne Bände zeigten auf dem Titel einen Palast mit dem Kriegsruf der Aufklärung: Sapere aude — erschienen französisch, selbst wenn sie von deutschen Mitgliedern gelesen wurden. Doch kam es oft genug vor, daß derartige Arbeiten ins Deutsche übersetzt, separat im Druck erschienen. Eine Besprechung aller dieser Arbeiten würde ein besonderes Buch erfordern. Von einigen Hauptbeitragenden muß noch die Rede sein. Neben Bedeutendem findet sich auch vieles Mittelgut und sehr viel Unbedeutendes. Zu dem Stärksten, was geleistet wurde, gehörte, daß der Poet de Francheville*) seine dichterische Phantasie auch in geschichtlichen Arbeiten walten ließ, indem er sich (1763) anstrengte, in längeren Auseinandersetzungen die Echtheit und historische Glaubwürdigkeit des fränkischen Geschichtschreibers Hunibald zu erweisen. Dieser angebliche Zeitgenosse des Königs Chlodowech, der durch Joh. Tritheim mit dreister Fälschung in die Litteraturgeschichte eingeführt, von dem Humanisten Heinrich von Ruenaar mit siegreichen Gründen aus derselben entfernt worden war, sollte nun, gegen die Ausführungen des Letzteren mit Scheinbeweisen und gequältem Scharfsinn wieder zu Ehren gebracht werden. Diese Ausführungen, die nur völligen Mangel an Kritik bewiesen, wurden von einer französischen Berliner Zeitung mit gebührender Bewunderung des Landsmannes in aller Ausführlichkeit dem Publicum aufgetischt.

Während die Abhandlungen der Akademie ausschließlich französisch waren, durften die Preisarbeiten außer französisch auch lateinisch und deutsch veröffentlicht werden. Diese Preisaufgaben machen ein besonderes Kapitel in der Thätigkeit der Akademie aus und verdienen eine eingehendere Betrachtung, theils weil sie hauptsächlich deren Beziehungen zu aus-

*) Ueber Francheville vgl. die Biographie des Sohnes Mém. de l'Académie 1782. Ueber sein den schles. Krieg behandelndes Gedicht urtheilte Friedrich „das Lob darin sei so unverschämt, daß er das Gedicht nicht drucken lassen könne". Vgl. Droysen, Ztschr. f. preuß. Gesch. 1876 S. 37.

wärtigen und ausländiſchen Gelehrten darlegen, theils weil ſie die Aufgaben ſtellende und Preiſe ertheilende Geſellſchaft in eigenthümlichem Lichte erſcheinen laſſen. Die bemerkenswertheſten dieſer Preisaufgaben ſind die folgenden: 1745 über die Monadenlehre, wobei der Streit der Leibnizianer und der Gegner des großen Philoſophen lebhaft entbrannte, die Letzteren aber den Sieg davontrugen. 1751 wurde Käſtner Sieger mit einer Bearbeitung der Lehre von den zufälligen Ereigniſſen, einer Frage, die d'Alembert zu folgendem geiſtreichen Spotte veranlaßte: „in Erwägung, daß unſere Freiheit ſehr zweifelhaft iſt, frägt man, ob wir ſie wirklich beſitzen". 1759 wurde J. D. Michaelis' Arbeit über den wechſelſeitigen Einfluß der Anſchauungen auf die Sprache und der Sprache auf die Anſchauungen gekrönt. 1768 Cochius mit ſeiner Arbeit „über die Möglichkeit, natürliche Neigungen zu zerſtören"*). Mendelsſohn, der, wie ſchon angedeutet und wie noch näher auszuführen iſt, ſich 1755 über eine Preisaufgabe luſtig gemacht hatte, wurde nichtsdeſtoweniger 1763 für ſeine im Wettbewerb mit Kant eingelieferte Arbeit „über die Evidenz in den metaphyſiſchen Wiſſenſchaften" gekrönt. Am häufigſten ging Herder aus den akademiſchen Kämpfen als Sieger hervor, ohne dadurch ſonderlichen Reſpect für die krönende Anſtalt zu gewinnen: 1770 über den Urſprung der Sprache, 1773 (gedruckt 1775) Urſachen des geſunkenen Geſchmacks bei verſchiedenen Völkern, da er geblühet, 1780 vom Einfluß der Regierung auf die Wiſſenſchaften und der Wiſſenſchaften auf die Regierung.

Während in den angeführten Fällen die aufgeſtellten Themata vielfältige Billigung fanden und die Namen der Gekrönten mindeſtens für eine verſtändige Wahl der Preisrichter ſprachen, erregten zwei Aufgaben große Bedenken. Die eine

*) Grimm, Corr. lit. VIII, 444 meint witzig, wer dieſe Frage und die damit zuſammenhängenden beantworte, würde faſt alle Probleme löſen, die das Menſchengeſchlecht intereſſiren. Er habe aber nicht gehört, daß durch die Ertheilung des Preiſes le genre humain y ait gagné.

wurde bedeutungsvoll durch die darein verwickelten Schriftsteller; die andere wegen des gerade für die Fridericianische Akademie bemerkenswerthen Themas.

Im Jahre 1753 wurde von der Berliner Akademie oder richtiger: von dem Präsidenten Maupertuis eine Preisaufgabe für das Jahr 1755 gestellt, welche eine Prüfung des in dem Satze: „Alles was ist, ist gut" (Whatever is, is right) enthaltenen Popeschen Systems forderte. Die Preisstellerin verlangte eine Begriffsbestimmung dieses Satzes, einen Vergleich desselben mit der Lehre des Optimismus und eine Zusammenstellung der zur Bestätigung oder Vernichtung dieses Systems dienlichen Gründe. Maupertuis' eigentliche Absicht bei Stellung dieser Preisaufgabe war ein Ansturm wider Leibniz, über den der Philosoph des 18. Jahrhunderts sich sehr erhaben dünkte.

Acht Arbeiten liefen bei dieser Preisbewerbung ein. Die Namen der Bewerber sind, da die Abhandlungen anonym eingeliefert wurden, außer dem des Siegers und Künzli's, nicht bekannt. Der Sieger, der am 5. Januar 1755 den Preis zugesprochen erhielt, war Ad. Fr. Reinhard (1726—1783),*) Justizbeamter in Strelitz. Er war ein eifriger Polemiker, fleißiger Gelegenheitsdichter, frommer Theologe, strenger Kritiker, der in späteren Jahren gerade die Berliner, durch die er sein bischen Ruhm erlangt hatte, heftig befehdete, wie er denn die gesammte deutsche Litteratur von Klopstock bis Goethe als unbedeutend, christenfeindlich oder sittenverderblich charakterisirte. Schon früher hatte er mit dem Philosophen Wolff angebunden, später ging er gegen Kant los; nun hatte er sich Leibniz zum Gegner gewählt, in der

*) Ueber Reinhard A. D. B. XXVIII, 35 fg. Ueber seine 1755 französisch, 1757 deutsch gedruckte Schrift Wielands ausgew. Briefe I, 210 und Mendelssohns Werke IV, 1, 508. — Für Künzli und Wieland, L. Hirzels beide behandelnde Arbeit, Lpz. 1891 S. 109 ff., 201 ff., die für diesen Abschnitt überhaupt verglichen werden muß. — Mend.'s und Lessings Schrift: Pope ein Metaphysiker, gedruckt in Lessings Schriften ed. Lachmann-Muncker, 3. Aufl. Stuttgart 1890. S. 411—445. Ueber diese vgl. die Biographieen beider, z. B. E. Schmidt I, 298 fg.

Hoffnung, die ihn ja auch nicht trog, dadurch Vortheile zu erlangen. Er hatte ſchon, um dem mächtigen Maupertuis zu gefallen, die franzöſiſche Sprache bei Abfaſſung ſeiner Arbeit gewählt, noch mehr nahm er ihn dadurch für ſich ein, daß er ſich ganz auf ſeinen Standpunct ſtellte und, um einen Ausdruck Wielands zu gebrauchen, „den ſogenannten Optimismus vernichten will, ihn mit dem Fatalismus für einerlei hält, libertatem indifferentiae behauptet, und das principium rationis sufficientis für eine Chimäre tractirt.“ Er machte ſich ſeine Aufgabe ſehr leicht, las nicht, was Wolff und Baumgarten für Leibniz geſagt hatten, um nicht die Mühe zu haben, ihre Behauptungen zu entkräften und wähnte, mit einem mathematiſchen Trugſchluſſe ſeinen Gegner widerlegt zu haben.

Muthiger gingen andere Bewerber zu Werke. Sie wählten als Deutſche die deutſche Sprache und nahmen einen ſelbſtändigen Standpunct ein. Unter dieſen mag Martin Künzli erwähnt ſein, weil ſeine Arbeit die eigentliche Veranlaſſung zu dem litterariſchen Streit gab, von dem hier die Rede ſein ſoll. Martin Künzli (1709—1765) Lehrer und Prediger, ſchriftſtelleriſch als Philoſoph und Theologe, Kritiker und Poet thätig, mit Klopſtock, da dieſer in der Schweiz weilte, bekannt und ſpäter mit Wieland vertraut, ſtand beſonders mit den in Berlin weilenden Schweizern, und unter ihnen vornehmlich mit J. G. Sulzer in naher Beziehung. Dieſer beſtimmte Künzli zur Ausarbeitung der Preisaufgabe. Er machte ihm Hoffnung zur Gewinnung des Preiſes, weil unter den vier Beſtimmenden außer ihm ſelbſt noch zwei geſchworene Leibnizianer Heinius und Formey ſich befanden. Der Letztere wurde indeſſen durch den allmächtigen Präſidenten Maupertuis umgeſtimmt, zwei andere, Merian und Prémontval, — der erſtere ſelbſt ein Schweizer, der andere Maupertuis' Werkzeug, — ſtimmten gleichfalls in antileibniziſchem Sinne. Künzlis Arbeit iſt eine ganz verſtändige. Er hatte die beiden Punkte erkannt, auf welche es bei der wiſſenſchaftlichen Beantwortung der Preisaufgabe ankam. Statt einer Begründung

oder Widerlegung des Leibnizischen Optimismus führte er aus, daß 1. das Popesche Wort, im Gegensatz zu der Fassung der Akademie zu übersetzen sei „Alles was ist, ist recht" und that 2. dar, „daß Pope als ein Poet schrieb und seinen Beweis nicht bis auf die ersten Gründe hinausführete, welches für ihn als einen Poeten ein wenig zu trocken gelassen hätte."

Ueber den Nichterfolg der Schrift ihres Landsmannes herrschte im Lager der Schweizer arge Verstimmung. Ihr Grund war nicht bloß Lokalpatriotismus, sondern das Bewußtsein, daß durch diese Entscheidung die Sache der Philosophie geschädigt sei. Die alte litterarische Gegnerschaft der Schweiz gegen Norddeutschland spielte mit. Die Freunde, und zwar außer Künzli und einigen Unbekannten, die Häupter der Schweizer: Bodmer und Breitinger, sodann Wieland, der sich damals gern zu den Schweizern zählte und Joh. H. Waser, der sich durch seine Uebersetzungen Butlers, Swifts und Lucians einen Namen machte, trafen in Winterthur zusammen und beschlossen eine eclatante Rache an den Berlinern zu nehmen. In einer Schrift sollte der Preisgekrönte, Reinhard vorgenommen werden, in einer andern, zu deren Abfassung Wieland und Waser bestimmt wurden, sollte das Strafgericht gegen die Berliner vollzogen werden. Sulzer, der Akademiker, war in den Plan eingeweiht und mit ihm einverstanden. Nur bat er um Discretion über die von ihm mitgetheilten Anekdoten. „Denn man muß", so fügte er jesuitisch und hochmüthig hinzu, „mit diesen Leuten leben und sie also nicht zu sehr vor den Kopf stoßen." Der Plan wurde nicht ganz so ausgeführt, wie er erdacht worden war. Es wurde nur eine Schrift geschrieben, die dem Titel nach mehr gegen die Akademie gerichtet war, in Wirklichkeit aber den Beurtheilten mindestens eben so hart traf, als die beurtheilende Behörde. Sie war bisher gänzlich unbekannt geblieben, erst durch den Scharfsinn L. Hirzels ist sie entdeckt und wieder ans Licht gezogen worden. Sie erschien unter dem Titel: „Beurtheilung der Schrift, die im Jahre 1755 den Preis von der

Academie zu Berlin erhalten hat. Nebst einem Schreiben an den Verfasser der Dunciade für die Deutschen." Sie hat in der That die beiden Verfasser; nach einem ausdrücklichen Zeugnisse Bodmers ist Waser Autor der Beurtheilung, Wieland der des Schreibens.

Beide Schriftsteller gingen mit der Akademie nicht glimpflich um. Der Erstere wurde ironisch. Er konnte nicht leugnen, daß die Akademie Reinhard gekrönt habe, aber der Sinn dieser Krönung konnte, wie er behauptete, unmöglich der sein, „daß sie dadurch den Sätzen desselben ihren Beifall bezeugen und durch ihr Ansehen dieses seltsame System habe befördern wollen." Vielmehr vermuthete er als wahren Sinn der Krönung, daß die Akademie „sich selbst und der geschenten Welt ein Vergnügen habe machen wollen, gerade diejenige Schrift zu krönen, der die Krone am wenigsten anstehe, damit man desto deutlicher sehe, wie übel sie ihr lasse." Am Schlusse bat er aber doch die gelehrte Körperschaft, „daß sie künftig lieber gradezu und nicht durch ironische Umwege trachten möchte zu verhindern, daß Sätze und Systeme befördert würden, welche die Schande ihrer Erfinder und das Aergerniß aller derer sind, die ihre Vernunft nicht gänzlich verschworen haben."

Wieland, der eine Dunciade, d. h. eine Satire gegen litterarische Gegner nach dem Muster Popes wünschte, schlug vor, nicht etwa bedeutende Menschen in diese satirische Sammelschrift aufzunehmen, sondern kleine Geister und rieth, Reinhard als Haupthelden zu behandeln. Auch er suchte, wie sein Mitarbeiter, nachdem er, gleich Jenem, das Unzutreffende in Reinhards philosophischen Auseinandersetzungen dargethan hatte, in der Ironie seine Zuflucht und so ließ er dem Preisgekrönten als seine Großthat und seinen Grundsatz Folgendes verkünden: „Von der Vernunft will ich euch befreien, von dieser beschwerlichen Hofmeisterin oder Tyrannin vielmehr, die euren kleinsten Handlungen Gesetze vorschreiben, ja euren Gedanken selbst ihre Fesseln anlegen will. Künftig werdet ihr nimmer nöthig haben, Gründe,

ja zureichende Gründe weder für Reden noch Thaten zu geben; niemand wird euch tadeln dürfen, daß ihr eure Sätze nicht genug bewiesen, oder eure Handlungen nicht nach den genügenden Gründen bestimmt habet; Nachdenken, Ueberlegung, Gründe gegen Gründe abwägen, alle diese mühsamen Operationen sind künftig überflüssig; der übermüthige und beleidigende Unterschied zwischen Weisen und Thoren, von welchem einige aufgeblasene Leute soviel Geschreis machen, ist nun gänzlich aufgehoben, der gerühmte Unterschied zwischen Wahrheit und Irrthum, Ueberzeugung und Meinung verschwindet mit ihm. Was für glückliche Tage nähern sich! Künftig wird aller Streit, alles Gezänk unter den angemaßten Nachforschern der Wahrheit aufhören; ein Jeder wird für wahr halten, was er will und so lang als er will; niemand wird den Anderen das gleiche Privilegium streitig machen. Die Ueberlegungen, die bisher, nach der gemeinen Meinung, vor den Entschließungen vorhergehen mußten, können künftig gar wohl erst auf dieselben folgen oder ganz und gar weggelassen werden, nachdem ich gezeigt habe, daß der Wille sich selbst determinirt und also niemand einen andern Grund zum Wollen nöthig hat, als eben diesen, daß er will."

Ob diese Schrift, die heute zur großen Seltenheit geworden ist, bei ihrem Erscheinen bekannter war und auf die Zunächstbetheiligten einen bemerkbaren Eindruck machte, ist nicht mehr festzustellen. Thatsache ist, daß in einer Berliner Zeitschrift eine Besprechung des Schriftchens erschien, in welcher die Verurtheilung der Reinhardschen Schrift zwar gebilligt, aber die „ungemeine Bitterkeit" getadelt wurde, in welcher diese Verurtheilung ausgesprochen war. Der Kritiker war Moses Mendelssohn.

Ihn aber, der damals angefangen hatte, seine Studien über die Weltweisheit der Oeffentlichkeit darzubieten und der in diesen seinen Bemühungen einen Anspornor und Helfer in Lessing gefunden hatte, interessirte die Frage und die Art der Preisaufgabe viel zu sehr, als daß er sich mit Recension einer nebensächlichen Schrift hätte begnügen sollen. Im Verein mit Lessing machte

er ſich daran, die Aufgabe der Akademie — nicht zu löſen, ſondern ſie dermaßen zu wenden, daß ihre Unlösbarkeit, das Unrichtige der Frageſtellung ſich klar ergäbe. So entſtand die Schrift: „Pope, ein Metaphyſiker", bei der die Scheidung der beiden Eigenthümer ſchwer ſein dürfte. Ihre Bedeutung beſteht außer dem Nachweis, daß die Akademie den Popeſchen Ausſpruch mißverſtanden, in der Darlegung, daß man überhaupt von einem Popeſchen Syſtem nicht reden könne, und daß ein Philoſoph und ein Dichter zweierlei ſei. „Ein poetiſcher Dichter iſt darum noch kein Philoſoph und ein poetiſcher Weltweiſe iſt darum noch kein Poet." Die Autoren führten ferner aus, daß Pope die Benennung eines Leibnizianers durchaus nicht verdiene, daß daher die Prüfung ſeiner Sätze etwas ganz anderes ſei als eine Beſtreitung des Leibniziſchen Syſtems von der beſten Welt. Sie ſchloſſen ironiſch genug mit der Bemerkung, daß Pope ſich ſelbſt nie für einen großen Philoſophen gehalten habe. „Wie ſehr ſollte er ſich alſo wundern, wenn er erfahren könnte, daß gleichwohl eine berühmte Akademie dieſen falſchen Bart für werth erkannt habe, ernſthafte Unterſuchungen darüber anzuſtellen."

Handelt es ſich in dem vorerwähnten Falle um einen Mißgriff in der Frageſtellung und um eine nicht unparteiiſche Beurtheilung der eingelieferten Arbeiten, ſo handelt es ſich in dem folgenden um eine geradezu unverſtändliche Aufgabe, um eine unverzeihliche Schwäche dem Könige gegenüber und um ein ganz unerhörtes Verfahren bei der Krönung*). Im Jahre 1777 hatte die Akademie eine Preisaufgabe geſtellt über die in der Natur vorhandene force primitive et substantielle oder das ſog. fundamentum virium. Sie hatte die Löſung erſchwert durch mannigfache Nebenfragen über die Wirkung der Subſtanzen auf

*) Für das Folgende Formey a. a. O. II, 366—372, Bartholmèß I, 230 fg. II, 272 ff. Friedrichs Corr. mit d'Alembert, Sept. 5. Oct. 26. Nov. 1777.

einander u. A. Die Aufgabe erregte sowohl durch die Frage selbst als durch die Art der Fragestellung peinliches Aufsehen; in Paris wurde die Fassung als vrai grimoire und pur galimathias verurtheilt. d'Alembert schrieb an den König, daß die Akademie sich durch das Auswerfen solcher Fragen selbst entehrte. d'Alembert war es, der dem Könige rieth, statt der gestellten Aufgabe der Akademie anzuempfehlen, über die Frage, ob es nützlich sein könne, das Volk zu täuschen, einen Preis auszuschreiben. Der König ging darauf ein. Er gebot in Folge dessen für denselben Zeitraum eine neue Aufgabe und zwar die: „Ist Täuschung dem Volke nützlich, sei es, daß man es zu neuen Irrthümern führt, oder in den alten bestärkt?" Man möchte fast denken*), daß sich d'Alembert oder Friedrich mit dieser Ankündigung einen schlechten Scherz machen und die gelehrte Versammlung, die sich ihrer Meinung nach diskreditirt hatte, in den Augen der Welt noch mehr herabsetzen wollten durch den Vorschlag einer Aufgabe, die von einer wissenschaftlichen Körperschaft nicht ernst genommen werden konnte. Denn wie sollte eine Gemeinschaft, deren erstes und einziges Ziel Verbreitung der Wissenschaft und Lehre der Wahrheit war, von Nutzen des Irrthums reden?

Aber diese Meinung wurde von den Betheiligten nicht getheilt. Friedrich, der unter den Akademikern nur Béguelin für fähig hielt, die Frage zu beantworten, unterhielt sich mit d'Alembert höchst ernsthaft über die Materie. Er brachte Beispiele aus dem täglichen Leben vor, in denen eine Täuschung nützlich oder nothwendig sei und wies darauf hin, daß die Religion, nachdem sie einmal dem Volke gelehrt worden — dies mochte dem König wohl als „Irrthum" erscheinen — von der

*) So schreibt K. Lessing an seinen Bruder (15. Nov. 1777), freilich wie man aus dem Schluß sieht, mit ungenügender Kenntniß des Vorausgegangenen: „Man sagt, der König hätte sie ihr [der Akademie] zum Possen aufzugeben befohlen, weil sie vor einigen Jahren auf die Erfindung der Quadratur des Zirkels einen Preis gesetzt hätte."

fanatiſchen Menge verlangt würde. d'Alembert war wohl nicht ohne Sorgen über die Wirkung, die ſein hingeworfener Vorſchlag übte. Er ſuchte daher den König zurückzuhalten, ſprach nur von den tranſitoriſchen Irrthümern, die man etwa dem Volke laſſen könnte, deutete aber an, daß das Unterhalten dauernder Irrthümer ſtets mehr Nachtheil als Vortheil brächte.

Der Akademie blieb nur der einzige wirklich männliche Entſchluß übrig, auf der einmal geſtellten Aufgabe zu beharren, dem König aber mit Würde die von ihm geſtellte Aufgabe zurückzuſchicken. Dieſen Verſuch wagte die Akademie nicht. Sie nahm vielmehr auch die neue Aufgabe an, rückte nur deren Termin ein Jahr ſpäter als den der alten. Nachdem ſie 1779 die lateiniſche Arbeit eines Ungarn über die ſubſtantielle Kraft prämiirt hatte, ſchritt ſie am 1. Juni 1780 zur zweiten Preisvertheilung. Nun aber geſchah das Aergſte. Da unter den eingelaufenen 33 Arbeiten 20 die Frage verneint und 13 bejaht hatten, war die Akademie ſchwächlich genug, je einer Arbeit aus beiden Lagern den Hauptpreis zu ertheilen. Der Sieger, der Beibehaltung oder Neuſchaffung des Irrthums für nützlich erklärt hatte, war Friedr. v. Caſtillon, Mathematiker in Berlin; der Vertheidiger des Aufklärungsgedankens, daß man nur Wahrheit dem Volke ſchulde, war der ſpäter ſo bekannte Aufklärer und Freiheitsmann R. Z. Becker, damals Hauslehrer in der v. Dachrödenſchen Familie zu Erfurt. Daß die Akademie mit dieſer Preisertheilung dem König habe eine Lection ertheilen wollen, iſt doch eine recht müßige Erfindung. Jedenfalls beſtand die erzielte Wirkung darin, daß der König ſich über die Aufnahme ſeiner Anregung höchlich wunderte, und daß das gelehrte Publicum über das Verfahren der Akademie, ſich nach beiden Seiten zu decken, weidlich ſpottete. Zum Spott aber bekam ſie noch die Schande. Denn nicht anders kann man die Veröffentlichung eines preußiſchen Hofpredigers bezeichnen, die jeder wiſſenſchaftlichen Arbeit Hohn ſpricht und die, da ſie auch ein Acceſſit erhalten hatte, als eine von der Akademie gekrönte

Leiſtung aufzutreten das Recht hatte. Ihr Verfaſſer*), ein ausgeſprochener Feind der Encyklopädiſten, als deren verhängnißvollen Irrthum er die Anſicht betrachtete, das Volk von unten herauf zu reformiren, betrachtet dieſes als beſſerungsunfähig. Er ſtellte in Abrede, daß es ein freies Volk gebe oder geben könne, „der Menſch," ſo meinte er, „bleibt im Ganzen genommen ein halb wildes Thier, welches an einer weitern oder engern Kette liegen muß." Das Reſultat ſeiner Darlegung aber faßte er in die Worte zuſammen: „Täuſchung iſt dem Volke zuträglich und unumgänglich nöthig für die Erhaltung und für das Wohl des Staates, ja für das Beſte des großen Haufens ſelbſt."

Es war ein verhängnißvoller Weg, den die Akademie mit ſolcher Handlungsweiſe einzuſchlagen im Begriffe war. Glücklicherweiſe hatte er keine weiteren Folgen. Der König kümmerte ſich in ſeinen letzten Jahren weniger um ſeine Lieblingsſchöpfung; die Akademie konnte in ungeſtörter Ruhe ihre Arbeiten fortſetzen.

Unter ihren Berliner Mitgliedern ragten, außer den bereits beſprochenen, an Wiſſen und Einfluß namentlich drei Schweizer oder Halbſchweizer hervor: Euler, Lambert, Sulzer, wie denn überhaupt die Schweizer Kolonie im geiſtigen Leben einen Einfluß erlangte, welcher dem der franzöſiſchen nicht unähnlich war.

Leonhard Euler, 1707 in Baſel geboren, 1784 in Petersburg geſtorben**), „iſt nicht, wie die großen Algebraiſten zu ſein

*) Joh. Friedr. Gilles, Kgl. Preuß. Conſiſtorialraths, Hofpredigers und Inſpectors der reformirten Kirchen und Schulen im Fürſtenthum Halberſtadt, Beantwortung der Frage: Kann irgend eine Art von Täuſchung dem Volke zuträglich ſeyn? ſie beſtehe nun darinn, daß man es zu neuen Irrthümern verleitet, oder die alten eingewurzelten fortdauern läßt? welcher die Kön. Akad. d. Wiſſ. zu Berlin im Mai 1780 das erſte Accesſit zuertheilt hat. Berlin K. J. Decker. 29 SS. Auf dieſe Schrift hat keiner der bisherigen Darſteller aufmerkſam gemacht.

**) Vgl. Cantor in A. D. B. VI, 422—430, die dort angeführten éloges von Fuß und Condorcet. Ueber ſ. Verh. zur Ak. oben und Sulzers Selbſtbiogr. S. 43 ff. Die in „ " eingeſchloſſene Notiz aus Büſching Selbſtbiogr. 139. — Zwei neue Ausgaben der lettres von Cournot und Saiſſet 1842 und 1845.

pflegen, ein finſterer Kopf und im Umgang beſchwerlicher Mann, ſondern munter und lebhaft, inſonderheit unter Bekannten." Freilich konnte er ungemein heftig werden; er war von leidenſchaftlichem Eifer gegen manche Feinde erfüllt: Leibnizens Schüler verfolgte er mit unnachſichtlicher Strenge; ſeiner präſtabilirten Harmonie ſetzte er die Lehre vom phyſiſchen Einfluß entgegen; der Ertheilung eines Preiſes an d'Alembert widerſetzte er ſich mit allen Kräften, während er in redlichſter Ueberzeugung Maupertuis' früher beſprochenes Geſetz vertheidigte. Dieſe litterariſchen Kämpfe darf man nicht als Wirkungen kleinlichen Neides bezeichnen. Vielmehr ſah Euler, obwohl ſelbſtbewußt und die großen Ehren, die ihm zu Theil wurden, als verdienten Tribut hinnehmend, ſtets auf die Sache, nie auf die Perſon. Er lebte ein Vierteljahrhundert in Berlin (1741—1766), war für wichtige preußiſche Angelegenheiten thätig: für die Herſtellung eines Canals zwiſchen Havel und Oder, für Methoden der Ausbeutung der Schönebeckſchen Salzwerke, für die Waſſerwerke von Sansſouci, für Lotteriepläne und andere Finanzfragen, aber er war ſo wenig mit Preußen und ſeiner Hauptſtadt verwachſen, daß er beide, wie gezeigt worden (S. 519), aus ziemlich nichtigen Gründen verließ. Er ging nach Petersburg zurück, von wo er gekommen war, und arbeitete trotz ſeiner Blindheit, ausgerüſtet mit einem ungeheuren Gedächtniß, mehr als mancher Sehende. Euler war vor Allem Mathematiker. In jedem Gebiete der Mathematik leiſtete er Großes: in Trigonometrie, Stereometrie, analytiſcher Geometrie, ebenſo in den der Arithmetik entſpringenden Fächern: der algebraiſchen Analyſis, Differential- und Integralrechnung, für welche er Lehrbücher ſchrieb, die noch heute als Meiſter- und Muſterwerke bezeichnet werden. Außer der reinen Mathematik bereicherte er durch viele einzelne Unterſuchungen die theoretiſche Mechanik, Aſtronomie, Schiffahrtskunde, die Lehren vom Schall und vom Licht. Doch muß es bei den dem Verſtändniß größerer Kreiſe ſo fernliegenden Gebiete und bei der außerordentlichen Zahl der Abhandlungen und Werke, deren Verzeichniß allein

mehr als fünfzig Druckseiten füllt, mit dieser allgemeinen Aufzählung genügen, ohne daß die einzelnen Untersuchungen besprochen werden können. Eulers große Selbständigkeit bewährte sich auch darin, daß er der herrschenden Freigeisterei sich nicht anschloß. Vielmehr übte er, religiös ohne Bigotterie, öffentlich und in seinem Hause die religiösen Gebräuche, die Viele abgethan wähnten, und veröffentlichte in der Stadt, in deren weiten Kreisen man von Offenbarung nichts mehr wissen wollte, in demselben Jahre, in dem La Mettries offene Absage an Alles, was Glauben hieß, erschien, seine „Rettung der Offenbarung gegen die Einwürfe der Freigeister". Auch sonst bekannte er offen seine spiritualistisch-christliche Ueberzeugung und betete fromm zu seinem Gotte. Derselbe Mann aber, der in der strengsten wissenschaftlichen Art zu einem begrenzten Kreise von Fachgenossen sprach und der in seiner kindlichen Unbefangenheit von nichtfachmännischen Dingen zu Außenstehenden redete, besaß auch das Talent, über sein eigenstes Studiengebiet allgemein verständlich zu handeln. Seine seit ihrem ersten Erscheinen 1768 bis 1772 häufig wiederaufgelegten Lettres à une princesse d'Allemagne, vielfach nachgeahmt aber niemals erreicht, fassen seine Abweichungen vom Wolffschen System zusammen und enthalten außerordentlich klare und leichtverständliche Auseinandersetzungen über Eulers specielle Studiengebiete, die damals den meisten deutschen Prinzessinnen völlig verschlossen blieben: über Mechanik und Astronomie, Optik und Akustik.

Joh. Heinr. Lambert*), der von Kant als „erstes Genie Deutschlands" begrüßt und als „unvergleichlicher Freund" gepriesen wurde, der für die philosophische Sprache dieses Denkers mächtige Anregung bot, der von Lavater als „göttlicher Mann" gefeiert und von Euler als „größter Analytiker seiner Zeit auf

*) Vergl. A. D. B. XVII, 552—556, Bartholmèss II, 171—195. Ueber den Plan eines Denkmals für ihn Z. f. G. d. Juden in D. Bd. IV, 256; ferner Sulzer's Selbstbiogr. — S. auch „Bär" Jahrg. 12, Nr. 42 ff. und die dort angeführte Litteratur.

den Gebieten der Logik, Metaphyſik und Mathematik“ bezeichnet wurde, iſt heute völlig vergeſſen. Bald nach ſeinem Tode tauchte der Plan auf, ihm in Gemeinſchaft mit Sulzer und Mendelsſohn ein Denkmal zu errichten; jetzt kennt man nicht einmal mehr ſeine Grabſtätte. Lambert 1728 in Mühlhauſen im Elſaß geboren, hatte, in großer Armuth, unter ſchweren Entbehrungen ſich große Kenntniſſe in Philoſophie und Mathematik verſchafft. Nach manchen Wanderungen in der Schweiz, nach manchem Wechſel ſeines Aufenthaltes, in Augsburg, Erlangen, Leipzig, nach vielfacher Anerkennung ſeines Wiſſens hatte er 1764 ſeinen ſtändigen Wohnſitz in Berlin genommen, wo er 1777 ſtarb. Er war Mitglied der Akademie, Oberbaurath, aber in ſeiner praktiſchen Thätigkeit ohne jede Bedeutung, in beſtändigem Kriege mit Collegen und Vorgeſetzten, von grenzenloſer Unkenntniß alles Wirklichen und Nothwendigen, von einer Schroffheit und unbedingten Aufrichtigkeit, die nicht ſelten als unerträgliche Ueberhebung erſcheinen mußte. Nach Sulzers Mittheilung antwortete er dem Könige auf deſſen Frage, welche Wiſſenſchaften er erlernt habe, kurzweg: alle und nachdem er ſich als ſeinen eigenen Lehrmeiſter in der Mathematik erklärte, bejahte er ohne Weiteres des Königs Frage, ob er ein zweiter Pascal ſei. Mit ſolchen Leuten konnte Friedrich, der vor der Mathematik keinen beſonderen Reſpekt hatte, nichts anfangen. Einſtweilen berückſichtigte er ihn nicht. Wenn er dann bei der Tafel ſagte, man habe ihm den größten Dummkopf für die Akademie vorgeſchlagen, den er je geſehen, ſo darf man ſich über dieſen Ausſpruch nicht wundern. Es bedurfte erſt des erneuten Andringens ſeiner Freunde, um den König zu bewegen, ihm eine Penſion zu gewähren. Lambert war von einer erſtaunlichen Vielſeitigkeit. Er bewegte ſich mit gleicher Gewandtheit auf vier Gebieten, die damals wie heute, einen ganzen Mann zu fordern ſchienen, auf dem der Mathematik, Aſtronomie, Phyſik, Philoſophie. Er war von einem eiſernen Fleiße: ſchrieb er doch während ſeines 12jährigen Berliner Aufenthalts über

hundert wissenschaftliche Abhandlungen, zahlreiche Recensionen und zehn größere Werke, wozu denn noch ein ausgedehnter wissenschaftlicher Briefwechsel kommt. Schon diese Vielseitigkeit und dieser Fleiß verdienen Bewunderung, wenn auch die Arbeiten selbstverständlich nicht alle ersten Ranges sind. Was ihm besonders fehlte, war eine gewählte Sprache und dieser Mangel schwächte den Eindruck seiner Schriften damals und später. Manche seiner Werke erschienen erst, nachdem Fach- oder Landesgenossen ihnen die Mühe einer sprachlichen Durchsicht hatten angedeihen lassen, aber diese Durchsicht, wenn sie auch Incorrectes und Unelegantes entfernte, hatte doch nicht die Wirkung, den Arbeiten jenen Schmelz zu geben, den nur der Verfasser selbst zu verleihen fähig ist. Dagegen muß die Schätzung des von ihm Geschaffenen sich steigern, wenn man bedenkt, daß er die zu seinen naturwissenschaftlichen Forschungen nöthigen Instrumente sich selbst verfertigte und daß der ganze Apparat zu seiner „Photometrie" aus einigen Glasplatten, Spiegelchen, Linsengläsern und einem Glasprisma bestand. Solch geringe Hülfsmittel einerseits und allzuschnelle Hingabe an geistreiche Vermuthungen andererseits brachten ihn zu unhaltbaren Schlüssen. Doch blieben manche seiner Sätze bestehen u. A. das seinen Namen tragende, auf geometrischem Wege gefundene Theorem, „daß in einer parabolischen Bahn die Zeit, in der ein Bogen durchlaufen wird, allein von der Sehne desselben und von der Summe der radii vectores nach ihren Endpunkten abhängig ist." Unter seinen philosophischen Schriften sind drei besonders bemerkenswerth. In den lettres cosmologiques gab er eine Auseinandersetzung der Entdeckungen und Grundsätze der Astronomie und Physik: er verweilte mit Vorliebe bei der Unendlichkeit des Weltalls; aus der Weisheit und dem Endzweck der Natur wollte er Dasein und Vollkommenheit der Gottheit erweisen. Das Nouvel organon, als dessen erster Theil die Phänomenologie, ein später durch Hegel so berühmt gewordener Ausdruck, erscheint, sollte die Regeln der Kunst zu denken lehren, die Gedanken über

das Aufsuchen und die Bezeichnung der Wahrheit mittheilen, die äußeren Charakterzüge des Wirklichen und des Scheines unterscheiden. Die „Architektonik" enthält sein eigenartiges System der Metaphysik.

An wissenschaftlicher Bedeutung ist mit den beiden zuletzt Behandelten Sulzer nicht zu vergleichen. Denn J. G. Sulzer, der Weltweise,*) (1719—1779, von 1747 an in Berlin), wie Hirzel ihn in seiner weitschweifigen Apologie genannt hat, darf nicht nach dieser beurtheilt werden. Ebensowenig nach den wegwerfenden Bemerkungen, mit denen ihn die jungen Stürmer und Dränger abthun zu können meinten. Jener pries unkritisch das Haupt der Schweizer Verbrüderung, diese als Poeten, die etwas schaffen konnten, höhnten den Theoretiker, der Poesie in Regeln einzwängen und all das Rüstzeug für einen jungen Dichter wie das für einen Soldaten in Paragraphen zusammenstellen wollte. Insbesondere konnten die Neuesten, die ihre Götter ausschließlich verehrten, ihm nicht verzeihen, daß er fast ausnahmslos einem, den sie mißachteten, Bodmern, seine Beispiele entnahm und daß er durchweg in nüchterner Weise Moral predigte. Aber wenigstens das Philosophische an dem Werke erkannten auch sie an und manches Brauchbare fand auch die spätere Theorie in ihm. Sulzer war Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium, dann an der Ritterakademie, also praktisch an Schulen und theoretisch mehrfach

*) Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen, 2 Bände, Zürich und Winterthor 1779. Frankf. gel. Anz. (Neudr. v. Scherer u. Seuffert) Heilbronn 1883, S. 74—80, 664 fg. Der erste Artikel von Merck, der zweite wahrscheinlich von Goethe. J. G. Sulzers Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgesetzt. Aus der Handschrift abgedruckt, mit Anmerkungen v. J. B. Merian und Friedrich Nicolai, Berlin und Stettin 1809 — Für die Erkenntniß des ganzen Schweizer Kreises in Berlin: Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner. Aus Gleims litt. Nachl. hgg. von W. Körte, Zürich 1804. Seine Briefe an Zimmermann in dem diesem von Bodemann gewidmeten Buche. Hannover 1878. Vgl. auch die lehrreichen Abschnitte bei Bartholmèß und Sayoux.

für Neueinrichtung oder Reform bestehender Lehranstalten in Anspruch genommen, doch ohne rechte Lust an Schuldingen und ohne den nöthigen pädagogischen Takt. Seit 1750 war er Mitglied der philosophischen Klasse der Akademie, deren Direktor er 1776 wurde. Er war, wie er sich selbst gelegentlich bezeichnet, „ein Amphibium, das mit gleicher Lust in der Welt und in dem ruhigen Wohnsitze der Wissenschaften lebte," weder ein tiefer Gelehrter noch ein fleißiger Arbeiter, sondern einer, der „wegen seiner auf Alles zerstreueten Neigung" nichts vollkommenes leistete. Sulzer schrieb eine Anzahl philosophischer Abhandlungen, die freilich kein neues System begründen halfen. Er, der auswärts als geistiges Haupt der Akademie galt und wirklich eine Zeit lang bestimmenden Einfluß auf sie übte, gehörte durchaus nicht der materialistischen Richtung an, die dort ihre Hauptvertreter besaß. Im Gegensatz zu ihnen, die sich über den Werth des Tugendbegriffs lustig machten oder ihren Werth für das Leben leugneten, pries er das moralische Genie, das Grundlage wahrer Tugend sei. Während jene nicht ohne Schadenfreude die Körperlichkeit der Seele und damit ihre Vergänglichkeit bewiesen zu haben glaubten, schrieb er einen Tractat, in dem er vom Standpunct des Naturforschers die schwierige Aufgabe unternahm, die Unsterblichkeit der Seele darzuthun und alle von den Materialisten vorgebrachten Gründe zurückzuweisen. Wichtiger als diese einzelnen Arbeiten, die heute, und nicht mit Unrecht gänzlich vergessen sind, bleibt die Vermittlerrolle zwischen deutschem und französischem Geist, die Sulzer nicht unrühmlich spielte und seine nie mißbrauchte litterarische Verwendung bei dem Könige, zu dem als einer der wenigen Litteraten er Zugang hatte. Ueberhaupt wirkte er weniger durch seine Schriften als durch seine Persönlichkeit. Ermunternd und rührend mußte für die Jüngeren und Kräftigeren sein, wie er, der Kränkliche, stets guten Muth und Thatkraft behielt. Was er zwei Jahre vor seinem Tode einem Vertrauten schrieb: „Ich bin seit etlichen Jahren mit dem Tode so vertraut worden, daß ich ihn unter die Zahl meiner

Bekannten und guten Freunde zähle, mit denen ich vertraulich umgehe," — das bewährte er durch den heitern Tod eines wahren Weltweisen.

Mit den Genannten ist das reiche wissenschaftliche Leben nicht erschöpft, das damals in Berlin herrschte. Es schien, als wollte man sich für die Entbehrungen entschädigen, die man unter der früheren Regierung erlitten hatte. Bald nach dem Abschluß dieses Zeitraums erschienen zwei biographisch-bibliographische Zusammenstellungen*) der preußischen bez. Berliner Schriftsteller, die ihre Grenzen etwas weit stecken, in Folge dessen eine überaus stattliche Zahl aufführen. Aus ihr und aus den Leistungen der Einzelnen erkennt man deutlich, daß die weit verbreitete Anschauung, die Aufklärung habe nur Oberflächlichkeit erzeugt und begünstigt, unhaltbar ist. Gehörten doch die meisten der selbstthätigen und gründlichen Berliner Gelehrten der Zeit und der Richtung der Aufklärung an. Aus dieser großen Zahl sollen, nachdem Philosophen, Theologen, die eigentlichen deutschen Schriftsteller und die Französisch Redenden bereits behandelt worden, nur einige Vertreter der Naturforschung, Jurisprudenz, Geschichtschreibung hervorgehoben werden.

*) Das erste von Denina vgl. oben S. 485 A. 2. Charakteristisch für die Bescheidenheit des Verfassers ist, daß er sich einen biographischen Artikel von 90 Seiten widmet, während er andere viel bedeutendere Männer mit 2 bis 3 Seiten abspeist. Die Artikel sind höchst ungenau, kurze Biographien und Charakteristiken, ohne bibliographisches Detail. Doch ist das Buch wegen seiner Zusammenfassung kaum zu entbehren. Sehr brauchbar ist das zweite Werk: Neuestes gelehrtes Berlin oder literarische Nachrichten von jetztlebenden Berlinischen Schriftstellern und Schriftstellerinnen. Gesammlet und herausgegeben von B. H. Schmidt und D. G. G. Mehring, 2 Bände, Berlin 1795, das freilich, wie schon der Titel besagt, nur jene Mitglieder der Fridericianischen Epoche nennt, ihre Werke kurz verzeichnend, die den Stifter und Namengeber der Zeit überlebten. Das erste Werk ist dem König Friedrich Wilhelm II., des zweiten erster Band der Königin-Witwe, der zweite dem Minister Wöllner gewidmet.

Den Reigen mag A. F. Büsching*) eröffnen (27. September 1724 bis 28. Mai 1793, seit 25. October 1766 dauernd in Berlin). Seine Thätigkeit als Schulmann, von der noch die Rede sein muß, übte er bloß aus Gewissenhaftigkeit, nicht aus innerem Drang, denn von Beruf war er Gelehrter. „Hier im Schooß der Erde schlummert ihr Beschreiber", heißt es auf seiner Grabschrift. Aber damit ist nur ein Theil seiner ungeheuern schriftstellerischen Arbeit bezeichnet, seine fleißigen geographischen Arbeiten, Sammlungen, Zeitschriften, Darstellungen, die auch in Auszügen und, als Zeugniß ihrer großen Beliebtheit, in zahlreichen Ausgaben erschienen, gründliche, selten aus eigener Anschauung, sondern aus genauem Studium gedruckter und handschriftlicher Beschreibungen geschöpfte geographisch-statistische Nachrichten. Daneben behandelte er in vielen anderen Schriften — etwa 100 in einer fünfzigjährigen Arbeitszeit — allerlei pädagogische Materien, schrieb Lehrbücher auch zur Erlernung von Sprachen, sich dabei der Sprache bedienend, in der er unterweisen wollte, beschäftigte sich eingehend mit ästhetischen Fragen, in einer Weise, die selbst gewisse praktische Kenntnisse in einzelnen Künsten, z. B. der Steinschneiderkunst, voraussetzt, veröffentlichte theologische Untersuchungen, die, in geringem Zusammenhange mit den die Zeit bewegenden religiösen Fragen, philologische Feinfühligkeit mit eingehender theologischer kirchengeschichtlicher Kenntniß verbindet, und versenkte sich gern in die Vergangenheit, sowohl die, welche er miterlebt hatte, als die Geschichte der Männer, die in der Entwickelung der Wissenschaften eine Rolle gespielt hatten. Seine geschichtlichen Arbeiten sind fleißig, aber äußerlich; es sind Zusammenstellungen von Nachrichten, die mit Gründlichkeit aus den Quellen geschöpft sind, aber ohne den Versuch kunstmäßiger Verknüpfung oder philo-

*) A. F. Büsching's eigene Lebensgeschichte in vier Stücken, Halle 1789, eine auch sonst für Berlin nicht unwichtige Quelle. — Vgl. A. D. B. s. v. Heidemann, Gesch. des Grauen Klosters S. 225—252.

ſophiſcher Darlegung. Geſchichte iſt ihm, wie den meiſten ſeiner Genoſſen, trockene annaliſtiſche Erzählung.

Ueberhaupt bleibt es merkwürdig genug, daß die Thaten Friedrich's unmittelbar ſo wenige Hiſtoriker lockten, daß ſein und Voltaire's Vorbild ſo wenige Nachahmer hervorrief. Immerhin könnte dies Schweigen als Beſcheidenheit und Charakterfeſtigkeit gedeutet werden: jene, weil die Geſchichtſchreiber überzeugt waren, hinter den erlauchten Vorbildern zu weit zurückzubleiben; dieſe, weil ſie im Gegenſatze zu den Dichtern, denen es ſtolzeſte Aufgabe zu ſein dünkte, den Helden ins Geſicht zu loben zu männlich waren. Daher wurden im Zeitalter Friedrich's in Berlin und von Berlinern unverhältnißmäßig wenige geſchichtliche Arbeiten geliefert: dieſe ſind im Weſentlichen gelehrte Beiträge zur Aufhellung einiger dunklen Puncte der Vergangenheit. Das Prädicat des Fleißes und der Gelehrſamkeit kann man Samuel Buchholz (1717—1774) nicht verſagen, der zwar kein Berliner war, deſſen „Verſuch einer Geſchichte der Churmark Brandenburg“*) Berlin indeſſen nahe anging und in Berlin erſchien, der aber Haupteigenſchaften eines Geſchichtſchreibers: Kritik und Darſtellungsgabe in ſehr geringem Grade beſaß. Seine Forſchungen ſind längſt überholt und konnten nie zu einer Grundlage der Geſchichte Brandenburgs dienen. Löblicheres läßt ſich von K. J. W. Möhſen ſagen (1722—1795)**), einem Berliner, der ſeiner Vaterſtadt nicht untreu wurde. Er war ein außerordentlich beſchäftigter Arzt, beim Hof und bei der Bürgerſchaft gleich beliebt, mit vielen Ehrenſtellen und Auszeichnungen bedacht. Trotz allen Eifers für ſeine Berufswiſſenſchaft widmete er ihr ſelten ſeine litterariſche Thätigkeit und bevorzugte, wenn er dies that, praktiſche Fragen, wie die der Pockeninoculation. Vielmehr von der Medicin, ihrer Entwickelung und der Geſchichte ihrer Vertreter ausgehend, wandte er ſeinen Blick der allmäligen Ausbildung der Wiſſenſchaft namentlich in der Mark

*) 6 Bände, Berlin 1765 ff., die letzten hrg. von J. F. Heynatz.

**) Schmidt u. Mehring II, 37—40, Allg. d. Biogr. XXII, 79—81.

Brandenburg zu. Dieser Ausbildung, vor Allem der des 16. Jahrhunderts, das der Geistesentfaltung so starke und vielfältige Anregungen gegeben hatte, widmete er seine Untersuchungen. Sie waren mit Geschmack und Geist geführt; außer historisch geschultem Sinn und gründlicher medicinischer Kenntniß besaß Möhsen auch ein seltenes Kunstverständniß von Münzen, Medaillen, Bildern und vermochte, mit solchen Hülfsmitteln ausgerüstet, Arbeiten zu liefern, die noch heute als wichtige Fundgruben bezeichnet werden dürfen.

Außer der Mark Brandenburg wurde auch die Stadt Berlin Gegenstand eindringender Untersuchung. An die Stelle inhaltsloser Declamationen, hochtönender Prunkreden (vgl. oben 130fg., 134fg., 239fg.), die dem Hörer und Leser nur den billigen Patriotismus der Oratoren kundgaben, trat nun gründlich unterrichtende Forschung und Darstellung.

Unter den Arbeitern dieser Richtung, freilich nicht den genialen Wegweisern, sondern den fleißigen Sammlern verdient G. G. Küster (1695—1776) einen Ehrenplatz, weil er Begründer der eigentlichen Berliner Geschichte war.*) Seit 1723 als Lehrer in Berlin thätig, von 1732 bis zu seinem Tode als Rector des Friedrich-Werderschen Gymnasiums widmete er seine ganze wissenschaftliche Muße der Betrachtung märkischer und Berliner Alterthümer. Außer in Programmen zur Gelehrtengeschichte bestand seine Thätigkeit besonders im Sammeln und Ediren älterer ungedruckter oder schwer zugänglicher Schriften und in Zusammenstellung einer brandenburgischen historischen Bibliographie, die noch heute als vollständiges und übersichtliches Handbuch geschätzt wird. Auch in seinem Hauptwerke „Altes und neues Berlin",**)

*) Vgl. A. D. B. 17, 435 fg. und die dort angegebene Litteratur. Notizen bei Wegele.

**) Johann Christoph Müllers, Cam. Regiae Berol. Advocati und Georg Gottfried Küsters, Gymnasii Fridriciani Rectoris, und der Königl. Preußischen Societät der Wissenschaften Mitgliedes, Altes und Neues Berlin. Das ist: Vollständige Nachricht von der Stadt Berlin, derselben

das er gemeinſam mit dem Kammergerichtsadvokaten J. Chr. Müller begann, aber allein fortführte, ohne es zu beenden, wollte er keine hiſtoriſche Darſtellung, ſondern eine Sammlung liefern und begehrte durchaus nicht den Ruhm eines anmuthigen Erzählers. Die vier mäßigen Foliobände dieſes Werkes ſind für die ältere äußere Geſchichte Berlins, ſeiner Kirchen, Schulen, Aemter, Stadtverfaſſung, ein brauchbares Nachſchlagebuch. Doch muß man bei dieſer fleißigen, bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts reichenden und für dieſen Zeitraum oben mannigfach benutzten Materialienſammlung zweierlei bedenken. Küſter hat von einer eigentlichen Stadtgeſchichte ſo wenig eine richtige Vorſtellung, daß er einen Haupttheil ſeines Werkes den königlichen zufällig in Berlin befindlichen Aemtern und Behörden widmet, und ſo an Stelle eines Stadtbuches ein Staatshandbuch lieferte. Bei den vielfach angeführten meiſt geiſtlichen Schriftſtellern und Gelehrten bot er ferner nur Aeußerliches: Lebensnachrichten und bibliographiſche Notizen; zu wirklichen Lebensdarſtellungen machte er nicht die geringſte Anſtalt. Namentlich dieſe Aeußerlichkeit bei einem immerhin beſchränkten Stoff bewirkte, daß das Buch

---

Erbauern, Lage, Kirchen, Gymnasiis; ingleichen von den Königlichen, und andern öffentlichen Gebäuden; dem Rath-Hauſe, deſſen, und der Bürgerſchafft Gütern, Vorrechten, Privilegiis und andern das Policey- und Stadt-Weſen betreffenden Sachen. Wobey dasjenige, ſo in Krieges- und Friedens-Zeiten von Anno 1106. biß itzo in hieſigen Reſidentzien merckwürdiges vorgegangen, aus Diplomatibus, guten und zuverläßigen, theils auch archiviſchen Nachrichten und den beſten Auctoribus erzehlet wird. In fünff Theile verfaſſet, Mit Kupffern gezieret, und nöthigen Regiſtern verſehen. Erſter Theil. Berlin, Bey Johann Peter Schmid. o. J. Die Vorrede der Autores iſt vom 20. Sept. 1737. Auf den Titeln von Bd. 2—4 iſt Küſter allein als Verf. genannt, der 2. Band führt den Titel: Fortgeſetztes Altes und Neues Berlin (darauf nähere Inhaltsangabe) Berlin. Zu finden in der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung, 1752. Bd. 3: Des Alten und Neuen Berlin Dritte Abtheilung, deren Inhalt folgende Seite zeiget, Berlin, zu finden bey dem Autore, und in Commission im Halliſchen Buchladen, 1756. Bd. 4: Des Alten und Neuen Berlin Vierdte Abtheilung enthaltend (danach Angabe des Einzelnen) Berlin, zu finden bey dem Autore. 1769.

nur in die Hände weniger Gelehrter kam, dies war wohl der eigentliche Grund, warum der 5. Theil, der 1769, einer Erklärung des Autors nach, fast fertig war, nicht erschien.

Ein fernerer Grund lag darin, daß ein anderes den gleichen Stoff behandelndes Buch mit großer Schnelligkeit die Gunst des Berliner Publicums gewann: Nicolai's Beschreibung.*) Der gewandte Autor, der hier wie sonst sein eigener Verleger war, verstand weit besser als der greise Rector Geschmack und Bedürfniß der Leser. Nachdem er in demselben Jahre, da Küsters letzter Band erschien, zuerst mit seinem Handbuch aufgetreten war, veröffentlichte er es zehn Jahre später in einer neuen völlig umgearbeiteten Auflage. Das wesentlichste Neue an dieser zweiten Ausgabe, die übrigens in einfachen, würdigen, von jedem Schwulst freien Worten dem Könige gewidmet wurde, war eine vollkommene Geschichte Berlins, nach Urkunden, handschriftlichen Chroniken, nach den Akten des Staats- und des rathhäuslichen Archivs, nach amtlichen Nachrichten und zahlreichen Mittheilungen hoher Beamten, endlich mit Beiträgen einzelner Freunde: Jacobsohn's über Handel und Fabriken, Biester's und Oesfeld's über Potsdam. Das Werk war in erster Linie für die Fremden bestimmt, gewährte aber unendlich mehr

*) Die 2. Aufl., die oben schon häufig citirt ist, führt folgenden Titel: „Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam und aller daselbst befindlicher Merkwürdigkeiten. Nebst Anzeige der jetzt lebenden Gelehrten, Künstler und Musiker, und einer historischen Nachricht von allen Künstlern, welche vom dreyzehnten Jahrhunderte an, bis jetzt, in Berlin gelebt haben, oder deren Kunstwerke daselbst befindlich sind. Neue völlig umgearbeitete Auflage mit genauen Grundrissen der Städte Berlin und Potsdam. 2 Bände. Berlin, bey Friedrich Nicolai, Buchhändler auf der Stechbahn 1779. 2 Bände durchpaginirt 1042 S. Darauf ein Anhang, als 4. bezeichnet (die 3 ersten behandeln: die k. Lustschlösser, Potsdam, jetzt lebende Gelehrte, Künstler, Musiker) besonders paginirt 111 Seiten: „Nachrichten von Künstlern, die ehemals in Berlin gewesen und deren Werke daselbst noch zum Theil vorhanden sind. Zum Schluß ein unpag. Register." — Die erste Auflage erschien 1769, die dritte 1786, weitere sind mir nicht bekannt.

als ein gewöhnlicher Fremdenführer. Abgeſehen von dem Hiſtoriſchen, das ja in unſern modernen Reiſehandbüchern auch nicht fehlt, iſt mit beſonderer Ausführlichkeit das behandelt, was wir einem Staatshandbuch zuweiſen würden: die Beſchreibung der Staats-, Hof- und Stadtämter füllt mehr als 100 Seiten. Das ganze Werk zerfällt außer den drei Theilen, welche die ebengenannten Dinge berühren, in folgende neun Abſchnitte. Der erſte gibt eine topographiſche Beſchreibung der Straßen, Plätze und merkwürdigen Gebäude; der zweite handelt von den Einwohnern, alſo den Franzoſen, Böhmen, Juden, den Eximirten, dem Militär; der dritte von allem, was Handel und Gewerbe berührt; der vierte von Religionen, Kirchen und Einrichtungen des Gottesdienſtes; der fünfte von milden Stiftungen; der ſechſte von Akademieen, gelehrten Geſellſchaften, Vorleſungen, Schulen; der ſiebente von Bibliotheken, Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Sammlungen; der achte von Gebäuden, Gärten, Spazierfahrten, Vergnügungen, der letzte faßt Verſchiedenes zuſammen, was dem Fremden zu wiſſen nützlich iſt: Poſten, Taxen für Wirthshäuſer und Miethskutſchen, Verzeichniß von Speiſe-, Wein- und Kaffeehäuſern. — Das Buch macht durch ſeine Schlichtheit, Reichhaltigkeit und Zuverläſſigkeit noch heute einen höchſt wohlthuenden Eindruck. Wer Nicolai den Eiferer kennt, der ſelbſt in Werken freier Erfindung eine beſtimmte Tendenz verfolgt, wird freudig überraſcht von der gänzlichen Tendenzloſigkeit, die man am beſten aus dem Kirchen und Religionen gewidmeten Abſchnitte erſehen kann. Nirgends findet ſich die Streitluſt, welche die 12 Bände der „Reiſe durch Deutſchland" verunziert — man denke nur an die hunderte von Seiten, in denen Wien und Tübingen abgekanzelt werden, wenigſtens die an letzterem Ort erſcheinenden Schriften — nirgends die Weitſchweifigkeit, welche auch dem Geduldigſten die Lectüre dieſer Bände unerträglich macht, nirgends auch ein apologetiſcher Ton, der dem Berliner bei Schilderung ſeiner Vaterſtadt leicht entſchlüpfen konnte. Alles wird ruhig, kurz, einfach dargeſtellt, mit

Behagen und Vertrauen folgt man dem unterrichteten und unterrichtenden Führer. Schon wegen dieser Leistung verdient Nicolai in einer Geschichte Berlins einen Ehrenplatz.

Man sollte meinen, daß diesem lebendigen Interesse für Heimath und vaterländische Geschichte auch eine starke Antheilnahme an der heimischen Sprache und ihrer Entwickelung zur Seite gegangen wäre*). Aber diese Meinung ist irrig. Nicolais Kampf gegen die Volkslieder, dem sein „kleyner feyner Almanach" entsprang, richtete sich nicht bloß gegen das Volksmäßige, das ihm niedriger als das Gebildete zu stehen schien, sondern gegen das geschichtlich Frühere, das ihm zugleich als das Tiefstehende galt. Für Sprachuntersuchungen hatten die Aufklärer wohl ein Lächeln übrig, wie Biester, der, wenn er auch nicht die Bedeutung von Adelungs Arbeiten überhaupt leugnete, zum mindesten als guter Preuße gegen dessen Ueberschätzung des Obersächsischen Front machte. Eine Ausnahme durch Schätzung sprachlicher Arbeiten machte K. Ph. Moritz (1757—1793, seit 1778 in Berlin)**). Von 1781 an veröffentlichte er eine Anzahl kleiner Arbeiten, zum Schulgebrauch und Selbstunterricht bestimmt, die theils dazu dienen sollten, ganz elementare Sprachregeln einzuprägen, die freilich den Berlinern aller Zeiten Schwierigkeiten machten, theils die Kunst des Briefschreibens zu übermitteln; außerdem feine prosodische Bemerkungen, die bei Schiller und Goethe Anerkennung und Benutzung fanden. Zu derselben Zeit, in der Moritzens Arbeiten erschienen, wurde in Berlin ein verdienstvoller Plan achtungswerth durchgeführt: die Sammlung mittelalterlicher Litteraturdenkmäler. Von dem Schweizer Chr. H. Myller***) (1740—1807, vgl. oben S. 509), der von 1767 bis 1788

*) Berl. Monatsschr. 1783 I, S. 194. Vgl. Raumer, Gesch. d. germ. Phil. I, 231. Für das Folg. das. 242, 258 ff.

**) Vgl. A. D. B. XXII, 308—320 und die dort verzeichnete Litteratur. Auch die Vorr. zum Neudruck des Romans „Anton Reiser" Heilbronn 1885.

***) Außer Raumer vgl. die Notiz A. D. B. XXII 521 u. s. Brief in

in Berlin lebte und mit den dortigen tonangebenden Schweizern in nächſter Verbindung ſtand, wurden nämlich auf Bodmers Anregung, den er den „Sokrates unſerer Zeiten“ nannte, in deſſen Umgang er allein ſich wohl fühlte, von 1782 bis 1785 in einzelnen Heften, die ſpäter in zwei Bänden vereinigt wurden, das Nibelungenlied nebſt ſonſtigen Dichtungen des Mittelalters von Heinrich von Veldecke, Hartmann v. d. Aue u. A. herausgegeben. Sie erhielten die bekannte ſehr ungnädige Aufnahme des Königs (22. Februar 1784), der ſie „nicht einen Schuß Pulver werth“ achtete, ſondern erklärte, in ſeiner Bücherſammlung „dergleichen elendes Zeug“ nicht dulden zu wollen und meinte, ſie mögen in der großen Bibliothek ruhen, „wo er ihnen aber nicht viel Nachfrage verſpreche“. Die Königliche Verheißung ging freilich nicht in Erfüllung. Vielmehr wurde in Berlin und weit über die Grenzen der Stadt hinaus jene Sammlung, als die erſte in ihrer Art, trotz Unvollſtändigkeit und unkritiſchen Textes, froh begrüßt und eifrig ſtudirt. Sie eröffnete den Liebhabern deutſcher Vergangenheit eine unbekannte Welt und blieb Jahrzehnte lang neben den Publicationen der Schweizerhäupter Bodmer und Breitinger die einzige Quelle, aus der man die deutſche lyriſche und epiſche Litteratur des Mittelalters ſtudiren konnte.

Von dem Streben, die Heimath zu ergründen, wurden auch die Naturforſcher geleitet. Allerdings blieben ſie in ſolch engen Grenzen nicht befangen: die Erforſchung der geſammten Natur wurde ihre Aufgabe. Selbſt die am 9. Juli 1773 begründete „Berliniſche Geſellſchaft naturforſchender Freunde“ *), deren ſtändiger Secretär und Wortführer der uns bekannte (vgl. oben S. 423) Martini war, beſchränkte ſich keineswegs auf Berlin.

Briefe der Schweizer 1804 S. 406. Joh. Crüger, Die erſte Geſammtausg. der Nibelungen, Frkf. 1884. Einzelne Notizen auch in Rochows Litt. Correſp.

*) Beſchäftigungen der Berliniſchen Geſellſchaft Naturforſchender Freunde 3 Bände. Berlin 1775—1777. Deviſen auf Mitglieder der Geſ. vgl. Berl. Neudr. II, 3, S. XXIX.

Nur ganz gelegentlich wurde von Berliner Witterungserscheinungen oder von Sternbildern gehandelt, die in der Hauptstadt beobachtet worden waren. Auch die Mitglieder dieser Gesellschaft gehörten nur zu einem Theile Berlin an; ein anderer setzte sich aus den übrigen Theilen Deutschlands, und aus fernen, oft recht entlegenen Ländern zusammen. Unter den Beitragenden sind wenigstens vier Berliner zu nennen: Achard, Bloch, Bode, Gleditsch.

Fr. Karl Achard*) (1753—1821) hat für Berlin ganz besondere Bedeutung dadurch, daß er die ersten Blitzableiter in Berlin einführte, z. B. auf den beiden Thürmen am Gensd'armenmarkt (1784), aber auch auf manchen Privathäusern, daß er nach dem Vorgange Mongolfiers den ersten Luftballon in Berlin steigen ließ (21. Dez. 1783), der seinen Weg nach Friedrichsfelde nahm, daß er aus türkischem Samen bei Lichtenberg eine Tabakspflanze erzielte, die einen guten Tabak gab, daß er, freilich auch nach französischem Vorgang (1794), den ersten optischen Telegraphen in Deutschland, zwischen Spandau und Bellevue, construirte, und daß er endlich, auf Grund Markgraffscher Entdeckungen, die Runkelrübenzuckerindustrie einführte. Durch diese praktischen Arbeiten, die, wie die letztgenannte, freilich weit über den hier behandelten Zeitraum hinausgehen, erwarb sich Achard größere Verdienste als durch seine zahlreichen, namentlich in den Akademie-Berichten veröffentlichten theoretischen Untersuchungen aus dem Gebiete der Physik.

Der beschreibenden Naturwissenschaft gehörten M. E. Bloch's**) (1723—1799, seit ca. 1760 in Berlin) Arbeiten an. Wie sein Glaubensgenosse Mendelssohn hatte er sich erst spät, unter großen Mühen, deutsche Sprache und Bildung aneignen können, füllte aber die Lücken seiner Jugendbildung so vollkommen aus, daß er den Unterrichtetsten gleich erschien. Er war ein sehr beschäftigter Berliner Arzt. Der Medicin waren jedoch nur seine

*) Vgl. A. D. B. I, 27 fg. König I, 421, 431. II, 269.

**) Für ihn und viele der Folgenden Schmidt-Mehring a. a. O. — A. D. B. II, 707 fg.

ersten und weniger bedeutenden Veröffentlichungen gewidmet. Seine Hauptleistungen 1782—1795 galten den Fischen: die zwölfbändige „Allgemeine Naturgeschichte der Fische", das ichthyologische Hauptwerk des 18. Jahrhunderts, das wenigstens für die heimischen Thiere als ausgezeichnet gilt, während es bei den ausländischen selbständige Kenntniß oder ausreichende Vorlagen vermissen läßt. Bloch's Leistungen verdienen umsomehr Anerkennung, als er durch keine königlichen Unterstützungen gefördert wurde, seine Arbeiten nicht in den Berliner Akademieschriften drucken lassen konnte — denn diese verschloß ihm, dem Juden, ihre Pforten, während zahlreiche auswärtige ihn aufnahmen — sondern sein kostspieliges Werk, mit 432 Tafeln, in deutscher und französischer Sprache auf eigene Kosten herausgeben mußte.

Joh. Ebert Bode, der Astronom*) (1747—1826, seit 1772 in Berlin), war weit glücklicher in seiner Stellung und in der Anerkennung, die er fand. Seit 1786 war er Direktor der Berliner Sternwarte. Mit seinen Beobachtungen und Berechnungen übte er auf seine Wissenschaft außerordentlichen Einfluß. Mit ihm beginnt eine neue Periode in der Geschichte der Berliner Sternwarte, die seit Leibniz' Tagen sehr an Bedeutung verloren hatte. Das Interesse an Astronomie, das früher auf kleine Kreise beschränkt gewesen war, wurde nun ein allgemeineres dank seiner beliebten „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels", die zuerst 1768, noch 1858 in elfter Auflage erschien. Seinen Beobachtungen, wenn auch nicht ihnen allein, war die Entdeckung des Planeten Uranus zu danken, über die er 1784 ausführlichen Bericht erstattete. Seine Berechnungen, die im „astronomischen Jahrbuch" seit 1774 (zunächst für 1776) jährlich regelmäßig erschienen — er selbst konnte es 54 Mal herausgeben — erfreuten sich einer so großen Anerkennung, daß ein

*) A. D. B. III. 1, R. Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877 passim., bes. S. 459 fg.

zeitgenössischer Franzose sagte, „seitdem müssen die Astronomen deutsch lernen, denn diese Sammlung ist unentbehrlich".

Dem einseitigen Astronomen steht in J. G. Gleditsch*) (1714—1786, seit 1746 in Berlin) ein vielseitiger Gelehrter gegenüber, der sich grade durch seine Vielseitigkeit und Zersplitterung — er war Arzt, Botaniker, Forstmann — schadete. Immerhin war er bedeutend genug. Als Professor der Botanik am militärärztlichen Institut, als Director des botanischen Gartens, seit 1770 als erster Lehrer der Forstwissenschaft an der zu Berlin ins Leben gerufenen, hauptsächlich für das reitende Feldjägercorps bestimmten Forstlehranstalt leistete er Außerordentliches. Aber auch als Schriftsteller darf er als Schöpfer der Forstbotanik angesehen werden durch seine größere 1774 erschienene „Forstwissenschaft" und durch seine übrigen speciell der Mark Brandenburg gewidmeten Schriften, die, mögen sie auch in unseren Tagen Anlaß zur Kritik gegeben haben, zu jener Zeit eine neue Welt erschlossen und ihrem Autor Ruhm und Ansehen verschafften.

Nicht minderen Ruhm erwarben zwei Chemiker, deren Namen schon erwähnt sind: Pott und Marggraf.**) Beide waren die letzten bedeutenden Anhänger der Phlogistentheorie. J. H. Pott (1692—1777, seit 1735 in Berlin, vgl. oben S. 352) war Mitglied der Akademie und Professor der Chemie an der militärärztlichen Bildungsanstalt. Er überlebte seine Bedeutung und suchte vergeblich durch wissenschaftliche Kämpfe seine Gegner zum Schweigen zu bringen. So wurde namentlich seine Eintheilung der Erde in kalkige, gypsige, thonige, verglasbare bald bestritten, dagegen blieben seine Angaben über Einwirkung der Hitze auf

*) Allgem. d. Biogr. IX, 224fg. und die dort angeführte Litteratur.

**) Vgl. über beide H. Kopp, Die Entwickelung der Chemie in der neuern Zeit. München 1873 passim. A. D. B. XXVI, 486 und XX, 334—336. Ueber M. bes. A. W Hofmann: Ein Jahrh. chem. Forschung unter dem Schirm der Hohenzollern. Berlin 1881.

die verschiedenen Erden und Gesteine längere Zeit die Grundlagen alles chemischen Wissens.

Moderner war A. S. Marggraf, einer alten Berliner Familie angehörend, 1709 bis 1783. Auch er war Mitglied der Akademie, eine Zeit lang Director ihrer physikalisch-mathematischen Klasse, besaß aber bis zu seinem Tode allgemeine Schätzung und hohe Ehre. Sein größtes Verdienst war die Entdeckung des Zuckers in der Runkelrübe, deren praktische Verwerthung er Anderen überließ. Aber auch seine sonstigen Arbeiten, fern davon, abgelebt zu sein, beweisen den nahen Zusammenhang mit späteren Forschungen. Seine Untersuchungen über Natron und Magnesia, die einen großen Fortschritt der analytischen Chemie bezeichnen, sind bedeutsame Vorarbeiten Lavoisier's, die von diesem freilich nicht genügend gewürdigt wurden. Gewissermaßen darf er als Vorbereiter einer neuesten wichtigen Theorie angesehen werden durch seinen auf glückliche Versuche gegründeten Nachweis, daß bei Verpuffen mit Kohlenstaub das salpetersaure Salz der ersteren Bahn eine gelbe, das der letzteren eine bläuliche Flamme zeigt.

Die Chemiker standen damals mit den Medicinern*) in enger Verbindung. Mit Eller namentlich focht Pott litterarische Streitigkeiten aus; Marggraf wurde sein Nachfolger im Directorat der Akademie. Joh. Th. Eller (1689—1760, seit 1724 in Berlin) gehört großentheils der früheren Periode an. Er war Leibarzt Friedrich Wilhelm's I. (vgl. oben S. 170 A. 1). Seine schriftstellerische Thätigkeit war gering, aber seine praktische groß und einflußreich. Er war Professor am medicinisch-chirurgischen Institut und Mitdirector der Charité. Wesentlichen Einfluß übte er als Miturheber des 1725 erlassenen Medicinaledicts, das

*) Für alle im Folgenden erwähnten Mediciner: Biogr. Lexicon der hervorragenden Aerzte aller Zeiten und Völker unter Specialredaction von E. Gurlt hrg. von A. Hirsch. 6 Bände. Wien u. Lpz. 1884—1888. Für Eller, Meckel, Selle A. D. Biogr. VI, 52 fg.; XXI, 159; XXXIII, 682—684.

u. A. eine Staatsprüfung für Aerzte und Wundärzte vorschrieb, die in Preußen eine Praxis ausüben wollten.

Einer der bedeutendsten Mediciner der Friedericianischen Zeit war J. P. Meckel (1724*)—1774, seit 1748 dauernd in Berlin.) Er war ein sehr beschäftigter Arzt, nach alter Methode heftig und grob, nachlässig in Kleinigkeiten, bei schwierigen und verzweifelten Fällen von größter Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Er war Mitglied der Akademie, Professor am militär-ärztlichen Institut, erster Lehrer bei der an der Charité neueingerichteten Hebeammenschule. Seine Hauptstudiengebiete waren Anatomie und Physiologie; seine Arbeiten auf dem Gebiete des peripheren Nervensystems „gehörten zu den bedeutendsten anatomischen Leistungen und erregten die Bewunderung aller Zeitgenossen." Er wurde der Stammvater eines ganzen Medicinergeschlechts, das den Namen berühmt machte, seine Thätigkeit aber außerhalb Berlins suchte und fand.

Als berühmteste Aerzte nannte 1785 ein Beschreiber Berlins,**) der sonst an der Residenz herzlich wenig zu loben wußte, außer Schmucker, Cothenius, Voitus, die drei: Selle, Theden, Walther; die übrigen, so meinte er, könnte man in fahrende und gehende theilen, die ersteren, die schon viele, die letzteren, die noch wenig Patienten in die Grube befördert hätten.

Chr. G. Selle (1748—1800, seit 1756 in Berlin) genoß hohe Ehren. Er hatte als Arzt die Braut des russischen Großfürsten Paul nach Petersburg begleitet, war Leibarzt Friedrich's II., dessen Krankheitsgeschichte er schrieb und seiner Nachfolger, Arzt an der Charité, Professor, später Director des militär-ärztlichen Instituts, Mitglied der Akademie. Er zeichnete sich auch durch seine schriftstellerische Thätigkeit aus. Als Einzeluntersuchung

*) So nach dem liebevollen éloge in den Nouvelles mémoires der Berl. Ak. 1775 S. 66 ff. Da M. 1748 in Berlin studirte, so dürfte die Angabe 1714 in den übrigen biogr. Werken nicht haltbar sein.

**) Charakteristik v. Berlin. Stimme eines Cosmopoliten in der Wüste. Berlin 1785.

gewann die 1773 erschienene methodische Darstellung der Fieberkrankheiten großes Ansehen. Als reiches Repertorium von Beobachtungen über Krankheiten, besonders die der Kinder, wurde sein in 8 Auflagen, sowie in einigen fremden Sprachen veröffentlichtes „Handbuch der medicinischen Praxis" geschätzt. Selle war außerdem philosophischer Schriftsteller und bekämpfte als solcher Kant's Anschauungen, die schon zu jener Zeit in Berlin Eingang erlangt und in einzelnen Collegen Selles, wie Marcus Herz, die eifrigsten Fürsprecher gefunden hatten.

J. Ch. A. Theden (1714—1797) arbeitete sich aus niedrigem Stand zu hoher Stellung. Er hatte keine akademische Bildung, war zuerst Barbier, dann Feldscheer und starb als 1. General-Chirurgus der Armee. Mit eisernem Fleiß hatte er die Lücken seiner Jugendbildung ausgefüllt: reiche Erfahrung und persönliche Autorität machten ihn zu einem hochangesehenen Mann. Er machte sich besonders verdient durch vielfache praktische Verbesserungen im Verbandwesen, schrieb eine Anzahl theoretischer Schriften z. B. den „Unterricht für die Unterwundärzte der Armee" und arbeitete sein Leben lang daran, schließlich mit dem gewünschten Erfolg*), den Armeeärzten einen besserklingenden Namen als den bisherigen (Feldscheer), und eine würdigere Stellung zu verschaffen.

Auch der Anatom J. G. Walther (1734—1818) nahm in der Berliner Gesellschaft eine hochangesehene Stellung ein. 1760 wurde er zweiter Professor der Anatomie, nach Meckel's Tode dessen Nachfolger in der ersten Professur. In den ersten Jahrzehnten seiner Wirksamkeit hatte er schöne Lehrerfolge, die er aber selbst durch allzulanges Verweilen in seinem Lehramte in Frage stellte.**) Zu seiner Zeit galt er als einer der geschicktesten Zergliederer; noch heute gelten seine Nervenpräparate außerordentlich viel. Sein Hauptverdienst liegt jedoch in der

*) Vgl. die officielle Mittheilung in der Voss. Ztg. 11. März 1790.
**) Varnhagen, Denkwürdigkeiten I, 210.

Herstellung eines bedeutenden anatomischen Museums, das 1803 vom Staate angekauft wurde, dem Studium lange die nützlichsten Dienste leistete und als Grundlage für vielverbesserte Einrichtungen noch heute seinen Werth besitzt.

Von Wunderdoctoren und Betrügern, die sich großer Erfolge in der Heilkunst rühmten, war schon in anderm Zusammenhange die Rede (oben S. 366 ff.). Außer ihnen gab es wissenschaftlich gebildete Aerzte genug, die, trotzdem sie ihre Kunst ernst ausübten und die Würde ihres Standes hoch hielten, doch bei einzelnen Veröffentlichungen marktschreierische Titel wählten*) und durch deren Inhalt selbst auf Laien heutigen Tages einen recht sonderbaren Eindruck machen. Obwohl der Verfasser einer dieser Schriften der Charakterisirung seiner Pillen als Universalmittel ausdrücklich entgegentrat, klingt seine Beschreibung und Anpreisung doch durchaus so, als wenn er eines jener unwirksamen Mittel anpriese. Recht auffällig ist auch die stark hervortretende Frömmigkeit einzelner medicinischer Autoren. — Zu den medicinischen Raritäten jener Zeit gehört u. A. das Schnucker'sche Pulver**), dessen Genuß allein die Soldaten befähigen sollte, acht und mehr Tage, ohne jede weitere Nahrung auszuhalten. Ferner die 1767 aufkommende Beseitigung des Tollwurms bei Hunden durch das Ausschneiden einer unter der Zunge liegenden Sehne; endlich die sog. Mirov'sche Wunderkur, welche von dem in

*) Vgl. Georg Ernst Stahl's, Königl. Preuß. Hof-Raths und Leib-Medici. Gründlicher Bericht von seinen Balsamischen Blutreinigenden und confortirenden Pillen, wie auch auf sonderbahres Verlangen von des rothen Fluß- Magen- und Stein-Pulvers zuverläßiger sonderbahrer Würckung und rechtem Gebrauch. NB. Welche Schächtlein mit diesem meinem Signet nicht bedruckt verschickt werden, solche sind vor falsch zu achten, und dienet zur Warnung, daß meine Pillen sonst niemanden, wie er auch Nahmen haben mochte, in Händen sind, sondern bloß fälschlich davor ausgegeben werden müsten. Auf vieler Begehren zum dritten mahl wieder aufgelegt. Berlin und Potsdam bey Chr. Fr. Voß 1750. 48 SS.

**) Für das Folgende: König I, 172. 275. 402. — Impfung das. 297 fg. 335 fg. 365 fg.

Prenzlau anſäſſigen Dr. Schiffert zu Berlin zeitweiſe ausgeübt wurde. Von großer heilſamer Bedeutung dagegen wurde der Anfang der Impfung (der Pockeninoculation), der ins Jahr 1769 fällt. Doch blieb es zumeiſt bei Belehrungen der Behörden; eine 1774 für die öffentlichen Erziehungsanſtalten angeregte allgemeine Einführung unterblieb, da ihre Unerläßlichkeit nicht eingeſehen wurde. Auch die dicht bei Berlin (in Friedrichsfelde) an drei Kindern des Prinzen Ferdinand durch den Geh. Rath Muzelius vorgenommene glückliche Impfung hatte keine große Verbreitung des Impfens zur Folge; dieſe war erſt eine Wirkung des von dem engliſchen Arzt Brown 1789 in Berlin an den königlichen Prinzen erprobten Verfahrens.*)

Auch unter den Medicinern kam es zu litterariſchem Gepläukel. A. G. Marggraff wehrte ſich 1749 in einer „abgezwungenen Vertheidigung“ gegen die „Unwahrheiten und Beſchimpfungen“, die J. F. Henckel in der 4. Sammlung ſeiner „mediciniſchen und chirurgiſchen Anmerkungen“ und zwar in einer Abhandlung über die „carieuſen Knochen“ wider ihn erhoben hatte.

Schließlich iſt noch ein Wort von den Juriſten zu ſagen.**) Von der Berliner Gerichtsorganiſation kann freilich nicht geſprochen werden, da ſie, ebenſo wie Alles, was Stadt- und Staatsverwaltung betrifft, dem Gegenſtande dieſes Buches fern liegt. Wohl aber iſt von den litterariſchen Anſtrengungen zu

*) Vgl. einſtweilen Z. f. Geſch. d. Juden in Deutſchl. III, 192.

**) Im K. S. Staats-Archiv in Dresden befindet ſich Loc. 2653: Solennis sepultura Berolinensis corporis juris civilis anno 1748: Das öffentliche Leichenbegängniß des bürgerlichen Rechtskörpers zu Berlin im Jahre 1748. 5 SS. Fol. Im ganzen 7 Nummern, darauf ein appendix, zum Schluß nota über Satyr und satura. Es lohnte wohl einen Abdruck oder eine Unterſuchung; bei einem flüchtigen Einblick, den ich in Dresden nahm, vermochte ich mir keine rechte Vorſtellung von dem ſeltſamen Schriftſtück zu verſchaffen.

reden, die damals von Berlin aus und in Berlin gemacht wurden, um ein allgemeines Gesetzbuch zu schaffen.*) Einen Abschluß fanden diese Bemühungen zwar erst in der folgenden Periode, ihrem Geiste nach gehören sie aber durchaus in die Fridericianische Epoche und müssen wenigstens hier vorläufig angedeutet werden.

Die preußische Justizreform, die von Berlin ausging, ist an die Namen J. H. C. Carmer's (1721—1801) und Svarez (1740—1798) geknüpft, denen E. F. Klein (1744—1810, von 1781—1789, dann von 1800 bis zu seinem Tode in Berlin) als Dritter sich zugesellte. Carmer gab nicht bloß seinen Namen dazu her, sondern, wie einer seiner Mitarbeiter sagte: „sein Geist, seine Einsicht und sein Eifer belebten das ganze Unternehmen". Auch einzelne Andere traten, nachdem die früheren störenden Elemente abgewiesen waren, als hülfreiche Gesellen hinzu. Die Hauptkraft jedoch war und blieb Svarez. Er und der Minister kamen (1779 und 1780) aus einer reichgesegneten Wirksamkeit in Schlesien. Denn Carmer sorgte dafür, daß, als er, nach der plötzlichen Entlassung des Großkanzlers Fürst, in dessen Stellung berufen wurde, sein geschätztester Rath ihm bald folgte. Die ihnen gestellte Aufgabe bestand darin, die schon längst beabsichtigte Umgestaltung der Proceßordnung und der Gesetzgebung ins Leben zu rufen. Der König wünschte eine bessere Einrich-

*) Ich stütze mich hier vollständig auf A. Stölzel: C. G. Svarez. Ein Zeitbild aus der 2. Hälfte des 18. Jahrh. Berlin 1885. Vgl. P. Hinschius, Berl. Rectoratsrede 1889. Aus ihr sind die „ " bezeichneten Stellen entnommen. Für die ältere Zeit die tüchtige Arbeit, die leider nicht berücksichtigt werden kann, von F. Holtze: Das juristische Berlin beim Tode des ersten Königs. Berlin 1892. (Schriften des Vereins f. Berl. Gesch.) Im Allgemeinen ist zu vergleichen: Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung, dargestellt im Wirken seiner Landesfürsten und obersten Justizbeamten von Dr. Adolf Stölzel, Präsidenten der Justizprüfungskommission, vortragendem Rathe im Justizministerium, ordentlichem Honorarprofessor an der Universität Berlin. Zwei Bände. Berlin 1888.

tung der Collegien, Reinigung der Proceßordnung von unnützen Formalitäten, Schaffung und Sammlung bestimmter deutlicher Gesetze. Statt der alten hauptsächlich aus dem geistlichen Recht genommenen, durch unzählige Zusätze schwerfällig und unverständlich gewordenen Proceßordnung wurde schon 1780 eine neue eingeführt, die auf frühere schon im Jahre 1750 ausgesprochene Ideen und mehrere 1766 und 1770 erlassene Verordnungen sich gründete. Sie ruhte auf dem Hauptfundamente, den Richter in den Stand zu setzen, die Wahrheit selbst zu finden, die Gesetze richtig anzuwenden und die Parteien gegen willkürliche Behandlung zu schützen. Wesentliche Vorzüge dieser neuen Ordnung waren der directe Verkehr des Richters mit den Parteien, während früher die Advocaten die einzigen Vermittler waren, Zeugenverhöre durch den Richter selbst, nicht mehr durch Subalterne. Es ist charakteristisch für den Geist jener Zeit, daß Monita, die von verschiedenen Seiten erhoben wurden, durch Briefe und officiöse Darstellungen vor dem gelehrten und ungelehrten Publicum widerlegt wurden, ja daß auch die Absicht vorlag, in ausländischen Zeitschriften gegen Verunglimpfungen des großen Werkes einzutreten. Doch wurden diese Monita und die Erinnerungen der Gerichte für die 1793 publicirte allgemeine Gerichtsordnung benutzt.

Das neue Gesetzbuch sollte ein allgemeines Recht, an Stelle des recipirten römischen, schaffen. Die Entstehung der Materialiensammlung und des ersten Entwurfs fällt in die Jahre 1781 bis 1784. Als Ideal, das ihm vorschwebte, bezeichnete Svarez, daß die Vorschriften des Gesetzbuchs deutlich, bestimmt, kurz und vollständig seien. Beim Tode Friedrichs war nur der Entwurf des ersten Theils, des Personenrechts, vollendet; auf den Bericht, mit dem ein Theil des Berichts ihm überreicht wurde, hatte der König geschrieben: „Es ist aber Sehr Dicke". Erst acht Jahre nach dem Tode des großen Königs 1794, nach mannigfachen Schicksalen, die später anzudeuten sind, konnte das „allgemeine Landrecht" veröffentlicht werden. Seine Mängel waren

nicht gering. Als ſolche hebt ein competenter Beurtheiler hervor: „die durch das Intereſſe der Gemeinverſtändlichkeit gebotene Beſeitigung der juriſtiſchen Kunſtausdrücke ohne ausreichende Erſetzung durch eine feſte, freilich damals erſt zu ſchaffende deutſche Rechtsſprache, ſowie das Beſtreben, durch Vollſtändigkeit im Geſetzbuche möglichſt alle zukünftigen Verwicklungen des praktiſchen Lebens zu erſchöpfen, um auf dieſe Weiſe der Rechtspflege eine mechaniſche Sicherheit zu geben, die hierdurch bedingte ausführliche Caſuiſtik, welche ſich bemüht, alle erdenklichen Rechtsfragen durch beſondere geſetzliche Beſtimmungen zu löſen, endlich die damit zuſammenhängende Vernachläſſigung der Aufſtellung allgemein leitender Grundſätze, welche allein der Rechtswiſſenſchaft und dem Richter die Bewältigung der caſuiſtiſchen Fülle des Lebens ermöglichen“. Gegenüber ſolchen Mängeln ſtanden die unverkennbarſten Vorzüge. Suarez war ſeinem Ideale nahegekommen und hatte, nach dem Urtheile der meiſten gleichzeitigen und ſpäteren Kritiker, ein Meiſterwerk geſchaffen. Das Werk „überragte durch die Reinheit ſeiner deutſchen Sprache, welche noch heute nicht veraltet iſt, durch ſeine einfache klare Faſſung alle ihm unmittelbar vorhergehenden und gleichzeitigen Geſetze. Es ſprach anſchaulich, verſtändlich und eindringlich und vermied ſoviel als möglich zuſammengeſetzte Perioden und Einſchachtelungen. Es entfernte ſich von der unglückſeligen Methode, ſeine geſetzgeberiſchen Gedanken durch Anziehung anderer Paragraphen, die wieder auf weitere mit Citaten angeführte Paragraphen, mitunter in mehrfacher Potenz, verweiſen, zum Ausdruck zu bringen. Es bemühte ſich, im Rahmen ſeiner Zeit und von ihrem Standpuncte aus, bei ſeiner Regelung der Rechtsordnung den ſocialen und wirthſchaftlichen Geſichtspuncten möglichſt gerecht zu werden. Endlich wurde es von epochemachender Bedeutung für die Entwicklung unſeres Rechts dadurch, daß es zum erſten Mal für Deutſchland den Dualismus des fremden weſentlich römiſchen Rechtsſtoffes und andrerſeits des deutſchen und modernen beſeitigte

und diese Elemente zu einem organischen Ganzen, einem einheitlichen Rechtssystem verband".

Unter den wissenschaftlichen Instituten verdient außer der Akademie die Königliche Bibliothek eine Erwähnung.*) Sie war von dem großen Kurfürsten begründet und 1660 eröffnet worden. Sie befand sich ursprünglich im Lustgarten über der Schloßapotheke. Große Fonds waren anfänglich nicht für die Bibliothek bestimmt. Der Grundstock wurde vielmehr durch Klosterbibliotheken, durch gelegentliche Erwerbung von Nachlässen, durch Geschenke und Vermächtnisse vermehrt. Das Interesse, das Friedrich I. ihr wie allen wissenschaftlichen Instituten zuwandte, zeigte sich besonders in der Bestimmung, daß jeder preußische Buchhändler zwei Exemplare der bei ihm erscheinenden Schriften der Bibliothek einzuliefern habe. Sein Nachfolger dagegen, Friedrich Wilhelm I., schaltete aus Verachtung alles Wissenschaftlichen mit der Bibliothek ebenso willkürlich wie mit allen ähnlichen Einrichtungen: er beschnitt stark ihre nicht allzureichlichen Mittel, indem er aus ihnen dem General v. Glasenapp eine jährliche Pension von 1000 Thlrn. bewilligte und schwächte ihren Bestand durch Ueberlassung aller mathematischen und naturwissenschaftlichen Bücher an die Akademie der Wissenschaften. Freilich mußte Platz geschaffen werden, weil (1735) die Spanheimische Bibliothek mit der bisherigen Sammlung in den engen Räumen vereinigt wurde. Während der ganzen Regierungsperiode Friedrich Wilhelms, von 1697 bis 1738 war Maturin Veyssière de la Croze**) Kgl. Bibliothekar, „eine Schatzkammer der Gelehrsamkeit", ein Mann mit einem wunderbaren

*) Vgl. Oelrichs Entwurf e. Gesch. der Königl. Bibliothek in Berlin, 1752. F. Wilken, Gesch. d. k. Bibl. Berlin 1829.

**) Vgl. F. L. Hoffmanns Mittheilungen im „Serapeum" 1859 Nr. 12 S. 182 ff. — Ueber Hackmann A. D. B. X, 297, der von dem hier Angeführten nichts erwähnt. — Ueber La Croze Formey, Mémoires I, 57 ff.

Gedächtniß und einer unerhörten Sprachkenntniß, seit 1718 auch Aufseher des Medaillen- und Antikenkabinets, der sogar 1739 beide Stellen seinem Adoptivsohn Jacques Gouillier de la Croze übertragen durfte. Nur wenige Monate (Nov. 1718 bis Febr. 1719) war ihm in F. A. Hackmann ein Oberbibliothekar vorgesetzt worden, einem in der Gelehrtengeschichte nicht ohne Ehre genannten Manne, der in Berlin eine Rolle wie Gundling spielen wollte, aber es kaum zu höherm Rang als Faßmann brachte und Berlin bald wieder verließ.

Auch für die Bibliothek begann mit Friedrich II. eine neue Epoche. Freilich wurde die Arbeit der Catalogisirung in dieser Periode fast ebenso vernachlässigt wie in der vorigen. Die Anschaffungen waren in den ersten Jahrzehnten nicht sehr beträchtlich, nur die Geschenke des Königs waren ziemlich bedeutend. Seit 1770, als der Friede gesichert und ein großer Theil der nöthigsten Arbeiten gethan war, wandte der König der Bibliothek erhöhtes Interesse zu. Eine hauptsächliche Vermehrung geschah durch den Ankauf der 5000 Bände starken Sammlung des Obersten Quintus Icilius. Größere Fonds zur Anschaffung neuer Bücher wurden bewilligt. Fast ausschließlich waren dies französische, mit deren Lieferung für 24,000 Thlr. in drei Jahren der Buchhändler Pitra betraut war; da dieser sich sehr unpünktlich zeigte, trat Bourdeaux an seine Stelle. Für solche Büchermengen reichte das alte Lokal nicht aus; daher kaufte der König 1774 einen Baugrund auf dem Platz am Opernhause, auf dem das Gebäude aufgeführt wurde. Im Jahre 1780 war der Bau fertig, die Verlegung der Bibliothek war erst im August 1782 vollendet.

„Ich habe in Berlin — so kündigte Friedrich seinem Voltaire 1778 die Errichtung des neuen Gebäudes an, — eine öffentliche Bibliothek bauen lassen; Voltaire's Werke wohnten vorher zu unanständig. Alexander der Große legte Homers Werke, wie billig, in das sehr kostbare Kästchen, welches er unter Anderm von dem Darius erbeutet hatte. Und ich? Ich bin kein Alexander

und beſitze keine Beute, aber ich habe nach meinen geringen Kräften das beſtmögliche Behältniß für die Werke des Homer unſerer Zeit erbauen laſſen."

Die 30bändige Quartausgabe von Voltaires Werken ziert das neue Gebäude, das die ſeltſame Aufſchrift nutrimentum spiritus empfing; doch war ſie nicht der einzige Inhalt und gewiß nicht der ausſchließliche Anlaß zur Errichtung des Gebäudes. Freilich wog das Franzöſiſche, entſprechend der Sinnesart des Königs dermaßen vor, daß 1788 weder die Göttingiſchen gelehrten Anzeigen noch ein engliſches critiſches Journal darin zu finden war. Vielleicht hängt auch mit dieſer Verachtung des Deutſchen die Thatſache zuſammen, daß ſo viele Berliner Wochen- und Monatsſchriften aus jener Zeit in der Bibliothek fehlen: man forderte ſie entweder von den Verlegern nicht ein oder hielt ſie der Aufbewahrung nicht für werth.

Uebrigens wurde das anſtoßende nach der Behrenſtraße belegene Gebäude, das den Leſeſaal und die Wohnungen der Bibliothekare enthielt, erſt 1784 fertig. Das Hauptgebäude diente nur in ſeinem oberen Stockwerke den Zwecken der Bibliothek; das untere Stockwerk wurde bis zum Jahre 1814 zur Aufbewahrung von Militäreffecten und bis in die zwanziger Jahre zum Aufheben von Theaterdecorationen verwandt. Wie die wiſſenſchaftlichen und Kunſtanſtalten überhaupt, ſo ſtand auch die Bibliothek unter einem Curator, einem höhern Hofbeamten oder Miniſter. Nicht dieſer, ſondern zwei Bibliothekare verwalteten die Bücherſchätze. Der erſte war, ſeit dem Tode des obenerwähnten jüngern la Croze (1765), der Hofrath Stoſch, der das Amt eines Bibliothekars mit dem eines Aufſehers über die Kunſt- und Naturalienkammer vereinigte. Eigentlich hatte der König die Aemter theilen wollen und Winckelmann,*) den berühmten Kunſthiſtoriker, ſondiren laſſen, ob er zu kommen

*) Juſti, Winckelmann, 2. Band 2. Abth. Lpzg. 1872. S. 309 ff. Vgl. auch die oben S. 487 fg. erwähnte Stelle.

geneigt sei. Dieser, durch übertriebene Berichte seiner Berliner Freunde irregeführt, machte Forderungen, die wohl seiner Bedeutung, nicht aber der Stelle entsprachen, wie sie der König zu creiren wünschte, so daß dieser den großen Gelehrten, dessen unvergleichliche Stellung er schwerlich ahnte, — er soll ihn mit dem Epigrammendichter Ewald verwechselt haben — schroff abwies. Durch eine neue Verwechselung wurde als zweiter Bibliothekar (1767) der Benedictiner J. A. Pernetty*) berufen, ein unbedeutender Antiquar und Historiker, der seines Klosters überdrüssig war, während Friedrich dessen Verwandten oder Namensvetter, einen Philosophen, an sich zu ziehen gewünscht hatte. Da er sich mit Stosch nicht vertrug, so ging er 1783 nach seiner Heimath zurück. An seine Stelle kam 1784 J. E. Biester, freilich weniger ein Fachgelehrter als ein populärer Schriftsteller, dessen rücksichtslose Vertretung der Aufklärungsideen schon erwähnt wurde. Er verwaltete sein Amt Jahrzehnte lang mit emsiger Treue. Die Bibliothek, schon in früherer Zeit sehr lange, von 8 bezw. 9 bis 12 und von 2 bis 5 geöffnet, war, seit Einrichtung des neuen Lesezimmers, im Sommer von 6 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends, im Winter von 8 bis 5 zugänglich. Dagegen war das Ausleihen von Büchern sehr erschwert: nur wirkliche geheime Räthe sollten Bücher ohne Weiteres nach Hause erhalten; andere Benutzer bedurften einer ausdrücklichen Erlaubniß des Curators. Es fehlt an Nachrichten darüber, ob diese Erlaubniß oft nachgesucht und leicht ertheilt, ob das Lesezimmer viel benutzt wurde. Bei der ausgiebigen Benutzungszeit und der Kleinheit der Stadt, die ein schnelles Erreichen der Bibliothek möglich machte, wurde die deutschen Gelehrten so lästige Vorschrift, Bücher nicht nach Hause zu geben, wohl nicht drückend empfunden. Jedenfalls fehlte es nicht an Stimmen Einheimischer und Fremder, die voll Rühmens waren über die

*) Ueber einzelne seiner Schriften vgl. Corr. litt. III. 410, 515, V. 293, XIII. 325. (Vielleicht liegt an letzterer Stelle auch eine Verwechselung mit dem andern Pernetty vor.)

Kostbarkeit der Bücherschätze, und die den König für die neue Gnade priesen, die er der Wissenschaft erzeigt hatte, wenn auch der Berliner Volkswitz nicht ermangelte, den Baumannschen Bau als „des Königs alte Commode" oder „Minervens Commode" zu bespötteln.*)

Außer dieser öffentlichen Bibliothek und den Büchersammlungen der Kirchen, Schulen, Gerichte und gelehrten Institute gab es nach Nicolais Zählung (1779) 60 größere Privatbibliotheken. Ihre Besitzer gehörten den verschiedensten Kreisen an: es waren Prinzen, hohe Staats- und Stadtbeamte, Theologen, Aerzte, Juristen, Philologen, Privatgelehrte und Kaufleute, die alle bereit waren, Studirende mit ihren Schätzen zu fördern.

Zur Belehrung jüngerer und älterer Wissenschaftsbeflissener trugen öffentliche und private Vorlesungen bei, die schon zu jener Zeit zahlreich gehalten wurden. Sie waren so zahlreich und verschiedenartig, daß Berlin, lange bevor es eine wirkliche Universität wurde, die vielfältigsten Grundlagen einer solchen besaß. Außer dem medicinisch-chirurgischen Institut, das in der That fast einer medicinischen Facultät gleich zu achten war — die Charité, die freilich schon damals nicht für mustergültig betrachtet wurde, gegen welche jedoch die Hauptklagen erst im folgenden Zeitraum sich erhoben**), und die übrigen Krankenhäuser: Dorotheen-, Friedrichshospital, Irrenhaus, boten jüngeren Aerzten ein reiches Feld der Beobachtung — gab es vom General-Directorium gebotene Vorlesungen über Forst- und Bergwissenschaft, vom Justizdepartement eingerichtete über Gerichtsverfassung und über die verschiedenen Arten der Processe. Daneben wurden Privatvorlesungen

*) Vgl. Berl. Neudrucke II. 3. S. XXII. 77.

**) Ein Reisender, freilich von denen, die so ziemlich Alles tadeln (Charakteristik Berlins von einem Cosmopoliten II, 142), bemerkte schon im J. 1785: „Die innere Einrichtung ist nicht die beste. Die Krankenzimmer sind zu eng, mit bösen Dünsten und einer stinkenden Luft angefüllt. Der Kranken und Elenden sind zu viele . . . Die Behandlungsart ist nicht die liebreichste. Es fehlt an Reinlichkeit und die Chirurgen gehen oft sehr unbarmherzig mit ihren Patienten um."

über Physik, Astronomie, Chemie, Philosophie, Mathematik und schöne Wissenschaften*) gehalten. Die Lesenden waren nicht etwa arme Teufel, die sich einen Nebengroschen verdienen oder Anfänger, die sich bekannt machen wollten, sondern Männer von anerkanntem Namen und gefestigtem Ruf, wie Achard und Marcus Herz, Bode und Gleditsch.

Ueberblickt man alle diese wissenschaftlichen Einrichtungen und Anstalten, die zahlreichen Leistungen auf so verschiedenartigen Gebieten, den allgemeinen Bildungseifer und Wissensdrang, so muß man billigerweise staunen über den Wandel, der sich in einem einzigen Menschenalter vollzogen hatte. Gelehrsamkeit läßt sich nicht commandiren und abcommandiren, Liebe zum Wissen nicht auf Befehl einpflanzen und ausrotten; soviel aber darf man doch sagen: das durch den vorigen König verachtete geistige Leben brach gewaltsam hervor, nachdem die Binden von den Augen der Mächtigen weggezogen waren, und das großartige Beispiel des philosophischen Einsiedlers auf dem Thron, der sich nicht damit begnügte, der erste Feldherr und ein rastlos arbeitender Staatsbeamter zu sein, sondern seine Stunden der Muße durch Studien und Schriftstellerei ausfüllte, trug wirksam dazu bei, Wissen und Bildung, die den König glücklich und frei machten, auch in weite Schichten des Volkes zu tragen.

---

*) 1752 veröffentlichten Ramler und Langemack ein Programm von 8 Seiten: „Ankündigung eines Collegii der schönen Wissenschaften und eines Collegii der Rechte, Welche den 16. April des jetztlaufenden Jahres ihren Anfang nehmen sollen". Ramler gedachte jeden Wochentag außer Sonnabend von 10—11 seine Vorlesungen über schöne Wissenschaften, Briefe, Reden, Gedichte, mit Zugrundelegung von Batteux zu halten. Langemack wollte Nachmittags von 2—3 über des Kanzler v. Wolff institutiones juris lesen. Die Vorlesungen kamen zu Stande, aber in kläglicher Weise. Tres faciunt collegium, spottete Ramler, „einem so witzigen Kopf für ein halbes Jahr Witz zwanzig Thaler". Später besserten sich die Aussichten; Ramler las 1753 je 4 mal wöchentlich über Philosophie und schöne Wissenschaften. (Ein Ex. dieses Programms in Gl. A., Ramlers Briefe Bd. I.)

Siebzehntes Kapitel.

Schulen und Erziehung.

Eine neue Generation erhält ihr Gepräge durch die Schulen; dieſe hinwiederum erfahren und bezeugen eine tiefgehende Wirkung durch die Ideen, welche die Zeit beherrſchen. Nun war in Berlin der franzöſiſche Geiſt ſehr mächtig; es war daher natürlich, daß er auf die Schulen ſeinen Einfluß übte. Da aber hauptſächlich die ſog. höheren Klaſſen franzöſirt waren, ſo ergab es ſich von ſelbſt, daß die Schulen, welche von den Kindern dieſer Geſellſchaftsſchicht beſucht wurden, jenen Einfluß verſpürten. Von ſolchen Schulen waren es außer dem franzöſiſchen Gymnaſium, dem Collège, das immer eine Sonderſtellung einnahm, in erſter Linie die Privatſchulen, die Penſionen, welche als Pflanzſtätten franzöſiſchen Geiſtes und franzöſiſcher Sitte bez. Unſitte bezeichnet werden können. Nicht vergebens hatte Rouſſeau in dem Kampfe zwiſchen privater und öffentlicher Erziehung für die erſtere Partei ergriffen; ſein eindrucksvolles Wort hatte vielen Schwankenden ihre Anſicht beſtimmt. Da nun in einer größern Stadt der rein häusliche Unterricht zu große Unkoſten verurſachte, ſo bildete ſich ein Mittelding zwiſchen häuslicher und öffentlicher Erziehung aus: das Penſionsweſen.

Die Blüthe desſelben fällt in die Fridericianiſche Zeit. Schon damals traten vielerlei Uebelſtände dieſer Einrichtung hervor. Weil ſie verhältnißmäßig mühelos reichen Gewinn verſprach, ſo drängten ſich viele Unberufene und Unwürdige hinzu. Da eine Unterſtellung der Penſionen unter die öffentliche Unterrichtsbehörde

nicht durchgeführt war, so wußten sich Unternehmer daselbst einzu nisten, welche mit nichts Anderem ihren Unterhalt zu verdienen im Stande waren, schiffbrüchige Candidaten oder wohlparlirende Französinnen, welche nach einer stürmischen Jugend einen ruhigen Hafen suchten. Ob gerade Lohgerber, bankerutte Kaufleute und Soldaten derartige Institute errichteten und in Flor zu bringen suchten, wie Cranz behauptet (Berlinische Correspondenz 1782, S. 180—184), mag dahingestellt bleiben; hungrige Informatoren, die sich solchen Pensionshaltern für den billigsten Lohn verdangen, gab es genug, elende Kreaturen, auf welche selbst die Hunde-informatoren mit Verachtung hinsahen, indem sie den feinen Damen gegenüber, welche ihnen etwas von ihren Forderungen abhandeln wollten, auf ihren Preisen mit der Entgegnung zu bestehen wußten: „Glauben Ihro Gnaden denn, daß ich ein lumpigter Magister bin."

Besonders schlecht waren die Mädchenschulen. Von einer ernsten Frau*), die freilich die schlimmen Folgen drastisch dar-stellen will, deren Wahrhaftigkeit aber schwerlich angefochten werden kann, werden diese Mädchenpensionen folgendermaßen geschildert:

„Es ist bekannt, daß die meisten Frauenzimmer, die der-gleichen Schulen unternehmen, gezwungen sind, aus gewinn-süchtigen Absichten, ohne allen innern Beruf, sich in dies Fach zu werfen. Wenige besitzen eigene Talente und verlassen sich in Absicht des Unterrichts, den sie ihren Zöglingen zu geben ver-sprechen, auf mitarbeitende Französinnen und Lehrer, zu denen sie mehrentheils diejenigen wählen, die am wohlfeilsten sind. Die allermeisten dieser Erzieherinnen sind selbst schlechte Mütter oder leichtsinnige Gattinnen gewesen. Viele stehen ihrem Berufe mit dem größten Widerwillen vor, sind wahre Kinderfeindinnen und haben an der ganzen theuer bezahlten Ausführung weiter keinen Antheil, als daß sie ihre anvertrauten Zöglinge ein wenig

*) Helene Unger, Julchen Grünthal. Eine Pensionsgeschichte. Berlin 1784, in den nächsten Jahren vielfach aufgelegt.

Putz machen lehren. Andere sind von dem elendesten Herkommen oder haben wenigstens eine ganz pöbelhafte Erziehung gehabt."

Die Folgen einer derartigen Erziehung waren, nach derselben Zeugin, die denkbar schlechtesten. Die Mädchen verloren ihre Frömmigkeit, ihr sittsames Wesen verwandelte sich in Geziertheit und Koketterie; statt wissenschaftlicher Kenntnisse erlangten sie nur eine mäßige Gewandtheit im Französischsprechen und etwas Grazie im Tanzen und in Manieren. Der Geschichtsunterricht bestand z. B. darin, daß man die römische Kaisergeschichte in Fragen und Antworten auswendig lernte, und es galt als etwas Besonderes, daß ein Mädchen zwei Bände von Daniels Geschichte Frankreichs durchgelesen hatte. Als einflußreiche verderbliche Lektüre werden Goethes Stella und Rousseaus Neue Heloise genannt. Verderblicher wirkte das Vorbild der Lehrer: des Zeichenlehrers, der die Schülerinnen zur Unwahrhaftigkeit verleitete, indem er ihnen anrieth, die von ihm angefertigten Arbeiten als eigene auszugeben und zu verschenken; des Musiklehrers, der mit den Locken der Schülerin spielte, während diese am Klavier saß, oder der als Begleiter einer Arie, die sie sang, den Text mit feurigen Blicken commentirte.

Aber nicht bloß in diesem Romane, der vielleicht Manchem nicht als ganz unverwerfliche Quelle erscheinen mag, sondern auch von Satirikern und ernsten Männern, z. B. dem mehrfach genannten Prediger Ulrich werden diese französischen Pensionen und Schulen aufs Heftigste getadelt.*) Außer den häßlichen Manieren der Lehrer wird insbesondere auch ihre Unwissenheit, selbst in der richtigen Anwendung der französischen Sprache hervorgehoben. Die Zustände müssen unerhörte gewesen sein; sonst wäre es unbegreiflich, daß noch 1799 der Inspector Küster die sofortige

*) Dafür und für vieles Andere in diesem Abschnitt sind, wenn es auch nicht immer besonders bemerkt wird, die vorzüglichen Abschnitte in L. H. Fischers Buch „Aus Berlins Vergangenheit" Berlin 1891 S. 1—61 benutzt.

Aufhebung aller nicht conceſſionirten und das Eingehen der conceſſionirten franzöſiſchen Schulen nach dem Tode ihrer dermaligen Vorſteher und Vorſteherinnen forderte. Er wollte im Ganzen zwölf neu zu errichtende franzöſiſche Privatſchulen dulden, deren Leiter nur geprüfte Lehrer ſein ſollten.

Natürlich gab es auch beſſere Penſionen; vermuthlich waren die des Profeſſors Büchler und des Predigers Oelrichs von den erwähnten Uebelſtänden frei. — Nicolai zählt 8 für Knaben, 3 für Mädchen auf. — Die Penſionshalterinnen waren ausſchließlich Franzöſinnen; unter den Penſionsinhabern befinden ſich nur zwei Franzoſen. Viele Kinder wurden außerhalb der Penſionen von Sprachmeiſtern und anderen Privatlehrern unterrichtet. Außer den Penſionen gab es Privat- oder Familien-Schulen, meiſt Anſtalten, die zur Vorbereitung von Schülern für die Gymnaſien dienten. Von ſolchen Schulen, in denen vielfach Baſedows Principien befolgt wurden, werden die von Splittegarb, Benedictus und die des Predigers Maier genannt. Daneben gab es eine ziemliche Anzahl nach den einzelnen Gemeinden benannten, aber mit den Spitälern und Armenanſtalten in naher Verbindung ſtehenden Freiſchulen. Sie ſtanden unter Aufſicht von Predigern. Sie hatten ihren Namen daher, daß der Unterricht frei war, den Schülern wohl auch Lehrmittel und baare Unterſtützungen gegeben wurden. Der in dieſen Schulen ertheilte Unterricht war ein durchaus elementarer, ebenſo wie der in mehreren Garniſon- und Regimentsſchulen.

Die Armen- oder Freiſchulen wurden 1781 aufgehoben; die ſie beſuchenden Kinder (etwa 1000) wurden den Parochialſchulen überwieſen. Dieſe Parochialſchulen, von dem Kirchen-Miniſterium geleitet und überwacht, waren gleichfalls Elementarſchulen, deren Zöglinge Schulgeld zu entrichten hatten und die nun durch das Eindringen der ehemaligen Freiſchüler, für die das Armendirektorium ein winziges Schulgeld bezahlte, ſehr an Anſehen verloren.

Am ſchlimmſten waren die Zuſtände in den Winkelſchulen.

Dieſe — ſo drückte ſich Büſching in einem für den König beſtimmten Berichte 1768 aus — „werden von verdorbenen Predigern und Candidaten, von Soldaten, Handwerksleuten und Weibern gehalten, ſind theils deutſch, theils franzöſiſch, ohne Methode, ohne Zucht, ohne Aufſicht, ein unleugbares Verderben für unſere Stadtkinder und die ganze Stadt."

Von einzelnen dieſer Schulhalter mag in Folgendem die Rede ſein.

Der eine von ihnen, der Exulant E. Boltz, beſchuldigte den Syndikus Wackenroder, dieſer habe ihm in Folge ſeiner Weigerung, deſſen Vetter zu unterrichten, Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Wackenroder wies dieſe Beſchuldigung ſtolz zurück, er werde nicht einen Verwandten, „vor dem Thor nach einer Klippſchule und bei einem nicht recipirten Schulmeiſter" ſenden; er ſcheint aber das Fortbeſtehen der Winkelſchule nicht weiter gehindert zu haben (1743). Schlimmer erging es einem anderen „freien" Schulhalter, Geſtrich mit Namen. Er war von Beruf Schneider und von Geſinnung der Muſefeldſchen Secte zugethan, trat mündlich und ſchriftlich gegen die Prediger auf und gab mehrfach zu häßlichen Kirchenſcenen Veranlaſſung. Gerade deshalb, aus Abneigung gegen die „ſogenannten Geiſtlichen", erſchien er 24 Berliner Bürgern zum Schulmeiſter geeignet. Magiſtrat und Oberconſiſtorium waren anderer Anſicht: ſie ſprachen dem Geſtrich die zum Schulmeiſter nöthige „Geſchicklichkeit und Conduite" vollſtändig ab. Nicht glücklicher waren die Bürger, da ſie ſich, mit dieſem Beſcheide nicht zufrieden, an den König wandten. Von dieſem erging vielmehr der Beſcheid, „den Menſchen eine Zeit lang in ein Correctionshaus zu ſetzen und ihm die Schwärmerei austreiben zu laſſen".

Aus der Nähe Berlins (Straußberg 1739) liegt das Zeugniß für einen Schneider vor, der als Küſter und Schulmeiſter angeſtellt werden ſollte. Danach konnte der Candidat deutlich buchſtabiren und leſen. Im Inhalt der Bibel, in der Aufeinanderfolge der heiligen Schriften war er nicht erfahren, verſprach

aber, sich zu üben. Den Katechismus kannte er auswendig; zum rechten Verständniß desselben vorzudringen, wollte er sich bemühen. Er verstand das Einmaleins, sang wohllautend und richtig. Die Anforderungen, die man an einen Berliner Elementarlehrer stellte, mögen nicht viel höher gewesen sein.

Denn auf welche Kenntnisse hin ein Candidat F. A. Schüler (1794) die Erlaubniß zur Anlegung einer Schule erhielt, wenn auch mit der ausdrücklichen Einschränkung, er selbst dürfe nur Unterricht im Rechnen ertheilen, spottet jeder Beschreibung. Als vornehmste Flüsse Deutschlands nannte er „Elbe, Ronne, Schwienemünde" und wußte von natürlichen und künstlichen Verbindungen, in denen sie zu einander standen, nichts zu sagen. Ueber die Kosmographie hatte er unklare Begriffe und ertheilte verworrene Antworten. Die Frage „Wie werden die natürlichen Körper in der Naturgeschichte eingetheilt?" beantwortete er wörtlich folgendermaßen: „Auf den Körper des Menschen und in denen producta, als Kaffee, Reiß u. s. w., wie und wo selbige wachsen und wie dessen Früchte beschaffen." Und ein derartiger Mensch, der weder die Fähigkeit besaß, richtig zu hören, noch die, auf die einfachsten Dinge sachgemäßen Bescheid zu ertheilen, wurde mit der Aufgabe betraut, die Jugend zu erziehen und die zum Unterricht geeigneten Männer zu wählen.

Die Methode des Unterrichts ließ überhaupt sehr viel zu wünschen übrig. Wenn man auch aus den folgenden Einzelmittheilungen keinen allgemeinen Schluß ziehen darf, so kann man doch daraus entnehmen, wie schlimm es in einigen Fällen zuging. Zwei Fehler machten sich in der Methode*) besonders bemerkbar:

*) Ausführliche Abhandlung der Litterarmethode hrg. von Hähn. Berlin 1777. Anderes A. d. Bibl. 52 St. 1. 54 St. 1. Ferner: Berliner Monatsschrift IV, 160—174. 338 fg. Das Hähn'sche Buch, aus dem die Beispiele S. 571 entnommen sind, ist natürlich kein Schulbuch, sondern eine Einführung für den Lehrer. B. S. L. bezeichnen die drei Abtheilungen der Elementarschüler. Die 1. Abtheilung lernte Namen, Form und Reihenfolge der Buchstaben; die 2. setzte buchstabirend die Silben zusammen und die 3. lernte wirklich lesen.

Vollpfropfen des Gedächtniſſes durch Auswendiglernen, und das Schematiſch-Aeußerliche des Erlernens. Das Erſtere wurde beſonders ſchlimm, wenn Knaben und Mädchen von ſieben Jahren alle Einzelheiten der Mythologie auswendig wiſſen mußten. Das Letztere zeigte ſich beſonders beim Leſen. Bei dieſem ging das Tabellariſiren voran. Eine ſolche Tabelle ſah ſo aus:

L.	B.	F.
		N.
	S.	E.
	L.	A.
		G.

Die Auflöſung lautete: Das L = Leſen zerfällt in B = Buchſtabiren, S = Syllabiren, L = Lehre. Beim Leſen kommt es an auf F = Figur, N = Name, E = Eintheilung, A = Ausſprache, G = Gebrauch. Hatte man eine ſolche Tabelle inne, ſo wurde ſie erweitert. Zu F wurde z. B. hinzugeſetzt: Gr. Kl., womit die großen und kleinen Figuren, d. h. Buchſtaben, bezeichnet werden ſollten. Auf das Tabellariſiren, d. h. das Aufzeichnen einer Tabelle durch den Lehrer, folgte das Katechiſiren = Auswendig herſagen der Erklärung der Tabelle durch die Schüler; dann das Repetiren = Wiederholen einer Katecheſe; endlich das Exerciren, d. h. das Aufſchreiben der Tabelle durch die Schüler und das Durchfragen derſelben.

Aehnlich lernte man Latein. Eine dafür beliebte Tabelle hatte die folgende Geſtalt:

Gr.	E.	c. v.
	S.	d. v.
	Pr.	fl. v.

Dazu iſt die Auflöſung: die Gr = Grammatik, zerfällt in E = Etymologie, S = Syntax, Pr = Proſodie. Sie hat die Aufgabe, die v = voces zu c. d. fl. = cognoscere, dignoscere, flectere!

Noch unſinniger ging man in der Religion vor. Bei einer

für dieſe gebräuchliche Tabelle bedeutete dasſelbe Zeichen zwei verſchiedene Dinge. Auf die Frage nämlich: was iſt bei der chriſtlichen Religion zu bemerken, hatte man niederzuſchreiben = d. B. d. B. d. J. Das hieß aufgelöſt: Die Benennung, die Beſchreibung, der Inhalt.

Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man Derartiges lieſt. Und doch ſind die angeführten Dinge nicht etwa Erfindungen Solcher, die veraltete Inſtitutionen lächerlich machen wollten, ſondern charakteriſtiſche Beiſpiele einer Lehrmethode, die im Schullehrerſeminar und in der Realſchule zu Berlin angewendet wurde.

Daher iſt es gar nicht unmöglich, daß das folgende Stückchen, das in einer Schule zu Quedlinburg 1782 wirklich vorkam, auch zu Berlin ſeine Gönner fand. Dort wurden die Hauptſtücke der Religions-Lehre an den fünf Fingern explicirt und zwar auf folgende Weiſe: Der Daumen bedeutet die Zehngebote, die beiden Gelenke die zwei Tafeln, der Zeigefinger den Glauben, der in drei Gliedern beſteht; der Mittelfinger das Gebet, weil das Gebet das Mittel iſt, das der Mittler uns gelehrt hat; daß der Finger am weiteſten reicht, ſoll andeuten, daß das Gebet bis zum Himmel reicht; der Gold- oder Arztfinger zeigt an die himmliſche Arznei wider die Sünde; der kleine (Ohr?) Finger bedeutet das Nachtmahl des Herrn, das drei Stücke erfordert, wie der Finger drei Gelenke hat, nämlich: Vorbereitung, Genießung, neuen Gehorſam.

Eine Reform ſolcher ſchier unglaublichen Zuſtände, ſowohl der Schulhalter als der Unterrichtsweiſe, erfolgte in der Zeit Friedrich's von Staatswegen nicht. Der König, der ſonſt für wahre Aufklärung mit Wort und That bemüht war, wollte in einer weſentlichen Beziehung nichts von einer Reform wiſſen, indem er bei der Idee blieb „daß die Invaliden zu Schulmeiſtern genommen werden ſollen. Er vermengt die Billigkeit, verdiente Leute zu belohnen mit der Pflicht, brauchbare Menſchen zu bilden". So ſchrieb 1783 der Miniſter Zedlitz an den

Freiherrn F. E. v. Rochow.*) Dieſer (1734—1805), ein begüterter Privatmann, war der eigentliche Reformator des Volks- und Landſchulweſens in der Mark Brandenburg. Auf ſeinem Gute Rekahn bei Brandenburg und in der Nähe dieſes Gutes richtete er auf eigene Koſten Schulen ein und legte dem dort zu gebenden Unterricht ſeinen „Verſuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute oder zum Gebrauche in Dorfſchulen“ (zuerſt 1772 erſchienen) zu Grunde. Uebungen der Aufmerkſamkeit und des Gedächtniſſes gingen voran; Moral und Religion, natürliche Theologie folgten. Denn ſo großen Nachdruck Rochow auf den religiöſen Unterricht in der Volksſchule legte, ſo wollte er ſchon auf dieſer Stufe dem Confeſſionalismus einerſeits, dem Aberglauben andererſeits ſteuern. Außerdem ſollten die Geſetze über Geſellſchaft und Obrigkeit, ferner Rechnen und etwas Geometrie, Geſundheitslehre und Grundzüge der Landwirthſchaft, Gegenſtände des Unterrichts ſein. Rochow forderte, daß zu Lehrern an Volksſchulen nur Candidaten der Theologie oder des Schulfachs genommen würden, daß dieſe Lehrer mindeſtens 100 Thaler fixes Gehalt hätten, daß ſie in jeder Schule mindeſtens 2 Klaſſen, und zu Schulgebäuden anſtändige Häuſer, mit hellen, durch Bilder und Modelle verzierte Zimmer hätten. In Berlin konnte Rochow, obwohl er nahe Beziehungen zu Büſching hatte, der ein Buch über ſeine Schulen ſchrieb, zu Nicolai, der einzelne ſeiner Schriften verlegte, zu einflußreichen Mitgliedern des Oberconſiſtoriums, dennoch die allgemeine Einführung ſeines Buches nicht durchſetzen. Der Miniſter, der, wie gezeigt wurde, mit Rochow in Verbindung ſtand und ihn manchmal beſuchte, hatte die beſten Abſichten, erlangte vom König auch wohl ein Capital von 100 000 Thalern, deſſen Zinſen zur beſſeren Beſoldung der Landſchullehrer verwendet wurden, konnte aber eine allgemeine Reform nicht durch-

*) Litterariſche Correſpondenz des Pädagogen F. E. v. Rochow mit ſeinen Freunden. Neu herausgegeben von F. Jonas, Berl. 1885, S. 191. Der Briefw. iſt auch für das Folgende wichtig. Ferner A. d. Biogr. XXVIII, 727—734; endlich Rethwiſch unten S. 576 A. 2.

ſetzen. Durch ſeine Privatinitiative kam es in Berlin zu einer praktiſchen Bethätigung Rochow'ſcher Ideen. Er richtete*), wie er dies ſchon in Friedrichshagen gethan, in der Nähe ſeines Hauſes eine Berliner Armenſchule ein, deren Lehrer er beſoldete — Rochow war naiv genug, Bahrdt zum Lehrer vorzuſchlagen, — von der er ſich die beſten Wirkungen auf ſämmtliche Berliner Schulen verſprach. Von ihrer Entwicklung iſt freilich nichts Günſtiges bekannt. Vielmehr wird in einem Berichte des Jahres 1788 die geringe pädagogiſche Geſchicklichkeit des Lehrers (Ludwig) und die unerhörte Verwahrloſung des Raumes geſchildert. „An 40 Kinder, faſt alle aus den niedrigſten Ständen, waren in ein kleines dumpfiges Zimmer eingeſchloſſen, wo gar keine friſche Luft hineinkommen konnte, denn man ſah es an den Fenſtern, daß ſie lange nicht geöffnet waren".

Auch eine andere Unterrichtsreform, gleichfalls eine private, wurde verſucht. Baſedow, der zu ſeinem großen Elementarwerk ganz Deutſchland tributpflichtig zu machen ſich bemühte, überging auch Berlin nicht. In einem kleinen, beſonders gedruckten Blatte**), ſchmeichelte er den Bewohnern der Hauptſtadt, wie er ja denen gegenüber, von denen er Geld erlangen wollte, nicht zurückhaltend in ſeinen Lobeserhebungen war. „Nirgends könne er", ſo drückte er ſich aus, „ſolchen Anklang finden, als in dem kleinern Publico der Weiſern und Edlern in der großen und freimüthigen Stadt Berlin". Beifall, Freundſchaft und Rath habe er erlangt; aber auch Hoffnung auf Geldunterſtützung, die ihm nun weſentlich werde, ſei ihm von einem Manne geworden, „der bei dem mich angehenden Berliniſchen Publicum den Anlaß zu einer großen Wirkſamkeit hat". Auf deſſen Rath habe er als Probe des Elementarbuchs den erſten Anfang, den man Kindern vortrage, gewählt. Dieſer habe zwar dem Freunde gar nicht, Anderen beſſer gefallen, nun ſei er gedruckt und mit

*) Litt. Corr. S. 166, 174, 179 fg.

**) J. B. Baſedow: An einige Berliniſche Freunde 4 SS. 4°. 3. März 1769. (Jo. Gy.)

einigen Bemerkungen begleitet worden. Der Haupteinwand, welcher ihm gemacht worden, sei der, daß die Vereinigung von Sprach- und Sachkenntniß ihren Zweck verfehle. Solle er sein großes Werk ausführen, so müsse er unter den Christen in Berlin — „denn einige edelgesinnte Israeliten haben mir schon Hülfe geleistet" — 15 bis 20 Pränumeranten à 6 Louisd'or finden. Eine augenblicklich praktische Wirksamkeit übten die Basedow'schen Pläne in Berlin nicht aus.

Glücklicher als mit den niederen, war der Minister Zedlitz mit den höheren Schulen, deren Reform mit seinem Namen eng verknüpft ist. Sie war selbstverständlich nicht auf Berlin beschränkt, knüpfte aber naturgemäß zuerst an die Berliner als die nächstliegenden Schulen an.

Höhere öffentliche Schulen gab es immer nur noch die fünf, die zuletzt oben S. 245 erwähnt wurden, ja sie waren durch die 1767 erfolgte Vereinigung des Berlinischen und Köllnischen Gymnasiums auf vier zusammengeschmolzen. (Von den beiden zuletzt genannten Gymnasien waren kleinere nach dem Namen der Stadttheile benannte Schulen abgezweigt, die etwa unseren Vorschulen zu vergleichen sind.) Die sogenannte Schule auf der Dorotheenstadt war, wie es scheint, eine Schule niederer Ordnung.

Drei dieser Gymnasien verdienen, da das vierte, das französische, bereits ausführlich gewürdigt worden ist (oben S. 80 ff.) eine Besprechung. Sie nehmen aus dem Grunde ein großes Interesse in Anspruch, weil drei bedeutende Schulmänner, an ihrer Spitze stehend, den Anstalten, die vorher ein trübseliges Bild gewährt hatten, ihren Stempel aufgeprägt und ihr Wesen verändert haben. Es sind das Graue Kloster mit seinem Director Büsching, das Joachimsthal'sche mit Meierotto, das Friedrichs-Werder'sche mit Gedike, der später Büschings Nachfolger wurde. Büsching ist als vielseitiger Schriftsteller, Gedike als Führer der Berliner Aufklärung, Meierotto als erfahrener Pädagoge, besonders bekannt, die beiden ersteren in ihrer schulfremden Thätigkeit schon gewürdigt (oben S. 426 ff. und

540 fg.). Gedike erwarb ſich ein etwas zweifelhaftes Verdienſt durch die 1788 erfolgte Einführung des Abiturientenexamens. Meierotto*), ein Schüler des Gymnaſiums, deſſen Leiter er ſpäter wurde (1742—1800), einer der wenigen Schulmänner und deutſchen Gelehrten überhaupt, die durch Friedrich d. Gr. einer längeren Unterredung gewürdigt wurden, war dazu auserſehen, als erſter die vom Miniſter Zedlitz beſchloſſenen Schulreformen**) einzuführen. Ein Hauptpunkt dieſer Reformen war die nachdrückliche Hervorhebung des Unterrichts in den beiden alten Sprachen.***) Sie wurden jetzt dermaßen tractirt, daß ein Verſtändniß der alten Autoren und eine ſichere Handhabung im Gebrauch der Formen ermöglicht wurde, während früher, nach dem Zeugniß der Inſpectoren, „in Secunda noch keine Sicherheit in Beſtimmung der Modi und tempora verborum“ zu finden, des Griechiſchen ganz zu geſchweigen, das früher gänzlich

*) Ueber Meierotto Brunn, Verſuch einer Lebensbeſchreibung 1801. Progr. des Joach. Gymn. 1801. Dort ſind auch Mittheilungen über Meierottos Unterredung mit dem Könige, 22. Jan. 1783 gegeben, die hauptſächlich nach dieſer Quelle von Gumbinner, „Fr. d. Gr. über deutſche Litteratur, Jugenderziehung und das J. Gymn.“ (Voſſ. Ztg. 1883 Sonntagsbeil. Nr. 3) dargeſtellt iſt. — Ueber die Geſch. d. Gymn. Einzelnes in den Noctes Joachimicae Berlin 1750, in den Symbolae Joachimicae 1880. Einige nähere Nachrichten Berlin 1825. Eine ausführlichere Geſchichte fehlt.

**) Vgl. C. Rethwiſch: Der Staatsminiſter Frhr. v. Zedlitz und Preußens höheres Schulweſen im Za. Fr. d. Gr. 2. Aufl. Berlin 1886. Die Cabinetsordre des Königs über die Schulreform 5. Sept. 1779 iſt abgedruckt bei Nicolai, Anecdoten über Friedrich II. 1791, H. 5, S. 33—40.

***) Wenigſtens in einer Anmerkung ſoll ein Denkvers mitgetheilt werden, der in halb ſcherz-, halb ernſthafter Art die Formen des lateiniſchen Verbums den Schülern einzuprägen beſtimmt war. (Spen. Ztg. 19. Sept. 1776):

In mein Stammbuch geſchrieben von meinem Informator
Mein Sohn! nimm ja das Praesens wohl in acht,
Weh dem, der es zum Imperfectum macht!
Perfectum iſt nicht gnug auf Erden aufzufinden —
Plusquamperfectum kann der Weiſe nur empfinden!
Bedenke ſtets, was dein Futurum iſt!
Flieh den Imperativ von Sünde, Trug und Liſt:
Daß dein Infinitiv Gott und der Himmel iſt!

im Verfall geweſen war. Aber die von Zedlitz geplante Reform ſollte bei der Hebung des Sprachunterrichts nicht ſtehen bleiben. Ihre weſentlichen Punkte waren vielmehr folgende:

An das Lateiniſche ſchloß ſich der Unterricht in der Rhetorik an, nach Anleitung Quintilians, auf die ganz beſonderer Werth gelegt wurde, ebenſo der in der Geſchichte der Philoſophie, wofür Cicero Meiſter und Wegweiſer war. Ein Zweig der Philoſophie, die Logik wurde nach Plato gelehrt; aber auch Wolff's Handbuch, das ſchon unter der vorigen Regierung zu Ehren gekommen war, ſollte ſtets zur Hand ſein. Erkennt man ſchon bei der Wahl dieſer Unterrichtsgegenſtände und der dazu verwendeten Hülfsmittel ein Vorwalten der Neigungen des Königs, ſo noch mehr in der Art, wie zwei andere Fächer, Religion und Franzöſiſch, gelehrt wurden. In jener zeigt ſich die etwas nüchterne Aufklärungsmanier, in dieſer die Vorliebe für eine Litteratur, die des Königs ganzes Intereſſe in Anſpruch nahm. Geſchichte, Geographie, Rechnen und Mathematik wurden mit einer erklecklichen Stundenzahl bedacht: bei dem erſten Gegenſtand ſeine Wichtigkeit zur Bildung des Charakters, bei dem zweiten und dritten die praktiſche Nothwendigkeit beſonders in den Vordergrund geſtellt.

Außer der Durchführung dieſer Reformen, zu der Meierotto in erſter Linie gebraucht wurde, rührte von ihm die ſehr bedenkliche Einrichtung des Fachklaſſenſyſtems her, wonach beſtimmte Gegenſtände, z. B. Deutſch, Mathematik, Theologie, Schülern verſchiedener Lateinklaſſen, alſo auch Knaben, deren Alter und Verſtändniß ziemlich auseinanderging, beigebracht wurden.

Umfaſſender war Büſching's Thätigkeit. Er mußte zunächſt die unhaltbaren baulichen Zuſtände ſeines Gymnaſiums ändern. Erſt durch ihn geſchah es, daß in der Schreibklaſſe Tiſche aufgeſtellt wurden, damit die Schüler nicht mehr nöthig hatten, ihre Hefte auf die Bänke zu legen und vor dieſen zum Schreiben niederzuknien. Er ſorgte für Leuchter, während die Schüler bisher die Lichte in ihren Händen hatten halten müſſen. Aber auch die innere Reorganiſation des Gymnaſiums zum Grauen

Kloſter*), war ſein Werk. Er bewirkte das Aufhören der Privatlectionen, die über Gegenſtände ertheilt worden waren, die außerhalb des Gymnaſiums lagen und deswegen beſonders bezahlt werden mußten. Er führte das Schulgeld ein, verlegte die Ferien, die früher auf die Jahrmärkte gefallen waren, auf die Wochen der hohen Feſttage — Sommerferien gab es damals nicht, ſtatt deren ließ er während des Sommers zweimal in der Woche den Nachmittagsunterricht ausfallen — er vernichtete die an Schulfeſten üblichen Redeacte der Schüler, die deren Zeit und Kraft in ungebührlicher Weiſe in Anſpruch genommen hatten. Manches Verderbliche, wie das ſchon erwähnte Fachklaſſenſyſtem, erkannte er leicht in ſeiner Schädlichkeit. Für eine Seltſamkeit aber war er verantwortlich. Er traf nämlich die Einrichtung, daß bei der öffentlichen Prüfung jeder der anweſenden Angehörigen der Schüler beſtimmen durfte, in welchem Gegenſtande die Schüler geprüft werden ſollten, eine Einrichtung, die glücklicherweiſe nicht lange Beſtand hatte.

Die materielle Lage der Lehrer, ſelbſt der an höheren Schulen, war im Ganzen eine recht traurige. Sie wurde um ſo empfindlicher, je theurer die Zeiten waren, z. B. gegen Schluß des ſiebenjährigen Krieges und unmittelbar nach dem Kriege**). Da erſchollen Klagen Einzelner, des Rectors an der Dorotheenſtädtiſchen Schule, Nugliſch, daß ihm das Gehalt gar nicht, oder des Rectors und der Lehrer am Friedrichswerder, daß es ihnen in ſächſiſchen Dritteln bezahlt würde, wodurch ſie faſt die Hälfte verlören. Die letztere Eingabe (23. Juni 1763) unterſchrieb auch der verdiente G. G. Küſter mit zitternder Hand.

*) Vgl. Geſchichte des Berlinſchen Gymnaſii zum grauen Kloſter. Nebſt einer Einladung zum Jubelfeſte desſelben. Hgg. von A. F. Büſching. Berlin 1774. — Sammlung aller Schriften, welche bei der 200j. Jubelfeier des Berl. Gymn. z. Gr. Kl. von dem Oberconſiſt. R. Spalding, Büſching, Teller aufgeſetzt worden. 2 Abtheilungen. Berlin 1774. König I, 337. Heidemann vgl. oben S. 540 Anm.

**) Das Folgende nach den Akten G. St. A. Tit. CXIV sect. w. Nro. 34.

Am schlimmsten müssen die Verhältnisse am grauen Kloster gewesen sein. In diese wird man am besten durch folgende bewegliche Klage vom 10. August 1762 eingeführt: „Rector u. sämmtliche Collegen .... stehen bey der täglich sauersten Arbeit ... in dem allerschlechtesten Gehalte von der Welt. Der unterste College hat zum Exempel zu seinem jährlich fixirten Gehalte 20, die beyden Baccalaurei jeder 32, Conrector und Subrector jeder 48, der Prorector 72 und der Rector nicht mehr als 135 Rthlr. Geldes zu genießen. Ein h. Collegium geruhet, mildest zu ermessen, wie selbst die mehresten Laquayen bey freyer Kleidung, Kost und übrigen Beneficien einen järlichen größeren Lohn einzuheben haben, als einige von diesen Dero Schullehrern. Sie erkennen huldreichst, wie unmöglich es sey, bey solchen Intraden zu irgend einiger Zeit, besonders aber bey den jetzigen schweren Läufften und Theuerungen, zumalen mit zum Theil schweren Familien sich der Schulden, des Hungers und Kummers und der täglichen Seufzer zu erwähren."

Diese Klage, der eine weitere des Rectors, Prorectors und der beiden Cantoren angefügt war, man möge das ihnen gewährte Freiholz aus der Kämmerei nach der königlichen Taxe bezahlen, hatte zur unmittelbaren Folge den Beschluß, den Lehrern bis auf bessere Zeiten zusammen jährlich 100 Thlr. zu gewähren. Solch bessere Zeiten standen im Hinblick auf die Streitsche Stiftung in Aussicht; da aber die Disposition über diese Gelder lange nicht zu erreichen war, so wurde von 1766 an ein jährlicher Zuschuß von 800 Thlrn. aus der Kämmereikasse gewährt, der, nachdem er einmal für kürzere Zeit suspendirt worden war, 1793 und 1805, wiederum geleistet wurde. Zu den Auskunftsmitteln für eine bessere Gestaltung der Verhältnisse, die man damals vorschlug, gehörte eine Vereinigung der oberen Klassen des Köllnischen und Berlinischen Gymnasiums, eine Beibehaltung der unteren nur als Trivialschule, auch das Abschaffen des Currendesingens der Schüler bei Leichenbegängnissen, ihre Mitwirkung bei Opernproben, — das Letztere nicht

zum Zwecke, die der Schule zur Verfügung ſtehenden Mittel zu vermehren, ſondern nur in der Abſicht, die Würde der Schule zu erhöhen. Gerade dies indeſſen wurde nicht erreicht. In einer Marginalnote des Königs hieß es nämlich: „Das Singen muß bleiben, das Uebrige iſt gut“ *).

Das Berliniſche Gymnaſium und ſeine Lehrer kamen dann in beſſere Verhältniſſe durch den Genuß der Streitſchen Stiftung.**) Ihr Stifter Sigismund Streit, geb. 13. April 1687, war der Sohn eines Berliner Handwerkers, verließ ſchon als 17jähriger Knabe Berlin, lebte von 1709 an in Venedig, ſeit 1754 in Padua, wo er in der Nacht vom 19. zum 20. December 1775 ſtarb. Seit 1724 ſcheint er nicht in Berlin geweſen zu ſein. Trotzdem bewahrte er ſeiner Vaterſtadt und dem Gymnaſium, auf dem er erzogen war, obwohl er harthörig und ſchwächlich, nur ungern die Elemente der gelehrten Bildung ſich einpflanzen ließ, die größte Anhänglichkeit und ſchickte, ſeinen in niedriger Sphäre lebenden Verwandten entfremdet und der Stadt, die ſeinen Aufenthaltsort bildete, abgeneigt, ſeit 1751 einen großen Theil ſeines Vermögens nach Berlin, 1752: 13000, 1760: 50000 Thaler; die Hauptſumme kam nach ſeinem Tode; die Zinſen ließ er zunächſt während ſeiner Lebzeiten zum Kapital ſchlagen. Trotz der großen Verluſte, die durch das ſchlechte Geld im ſiebenjährigen Kriege und durch einen ungetreuen Mitdirector hervorgerufen wurden, betrug das Stiftungsvermögen im Jahre 1793 160649 Thlr. Die Summe war ungeheuer, wenn man bedenkt, daß bereits von dem Kapital ein neues Schulhaus und Wohn-

*) Schon Jahrzehnte vorher bekundete der König durch eine Verordnung (18. Oct. 1746, ſ. Critiſche Beitr. für Muſik II, 270), die zwar nicht für Berlin ausſchließlich, aber für Berlin ebenſogut wie für das übrige Land galt, ſein lebhaftes Intereſſe für den Muſikunterricht in der Schule. Danach ſollte, um dem Verfall der Singkunſt zu ſteuern, die Nachläſſigkeit aufhören, mit der in Schulen und Gymnaſien der Geſangunterricht ertheilt wurde, dieſem vielmehr drei Stunden wöchentlich eingeräumt werden.

**) Ueber Streit vgl. Büſchings Programm 1776, Gedikes 1794, Heidemann a. a. O. S. 252 ff.

gebäude für Director und Lehrer aufgeführt waren. Die Zinsen dieses Kapitals wurden zu Gehaltserhöhungen für die angestellten Lehrer und zu Besoldungen für fünf neue Lehrer verwendet und zwar für solche des Italienischen, Englischen, Französischen, der Mathematik und leichter Materien aus Natur- und Völkerrecht; ferner für Lehrerwittwen und -Waisen, für Vermehrung der Bibliothek, für Freitische, für einen Schularzt u. Aehnl. Die Stiftung, deren Bestimmungen im Laufe der Zeit erhebliche Aenderungen erfuhren, war ein großer Segen für die verarmte Anstalt, ein leuchtendes Beispiel echter Bürgertugend, das treffliche Folgen haben mußte. „Wenn ich gestorben bin," schrieb Streit einmal, „werde ich zwar nicht hören, ob die Leute über mich richten, mich loben oder schelten; aber das ist so unmöglich nicht, daß mancher für sein Vaterland Gutgesinnte nicht auch wünschen sollte, demselben ein gleiches Zeichen seiner Liebe zu geben."

Wichtiger als die Entwickelung und theilweise Umbildung einzelner gelehrter Schulen war die Begründung einer neuen Lehranstalt, derengleichen es in Berlin noch nicht gegeben hatte. Ihr Stifter war Joh. Jul. Hecker (1707—1768), seit 1735 in Potsdam, 1739 in Berlin.*) Er war ein frommer Theologe aus Franckes Schule; als einen besonders wichtigen Bestandtheil seines theologischen Berufes betrachtete er die Sorge für den Unterricht. Als Hecker zum Prediger an der Dreifaltigkeitskirche eingeführt wurde (1739), mußte er von dem amtirenden Geistlichen den mahnenden Zuruf hören: „Er wird bei uns in Berlin eine sehr unartige und verwilderte Jugend antreffen. Um desto mehr lasse er sich angelegen sein, nach aller Möglichkeit an den jungen Gemüthern zu arbeiten, damit ihnen die Furcht des lebendigen Gottes eingeprägt werde." Er beherzigte den Zuruf in einer Weise, die seinem Namen in der Berliner Geschichte unvergängliche Dauer verschafft. Als Mann viel-

*) Vgl. oben S. 211 und S. 401 ff.

seitiger Bildung — er hatte ein besonders lebhaftes Interesse für Naturwissenschaft — und als Mann der praktischen Thätigkeit erkannte er, wie wenig für den Unterricht der Mädchen und derjenigen Knaben geschehe, welche sich nicht dem Gelehrtenstande widmen wollten. Der Abhülfe dieses Mangels galt seine Lebensarbeit. Das erste öffentliche Denkmal dieser Thätigkeit war seine 1747 erschienene „Nachricht von einer ökonomisch-mathematischen Realschule, welche bei den Schulen der Dreifaltigkeitskirche am Anfang des Maimonats dieses Jahres eröffnet werden soll"*). Die Schule stand in engster Verbindung sowohl mit den Armen- als Gelehrtenschulen der Gemeinde. Sie war für die jungen Leute bestimmt, die nicht zum Studiren, wohl aber „zur Feder, zur Handlung, zum Pachten von Wirthschaften auf dem Lande, zu schönen Künsten, zu den Manufacturen" tüchtig erachtet wurden. Außer den Sprach- (deutsch, lateinisch, französisch), den Schreib- und Rechenklassen waren Theologie und Geschichte, Zeichnen, Mechanik, Geometrie, Architektur, Geographie, Natur-, Handelswissenschaft und Oekonomie als Lehrgegenstände in Aussicht genommen; endlich sollte eine Curiositäten- und Extraklasse errichtet werden. In dieser Klasse sollten Heraldik, Alterthümer, Astronomie gelehrt werden. Denn wirklich bestand die Absicht, auch hier das Fachklassensystem einzuführen, von dem schon früher die Rede war. Zur Kennzeichnung der dem Stifter leitenden Gesinnung und des ihm angemessen scheinenden Tones seien einige Sätze mitgetheilt, in denen er die „Naturalien- oder

*) Außer dieser Schrift vgl. J. J. Heckers Ehrengedächtniß. Berlin 1769. Reden von Sadewesser, Woltersdorff nebst Heckers Lebenslauf. — Friedrich Ranke: J. J. Hecker, der Gründer der königl. Realschule. Berlin 1847. Ferner A. J. Hecker: Etwas über die Entstehung der Realschulen. Ein Beitrag zur pädagogischen Geschichte des 18. Jahrh. (Progr. des Friedr.-Wilh.-Gym. Berlin 1801.) Eine ganze Reihe von Programmen dieses jüngeren Hecker gehört gleichfalls dazu. Mir liegt eins vor, mindestens das fünfte der ganzen Reihe: Beschreibung der Berlinischen Königlichen Realschule. Der zweiten Abhandlung. Von den Lectionen dieser Schulanstalt. Viertes Stück. Progr. d. königl. Realschule von A. J. Hecker. Berlin 1782. Auch in der Folgezeit erschienen fast alljährlich Berichte.

Physikalische Klasse" begründet: „In ihr wollen wir unser Augenmerk nicht etwa auf die Schuhe der Chineser, auf die Trachten der Japaner, auf die afrikanischen Schlangen, auf die Tarantulen aus Italien oder auf andere Dinge von gleichem Werthe richten. Unser Vorsatz zielet vielmehr auf das wesentliche der natürlichen Dinge. Daher wir der Jugend das Nöthige von den sogenannten Simplicibus aus den drei Naturreichen, als von Mineralien, Metallen und Steinen, von Bäumen, Kräutern, Blumen, Holz, Samen und Früchten; von Thieren, Gewürmen und Insecten, die man in den Officinen gebraucht, wie auch das erforderliche von dem menschlichen Körper und dessen Beschaffenheit zur Erhaltung der Gesundheit bekannt machen werden. Wie mancher Mensch muß in der besten Blüthe seiner Jahre sterben, der noch wohl hätte leben können, wenn seine Gesundheit nicht durch ihn selbst wäre verwahrloset worden, oder wenn man ihm gesagt, wie er sich in Rücksicht auf Luft und Wasser, Essen und Trinken, Arbeiten und andere Sachen in Acht nehmen müsse."

Die Schule wurde eingerichtet, nicht ohne Bedenken der Anhänger des Alten, welche das Lehren solcher Dinge beanstandeten, „weil dadurch die Schüler zu klug werden könnten", nicht ohne Kopfschütteln der Anhänger, welche bange waren, woher die Mittel kommen sollten. Zur Beschaffung dieser Mittel bekam die Schule manche Freiheiten: eine Bücherlotterie, die Anlegung einer Buchhandlung, viele und große Geldspenden vornehmer Gönner, in 20 Jahren über 40 000 Thlr. Alsbald wurde ein neues Gebäude errichtet, es folgte ein botanischer Garten vor dem Potsdamer Thor, eine Maulbeerplantage, ein Modell- und Maschinensaal. Lehrer oder Candidaten wurden in die Bergwerke geschickt, um Mineralien heimzubringen und die Bergwerkskunde zu lehren; zu gleichem Zwecke lernte ein Anderer Glasschleifen und Drechseln. Zu den Sprachen trat italienisch und englisch; von anderen Fächern wurden eingeführt: Militär- und Civilbaukunst, Hydrostatik, Hydraulik, Fortification. Die Schüler-

zahl mehrte ſich von Jahr zu Jahr. Unter Heckers Mitarbeitern iſt namentlich (ſeit 1752) J. F. Hähn*), 1710—1789, in Berlin von 1752—1759, zu nennen. In manchem war er ſeinem eifervollen Director ähnlich: wie jener war auch er Theologe, wie er konnte er eine faſt unbegreifliche Arbeitslaſt mühelos erledigen, wie er war er Praktiker und Theoretiker zugleich. Uns erſcheint es ſchier unglaublich, wie derſelbe Mann je ein Lehrbuch über Geometrie, bibliſche Geſchichte und chriſtliche Glaubenslehre ſchreiben konnte und Kenntniſſe genug beſaß, die zum Anſchauungsunterricht nöthige „große reale Sammlung" der Schule mit Modellen von Pflügen, Butterfäſſern u. a. zu vermehren.

Ein neues Leben — das erkennt man aus dem Dargeſtellten — erblühte auch den Berliner Schulanſtalten in dieſer Periode. Gab es auch genug Reſte alten Schlendrians und, namentlich in der Privaterziehung, mancherlei neue Auswüchſe, ſo war doch das Bedürfniß nach Reform erkannt. In den verſchiedenſten Kreiſen, von Seiten der Regierung und Privater, wurde mächtig an Herbeiführung einer glücklichen Wendung gearbeitet. Die Opferfreudigkeit reicher Bürger ebnete manche Schwierigkeiten; der gelehrte Unterricht wurde in neue Bahnen geleitet; der praktiſche Sinn ſuchte der Mittelſchicht des Publicums auch ohne gelehrtes Rüſtzeug die Möglichkeit einer umfaſſenden Bildung zu gewähren.

*) Vgl. A. D. Biogr., X, 373 fg. und oben S. 570 fg.

Achtzehntes Kapitel.

Theater und Muſik.

Von deutſcher Schauſpielkunſt war bis zu dieſem Zeitalter in Berlin keine Rede (vgl. oben S. 254 ff.). Sie war bisher gehindert worden durch den herrſchenden üblen Geſchmack, auch durch die Hetzereien der Theologen. Jener war geblieben, dieſe waren geſchwunden. Höchſtens daß ein Prediger bei der Trauung eines Schauſpielers ein böſes Wort über deſſen gottungefälligen Beruf brauchte oder daß er bei einer perſönlichen Begegnung ſalbungsvoll redete und dabei — den Kürzeren zog. Nun aber waren aus dem Lager der Schöngeiſter ſelbſt dem Theater Feinde entſtanden: Rouſſeau's Wendung gegen die Schauſpiele hatte wie Alles, was von dem Genfer Philoſophen ſtammte, auch in Deutſchland Anhänger gefunden. Gegen ſie ergriff unter den Berlinern beſonders Sulzer das Wort. In ſeinem äſthetiſchen Hauptwerke, wie in einer akademiſchen Abhandlung, erhob er gegenüber dem unvollkommenen augenblicklichen Zuſtand den vollkommeneren zukünftigen und betonte, um den Feinden von beiden Seiten entgegenzutreten, die moraliſche Wirkung der Schaubühne.

Eine wirkliche deutſche Schauſpielkunſt begann erſt in den Zeiten Friedrichs, mehr unter ihm als durch ihn zu tagen*).

*) Für das Folgende vgl. die oben S. 35 A. angeführten Schriften. Wichtig iſt ferner J. Ch. Brandes, Meine Lebensgeſchichte, 3 Bände, Berlin 1799, 1800. Devrient, Geſch. der d. Schauſpielkunſt, Lpz. 1848, 2. Band. Ueber Koch A. D. B. 16, 380—383 (Anderes iſt ſpäter zu erwähnen). Schönemann daſ. 32, 289—291.

Die Reform des deutschen Theaters, die von der Neuberin ausging, die Verbannung des Hanswursts und, was damit zusammenhängt, aber viel wichtiger ist, die Besserung der Stücke und die Veredlung des Spiels, hatte auf Berlin keine directe Einwirkung durch jene Principalin selbst, wohl aber eine indirecte durch ihre Schüler, d. h. durch die eine Zeit lang bei ihr thätig gewesenen Schauspieler Schönemann, Koch, Döbbelin.

Zunächst freilich schien es, als wenn die alten verderbten Zustände weiter fortdauern würden. Der „starke Mann" (oben S. 254 ff.) erhielt eine Erneuerung seines Privilegiums unter der Bedingung, nicht außer Landes zu gehen (28. Okt. 1740) und unter der ferneren „lauter innocente Sachen, so denen Zuschauern zu honnetem Amüsement und Ermunterung zum Guten gereichen können" zu spielen (22. Nov. 1741). Doch war weder in seinem Auftreten, noch in dem seines ähnlich gesinnten Concurrenten, Peter Hilverding, der gleich werthlose Hanswurstiaden zum Besten gab, eine Aenderung gegen früher zu spüren. Erst mit J. F. Schönemann's (1704—1782) Auftreten, der trotz Eckenbergs Protest ein Privileg erhielt (11. Juli 1742), begann eine neue Zeit. Nicht als wenn er ein großer Künstler gewesen wäre. Aber als treuer Bewahrer des in der Neuber'schen Truppe Gelernten, als ein gewandter Mann, namentlich dazu geschickt, bedeutende Kräfte heranzuziehen, unter denen der große Eckhof sich befand, verdient er Namen und Ansehen. Sehr große Erfolge erzielte er in Berlin nicht. Vielmehr mußte der schlechten Geschäfte wegen der Plan aufgegeben werden, ein großes deutsches Komödienhaus zu bauen, wozu der König Platz und Bauholz hergegeben hatte. Doch brach Schönemann in den Jahren bis 1749, in denen er zeitweilig in Berlin wirkte, mit der alten schlechten Tradition. Er schaffte den Hanswurst ab und bot dem Publicum zuerst Schäfer- und Singspiele dar, er gab Uebersetzungen älterer und neuerer französischer Komödien und Tragödien, ließ deutsche Originalstücke von Elias Schlegel, Gottsched, Lessing („der junge Gelehrte") aufführen und unter-

hielt sein loyales Publicum an fürstlichen Geburtstagen mit vaterländischen Stücken.

Vier Jahre lang besaß Berlin überhaupt kein deutsches Theater. Als aber Franz Schuch 1754 seine Bude auf dem Friedrichsplatz (dem jetzigen Gensd'armenmarkt) eröffnete, betrat er sie wieder mit Harlekinaden und extemporirten Burlesken, also mit einem Genre, mit dem die deutsche Bühne abgeschlossen zu haben wähnte. Freilich war er in diesem Fache ein großer, von Vorurtheilslosen und solchen, die sich an einer guten Posse ergötzen konnten, gern gesehener Künstler. Er war nicht ohne Bildung, von starkem urwüchsigen Humor. Man darf ihm zutrauen, daß er dem Propst Süßmilch, der ihm das Weglassen des schändlichen Hanswurst anempfahl, mit der Antwort abtrumpfte, das hieße dasselbe „als wenn Sie Ihren Teufel von der Kanzel lassen". Er machte die besten Geschäfte, die ihn verlockten, bald wieder nach Berlin zu kommen. Je öfter er kam, desto mehr beschränkte er die Herrschaft der Harlekinaden und ersetzte sie durch Lust- und Trauerspiele. Zu solchem Verfahren wurde er weniger durch bessere Einsicht als durch das Auftreten einer Concurrenztruppe gedrängt. Dies war die Ackermann'sche, die 1755 in Berlin spielte und schon durch ihre Principalin Frau Sophie Ackermann, früher verehelichte Schröder Ansehen und Erfolg gewann, die Schuch trotz seines Eckhof nicht zu erreichen, geschweige zu übertreffen vermochte.

Unterlag er so in dem augenblicklichen Kampf um die Gunst des Publicums, so blieb er in der Concurrenz um die Gunst der Mächtigen Sieger, denn er bekam 1755 das ausschließliche Privilegium für Preußen. Im Besitze dieses königlichen Gnadengeschenks konnte er ungestört in seiner Bude, später, seit 1759, da er sie abbrach, in einem festen, dem Donner'schen Hause, auf dem Platze des jetzigen Finanzministeriums, seinem burlesken Geschmacke fröhnen. Mit dem Festhalten an dieser Vorliebe that er weder sich noch den Berlinern ein Unrecht, denn nur bei Possen füllte sich sein Theater, während es bei

Tragödien leer blieb. Daher war es gewiß mehr Rückſicht auf die perſönliche Beliebtheit des Schriftſtellers, als Achtung vor dem Stück und ſeiner ganzen Art, daß er 1756 Miß Sara Sampſon auf die Bühne brachte. Oft genug aber mögen die ſchlechten Zeiten, die Bedrängniſſe der Occupation und die allgemeine traurige Lage während der Kriegszeit den Berlinern die Theaterluſt, die ja auch durch Schuch in dem von ihm gemietheten Hauſe nur während einiger Monate befriedigt wurde, gründlich verleidet haben.

Stärker wurde dieſe Luſt durch den franzöſiſchen Pantomimiker Andreas Bergé erregt, der, außer den Pantomimen, wohl nur franzöſiſche Operetten ſpielte. Er konnte, freilich nach dem Friedensſchluß, 1764, durch Beifall und Zulauf namentlich der höheren Geſellſchaftsklaſſen ermuthigt, es wagen, ein wirkliches Theatergebäude auf dem Monbijouplatz zu errichten. Dieſer bedeutſame Entſchluß des Franzoſen wirkte auch beſtimmend auf Franz Schuch den Sohn ein, der nach dem Tode ſeines Vaters (1764) die Leitung von deſſen Truppe übernommen hatte und mit einer für ihn erneuerten auf deutſche Theaterſtücke lautenden Conceſſion in Berlin aufzutreten begann. Denn nun erbaute ſich auch dieſer, nachdem er zuerſt in Bergé's Komödienhaus geſpielt hatte, auf dem Grundſtücke Behrenſtr. 55 ein eigenes, das erſte dem deutſchen Theater in Berlin gewidmete Haus. Es lag im Hofe hinter einem ſtattlichen Wohnhauſe, war ſchmal und unbequem, höchſtens für 800 Zuſchauer geeignet, von außen mehr als einfach, wenn auch im Innern nicht ohne Eleganz.

In dieſes neue Haus zog nicht nur ein neuer Director ein, ſondern auch andere Leute und ein veränderter Geiſt. Dieſer zeigte ſich beſonders darin, daß nun die Burleske definitiv aufgegeben wurde und meiſt Luſt- und Trauerſpiele zur Aufführung gelangten, wobei auch neben den früher ſchon bewährten die neueſten Autoren, z. B. Diderot und Chronegk Berückſichtigung fanden. Dieſer Wechſel allein war es nicht, der Schuch's Glück

gefährdete. Weit mehr lagen die Ursachen in den vielen bei den Reisen in die Provinz nöthigen kostspieligen Transporten von Menschen und Theaterrequisiten; ferner in der schwelgerischen Lebensweise des Theaterleiters, seinen glänzenden Festen, dem Ankauf theurer Sachen, z. B. von Pferden, deren Erwerbung der Markgraf von Schwedt wegen des zu hohen Preises abgelehnt hatte; endlich in Schuchs leichtsinnigem Zutrauen zu Leuten, deren Redlichkeit er nicht erprobt hatte.

Das Theaterpublicum war sich im Ganzen gleich geblieben. Gar mancher Theaterfreunde Leidenschaft ist uns gut bezeugt.*) Unter ihnen nimmt Prinz Heinrich einen ziemlich hervorragenden Platz ein, neben ihm standen hohe Adlige, die gern Schauspieler an ihre Tafel luden. Die größte Zahl lieferten wohl die reichen Juden, die nicht bloß, ebenso wie die Angehörigen anderer Glaubensgesellschaften mit den Schauspielerinnen liebelten, deren wirkliche oder erborgte Reize ihnen gefielen, sondern auch die Schauspieler werkthätig unterstützten. Ein Beispiel, das Brandes erzählt, schildert recht drastisch diese Art Kunstmäcene. Einer bewunderte Brandes als Theophan in Lessings „Freigeist" und forderte zum Lohn für seine Bewunderung, daß der Schauspieler ihm eine Bitte erfülle. Nachdem er dies Versprechen erhalten, tadelte er, daß Theophan bei seinem sonst gewählten Anzuge so überaus einfache Schnallen trage, überreichte dem Schauspieler, indem er ihn an sein Versprechen gemahnte, seine eigenen, mit Edelsteinen besetzten und entfernte sich eilig, um dem Dank des Beschenkten zu entgehen.**)

*) Brandes, dem die folgenden Einzelheiten entnommen sind, nennt II. 59. 68. 255 eine ziemliche Anzahl Berliner Theaterfreunde und persönliche Bekannte.

**) Einen interessanten Einblick in diese Theaterliebe gibt folgende Stelle aus einem ungedruckten Briefe der Gattin Moses Mendelssohns an ihren Mann (13 Tamus 5537 = Juli 1767), die wegen der betheiligten Personen und wegen ihres ganzen Tons mitgetheilt zu werden verdient. Sie lautet: „Nachmittag kam Herr (K. G.) Lessing und holte mich mit Brendl und Recha zum Kaffee bei seiner Frau ab. Professor Engel war auch da. Wir tranken also da Kaffee und rudelten dabei auf die

Jedoch auch andere wirksamere Freunde zeigten sich für die Schauspieler. Ramler begann seine gewiß segensreiche Wirksamkeit, indem er den Schauspielern eine richtigere Deklamation beizubringen suchte. Die höchsten Anforderungen befriedigte auch er nicht. Immerhin war die von ihm empfohlene Unnatur, der getragene Ton, der stets pathetische Vortrag, noch immer besser als die von Döbbelin und Frau Neuhof geübte, mit rasender Leidenschaftlichkeit, gellender Stimme, wilder Beweglichkeit alle Rollen gleichfalls ermüdend eintönig zu gestalten. Einer der Genannten K. Th. Döbbelin (1727—1793) erhielt neben Schuch eine Concession, freilich mit der Bestimmung, daß er mit seinem Concurrenten nicht in Berlin zusammenspielen sollte. Er begann seine Thätigkeit am 10. Dez. 1767, abwechselnd in Bergé's und Schuch's Hause, als Miether in den Gebäuden seiner beiden Nebenbuhler, mit denen es freilich gelegentlich zu Irrungen und Prozessen kam. Er war kein bloß dem Ideal nachjagender Director, sondern ein Practikus, der Neues aufzusuchen verstand und das Gute festhielt, sobald es ihm Vortheil brachte. Zweimal gelang ihm ein großer Wurf, der für die Entwicklung des Berliner Geschmacks von der größten Bedeutung wurde: Minna von Barnhelm am 21. März,*) Romeo und Julie am 10. April 1768. Für seine Kasse erwies sich freilich die Einführung Shakespeares als ein Mißgriff, sei es in Folge des schlechten Spiels oder des geringen Verständnisses der Zuschauer; aber diese Einreihung des großen Britten in die Autoren der Berliner Bühne war ein theatergeschichtliches Ereigniß ersten

deutsche und französische Truppe. Ein jeder behauptet, daß es Unrecht wäre, von solchen elende Akteurs sich amusiren zu lassen. Was meinst Du wohl, lieber Moses, was wir nach dem Kaffee thaten? Wir Frauenzimmer gingen nach die französische Comoedie, die Mannsleute nach der deutschen. Aber das Schönste ist, wir amüsirten uns beider Seiten, ich werde mir sogar Mühe geben, öfter mit die Kinder rein zu gehen."

*) E. Schmidt, Lessing I, 486. Briefe an Lessing (Hempel XX, 2) S. 228 ff. 232 ff. Die erstere Stelle für Döbbelin wichtig, der in der A. D. B. fehlt.

Ranges. Dagegen brachte ihm das Lessing'sche Lustspiel, trotz oder vielleicht wegen seiner mannigfachen antipreußischen Spitzen Ehre und Gewinn. Es wurde binnen 4 Wochen 19 mal aufgeführt, unter fortwährendem Beifall des Publicums. Dieser kann nicht stimmungsvoller bezeugt werden, als durch den Bericht der Karschin: „Vor ihm [Lessing] hats noch keinem deutschen Dichter gelungen, daß er den Edlen und dem Volk, dem Gelehrten und Laien zugleich eine Art von Begeisterung eingeflößt und so durchgängig gefallen hätte."

Solches Glück lächelte Döbbelin keineswegs immer. Obwohl aber seine Schauspieler keine hervorragenden Künstler waren und obwohl sein Repertoire oft nur aus den vielgesehenen Stücken Weißens und der Franzosen bestand, so wußte er zur rechten Zeit immer wieder Zugstücke zu finden, durch die er seinem Publicum Unterhaltung und Aufregung verschaffte, wie Gerstenbergs „Ugolino" und Operetten wie die „Kohlenbrenner" und die „verliebte Unschuld". Außer durch sein eigenes Geschick wurde er durch das Mißgeschick der Anderen: Schuch's Schulden und Bergé's geringen Erfolg gefördert, so daß er von 1769 bis 1771, freilich nur den größeren Theil der Wintersaison in Berlin ausnutzend, dramatischer Alleinherrscher in Berlin blieb.

Unter solchen Umständen ist es höchst verwunderlich, daß Döbbelin von 1771 an Jahre lang nicht nach Berlin kam, nachdem Hch. G. Koch (1703—1775) in das Schuch'sche Privilegium eingetreten war und das Theater in der Behrenstraße gekauft hatte. Erklärlich wird diese Zurückhaltung höchstens durch den einen Umstand, daß gerade das Singspiel, zu dem Döbbelin sich zwar auch entschlossen hatte, zu dem er aber nicht die ausreichenden Kräfte besaß, so sehr den Geschmack beherrschte, daß Nicolai schreiben konnte: „Unser Publicum will nichts als komische Opern hören"*). In der That gab Koch vielfach die

*) Nicolai an Gebler 18. Mai 1772 in Werner: Aus dem Josephinischen Wien, 1888, S. 32. Vgl. das. S. 137, 139: Ueber die Kochsche Gesellschaft, ferner (Bertram) Ueber die Kochische Schauspielergesell-

Hillerschen Singspiele, außerdem Ballete nach deutschen und französischen Stoffen. Aber auch das moderne, namentlich den Franzosen abgesehene Lustspiel war vielfach vertreten, wovon von Stephanie, K. G. Lessing, Weiße, Gebler und Ayrenhoff die Kosten trugen — des Letztern „Postzug" fand besondern Beifall —; auch die Schauspiele moderner Franzosen kamen an die Reihe, am wenigsten Trauerspiele, unter denen Weißes Shakespeare-Verwässerungen größern Eindruck machten, als Lessings Emilia Galotti. Koch, der schon 1767, aber vergeblich, nach Berlin zu kommen getrachtet hatte, war ein seit Jahrzehnten bewährter Theaterleiter, der, von Gottsched ausgehend, sich in verschiedenen Arten und Städten versucht und behauptet hatte. In Berlin half ihm außer seiner Geschicklichkeit, die sich zuerst in der Herabsetzung der Preise zeigte, die Abwesenheit französischer Concurrenten und die Gunst einiger fürstlicher Personen. Er ließ durch gutes Zusammenspiel den Mangel an tüchtigen Einzelleistungen weniger fühlbar werden und durch beständige Neuheiten das Publicum kaum zu Athem kommen. Trotzdem regte sich gegen ihn der Widerspruch. In allgemeinen Zusammenstellungen wurde dem Spiel der Döbbelin'schen Truppe der Vorzug eingeräumt. Vielleicht um diese Gegner zum Schweigen zu bringen, wagte Koch, der bisher keinen so großen Erfolg davongetragen, wie Döbbelin mit der „Minna", zwei entscheidende Schritte. Der eine war, daß er im Gegensatze zu allen seinen Vorgängern, die immer nur eine mehr oder minder lange Saison in Berlin gemacht hatten, seit dem 3. März 1773 ununterbrochen in Berlin blieb. Der andere bestand darin, daß er, der vermuthlich wegen seiner Bevorzugung des Französischen von dem Könige eine „Distinction für andere gemeine Comödianten" erhalten sollte, nur nicht den Titel „Hofschauspieler", ein deutsches Originalstück auf die

schaft. Aus Berlin an einen Freund, Berlin u. Lpz. 1772. — Beantwortung des Schreibens .. von einem Freund aus Halle 1772. — Die erste Schrift nimmt Döbbelins Partei gegen einzelne (Berliner) Correspondenzen auswärtiger Blätter.

Berliner Bühne brachte, und damit den Namen eines in Berlin kaum gehörten Schriftstellers aussprach: Goethes Götz von Berlichingen. Dieses von vielen Kritikern als unaufführbar erklärte Stück gelangte am 12. April 1774 in Berlin zur erstmaligen Aufführung*). Sechs Tage hintereinander — im Ganzen 17 Mal unter Kochs Leitung — mußte das Stück des „Dr. Göde in Frankfurt am Main" dargestellt werden, der Zulauf des Publicums war groß, der Beifall, der dem Dichter mehr als den Schauspielern galt, mitunter stürmisch; die Kritiken der Zeitungen und Zeitschriften, trotzdem sie mit Hinweisen auf Shakespeare nicht sparten, sympathisch, ohne enthusiastisch zu sein. Aber die Meinung eines großen Kreises gab Nicolai wieder, wenn er in einem Briefe ausführte, der Beifall habe zumeist den Harnischen, den Costümen, die Koch nach seiner Auffassung getreu der alten Zeit nachahmte, und den neuen Dekorationen gegolten; die Ansicht der großen Partei der Französischgesinnten drückte Friedrich der Große aus, der in seiner Schrift über die deutsche Litteratur den „Götz" eine abscheuliche Nachahmung der Shakespeareschen Plattheiten nannte.

Diesem Zugstück allerersten Ranges konnte Koch kein ähnliches an die Seite setzen. Doch ließ er ihm Goethes Clavigo sowie einzelne Stücke von Vertretern der neuen Richtung folgen, wie Klingers „Zwillinge" und behauptete sich ziemlich ehrenvoll bis ans Ende. Er starb am 3. Januar 1775. Ins frische Grab rief ihm ein litterarischer Grabredner**) nach, daß es sein Bestreben gewesen, „aus seiner Bühne den lehrreichsten, den angenehmsten Tempel zu machen," und gab ihm das Zeugniß: „Nie hat sich wohl ein Theater den Beifall Berlins allgemeiner erworben, als dieses." Der „Horaz der Deutschen" aber hielt ihm eine poetische Standrede, in der einen größern Raum als die Lobpreisung des Dahingegangenen der Ausdruck der Hoffnung einnahm:

*) R. M. Werner, Die erste Aufführung des Götz von Berlichingen, Goethe-Jahrb. II, S. 80 ff.

**) Burmann, Für Litteratur und Herz 1775, S. 59, 63 fg.

Daß deutsche Fürsten Deutschlands eigne Schauspielkunst,
des Lebens Schule, jedes Standes Zeitvertreib
mit größerm Eifer unterstützen, als noch je
die welsche Bühne Deutschlands unterstützet ward.

Diese Hoffnung ging allerdings nicht in Erfüllung. Denn in dem, nach Kochs Tode, Döbbelin und seiner Frau ertheilten, alle Anderen ausschließenden Generalprivilegium waren zwar einzelne Erleichterungen enthalten, z. B. der Erlaß der Abgaben an königliche und städtische Kassen, außer an die Armenkasse, die Befreiung von den bisher üblichen, gewiß sehr lästigen Freibilleten an Behörden, aber keinerlei Förderung oder Unterstützung. Auch die Unterstellung des Theaterleiters unter das Generaldirectorium, dem er jederzeit Rechenschaft zu geben und ohne dessen Erlaubniß er sich nicht von Berlin entfernen durfte, war doch nur eine äußerliche Regelung, aber keine Anweisung eines festen Verhältnisses des Theaters zu Hof und Regierung.

So zog Th. Döbbelin, nachdem Koch's Wittwe noch bis zum 15. April gespielt hatte, in das Koch'sche Gebäude auf der Behrenstraße ein und eröffnete die letzte Theater-Periode während Friedrichs Regierungszeit. Dem Fremden, der nach Berlin kam und im Theater Unterhaltung für die langen Abende suchte, bot er nicht die erwünschte Befriedigung. Einer unter ihnen, Landolt, der das Bemühen Döbbelin's, allabendlich zu spielen, „als Tollheit" qualificirte, weil er dadurch seinen Schauspielern keine Möglichkeit zum Ausruhen gewährte, — in Wirklichkeit wurde im Winter der Freitag, im Sommer der Sonntag ausgelassen — nennt das Theater „das wegen seiner Schlechtheit berühmte" und schildert es mit folgenden nicht eben schmeichelhaften Worten: „Die acteurs sind abgezehrte unwissende Leute, die Bühne ist klein und schlecht dekorirt, die Bäume und Häuser, die da vorkommen, haben beinahe das gleiche Höhenmaß wie die Leute." Mit dem Decorationswesen war es überhaupt übel bestellt. „Gar närrisch ist's z. B.", heißt es im Theaterjournal (1783 S. 87), „anzusehen, wenn aus Wald Zimmer werden soll,

die eine Seite auch pflichtmäßig Gehorsam leistet, die andre aber — kömmt Zeit, kömmt Rath denkt und entweder bis Ende des Acts stehen bleibt oder höchstens in fünf bis zehn Minuten fein langsam und mitten im Agiren sich von dannen hebt."

Im Grunde sah diese Periode den vorausgegangenen fast zum Verwechseln ähnlich. Waren die Zustände auch nicht so schlimm, wie aus dem eben erwähnten Zeugniß hervorzugehen scheint, so war auch die letzte Periode von einer Blüthezeit recht weit entfernt. Unter den Mitgliedern der Truppe begann der freilich unzuverlässige und darum manchmal von Berlin flüchtige C. W. Unzelmann seinen eignen und den Ruhm einer ganzen Schauspielerfamilie zu begründen. 1783 trat Fleck hinzu und damit der erste wahrhaft große ständige Schauspieler der Berliner Bühne. Brückner mit Gattin, Withöft mit Tochter, aus der Koch'schen Gesellschaft übernommen, bewahrten alte Traditionen, Caroline Döbbelin und Susanne Mecour entzückten die Alten und Jungen und entflammten die Begeisterten zu poetischen Huldigungen*); berühmte Gäste, wie Brockmann (17. December 1777 bis 8. Januar 1778) und Fr. L. Schröder (24. December 1778 bis 1. Jan. 1779, 13. März 1780 bis April, und 24. 25. März 1781) besonders als Falstaff bewiesen wahrhaftes Können und regten ehrgeizige und fähige Mitspieler zur Nachahmung an. Das Repertoire wurde nicht wesentlich verändert. Das Singspiel, die komische Oper mit deutschen Componisten, wie Reichardt, Schweitzer, selbst Gluck und deutschen Textdichtern, wie Goethe, „Erwin und Elwire", Ramler und Wieland, behielt ihr Ansehen, ja vermochte ein höheres zu erlangen, seitdem Döbbelin nach Entlassung einer königlichen französischen Truppe einen Theil des Orchesters übernommen hatte und auch die Spieloper gelegentlich pflegte. Das französische Drama bewahrte, ja steigerte seine Beliebtheit, da

*) Proben s. Berliner Neudrucke II, 3, S. 168. 176 fg., vgl. dazu S. XLI. XLIII fg.

zu den erprobten Dichtern, wie Voltaire, neue Aufsehen erregende, wie Beaumarchais hinzutraten. Die deutsche Produktion war reichlich, ohne reich zu sein, wie schon die Namen Brandes, Eschenburg, Gotter, Plümicke, Schink, Wezel beweisen können. Unter ihnen wurde Plümicke, noch als Schauspieler, zum Schaden mancher Stücke, Bearbeiter, der mit großer Willkür und geringem Verständniß seine Thätigkeit übte. Neue dramatische Richtungen wurden in charakteristischen Erscheinungen gepflegt: die Ritterstücke in Törrings Agnes Bernauerin und Babos Otto von Wittelsbach, das Familiengemälde in Ifflands Verbrechen aus Ehrsucht und Jäger, denen noch manche Ifflandiaden bis zur Alleinherrschaft des Gewaltigen in Berlin folgten. Neben solchem Mittelgut jedoch trat Werthvolleres hervor: Lenz' Hofmeister, der freilich durchfiel, Goethes Stella und Leisewitz' Julius von Tarent. Aber alle diese Aufführungen waren keine Ereignisse von bedeutendem Gewicht, die sich den großen Tagen früherer Perioden vergleichen ließen. Dagegen gab es auch damals einige Hauptactionen. Als ein solch wichtiges Ereigniß ist zu nennen: die 12malige Aufführung des Shakespeare'schen Hamlet bei dem schon erwähnten Brockmann'schen Gastspiele mit Caroline Döbbelin als Ophelia — nicht lange darauf folgten Macbeth und Lear —, eine Aufführung, von der ein Zeitgenosse übertreibend urtheilte, daß „seitdem die Schauspielkunst eine neue Epoche anhub". Bedeutsam war ferner Lessings Todtenfeier und die Aufführung seines Nathan, besonders auch die Erscheinung der ersten Schiller'schen Stücke.

Lessing's Todtenfeier*) fand am 24. Februar 1781 statt. „Emilia Galotti" wurde gegeben. Der Aufführung voran ging eine poetische Klage Engels, durch Fräulein Döbbelin vorgetragen, in der ein grade den Berlinern so geläufiger Gedanke zum Ausdruck kam, wie hoch der Ruhm des Dichters, wie allgemein die Trauer um ihn sein würde, wenn er ein Ausländer

*) E. Schmidt, Lessing II, 773, 809 (Litteraturnachweis); Nathan-Aufführung das. 577, 806.

wäre. Als zweite würdige Feier wurde eine Vorstellung des „Nathan“ durch Döbbelin geplant, der in Lessing gradezu seinen Dichter sah. Schon 1779 hatte Karl Lessing seinen Bruder gefragt, was er dazu sagen würde, wenn Döbbelin den Nathan aufführen würde; der Dichter aber, der im Voraus dem Orte Heil und Glück gewünscht hatte, wo dies Wagniß versucht würde, sollte die erste Berliner, die erste Nathan-Aufführung überhaupt nicht erleben. Diese Aufführung, am 14. April 1783, war der Sache wegen für Döbbelin höchst ehrenvoll, hatte aber keinen rechten Erfolg, theils weil der Direktor in seiner maßlosen Heldenmanier kein angemessener Darsteller des Vertreters weisesten Maßhaltens sein konnte, theils weil die Zeit für das rechte Verständniß der Mäßigung, Wahrheit und Weisheit, wie sie in dem Stücke gepredigt werden, noch nicht gekommen war.

Ganz anders hatten nur wenige Wochen vorher (1. Jan. 1783) Schillers „Räuber“ das Publicum ergriffen. Statt stiller Gleichgültigkeit erregten sie stürmischen Jubel in den 15 rasch einander folgenden Aufführungen, obgleich ihr nicht wie jenem begeisterte Lobreden, sondern höhnische Stachelreden voran und zur Seite gingen.*) Den Räubern folgte Fiesko am 8. März 1784, wiederum von Plümicke's Gnaden; am 22. Nov. 1784 Kabale und Liebe in ihrer unverfälschten Gestalt. Der Beifall, den alle drei Stücke fanden, war ein sehr großer, ebenso dem Dichter geltend, wie den Schauspielern; in den beiden letzten Dramen spielte Fleck die Hauptrolle. Hoffentlich kannten manche Zuhörer die echten Werke, denn Plümicke hatte in seinen Bearbeitungen arg gehaust. In den Räubern machte er Franz zum Bastard und entwickelte dies in einer langen Expositionsscene; den Schluß-

*) Der Kürze halber sei auch hier auf die neueste Bearbeitung verwiesen: J. Minor, Schiller, Berlin 1890, I, 409, 412 ff., 578, II, 207 fg. 211, 606. Die Kritiken in J. W. Braun, Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. 1. Bd. Leipzig 1882. Die Bearbeitung Fiesko's ist dem Minister von Werder gewidmet. C. M. Plümicke's Bearbeitungen erschienen Berlin 1783, 1784.

worten Karls „dem Manne kann geholfen werden“ ließ er eine Scene folgen, in der Schweizer den Führer und sich selbst tödtet. Im Fiesko änderte er das Schicksal der Julia, decretirte die Wiedereinsetzung des Andreas Doria, ließ am Ende Fiesko nach langen salbungsvollen Reden freiwillig in den Tod gehen, den von seinem Gegner befreiten genuesischen Herrscher aber an dessen Leiche ausrufen: „An dieser Wunde will ich verbluten.“ Gewiß waren für diese vom ästhetischen Standpunct völlig zu verwerfenden Bearbeitungen moralische, vielleicht auch politische Rücksichten maßgebend: der Verbrecher sollte schon auf der Bühne seinen Lohn bekommen; ein Schurke wie Franz durfte keines Grafen rechtmäßiger Sohn sein; der gewaltthätige Usurpator mußte dem rechtmäßigen Herrscher weichen. Weder durch solche Sünden, die straflos blieben, ließ sich das Publicum abschrecken, noch durch kritische Abtrumpfungen, die in Berliner Zeitungen und Zeitschriften zu lesen waren. Dort wurde mit Behagen der geringe Erfolg constatirt, den einzelne dieser Stücke auswärts gefunden hatten oder Beispiele des üblen Einflusses registrirt, den die Räuber übten; hier wurden die flammenden Worte mitgetheilt, durch die K. Ph. Moritz seine gewiß echte Erregung über Unnatur, Kraftverschwendung, verderbte Moral der Dramen ausdrückte. Schon damals aber mochte mancher tiefer Blickende die Kraftworte belächeln, mit denen Moritz von Schiller feierlich Abschied nahm (Voss. Ztg. 6. Sept. 1784): „Ich bin endlich einmal müde mehr Unsinn abzuschreiben: bloß der Unwille darüber, daß ein Mensch das Publicum durch falschen Schimmer blendet, ihm Sand in die Augen streuet und auf solche Weise den Beifall zu erschleichen sucht, den sich ein Lessing und andere mit allen ihren Talenten und dem eifrigsten Kunstfleiße kaum zu erwerben vermochten, konnte zu dieser ekelhaften Beschäftigung anspornen. Nun sei es aber genug; ich wasche meine Hände von diesem Schiller'schen Schmutze und werde mich wohl hüten, mich je wieder damit zu befassen.“

Im Allgemeinen wird man sagen dürfen, daß alle in

Berlin damals aufgeführten Dramen so unberlinisch wie möglich waren und auch die Zeit, in der sie entstanden waren, herzlich wenig berührten. Wenn auch die Comödie Laster und Unsitten, die im Schwange waren, geißelte, so war eine Lokalposse kaum im Entstehen. Zeitgenössische Vorgänge, wie Schlachten, Friedensschlüsse, fürstliche Geburtstage und Vermählungsfeierlichkeiten wurden durch besondere Festvorstellungen geehrt; aber in den bei solchen Gelegenheiten gedichteten und aufgeführten Stücken herrschte die frostigste Allegorie, die Zeit und Inhalt des aufgeführten Stückes kaum erkennen ließ.*) Von einem derartigen durch J. Ch. Brandes gedichteten Stücke, das zur Feier der Vermählung des Prinzen von Preußen, des späteren Königs Friedrich Wilhelm II., mit Elisabeth Christine von Braunschweig gedichtet war (1765), kennen wir nur den Titel: „Berlin der Sitz des guten Geschmacks". Es sollte jedenfalls eine ganz besondere Huldigung für die Residenz sein; der findige Theaterdirektor aber wußte es bei seinen Reisen in die Provinzen für Breslau, Danzig, Königsberg zu brauchen, ein beredtes Zeugniß dafür, daß das Berlinische nicht sonderlich im Vordergrunde stand. Und wenn ein Stück desselben Autors „Der Landjunker in Berlin oder die Ueberlästigen", das freilich erst dem Ende dieser Periode angehört, wirklich in Berlin zur Aufführung gelangte, so mochten sich die Berliner weniger an ihrem Conterfei, als an der parodistischen übrigens stark verbrauchten Gestalt des Dorfjunkers ergötzen.

Döbbelin, der wegen seiner Rührigkeit und seiner instinctiven Erkenntniß des Bedeutenden Anerkennung verdient, erlangte nicht immer den gewünschten Erfolg. Die Vorwürfe, die man ihm

*) Auch später geschah Derartiges. 1776 wurde zum Geburtstag des Prinzen von Preußen Schink's „Der gute Fürst oder das Geburtstagsfest" und ein pantomimisches Ballet „Der vom Ruhm gekrönte Held" aufgeführt. Dazu gehört die am 25. Aug. 1782 aufgeführte Familienscene: „Friedrichs Geburtsfest gefeiert von einem Brennen auf dem Lande." In den folgenden Zeiten begnügte man sich mit patriotischen Prologen.

machte, bezogen sich auf sein unnöthig großes Personal, wodurch die wirklich Tüchtigen zu schlecht bezahlt wurden; auf sein ungleiches Verhalten den Schauspielern gegenüber, theils seine zu große Nachgiebigkeit, theils seine unnöthige Strenge; auf den geringen Eifer in Herbeischaffung von Novitäten; auf das Einreißenlassen schlechter Sitten in dem weiblichen Personal, dessen überlaute Courmacher in den Zwischenakten das Publicum belästigten*). In Folge solcher Zustände hatte er mancherlei Scherereien mit den Mitgliedern seiner Truppe, denen er Einfachheit und Zurückhaltung predigte, ohne mit seinen Ermahnungen durchzudringen. Er konnte es nicht hindern, daß eine alte Verordnung wieder in Erinnerung gebracht wurde, den Schauspielern nichts zu borgen, weil Forderungen vom Gericht ohne Weiteres abgewiesen würden. Sodann hatte er mancherlei Differenzen, die durch seinen übertriebenen Ehrgeiz und seine Prahlsucht erregt wurden, theils mit verdienten Schauspielern, die er nicht aufkommen lassen wollte, wie F. L. Schröder, theils mit Satirenschreibern, die seine mißglückte Reise nach Potsdam lustig verspotteten**), theils mit Kritikern, die seine und der Seinen Leistungen nicht so anerkannten, wie er es gern gesehen hätte. Endlich aber ging es mit seinen Einnahmen abwärts, wofür er die Kritiker verantwortlich machen wollte. Bis 1780 stiegen seine jährlichen Einnahmen; seitdem gingen sie zurück. Der Fall, daß an einem Abend, da eine Lessing'sche Tragödie zusammen mit einem Engel'schen Stückchen aufgeführt wurde, die Kasse nur 65 Thaler aufwies, war nicht gar selten. Um den pecu-

*) Berliner Theater-Journal für das Jahr 1782. Herausgegeben von B—n. Berlin 1783 bei Hesse. (Schink gewidmet.) Auch bezeichnet: „Ueber die Berliner Schaubühne", im Ganzen 6 Stücke. 540 SS. (Berichte über jede einzelne Vorstellung, Litterarisches, Gedichte, Klatsch, Schauspielercatechismus; Einzelnes: S. 216 ff. Emilia Galotti. S. 232 ff.: Gemmingen's Hausvater. S. 310 ff.: Belmonte u. Constanze. S. 358 fg. Erwin und Elmire. S. 465 ff. Hamlet. S. 536 constatirt ein Ermatten des Interesses an der Operette.)

**) Berl. Neudrucke II, 3 S. 169 fg. vgl. XLI fg.

niären Nöthen entgegenzutreten, schaffte Döbbelin die Dutzendbillets ab, die von Aufkäufern, die solche um billigen Preis an sich gebracht hatten, mit großem Vortheil vertrieben worden waren. Doch half dies Mittel nicht viel, fast ebensowenig wie die Errichtung eines Sommertheaters im Jahre 1783.

So befand sich am Ende der ganzen Epoche das deutsche Theater in keinem besonders blühenden Zustande. An dieser Lage trug das geringe Verständniß des Publicums nur theilweise die Schuld. Die Hauptschuld lag an dem Director, der außer an den erwähnten Fehlern noch an dem litt, seine sehr einseitige Begabung nicht zu erkennen, der sich vielmehr Alles zutraute und durch diese Einbildung Vieles verdarb; sie lag ferner daran, daß das Theater der officiellen Anerkennung und thatkräftigen Unterstützung des Hofes völlig entbehren mußte, ohne die ein damaliges Theater in der Residenz nicht auskommen konnte. Diese Unterstützung wurde dem Theater im folgenden Zeitraum gewährt; kunstverständigere Directoren traten an die Spitze des Instituts, sie wurden von trefflichen Künstlern und von Hörern unterstützt, die mehr als die früheren wahre Kunst zu würdigen wußten.

„Daß die Musik in Berlin zu Hause ist, das ist eine ausgemachte Sache". Mit diesen Worten beginnt die Besprechung einer Schrift, des „kritischen Musikus an der Spree" (Voss. Ztg. 18. Okt. 1749). Fast gleichzeitig schrieb Lessing: „Die Opern sind das Hauptwerk des Berliner Theaters. Alles läuft im Winter in die Oper und stets hört man überall Opernarien singen und spielen". Freilich beklagte er sich, daß in Folge des freien Eintritts mehr die schlechten als die guten Elemente das Theater füllten. Und endlich bemerkte Quantz am Schlusse seiner Selbstbiographie (Marpurg, Beiträge I, 249): „Die hiesige Königliche Musik überhaupt, der dabei regierende vernünftigvermischte und reizende Geschmack in der theatralischen Com-

position, die verschiedenen braven italienischen Virtuosen im Singen, welche wir hier theils gehabt haben, theils noch besitzen; das gute Orchester, welches schon vom Jahre 1731 bis 1740 in Ruppin und Rheinsberg in einer Verfassung gestanden, die jeden Componisten und Concertisten reizen und ihm vollkommene Genüge leisten können, welches überdies vom Anfange der jetzigen Regierung an zu einem der ansehnlichsten in Europa vermehret worden ist und die verschiedenen hervorragenden Virtuosen, die sich in demselben befinden; alles dieses, sage ich, hat sich schon selbst so bekannt und berühmt gemacht, daß es ein Ueberfluß sein würde, jeden nach seinen Verdiensten hier insbesondere zu beschreiben".

Diese drei Zeugnisse mögen genügen, um den blühenden Zustand der Musik in der Periode Friedrich's des Großen zu begründen. An diesem hatte der musikliebende und -übende König, wie schon aus dem letzterwähnten Zeugnisse hervorgeht, hervorragenden Antheil.

Friedrich's Compositionsthätigkeit gehörte hauptsächlich der Zeit vor dem siebenjährigen Kriege an; seine Musikliebhaberei verblieb ihm sein ganzes Leben.*) Seine Compositionen verriethen besonders den Einfluß der Meister, die schon in seiner Jugend ihn entzückt hatten: Quantz, Hasse, Graun. Sie bevorzugten das Zierliche und Niedliche, sie offenbaren, wie Spitta gesagt hat, „eine überraschende Weichheit des Gefühls, eine Seele, die in lächelnder Schwermuth und zarter, fast weiblicher, aber niemals weichlicher Klage ihr Genügen sucht". Auch mit diesen Arbeiten nahm er es ernst, wie mit allem, was er that: Reichardt's Bericht, er habe nur die Oberstimme aufgeschrieben und kurze Anweisungen notirt, nach denen seine Gehülfen die Begleitung schreiben sollten, beruht auf Erfindung. Während er seine litterarischen Arbeiten durch den Druck veröffentlichte, hielt er seine Compositionen zurück. Nichts davon, kleine Bei-

*) Vgl. Spitta's Einleitung (1888) zu der Leipziger Ausgabe von Friedrich's II. musikalischen Werken.

träge zu Anderer Opern abgerechnet, wurde bei seinen Lebzeiten bekannt; nur die Mitglieder der Capelle, die diese Stücke mit dem König oder vor ihm spielten, lernten sie in ausschließlich für sie angefertigten Abschriften kennen. Auch als Virtuose ließ er sich nur vor ihnen, einzelnen wenigen Musikern und ausgewählten Freunden hören; Alle, die über sein Flötenspiel berichten, bewundern dessen Reinheit und Fertigkeit, besonders die Schönheit seines Adagio-Vortrags.

Außer der königlichen Capelle*) gab es die aus 11 Mitgliedern bestehende des Prinzen Heinrich, deren Haupt Kirnberger war. Er hatte ursprünglich der königlichen Capelle angehört, diese aber verlassen. Diesem Wechsel müssen besondere Ursachen zu Grunde gelegen haben. Der Meldung der Thatsache fügt der Commentator des Marpurgschen Werkes (handschriftliche Noten im Ex. d. K. Bibl.) die Worte zu: „Hier hat der Herr Verfasser das Beste vergessen." Von einem der Musiker weiß derselbe zu sagen, daß er ein hübscher Mann gewesen. Auch die Prinzen Karl und Ferdinand hatten ihre Capelle. Der ersteren gehörten 17 Mitglieder an, darunter eine Harfenistin Petrini, von denen unser Anonymus nicht sehr respectvoll redet. Bei der Petrini schreibt er „ist über alle Berge"; von einem Clavierspieler sagt er „ist jetziger Kellerschreiber in Potsdam beim Könige", von einem anderen „ist toll geworden, hat sich jedennoch wieder gebessert", einen dritten bezeichnet er kurzweg „ein Pietiste", einen vierten, einen Violinisten, charakterisirt er „ist auch danach".

Daneben gab es Musiker bei hohen Herren, dem Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg, dem Oberstallmeister von Schaffgotsch, Andere, die als Organisten bei Kirchen thätig waren.

Nur einige wenige unter diesen Künstlern können ausführlicher betrachtet werden. Zwei von ihnen gaben auch einem größeren Publicum zu Kunstgenüssen Gelegenheit.

*) Vgl. Marpurg, hist. krit. Beitr. I, passim.

Der Eine, Joh. Friedr. Agrikola, geb. 1720, seit 1741 in Berlin, gest. 1774, ausgezeichneter Gesanglehrer, Componist und theoretischer Schriftsteller, der z. B. 1749 zwei Streitschriften über die italienische Musik veröffentlichte, von 1754 bis 1776 sechs Opern, eine Anzahl Kirchenstücke componirte und nach Graun's Tode Director der Capelle war*), veranstaltete jeden Sonnabend bei sich ein Concert von Instrumental- und Vocalmusik.

Der Andere, Joh. Gottl. Janitzsch, geb. 1708, gest. 1763, seit 1740 in Berlin, ebenso wie Agrikola akademisch gebildet, war Capellmeister der Redoutenmusik und Componist der meisten der dort zur Ausführung gelangenden Tänze, aber auch von Cantaten, Trauermusiken, Quartetten, außerdem Stifter einer musikalischen Akademie, die jeden Freitag, außer während der Opernzeit, in seinem Hause stattfand.

Eine dritte musikalische Veranstaltung, Assemblée, wurde jeden Montag bei dem Kammermusikus Schaale gegeben**).

Daneben gab es seit dem 1. September 1749 die „Musikübende Gesellschaft"***), die aus einer privaten, bei dem Domorganisten Sack sich zusammenfindenden Gesellschaft erwachsen war. Sie vereinte Fachmusiker und Musikverständige. Letztere verdienten, wie der mehrfach erwähnte bissige Anonymus meint, „diesen Titel nicht, sondern waren große Stümper in der Tonkunst". Dem Director Sack — seine Vorgänger waren Cochius und viele Jahre hindurch Riedt gewesen — schreibt er „übertriebenen Stolz und Grobheit" zu, womit er die Gesellschaft „wie eine Compagnie Grenadiers" behandle, und den Secretär Wolff nennt er „so weise und klug wie das Orakel zu Delphi". Die Gesellschaft sollte höchstens aus 12 ordentlichen und 8 Ehrenmitgliedern bestehen,

*) Vgl. Ch. C. Rolle, Neue Wahrnehmungen zur Aufnahme und weiteren Ausbildung der Musik. Berlin 1784. S. 92—95.

**) Ueber ein wöchentliches Concert, das Ernst Benda und Bachmann (1776) gaben, vgl. Reichardt, Briefe e. aufm. Reisenden die Musik betr. Fft. u. Lpz. 1774, S. 32 ff.

***) Ausführlich Wolff in Marpurg hist. krit. Beiträgen I, 1755, S. 385—413.

meist höheren Officieren und Beamten. Jeden Sonnabend fand eine Versammlung beim Director statt, in der von den Mitgliedern vorher angemeldete Musikstücke vorgetragen wurden; Zuhörer waren nur die von den Mitgliedern eingeführten Gäste, bei deren Auswahl des beschränkten Raumes wegen strenge Vorsichtsmaßregeln getroffen wurden. Der Anonymus meint, „der Einlassende habe sich benommen, wie einer, der gewohnt war, mit puren Gassenjungens umzugehn, wovon er Schulmeister war".

Dieser starken Musikübung und Compositionsthätigkeit gingen ausgedehnte theoretische Arbeit und Musikschriftstellerei zur Seite. Erstere zu würdigen muß füglich Fachzeitschriften überlassen bleiben. Nur über die Zeitschriften mag hier ein Wort verstattet sein.

Die erste dieser musikalischen Zeitschriften ist „Der kritische Musikus an der Spree". Trotzdem sie in Berlin erschien, trug sie kein Berliner Gepräge an sich, nahm wenigstens keine Notiz von Berliner musikalischen Vorkommnissen, Concerten oder Opernvorstellungen, sondern enthielt nur eine Reihe musiktheoretischer Abhandlungen, Uebersetzungen oder selbständige Arbeiten des Herausgebers F. W. Marpurg, des bedeutendsten Musikgelehrten seiner Zeit*). Unterbrochen werden diese Abhandlungen nur durch manche polemische Artikel, zu denen wirkliche oder fingirte Briefe den Anlaß geben, und durch Gedichte, gelegentlich auch frivolen Inhalts, unter denen das Lessing'sche „über die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen" wohl das merkwürdigste, wenn auch nicht das unterhaltendste ist. Der eigentlich kulturgeschichtliche Werth der Zeitschrift liegt wohl in ihrem Kampfe

*) „Der kritische Musikus an der Spree". Berlin, bei Haude. 50 Nummern, 4. März 1749 bis 17. Febr. 1750. Mehr als ein Band ist nicht erschienen. Ich benutzte ihn durch die Güte des Herrn Siegm. Schott in Frankfurt a. Main. — Ueber M., geb. 1718, gest. 1795, von 1746, dann von 1763 an in Berlin vgl. A. D. B. XX, 407 fg.; Lessings Gedicht, Ausg. Lachmann-Muncker I, 248 ff.; L. H. Fischer a. a. O. S. 82 ff.

gegen die welsche Musik, in ihrem Eintreten für die deutsche Kunst und den deutschen Geschmack.

Auch desselben Herausgebers „Beiträge" sind ein periodisches Werk*). Jeden Monat sollte ein Stück erscheinen, in Wirklichkeit haben die fünf, je sechs Stücke enthaltenden Bände 24 Jahre gebraucht (1754—1778), also fast ebensoviele Jahre, wie viele Monate in Aussicht genommen waren. Die Absicht war, sämmtliche in Deutschland neu erschienenen musikalischen Werke zu recensiren, von den fremdländischen Uebersetzungen oder Auszüge zu geben, selbständige theoretische Abhandlungen zu veröffentlichen, Biographieen bekannter Tonkünstler wie Nachrichten über deutsche und auswärtige Capellen, Theater, Musikgesellschaften mitzutheilen, über neue Erfindungen auf dem Gebiete der Tonkunst zu referiren, endlich den Schluß jedes Heftes mit einem Scherzgedicht und dessen Composition zu machen. Dieses Programm wurde jedoch nicht ausgeführt. Statt der verheißenen Scherzlieder, deren man 30 hätte verlangen dürfen, erschienen im ersten Bande 5 (darunter 2 von Lessing), im zweiten 3, in den folgenden gar keine. Immer mehr wurde die Zeitschrift zu einem Sammelplatz langathmiger deutscher und fremder Abhandlungen; die Nachrichten, die der Titel versprochen hatte, wurden immer seltener und bezogen sich, wenn sie kamen, mehr auf Pariser Zustände, ausländische oder wenigstens außermärkische, als auf Berliner. Eine Zusammenstellung deutscher Opern, ein Auszug aus Gottscheds bekanntem Theaterwerk, konnte ebensowenig anreizen, wie die Mittheilung einiger Sing- und Schäferspiele. Trotz des nicht sonderlich abwechselnden und anziehenden Inhalts war vielleicht weniger die Theilnahmlosigkeit des Publi-

*) Historisch-Kritische Beyträge zur Aufnahme der Musik von Friedrich Wilhelm Marpurg. 1. Bd. Berlin 1754 bei J. J. Schützens sel. Wittwe. 2. Bd. 1756 bei G. A. Lange, bei demselben auch die übrigen Bände. 3. 1757, 4. 1758, 5. 1760—1778. Gleichfalls von Marpurg: Kritische Briefe über die Tonkunst mit kleinen Clavierstücken und Singoden begleitet von einer musikalischen Gesellschaft in Berlin. $2^1/_2$ Bde. 1760—1763.

cums als die Ueberbürdung des Herausgebers, der fast allein die Beiträge lieferte, Schuld an dem langsamen und unregelmäßigen Erscheinen des Blattes.

Ein musikalisches Wochenblatt, das in Berlin 1762 herausgegeben wurde, fristete ein noch kläglicheres Dasein; nur zwei Nummern davon sind bekannt (Marp. h. cr. Beitr. V, 349).

Die musikalischen Hauptereignisse waren aber die im Kgl. Opernhause stattfindenden Opernvorstellungen.*) Der stattliche Bau, der bis zu dem Brande 1844 seiner künstlerischen Bestimmung diente, dessen Baugeschichte aber nicht im Einzelnen erzählt werden kann, wurde am 20. Juli 1741 begonnen. Da es doch nicht anging, wie der König wünschte, „den Bau binnen 2 Monaten zur Perfection zu bringen", so war in aller Eile im Schlosse eine provisorische Bühne errichtet worden, auf der bereits im Winter 1741 42 Vorstellungen gegeben wurden. In dem neuen, überall mit Gerüsten umkleideten, äußerlich und innerlich unfertigen Hause fand am 7. December 1742 die erste Vorstellung, Cäsar und Cleopatra von Graun statt. Das Theater, 300 Fuß lang, 106 Fuß breit, hatte 7 Thüren, durch deren jede 5 Personen zu gleicher Zeit passiren konnten. Breite Treppen führten bis nach dem vierten Rang; geräumige Gänge hinter den Logen ließen für viele Personen Platz. Die Akustik war wohl beachtet. Besondere Sorge war für eine glänzende Beleuchtung getragen, die in den beiden ersten Jahren an jedem Abend 2771 Thlr. kostete. Es war Sorge getragen, daß durch Erhöhung des Parterres das ganze Theater in einen einzigen Saal verwandelt werden konnte. Auf der Lindenseite befand sich eine große Freitreppe. Ueber der Colonnade war ein großes Basrelief angebracht; ähnliche, welche ihren Inhalt aus den Apollo, die Musen, die berühmten Sänger des Alterthums betreffenden Sagen entlehnten, schmückten die übrigen Seiten des Hauses.

Seit 1742 wurde in der Oper während der Monate De-

*) Für das Folgende vgl. L. Schneider: Geschichte der Oper und des k. Opernhauses in Berlin. 1852.

cember und Januar an jedem Montag und Freitag gespielt,*) gewöhnlich ein oder zwei neue Opern in der Saison. Außerdem fanden im Sommer in Potsdam häufig Vorstellungen statt. Im Jahre 1754 zählte man 42 Spieler, Mitglieder der Capelle, meist Deutsche, je 4 Sänger und Sängerinnen, ausschließlich Italiener, dazu Choristen, Tänzer und Tänzerinnen. Die vorgeführten Opern hatten alle einen italienischen Text, selbst die aus französischen Lust- und Schauspielen entnommenen, die Componisten waren durchaus Deutsche: Graun, Hasse, Nichelmann, Agrikola. Unter den Musikern sind viele unbekannte Namen, wenige Meister, wie Graun, die Benda, Janitzsch, Quantz, zu dessen Namen der oben schon vielfach angeführte Unbekannte hinzuschrieb, „allen Respekt." Nicht alle blieben bei ihrem Gewerbe, von dem Waldhornisten Christian Renges meldet unser Gewährsmann, daß er abdankte und Bierschenk wurde.

Die Textdichter der zu Berlin aufgeführten Opern waren entweder bekannte italienische Dichter wie Metastasio, oder zu Berlin angestellte Hofpoeten, deren Namen und Werke längst in verdiente Vergessenheit gerathen sind: Bottarelli, Villati, Tagliazucchi, Landi. Ihre Texte wurden gleichfalls von einem Italiener Francesson Grugnanelli ins Deutsche übersetzt, einem ehemaligen Gardisten, der auch deutsche Werke ins Italienische übertrug. Der König, der freilich immer Theaterdirectoren anstellte: Baron Swerts, Graf Golofkin, Freiherr von Pöllnitz, Graf von Zierotin-Lilgenau, Baron Arnim, nahm den lebhaftesten Antheil an allem, was die Oper anging. Aus den erhaltenen Cabinetsordres an die Theaterdirectoren sieht man, daß der König über die geringsten Kleinigkeiten, wie Kleidung einer Tänzerin in einem neuen Ballet, selbständig entschied. Das gegen einen der Genannten geäußerte Wort: „Ihr werdet weit klüger handeln, wenn Ihr dasjenige thut was ich Euch befehle und Euch nicht

*) Verzeichniß bei Marpurg, Hist. krit. Beitr. I. 75 ff., 85 ff., 148 ff., 156 ff., 504 ff.

angewöhnt zu raisonniren, denn das leide ich durchaus nicht", bezeichnet ungefähr die Machtsphäre dieser Hofbeamten und den Ton, in dem zu ihnen gesprochen wurde. Auch dem Publicum suchte der König seine Meinung deutlich zu machen. Bei der Entlassung des Balletmeisters Potier (1743, oben S. 399) veröffentlichte er einen Zeitungsartikel, in dem er den Entlassenen den „allerärgsten Thoren" und den „allergröbsten Gesellen" nannte. Der König war es auch, der in Venedig 1743 die schöne in ganz Italien gefeierte Tänzerin Barbarina engagiren und die Unwillige mit Gewalt nach Berlin bringen ließ. Dort erwies er ihr — und mit ihm das ganze Berliner Publicum — die größten Huldigungen, bis sie bei ihm in Ungnade fiel. Sie ging nach England (1748), kehrte aber wieder nach Berlin zurück und heirathete trotz des Widerspruchs des Königs den Geheimen Rath von Cocceji, den Sohn des Großkanzlers. Der König benahm sich bei der ganzen Sache weit milder als der heftige Vater und die übereifrigen Justiz- und Polizeiorgane. Da er sah, daß die Sache einmal geschehen war und die Liebenden nicht einer flüchtigen Neigung, sondern ernstem Gefühl folgten, so ließ er Milde und Nachsicht walten. Sie lebte mit ihrem Gatten in Glogau und starb, von Friedrich Wilhelm II. in den Grafenstand erhoben 1799.

Unter den an der Oper mitwirkenden Künstlerinnen wurde am berühmtesten die 1771 engagirte, schon damals allenthalben, auch durch Verse Goethes gefeierte Sängerin Demoiselle Schmeling, die erste Deutsche, die des Königs Vorurtheil „er wolle sich lieber eine Arie von einem Pferde vorwiehern lassen, als eine Deutsche zur Primadonna haben" glänzend zu Schanden gemacht hatte. Auch sie hatte, wie die Barbarina, mannigfache romantische Schicksale. Sie ließ ihren Vater aus Berlin ausweisen, verliebte sich in einen Musiker Mara und wollte ihn heirathen. Der König, der dies ungern sah, den Musiker in seinem Unwerth erkannte, ließ ihn geringfügiger Ursachen wegen verhaften, mußte ihn aber, um die Sängerin zu halten, die nach

Ablauf ihres Contractes zu gehen entſchloſſen war, freilaſſen, in die Heirath willigen und der Sängerin einen lebenslänglichen Contract zugeſtehen. Trotzdem gehörte ſie keineswegs Zeit ihres Lebens Berlin an. Vielmehr blieb ſie nur wenige Jahre, in denen ſie, wie es Sängerinnen oft beſchieden war, das ungetheilte Entzücken des Publicums hervorrief. Vielleicht war dasſelbe theilweiſe dadurch veranlaßt, daß dieſes, der franzöſiſchen und italieniſchen Sängerinnen müde, froh war eine deutſche Künſtlerin bewundern zu können. „Wer", ſo ſagt ein damaliger Berliner Kritiker, „von Madame Mara die erſte Arie als Artemiſia gehört, und ſein Herz iſt nicht vor Wolluſt aufgeſchwollen, daß er ein Deutſcher ſei, von dem könnten wir den Zweifel nicht gut unterdrücken, er verdiene keiner zu ſein." Ein paar Jahre ſchien in der That volle Eintracht zu herrſchen; der König, das Publicum, die Kritik waren entzückt. Doch auch hier kam es zum Bruch. 1776 ließ die Mara durch ihren Mann dem Könige ſchreiben, daß ſie eine von Reichardt componirte Arie nicht ſingen möge. Zur Strafe ließ der König den inſolenten Briefſchreiber nach der Feſtung Spandau bringen, mit der manche Mitglieder der Berliner Oper intime Bekanntſchaft zu machen Gelegenheit hatten; der Sängerin aber ließ er melden, ſie werde bezahlt, damit ſie ſinge, nicht damit ſie ſchreibe. Schließlich fügte ſie ſich dem Befehl, ſang aber das gebotene Stück Keinem zur Freude. Mußte ſie ſich auch augenblicklich dem höhern Gebot fügen, ſo ſetzte ſie doch ſchließlich ihren Willen durch; ſie ging aus Berlin fort, das ihr widrig geworden war, freilich um auch in Wien und Paris, wohin ſie ſich begab, nicht die Ruhe und das Glück zu finden, das ſie begehrte.

Mit ihrem Entweichen (1779) war die künſtliche Blüthe der Berliner Oper zu Ende. Sie war künſtlich, weil ſie in der Stadt, in der ſie getrieben wurde, keine richtige Stätte, keinen wahren Boden fand. Es gab kein Enſemble, ſondern einzelne Sterne und einen Haufen unbedeutender Mitwirkenden, die nicht mitzählten. Es gab keine Schule, ſondern ein paar Paradevorſtellungen in einigen

Monaten; kein Repertoire von bewährten Werken, sondern ein paar veraltete Zugstücke und dann wieder Werke immer derselben Meister in immer gleicher Manier. Es gab auch kein Publicum, denn die Anwesenden bestanden aus dem Hofe, den Beamten, der Generalität und den durch die Güte des königlichen Gastgebers Zugelassenen. So lange dieser Lust und Laune an seinem kostbaren Spielzeug behielt, blieb wenigstens der äußere Glanz; als dieser schwand, blieb überhaupt nichts mehr übrig. In einem späteren Rückblick legte Reichardt, dessen eigentliche Bedeutung für Berlin erst der folgenden Periode angehört, das traurige Bekenntniß ab: „Jedermann weiß es, daß die Berlinische italienische Oper in den letzten Jahren der vorigen Regierung zu einer solchen Schlechtigkeit herabsank, daß sie auch von keiner Seite mehr für den Künstler wahren Werth hatte; der König sah sie gar nicht mehr."

Unter den Musikern aus jener Zeit verdienen einige eine kurze Betrachtung: Quantz, Graun, Kirnberger, Bach.*)

Der Liebling Friedrich's, sein Lehrer und Meister auf dem vom König bevorzugten Instrument, der Flöte, war J. J. Quantz, 1697—1773. Nach einem sehr bewegten Leben, eifrigem Lernen in Deutschland, Frankreich, Italien und langer Beschäftigung in Dresden, lebte er seit Friedrich's Regierungsantritt in Berlin, weniger in öffentlicher, als in privater Stellung. Er hatte den König bei seinen Flötenstudien zu unterstützen, in den musikalischen Abendunterhaltungen mitzuwirken und für Flötencompositionen

*) Für das Folgende vgl. Ledebur, Tonkünstler-Lexikon Berlins, Berlin 1861. Ferner A. D. B. XXVII, 15—25 (R. Eitner), IX, 607 bis 609 (Fürstenau); über Graun auch Rolle a. a. O. 96—106; das Gedicht bei Marpurg, hist.-krit. Beitr. IV, 398 fg., A. D. B. XVI, 24—26 (Spitta). Quantz' Biographie von seinem Urneffen Albert Quantz. 1877. — Bitter: C. Phil. Em. und Wilh. Friedemann Bach 2 Bände. Berlin 1868 ff. Daf. I, 19—22 ein Besoldungsetat der „Capellbedienten" 1744/45, der die jährliche Ausgabe von 47,327 Thlr. 22 Gr. 9 Pf. aufweist. Graun und Quantz bekamen jeder 2000, Bach 300, die Barbarina 3000, „der neue Musikus" Mara 600 Thlr.

zu sorgen. Er befriedigte seinen königlichen Herrn in hohem Grade und entzückte ihn stets von Neuem. Er übte auf die Anstellung anderer Musiker in Berlin großen Einfluß aus, doch ohne sich je in den Vordergrund zu drängen. Denn hauptsächlich wirkte er als Theoretiker, Lehrer, auch als Componist für seine Schüler. In der letztgenannten Thätigkeit war er weniger bedeutend in seinen Liedern, als in seinen Instrumentalwerken, deren zarter, inniger, gesangreicher Ausdruck hauptsächlich in seinen Adagios gerühmt wurde.

Mehr an die Oeffentlichkeit als Componist trat K. H. Graun (1701—1759), der allein 36 Opern schrieb und aufführen ließ. Schon 1735 war er, zunächst als Sänger, vom Kronprinzen Friedrich nach Rheinsberg gerufen worden und trug mit seinem Gesange große Erfolge davon; bald nach der Thronbesteigung wurde er Capellmeister und war seitdem ausschließlich als Componist thätig. Er war der hauptsächliche Lieferant für die Königliche Bühne. Bedeutender als seine Opern waren jedoch seine Kirchenmusiken, von denen seine Trauermusik für das Leichenbegängniß Friedrich Wilhelms I. auf einen lateinischen Text Baumgartens und das Tedeum für die Schlacht von Prag hervorgehoben wurden. Bei festlichen Gelegenheiten im königlichen Hause, bei der Vermählung des Prinzen von Preußen und bei der der Königin von Schweden componirte er musikalische Prologe. Sein am meisten gerühmtes Werk, das bis vor wenigen Jahren regelmäßig zur Passionszeit in Berlin gehört wurde, ist seine Cantate „Der Tod Jesu“ nach Ramler's Text. (Vgl. oben S. 475.) Das Werk galt damals als die größte Vollendung der Kirchenmusik. Recitative, Arien, Duette, Chöre, Tutti wurden gleichmäßig gerühmt und als ganz besonders kirchenmäßig bezeichnet*). „Und der Ausdruck der Worte und die darinnen liegende Empfindung! Wie er hier das ganze Geschäfte des vollkommenen Componisten verrichtet, wie er

*) Dies und das Folgende nach Reichardt, Briefe S. 54 ff.

den Gedanken der Poesie von allen zeigt, wie jede Wiederholung dazu dient, um ihn uns tiefer einzuprägen, wie diese niemals zum Ueberdrusse gereichet; und wie endlich der ganze Gesang und fast jede einzelne Stelle und Figur vortrefflich gewählt und dem Orte angemessen ist." Graun war ein Hauptvertreter des deutsch-italienischen Geschmacks. Sein Reichthum an Melodieen wurde besonders gerühmt: sie entsprachen, wie ein Zeitgenosse von ihm sagte, seinem leutseligen, freundlichen, zärtlichen Charakter. Nach seinem Tode wurde die Wirkung, die er übte, durch folgende Verse gefeiert, deren gute Gesinnung gewiß besser ist als ihr Ausdruck:

Wenn er im Schmerz der klagenden Cantate
Die Violine wimmern ließ,
Und jeder Strich, der sich der Saite nahte
Das Herze wie ein Dolch durchstieß ...
Dann riß er den, der sonst nicht fühlen konnte,
Zur heftigsten Bewunderung hin,
Und wer sich sonst mit Regungen verschonte,
Ward hier Gefühl und lauter Sinn.

Im Gegensatz zu diesen ausübenden Musikern und Componisten, die sich ganz und voll ihres Erfolges freuen durften, stand der Herausgeber und Biograph Grauns, J. Ph. Kirnberger (1721—1783, seit 1751 in Berlin), der Theoretiker. Als solcher war er wohl tiefer und origineller als Marpurg, besaß aber nicht dessen Gewandtheit. Er mußte sich in ziemlich abhängigen Verhältnissen, zuerst in der königlichen Capelle, dann in der des Prinzen Heinrich (oben S. 603) und der Prinzessin Amalie plagen und brachte die letzten Jahre seines Lebens in Krankheit und großem Elend zu. Während die übrigen Musiker der deutsch-italienischen Richtung angehörten und das Moderne liebten, stand Kirnberger einseitig auf der Partei der Deutschen und verehrte Sebastian Bach als einzigen Meister. Jene erlangten für ihre Leistungen unbedingten, vielleicht übermäßigen Erfolg, dieser, der mit der Sprache rang und für seine Gedanken nicht die nöthige Klarheit gewann, wurde nur von

Wenigen verstanden und mußte mit großer Heftigkeit, die eben dem Widerspruch entsprang, den er fand, für seine Anschauungen eintreten.

Lange gehörten auch zwei Vertreter der Familie Bach, Karl Philipp Emanuel und Wilhelm Friedemann, Berlin an*). Jener (1714—1788) war von 1738 bis 1767, dieser (1710 bis 1784), von 1774 an bis zu seinem Tode in Berlin. Der Letztere, wegen seines Namens und wegen seiner Trefflichkeit im Orgelspiel zuerst sehr gefeiert, von der Gesellschaft gesucht und verhätschelt, sank bald tief und immer tiefer, so daß seine Berliner Jahre als eine große schwere Leidenszeit angesehen werden müssen. Philipp Emanuel dagegen, der sich freilich in Berlin nie sonderlich wohl fühlte, lebte dort und in Potsdam bis 1756 in anstrengender Thätigkeit als des Königs Begleiter auf dem Clavier, in hohen Ehren. Er stand bei der Prinzessin Amalie und anderen fürstlichen Persönlichkeiten in großer Gunst. Er war als Componist für Clavier, Orgel, Gesang, als Herausgeber der Werke seines Vaters thätig, freilich die väterliche Hinterlassenschaft nicht immer mit geziemender Pietät behandelnd. Unter den weltlichen Liedern, die er componirte, Liebes- und Trinkgesängen, anakreontisch-harmlosen, fröhlichen Gesängen befanden sich solche von Kleist, Gleim, Lessing und anderen Zeitgenossen. Ein besonderes Verdienst jedoch erwarb er durch die Composition Gellert'scher geistlicher Lieder (Berlin 1758). Er war, wie er sich selbst ausdrückte, von der „Vortrefflichkeit der erhabenen, lehrreichen Gedanken, wovon diese Lieder voll sind, dergestalt durchdrungen", daß er sie alle in Musik setzte. Es ist dies, wie sein Biograph bemerkt, eine Leistung, die ihn „in die Reihe der großen Erscheinungen stellt, durch welche die Kunstgeschichte in ihrer stetigen Entwicklung gefördert worden ist".

Ueberhaupt wurde Berlin während dieser Jahre der Vorort des lyrisch-musikalischen Lebens. 1753 und 1755 erschienen zwei

*) Ueber beide das Werk C. H. Bitters. Berlin 1868. 2 Bände.

Theile der „Oden mit Melodien", die letzteren faſt ausſchließlich von den eben charakteriſirten Componiſten. 1756 wurden in Leipzig „Berliniſche Oden und Lieder" herausgegeben; dort und in Berlin erſchienen in den nächſten Jahren noch manche Sammlungen geiſtlicher und weltlicher Lieder, die ebenſo wie ihre Texte in Vergeſſenheit gerathen ſind, über deren Bedeutung der Nichtfachmann aber ſich des Urtheils enthalten muß.

Die Bedeutung Ph. Em. Bach's und zugleich die Wichtigkeit des damaligen Berlin für die Geſchichte der Muſik mag mit folgenden Worten ſeines Biographen gekennzeichnet werden: „Seine künſtleriſche Richtung iſt aus der Rückwirkung hervorgegangen, welche des Königs wunderbarer Geiſt auf ſeine Umgebung ausüben mußte. Bach lebte am Hofe unter und mit Männern, die mit ihm demſelben Ziele zuſteuerten. Er überwog, vielleicht mit Ausnahme von Graun, ihrer Alle. Der Schöpfer des modernen Lieds und der neueren Muſikſchule für das Clavier erſtarkte in ſeinem Streben, in ſeinem Wollen und Können in jener Sphäre, die bewußt oder unbewußt die Grundlage der Kunſt, den Ernſt und die Strenge des Stils mit dem Wohllaute der berechtigten ſinnlichen Elemente in Uebereinſtimmung zu ſetzen trachtete".

Neunzehntes Kapitel.

Sittliche und ökonomische Zustände.

Trotz der schweren Zeiten, die Berlin während der drei schlesischen Kriege durchzumachen hatte, trotz der großen Verluste, die Einzelne erlitten hatten, trotz des Wankens großer Häuser, der Bankerutte kleinerer, denen der König mit freigebiger Hand zu steuern suchte, trotz der Vielen, die im Elend und durch die Seuchen untergegangen waren, hatte sich in der Zeit Friedrich's des Großen Zahl der Bevölkerung und Reichthum der Einzelnen sehr vermehrt.

Die Zahl der Einwohner, die nach der üblichen Schätzung und Annahme 98,000 im Jahre 1740 betrug, hatte nach den ersten Kriegen 1746 eher etwas ab- als zugenommen. In den folgenden Friedensjahren bis 1755 stieg sie auf 126,661, um sich am Ende der siebenjährigen Kriegszeit, freilich mit völliger Abrechnung der Garnison, zu der auch immer Soldatenfrauen und -Kinder zugerechnet wurden, auf 98,090 zu vermindern. Die folgenden fünfzehn Jahre bis 1777 weisen eine für unsere Begriffe nicht übermäßige Vermehrung bis 108,355 auf. Da aber damals die Militärbevölkerung eine außerordentlich große war, fast ein Drittel der Civilzahl, nämlich 32,364, so war die Gesammtzahl der Bewohner 140,719. In ähnlichem Verhältniß stieg die Bewohnerzahl bis 1786, so daß man beim Abschluß der Periode etwa die Zahl von 150,000 erreicht, gegen den Anfang also immerhin eine Vermehrung von 50 Procent erlangt hatte.

Manche Beförderung des Handels und der Industrie geschah gewiß unter dem directen Einfluß und durch die Mitwirkung des Königs. Mehr aber vermochte der indirecte Einfluß. Wie die deutschen Poeten etwas Tüchtiges zu leisten suchten, um von dem Könige bemerkt zu werden, so setzten auch Geschäftsleute einen Ehrenpunkt darein, sich vor dem Könige auszuzeichnen. Die Stadt Berlin hatte das Verlangen, vor anderen Städten hervorzuragen, um ihrem Könige ähnlich zu werden, der es allen Fürsten zuvorthat.

Eine rege Handels- und Fabrikthätigkeit entwickelte sich in Berlin.*) Großhandlungen mit Produkten und Manufacturwaren entstanden, mit denen bald bedeutendere Wechselgeschäfte verbunden waren. Die ersten Courszettel gehören dem Jahre 1786 an. Zwanzig Jahre früher (17. Juni 1765) wurde die königliche Bank in Berlin errichtet, der im nächsten Jahrzehnt eine Anzahl Bankcomtoire in verschiedenen preußischen Städten folgte; die 1772 gegründete Seehandlung hatte das Vorrecht, ausländische Salze einzuführen, und betrieb einen ausgedehnten Handel mit Waaren, die sie zur See bezog. Der königlichen Tabaksadministration (1766) unterstand die alleinige Fabrikation und der Handel mit Tabak. Die Privatfabrikthätigkeit erstreckte sich auf die Wollenmanufactur, in der freilich das königliche Lagerhaus nach wie vor (vgl. oben, S. 280) besonders eifrig war: 1782 zählte man 336 Manufacturisten mit 3097 Stühlen. Daneben gab es Baumwollenspinnereien, Webereien feiner Tücher, Tuchwalkereien, Strumpfwirkereien, Lederindustrie, Teppichfabriken. In der Zeit Friedrich's des Großen entwickelte sich Seidenbau und Seidenmanufactur zu großer Bedeutung.**) Juden und Franzosen waren bei der gesammten Handels- und Fabrikthätigkeit in hervorragender Weise beschäftigt.

*) Vgl. die oben S. 278 A. genannte Schrift, ferner Nicolai's Angaben.

**) Darüber jetzt die Mittheilungen bei G. Schmoller: Acta borussica, 3 Bände, Berlin 1892, deren Einzelangaben zu benutzen außerhalb des Rahmens dieses Buches liegt.

Einer dieser Fabriken mag etwas ausführlicher gedacht werden, nicht weil ihre Betrachtung den Aufgaben dieser Schilderung näher liegt, sondern weil sich mit ihr ein eigenartiges litterarisches Denkmal verknüpft. Es ist die Porzellanmanufactur*) und ihr Begründer Gotzkowsky. Das Denkmal aber**) ist seine Selbstbiographie oder seine Rechtfertigungs- oder Selbstrühmungsschrift (oben, S. 302), in der er vielleicht der Wahrheit, gewiß aber nicht der Bescheidenheit gemäß alle die Verdienste auseinandersetzt, die er sich während der russischen Occupation und später durch Reisen ins Hauptquartier der Feinde erworben, und in der er ferner darlegt, daß er nicht etwa durch Unfähigkeit oder Spekulationslust, sondern durch die Wechselfälle des Krieges zu Grunde gerichtet worden sei. Es ist ein durch die darin mitgetheilten Actenstücke, Briefe und Notizen historisch sehr wichtiges, aber psychologisch recht unerquickliches Buch, in dem der Autor mit unerträglicher Geschwätzigkeit seine Beziehungen zum Könige und zu den sonstigen Großen auskramt, seine Belästigungen und Verluste als Wirkungen der undankbaren Welt und als traurige Folgen seines übergroßen Patriotismus darzustellen liebt, während der unbefangene Leser nicht umhin kann, zu meinen, daß bei größerer Vorsicht und geringerer Vielgeschäftigkeit der Autor für sich und die Seinen besser gesorgt hätte. Dann würde er den Stürmen eher widerstanden haben, ebenso wie viele andere damalige Geschäftsleute, die trotz der Kriegsunruhen unermüdlich ihrer Arbeit nachgingen und aus ihrem Patriotismus kein Geschäft machten.

Gotzkowsky's Name ist eng verknüpft mit der 1763 begründeten Porzellanmanufactur. Das Verdienst, die erste solche Manufactur in Preußen begründet zu haben, gebührt Wilh. C.

*) G. Kolbe: Geschichte der königlichen Porzellanmanufactur zu Berlin. Berlin 1863. — Eine ausführliche neue Arbeit steht in Aussicht.

**) Geschichte eines Patriotischen Kaufmanns. 1768. 192 SS. Dass. 2. Aufl. 1769 als „erster Theil" bezeichnet; der „zweite Theil", gleichfalls 1769, hat aber gar nichts mit G. zu thun. Neudruck: Schriften des Vereins für die Gesch. Berlins, Heft 7, Berlin 1873.

Wegeli (1750), der das Geheimniß von Arbeitern aus der Fabrik in Höchst käuflich erworben haben soll. Diese Fabrik ging 1757 ein, Gotzkowsky errichtete 1761 eine neue mit den Beständen der alten, engagirte Künstler und gab sich mit der technischen und künstlerischen Vervollkommnung der Oefen, Fabrikate, Vergoldung große Mühe. Als er Bankerutt machte (1763), kaufte der König die Fabrik mit allen ihren Beständen für eine sehr ansehnliche Summe. Er errichtete 1765 ein neues Haus, das jedoch alsbald einstürzte und wieder aufgebaut werden mußte, gewährte namhafte Beiträge zur Verbesserung der inneren Einrichtung, verlieh der Fabrik mancherlei Freiheiten, verschaffte ihr das ausschließliche Recht der Porzellanfabrikation und führte ihr zwangsweise Käufer zu.

Man konnte dem Könige keinen größeren Gefallen thun, als die Fabrik zu besuchen und zu loben; vornehmere Fremde beeiferten sich daher, die Sehenswürdigkeit zu betrachten. Die Sorge des Königs und die Anstrengung aller derer, die sich ihm willig bezeigten, erzielten schöne Resultate: die jährliche Durchschnittseinnahme betrug über 90,000 Thaler, der Ueberschuß, der in die königlichen Kassen floß, etwa 20,000 Thaler. Die Geschmacksrichtung, der man folgte, war durchaus das Rococo, sowohl in der Form als in der Malerei. Die Porzellanfabrik producirte einfache Geschirre, kostbare Schmuck- und Gebrauchsgegenstände. Einer der werthvollsten war der große Tafelaufsatz, den 1772 der König der Kaiserin von Rußland schenkte: in der Mitte war die auf dem Thron sitzende Kaiserin zu sehen; um den Thron waren die mythologischen Gottheiten vereinigt; vor der Kaiserin stand die Themis; unten knieten die russischen Nationen in ihren Trachten. — Das Urtheil über die Erzeugnisse dieser Kunst- und Fabrikthätigkeit hat im Laufe der Zeiten manche Wandlung erfahren. Das übermäßige Entzücken der Zeitgenossen machte in der späteren Zeit einer tiefen Verachtung Platz, so daß die Erzeugnisse der Berliner Manufactur als Proben einer tiefgesunkenen Kunstübung betrachtet und einzelne Ueberbleibsel

als offenkundige Beweise gröblichen Ungeschmacks aufgezeigt wurden. Die neuere Zeit, die in der Huldigung für das Rococo große Fortschritte macht, läßt den Werken jener Zeit bessere Würdigung zu Theil werden und unterschreibt zum mindesten das Urtheil des Geschichtschreibers der Anstalt, der, wenn er auch manches Conventionelle tadelt, „die feine plastische Durchführung, Schönheit und Weiche der angewandten Farben und richtige Vermittlung derselben, geistvolle Behandlung der Malerei“ durchaus zu loben weiß.

Schon aus diesen wenigen Notizen ergibt sich eine tüchtige Summe Arbeit, die in Berlin geleistet wurde. Denn Berlin war, was es seitdem immer geblieben ist, mögen damalige und spätere Gegner sagen, was sie wollen, eine Stadt eifriger Arbeit. Aber der Arbeiter, zumal der, welcher reichlichen Lohn erhielt, forderte auch seine Erholung. Er suchte sie in Vergnügungen, die er sich selbst bereiten konnte, in Darbietungen der Kunst, in officiellem Gepränge. Von den Genüssen, die, um von den feineren, nur Höhergebildeten zugänglichen Darreichungen der Poesie zu schweigen, durch Theater, Musik den Bürgern gewährt wurden, war bereits die Rede; von denen der bildenden Kunst ist noch zu sprechen. Unter dem, was officielles Gepränge zu gewähren vermochte, waren militärische Schaustellungen am beliebtesten. Den König zu sehen und in den paradeübenden Truppen die Krieger zu begrüßen, welche die glänzenden Schlachten geschlagen, war eine Hauptfreude der Einheimischen und Fremden.

Was sonst der König seinen Residenzbewohnern von Feierlichkeiten und Festveranstaltungen darbot, war ziemlich gering. Besaß er auch nicht die Nichtachtung seines Vaters gegen prunkvolles Auftreten, so war er doch von der Festfreudigkeit und Glanzsucht seines Großvaters weit entfernt. Je älter er wurde, desto weniger verließ er sein einsames Sanssouci. Auch erhielt er in höheren Jahren immer weniger Besucher, weil die Fremden den berühmten Mann in seiner arbeitsreichen und beschaulichen Stille kaum mehr zu stören wagten.

Officielle, d. h. vom Könige veranſtaltete Feſte gab es alſo damals in Berlin verhältnißmäßig wenig. Doch kamen ſie gelegentlich vor und wenigſtens eines mag auf Grund einer unmittelbar danach erſchienenen Publication*) geſchildert werden. Der Hiſtoriograph dieſer Feſte beginnt mit den Worten: „Die Vergnügungen der Helden müſſen für die Nachwelt Intereſſe bieten" und ſetzt auseinander, daß die Späteren nicht bloß Kriegs- und Friedensthaten des Herrſchers kennen, ſondern auch erfahren ſollen, daß er der prachtfreudigſte geweſen.

Die von dem König zu begrüßenden Gäſte, ſeine Schweſter, die Markgräfin von Baireuth und deren Gemahl, kamen am 8. Auguſt 1750 in Potsdam an. Am 8. Auguſt war Diner im Marmorſaal, am 9. italieniſches Intermezzo im neuen Theater, am 10. Beſichtigung von Sansſouci, daſelbſt im Muſikſaal Concert, Ball im Hofe. Am 11. kamen die hohen Gäſte nach Berlin und wurden von der Königin im Schloſſe, von der Königin-Mutter in Monbijou empfangen und mit einem Mittageſſen bewirthet. Am 12. war große Tafel bei der Königin, an der 30 Perſonen, darunter 20 Prinzen und Prinzeſſinnen theil-

*) Journal historique des festes que le roi a données à Potsdam, à Charlottenbourg et à Berlin à l'occasion de l'arrivée de leurs Altesses Roiale (sic) et Serenissime de Brandebourg-Baireuth au mois d'Août 1750. Imprimé chez Chrétien Frédéric Henning. 44 SS. in 4°. Im Orig. alles mit großen Buchſtaben, daher faſt ganz ohne Accente. (K. B.) Den Unterſchied der Zeiten kann man ſchon in der ganz angemeſſenen, immerhin einfachen Ausſtattung dieſer Schrift erkennen. Zu Zeiten Friedrichs I. hätte man ſich die Gelegenheit nicht entgehen laſſen, einen Foliband mit prächtigen Stichen herzuſtellen. — Die Memoiren der Markgräfin können von den Feſten nicht reden, da ſie nur bis 1742 reichen. Dagegen ſprachen die Berliner Zeitungen viel von den Feſten. Die Voſſ. Zeitg. theilt am 11. Aug. die Ankunft der Gäſte mit; in der Nummer vom 13. Aug. iſt vom Concert in Potsdam, dem Einzuge in Berlin, der Hauptprobe des Carouſſels die Rede; am 15. von der „Erleuchtung" in Potsdam und der 2. Probe, am 18. von der Hauptprobe, am 20. von dem Feuerwerk, am 25. von der „letzten und Hauptprobe" des Carouſſels. Deſſen Beſchreibung ſteht in der Nummer vom 27. Aug.

nahmen, wobei von dem goldenen Service gespeist wurde. So wechselten in einer gewissen Reihenfolge, durch wenige Ruhetage unterbrochen, Mittag-, Abendessen, Concerte, Theatervorstellungen. Von solchen, die im Opernhause, Monbijou und Potsdam stattfanden, werden die der italienischen Oper Phaëton (Uebersetzung des Quinaultschen Textes), Iphigenie von Racine mit Graun's Musik und zwei Comödien Molières genannt. (Vom deutschen Theater war natürlich nicht die Rede.) Die Glanzpuncte der Festlichkeiten waren, wenn man von den Redouten absieht, die auch sonst stattfanden, und einer am 24. auf dem Tempelhofer Felde abgenommenen Truppenrevue, eine Illumination und ein Carousſel. Jene, die mit einem großen Maskenball verbunden war, der erst um 3 Uhr Morgens sein Ende erreichte, fand am 18. in Charlottenburg statt: in blauem Lichte erschien das Monogramm der Königin-Mutter und der markgräflichen Herrschaften, mitten in einer Anzahl von Schwärmern, Flammengarben und griechischem Feuer. „Alles machte einen solchen Eindruck, daß man glaubte, Himmel, Erde und Wasser stünde in hellen Flammen." Das Feuerwerk, von Herrn Michelmann geleitet, bestand aus 12 Feuerrädern, 12 Streitfeuern, über 9000 Raketen, etlichen 100 Luftkugeln, 60 Bienenschwärmern, 50 Feuerfontainen und mehr als 300 Wasserkegeln. Die Vossische Zeitung, der die vorstehenden Einzelheiten entnommen sind, fährt in der Erzählung so fort: „Fast ganz Berlin nahm Theil an diesem königlichen Vergnügen und selbst der Himmel wollte, daß eine angenehme Nacht, welche die Stille und Helle von andern unterschieden, dasselbe desto bequemer machen sollte. Die ganze Nacht durch war der Weg zwischen hier und Charlottenburg voll Menschen, welche das Feuerwerk zu vielen tausenden heraus gelocket hatte und von dem vielfachen Zurufe der vergnügten Gesellschaften schallten die umliegenden Wälder so lebhaft wieder, als ob sie sich in so viel Menschen verwandelt hätten, als sie Bäume in sich hatten."

Das Carousſel endlich, das Hauptstück des Festempfangs,

wurde am 25. Nachts veranſtaltet und am 27. am Tage wiederholt. Zu ſeinem Leiter, zu einer Art von Feſtpräſidenten, wurde ein Graf Schaffgotſch beſtimmt. Das Carouſſel war halb Wettrennen, halb Ballet (Quadrille). Letzteres wurde durch die Vertreter von vier Völkerſchaften: Römer, Carthager, Griechen, Perſer geritten, erſteres von deren Führern, den drei Brüdern des Königs und dem Markgrafen Karl. Auf „dem großen Paradeplatz vor dem Garten des Königs", d. h. dem damals viel weiter ausgedehnten Luſtgarten, war ein Amphitheater errichtet, auf dem Prinzen, der Hof, die Generalität und die Geſandten Platz nahmen; eine niedrigere Tribüne war für die Prinzeſſin Amalie beſtimmt, welche die Preiſe, drei goldene Ringe und ein Paar diamantne Manſchettenknöpfe, zu vertheilen hatte. Der Feſtzug wurde durch den Stallmeiſter Froben eröffnet, ihm folgte der Zug der Römer. Dieſer hatte folgende Ordnung: ein Paukenſchläger und 8 Trompeter. Dann kamen: ein Fahnenträger, 4 Handpferde, von je zwei Stallknechten geführt, 8 Lictoren, 8 Sclaven, immer zwei zu zwei gehend, Graf Schwerin als eine Art oberſter Heerführer, 8 Freigelaſſene, 2 Läufer, 4 Pagen, endlich der Prinz von Preußen, der älteſte Bruder des Königs als römiſcher Conſul. Bei allen vorerwähnten wird Kleidung und Schmuck bis ins Einzelſte beſchrieben; eine Vorſtellung der außerordentlichen bei der Ausſtattung verwendeten Pracht mag durch die Schilderung des Koſtüms des Conſuls hervorgerufen werden. „Sein Kleid war aus Goldbrokat, mit einem aus Diamanten zuſammengeſetzten Adler auf der Bruſt. Die aus feuerfarbenem Velours gemachten Epauletten und Schöße waren mit Stickerei und goldenen, mit Diamanten geſchmückten Franſen beſetzt. Solche Goldfranſen befanden ſich auch unten am Reifrock, der aus Silberſtoff beſtand. Der Gürtel, der zugleich als Degengurt diente, war aus ſchwarzem diamantbeſetzten Velours. Der Prinz trug einen ſilbernen, gleichfalls mit Diamanten reich verzierten Helm, worauf man Romulus und Remus ſah, die von einer Wölfin geſäugt wurden; ein goldener römiſcher Adler

bildete den Helmputz, mit einer Spitze von weißen Federn, aus der ein Reiherbusch hervorragte. Ueber dem Kleide hing ein aus Silbergaze gefertigter Mantel, der, als Zeichen der Consulwürde, mit Purpur verbrämt war; vorn und auf beiden Schultern war er mit Edelsteinagraffen befestigt. Die Schuhe waren aus feuerfarbenem goldgestickten Velours, mit goldenen Bändern zusammengehalten, auf denen Diamantrosen blitzten; ein goldener Degen steckte in einer mit Diamanten besetzten Scheide." In ähnlicher Ausführlichkeit wird der kaum minder kostbare Schmuck des Pferdes beschrieben. Der Prinz war von 6 Parteigängern (aventuriers): einem Markgrafen, einem Herzog und 4 adligen Officieren begleitet; jeder dieser Begleiter wieder von je einem Freigelassenen und einem Sclaven. Nach dem Einzug dieser 4 Völkerscharen fand, als Haupt- und Glanznummer, ein sechsmaliges Wettrennen der Führer statt, wobei Rang und Alter stets dermaßen respectirt wurden, daß der Aelteste und zugleich Höchste jedesmal als erster ans Ziel kam. Demgemäß wurde er auch mit dem ersten Preise begabt; die der Rangordnung nach nächsten mit den folgenden. Solche Rangordnung brauchte bei der Wiederholung des Festes nicht mehr gewahrt zu werden, da nun statt der Prinzen vier Adlige die Führung übernahmen. Sie kamen in folgender Reihe ans Ziel: Graf Kalckreuth, Baron Dankelmann, Graf Sulkowsky und Baron Montolieu und erhielten goldene Waffen von der Prinzessin Amalie, die wiederum das Amt der Preisspenderin übernommen hatte. Ihr und dem Feste überhaupt widmete Voltaire, der sich am ersten Tage unter den Zuschauern befand, folgende stark übertreibende Verse:

Jamais ni la Grèce ni Rome
N'eut des jeux si brillants, ni de plus dignes prix.
J'ai vu les fils de Mars sous les traits de Paris
Et Venus qui donnait la pomme.

Mit Wiederholung des Carousels waren die Feste trotz ihrer beinahe dreiwöchentlichen Dauer noch nicht zu Ende, sondern dauerten fast ununterbrochen bis zum 31. August, an

welchem Tage der König nach Schlesien abreiste. Die letzten Tage des Aufenthalts, den das markgräfliche Paar in Berlin nahm, waren stillem Familienleben gewidmet. Am 5. September reisten die fürstlichen Gäste ab; nur der Markgraf aber zog wirklich weiter, die Markgräfin, die in Potsdam erkrankte, blieb vier Tage dort und wurde dann nach Berlin gebracht, „von wo sie erst," wie der Berichterstatter schließt, „nach ihrer völligen Genesung abreisen wird, für die Hof und Stadt einmüthige Wünsche hegen."

Auch sonst wurden Fürstlichkeiten und fremde Gesandte in Berlin prächtig begrüßt, wie der syrische Prinz Victorius Nassor im Jahre 1746, der König von Schweden 1771, die Herzöge von York und Cumberland 1785, oder Achmet Effendi, der türkische Gesandte, 1763; aber niemals erreichten die Feste wieder die Dauer und Pracht der eben geschilderten. Andere, wie ein angeblicher Prinz, Joseph Abassi aus Palästina, mußten sich mit einer geringen königlichen Unterstützung begnügen. Die Ehre einer litterarischen Verherrlichung*) wurde aber nur dem Einzug des russischen Großfürsten Paul Petrowitsch (1776) zu Theil, der sich damals mit einer Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg verlobte.

Zu seinem Empfange waren große Vorbereitungen getroffen. Am Bernauer Thore, an der Königs- und Langen Brücke waren Ehrenpforten errichtet; alle mit vielen Verzierungen, die erste mit einer lateinischen Begrüßungsinschrift des Magistrats. Schon in Weißensee hatte ein Empfang stattgefunden. Bei dem Ein-

*) Ausführliche Beschreibung der Reise Sr. Kaiserlichen Hoheit des Großfürsten von Rußland Paul Petrowitz von St. Petersburg an den Königl. Preuß. Hof nach Berlin, nebst den dabey vorgefallenen Feyerlichkeiten und Freudensbezeigungen, wie auch der Reise Ihro Kaiserl. Hoheit der Prinzessin Sophie Dorothea Augusta Louisa von Würtemberg—Stuttgard verlobten Braut des Großfürsten von Berlin nach St. Petersburg. Berlin bey Haude und Spener, 1776. 268 SS. (Vor dem Titelbl. die Abbildung zweier Denkmünzen: D. Berger sc.)

zug betheiligten ſich Schlächter, Schützengilde und Kaufmannſchaft. An jeder der Ehrenpforten ſtanden weißgekleidete Mädchen, von denen je eine die Anrede hielt. Die Straßen waren mit Sand und Blumen beſtreut. An einzelnen Straßenkreuzungen ließen Militär-Muſikchöre ihre Weiſen erſchallen. Die Spener'ſche Zeitung redet von dem „unbeſchreiblichen Jubel ſo vieler unzähligen fremden und einheimiſchen Zuſchauer, von denen alle Straßen in und außer der Stadt angefüllt waren“ und begrüßt den Großfürſten mit einem Gedicht, deſſen erſte Strophe lautet:

Prinz, den zu künftigen großen Thaten
Die große Mutter ſelbſt gebildt,
Der früh die Hoffnung ſeiner Staaten
Durch Huld und Weisheitslieb erfüllt!
Prinz, den die Tugend auserkoren
Des größten Throns einſt werth zu ſein,
O zeuch beglückt zu unſern Thoren
Zeuch froh bei deinen Freunden ein.

Die Voſſiſche Zeitung brachte einen Feſtgruß an die Kaiſerin Katharina, in dem die „Beherrſcherin des Occidents“ verſichert wurde, ihr „Götterſohn“ habe alle Herzen mehr als der Lenz erobert; Loos und Abramſohn verfertigten Medaillen, die Karſchin dichtete ihre pflichtmäßige „Ode an Berlin“ und Formey hielt zum Empfange des Großfürſten in der Akademie ſeine übliche Rede, Bernouilli eine ſolche in der académie militaire. Glänzende Diners und Soupers bei König und Königin, Cour bei dem Großfürſten, Feſte bei den einzelnen Prinzen, z. B. ein von dem Prinzen Ferdinand im Thiergarten gegebenes, fanden ſtatt. Bei letzterem wurde unter Zelten geſpeiſt. „Der ganze Thiergarten wimmelte von einer Menge Zuſchauer, auf deren Geſicht Entzücken, Ehrfurcht und Freude zu ſehen war.“ Auch in Friedrichsfelde, Schönhauſen, Charlottenburg und Potsdam fanden prächtige Feſte ſtatt; an letzterem Orte, wo der Fürſt einem Gedicht der Schützengeſellſchaft nicht zu entgehen vermochte, wurde ein Manöver abgehalten. Am 5. Auguſt erfolgte die Abreiſe, unter

derſelben Begleitung wie der Einzug. „Bei dieſer Abreiſe," ſagt die Voſſ. Zeitung, „unſers hohen und uns ſo werth geweſenen Gaſtes war der Zuſammenfluß des Volkes in den Häuſern und auf den Gaſſen eben ſo zahlreich, wie bei dem Einzuge und die lauten Segenswünſche der vielen gerührten Zuſchauer bewieſen zur Genüge, daß Se. Kaiſ. Hoheit ſich durch Huld und Gnade ein immerwährendes Denkmal in den Herzen der hieſigen Einwohner geſtiftet haben." Auch die Abreiſe zeitigte poetiſche Blumen, die den aus der Fabrik der Karſchin hervorgegangenen nicht unähnlich waren, wie die folgende Strophe:

Seh ich den Himmel mit den Thränen ſich vermiſchen?
Ja, es ſind hohe Cherubim;
Die regnend Petrowitzens Pfad erfriſchen;
Und Gott und Friedrich donnern ihm.

Noch wochenlang waren die Spalten der Berliner Zeitungen mit Nachträgen, z. B. einem Gedichte der Berliner Judenſchaft, ſowie mit Beſchreibungen der Feſtlichkeiten gefüllt, die für den Großfürſten bei ſeiner Rückreiſe veranſtaltet wurden.

Mit ſolchen vom König gebotenen oder gelegentlich durch das Erſcheinen fremder Gäſte ermöglichten Vergnügungen begnügte ſich natürlich eine volkreiche Stadt nicht. Gelehrte und Dichter verſammelten ſich in ihren Clubs, die in die folgende Periode hinüberdauerten, wie der Montagsclub, und daher ſpäter gewürdigt werden ſollen; die größere Menge liebte Unterhaltungen, bei denen das Geiſtige weniger vorwog als bei jenen Vereinigungen hochgebildeter Männer.

Zu dieſen Vergnügungen gehörten in erſter Linie Ausflüge in die Umgegend, die dem eingeborenen Berliner niemals reizlos erſchien und Spaziergänge in den Thiergarten. Von einem ſolchen Ausflug und dem beliebteſten Aufenthalt im Thiergarten — den Zelten — muß noch bei den künſtleriſchen Darſtellungen die Rede ſein. Der Berliner Thiergarten, der grade in der Zeit Friedrich's manche Verſchönerung empfing, und der damals eine

weit größere Ausdehnung hatte als heutzutage, bot Gelegenheit zu vielfachen Wanderungen.

„Spazierte man von den Linden nach dem Thiergarten", erzählt ein Zeitgenosse, Landolt, wie denn überhaupt nur einzelne zeitgenössische Notizen hier gegeben werden können, „so passirte man das Thor, an dem eine Wache stand. Diese zog, sobald ordentlich gekleidete Leute kamen, den Schlagbaum höher, obwohl man ganz bequem darunter durchgehen konnte. Sie that es aber in der Erwartung eines Trinkgeldes, das auch selten ausblieb, da der Berliner Bürger sich der Ehrenbezeugung freute, die eigentlich nur Leuten von Distinction erwiesen werden sollte. Die paar Thaler, die täglich einkamen, wurden, wenn der Erzähler recht berichtet ist, zwischen den Soldaten und deren Befehlshaber redlich getheilt."

Der Thiergarten diente auch zu Dejeuners im Freien. Als Schauplatz war das Tarone'sche Etablissement im Thiergarten beliebt, das der heutigen Louisen-Insel — damals „kleines Bassin" genannt — gegenüber lag. Gegen 10 Uhr morgens fuhren dort, nach den Schilderungen eines Zeitgenossen*) Kutschen vor, die vornehme Herren und Damen nebst einem Musikcorps abluden. „Da wurden Chokolade, Thee und Kaffee, Limonade, Orgeade, Ratavia und Persiko, Butterbrot mit Schinken und Braunschweiger Wurst, kaltes Rindfleisch und Danziger Liqueur servirt. Das Dejeuner und Tanzen dauerte bis 1 Uhr. Die Damen nach dem besten und feinsten Geschmack en negligé leicht und für Auge und Herz interessant gekleidet, glichen den Grazien."

Zu den beliebten Spaziergängen**) gehörte außer dem Thiergarten, dem Lustgarten und den Linden — auf den beiden letzteren waren besonders viel Juden anzutreffen — der Reußische Garten.

*) Altenburg 1779. Vgl. „Der Bär" XVIII, Nr. 27.

**) Das folgende nach Landolt's Reisejournal. Ueber den Reußischen Garten Nicolai S. 701. Das. auch von den übrigen Gärten Berlins.

Er lag in der Dammstraße. Er hatte hübsche Anlagen u. A. auch ein japanisches Lusthaus mit schöner Aussicht. Als eine seiner Annehmlichkeiten erschien den bescheidenen Zeitgenossen noch der Umstand, daß die Panke sich durch den Garten schlängelte. Von seinem Eigenthümer war er an einen Kaffeewirth vermiethet, der seinen Gästen außer leiblichen Genüssen auch künstlerische verschaffte durch Concerte und Theatervorstellungen. Für letztere war ein Bretterhaus aufgeschlagen, wo Döbbelin manchmal im Sommer spielte; gelegentlich, bei sehr großer Hitze, agirte er auch im Freien.

Während des Winters waren die Vergnügungen im Freien beschränkt. Es wurde schon Schlittschuh gelaufen, doch kann man von einem förmlichen Eissport nicht reden. Schlittenfahrten kamen gleichfalls vor; viel machte eine des J. 1775 von sich reden. Ihre Theilnehmer fuhren theilweise im Kostüm von Predigern mit großen Kragen und Perrücken, theilweise in dem von Teufeln, welche hinter den Predigern saßen. Neben den Schlitten ritten vermummte Teufel her, mit furchtbaren Hetzpeitschen und machten durch schreckliches Knallen und lautes Geschrei einen betäubenden und angsterregenden Lärm.

Das Hauptwintervergnügen bildeten die während der Carnevalszeit im Opernhause veranstalteten Opern und Maskenbälle (Redouten). Zu ihnen war der Eintritt einem Jeglichen unentgeltlich gestattet. Die Tracht war nur insofern vorgeschrieben, als die rothe Farbe für Masken und Capuchons allein dem Adel vorbehalten war; der Bürgerstand durfte diese Farbe nicht wählen. Er mußte sich ferner außerhalb der Schranken halten, die für den Hof bestimmt waren. Auf diesen Redouten ging es sehr wild und oft recht unanständig her. Da jeder Mann und jede anständig gekleidete Frau, wie es scheint, ohne Controle eingelassen wurden, so drängten sich die widerwärtigsten Elemente hinzu. Wenigstens meldete Gleim an Uz: „Auf dem bürgerlichen Platze findet man kein sprödes Mädchen .... Die grobe Wollust hat allenthalben die Oberhand". Im Jahre

1747 wurde verfügt*), daß die Offiziere um 10 Uhr zu Hause sein müßten, weil sie auf der Redoute und anderwärts zu viel Ausschweifungen begangen hatten.

Kann man also schon die ebengenannten Vergnügungen und das Publicum, das sich an ihnen betheiligte, nicht zu den feinsten rechnen, so gab es andere vielbesuchte Zerstreuungen, bei denen Publicum und Vergnügungsart noch weit minderwerthiger waren. Dies waren die öffentlichen Vergnügungslokale, in denen getrunken und getanzt wurde und in denen die Priesterinnen der Venus sich ihre Opfer holten.

„Bosen's Haus**) war der Versammlungsort für die Lustmädchen und ihre Gefährten. Aeußerlich ging es daselbst bei Essen, Trinken und Tanzen ganz ehrbar zu; man mußte den Anstand wahren. Nur Leuten, die eine wohlgespickte Börse besaßen, öffnete Madame Schuwitz***) ihr „angenehmes" Haus." Die Hauptzeit dieser Hohepriesterin war doch wohl erst die folgende Periode, indessen forderte sie schon damals ihre Opfer, die sich später, als die gefällige Dame alt geworden war — noch mehr nach ihrem Tode — an der ehemals sehr Gefeierten rächten. Nach den Schilderungen der Zeitgenossen wurden in den eleganten

*) Aus Briefen Krause's an Gleim. (Gl. A.) 20. Dez. 1747. 30. Jan. 1748. In dem letztern heißt es über ein neues Ballet: L'Europe galante (nach Quinault's Dichtung): „Es werden 6 Sängerinnen dabei sein, ohne die Castraten und 20 Sultaninnen, die alle bis auf den Nabel entblößt gehen. Da soll man der Astroa Brustwehr recht zu sehen kriegen."

**) Nach Landolt's Reisejournal.

***) Standrede am Grabe der Madame Schuwitz. Ein Neujahrsgeschenk für Incroyables. Rastadt 1798. Der hier S. 40 genannte Kammergerichtsreferendar und Poet S., auch der Theater S* genannt, der aufgefordert wird, eine Trauercantate zu machen, ist Friedr. Schulz (1769—1845). — Vgl. ferner die in Berl. Neudrucken II, 3 S. XXXVIII fg. genannten Schriften und Gedichte. Außerdem: Der Verfasser der Standrede am Grabe Madame Schuwitz an das Berlinische Publicum Rastadt 1798. Schreiben der Madame Schuwitz an den Verfasser und Verleger ihrer Standrede. Stralau in des Küsters Handbuchdruckerei 1800.

Räumen der Genannten, dem Lieblingsaufenthalte vornehmer Wüstlinge, wahrhafte Orgien gefeiert.

Eines der elegantesten dieser Vergnügungslokale war Vaux-hall. Es ist vielleicht das einzige, das schon in dieser Periode seinen Geschichtschreiber gefunden hat*). Aber diese geschichtlichen Notizen lehren eben nicht viel mehr, als daß dort die leichtgeschürzte Muse ihren Einzug hielt und lose Priesterinnen der Venus ihre mühelos zugänglichen Altäre errichteten. Junge und alte Männer der sog. guten Gesellschaft trafen sich hier mit bekannten Buhlerinnen zu Gelage und Tanz; den Neueintretenden wurde es nicht schwer gemacht, Beziehungen anzuknüpfen; die Eingeweihten fanden Gelegenheit, alte Bekanntschaften zu erneuern. Handschriftliche Bemerkungen eines Zeitgenossen setzen in den Stand, die fingirten Namen des Schriftchens mit den wirklichen zu vertauschen: unter einer alten Coquette v. Leerraum war eine Mlle Beauvré verstanden; ein großer Courmacher Frauenhold nannte sich in Wirklichkeit v. Kleist; ein sehr schönes Mädchen Christiane, hieß mit ihrem Vatersnamen Grappendorf; ihre Mutter war eine geborene Lehwald, in deren Salons sich Spieler und sonstige Vergnüglinge, nicht immer lautern Rufes zusammenfanden**).

---

*) Vauxhall's Beschäftigungen im Vauxhall zu Berlin gesammelt von einem Freunde des Vergnügens. 1. Stück. Berlin 1781. Das von mir benutzte Exemplar mit handschriftlichen Zusätzen im Jo. Gy.

**) In einer Anmerkung wenigstens seien aus (Fiedler's) Briefen über die Galanterieen von Berlin auf der Reise gesammelt von einem österreichischen Offizier Berlin 1782 die „berufensten Tabagieen" zusammengestellt. Eine sehr feine Stellung unter diesen unfeinen Häusern nahmen Posen und Simon ein (auf letztern Ort beziehe sich Wegeners „Raritäten des Küsters von Rummelsburg.) Dann folgten: der schwarze Kater in der Linienstraße, die rothe Plumpe, die blecherne Kutte, das scharfe Eck und der lahme Gerber, alle vor dem Spandauerthore; der zottige Jude, Heil und Leger in der Französischen Straße; der lahme Frosch in der Jägerstraße; die Tranpule in der Bärenstraße; die Talkfabricke in der Kanonierstraße; Müller auf dem Haagischen Platze; die Jäschin in der Falkoniergasse; der goldene Huth, weiße Schwan, der Anker und Hanicken

Allerhand Schaustellungen

Zu den beliebten Vergnügungen gehörten auch Schaustellungen wunderbarlicher Art. 1775 machte ein angeblich amerikanischer Tausendkünstler Jakob Philadelphia viel von sich reden. 1776 wird von einem $4^3/_4$ Jahr alten Virtuosen Nicolaus Zygmontowsky berichtet*), welcher durch Singen und Spielen — der Theaterzettel gibt nicht einmal an, auf welchem Instrument — diejenigen ergötzte, die auf dem ersten Platz 16, auf dem zweiten 8 Groschen zu zahlen bereit waren. Ein „Kunstspieler“**) Jos. Galle ließ ein „bewunderungswürdiges Frauenzimmer“ sehen, das trotz seiner $13^1/_2$ Jahr erst 28 Zoll groß war. Er wußte von ihr zu melden: „sie ist grade an allen ihren Gliedern, aber subtile wie ein Kind; sie macht ihre Aufwartung, tanzt wie eine Nürnbergische Bäuerin“. Das Vergnügen war für die Schaulustigen, die von Morgens 8 bis Abends 9 zugelassen waren, nicht theuer; es kostete, je nach den Plätzen 1 bis 4 Groschen, aber „Herren und Dames zahlen nach Belieben“. Derselbe zeigte auch „ein außerordentliches Thier, einen Pison jubatus, den er als „Haupt aller Thiere“ erklärte. Zu seiner Empfehlung sollten die folgenden Worte dienen: „Die Naturgeschichte von diesem Thiere ist gemacht worden von Mons. Buffon, dem ersten Naturkundigen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris“.

Als ein Elephant (der erste?) in Berlin gezeigt wurde, 1777 — 36 Jahre nach dem berühmten Rhinoceros, das täglich 60 Pfund Heu und 20 Pfund Brot fraß und dazu 14 Eimer

---

auf dem Weidendamm. Laborius und Brautchen in der Friedrichs- und Jägerstraße, Paul in der Schornsteinfegergasse. — Sommerconcerte in öffentlichen Gärten mit mancher Gelegenheit zu geheimer Belustigung boten Tändler in der Friedrichstraße, Krause auf dem Weidendamm. Gewöhnliche Concerte für das geringere Publicum fanden bei Mestack und Schuhmacher in der Landsbergerstraße, Jahn in der Kirchgasse statt.

*) Concertzettel in einem Sammelband des Jo. Gy. Vgl. auch Spener'sche Zeitg. 1776.

**) Theaterzettel, undat., ebenso wie der folgende im Text erwähnte, bei Drucksachen der 1780er Jahre liegend, Jo. Gy.

Wasser trank — hielt sich ein angesehener Schriftsteller J. G. Müchler (vgl. oben, S. 430) nicht für zu gut, eine Geschichte dieses Thieres zu geben, um die Schaulustigen gleichzeitig zu unterrichten*). Sein Bericht war eine ziemlich trockene Zusammenstellung aus den Notizen älterer Autoren und neuerer Reiseschriftsteller über Natur, Wesen, Aufenthalt, Feinde des Elephanten, ein Bericht, dessen Prüfung auf Grund unserer besseren Kenntniß sich gewiß nicht lohnt. Wohl aber dürfte es den modernen Leser, der selbst mitangesehen hat, wie weit die Dressur mit diesen zwar klugen, aber ungelenken Thieren gelangt ist, interessiren, folgende am Schlusse stehende „Nachricht von den Künsten, welche der Elephant, der hier in Berlin im Jahre 1777 gezeiget worden, gemacht hat", zu lesen.

„1. Machte er den Zuschauern mit seinem Rüssel ein Compliment. 2. Nahm er ein Stück Brod auf dem Kopf. 3. Nahm er ein Stück aus der Tasche seines Kornacks oder Führers, und zwar aus welcher er ihn befahl. 4. Nahm er drey Stück Geld von der Erde, ließ es fallen, und auf Befehl nahm er es wieder auf, und steckte selbiges in die Tasche seines Wärters. 5. Nahm er seinen Wärter den Huth ab, drehete ihn mit dem Rüssel um, und setzte ihn wieder auf. 6. Nahm er eine Bouteille mit Punsch oder Wasser, zog den Stöpsel heraus, ließ den Trunck in den Rüssel laufen, trank ihn aus und gab die leere Bouteille wieder, ohne sie zu zerbrechen. Zum Beschluß macht er den Zuschauern nach indianischer Art sein Compliment".

Für den ruhigen Bürger, der ohne rauschende Vergnügungen und ohne zweifelhafte Kunstgenüsse sich erholen und zerstreuen wollte, war durch mannigfache Locale gesorgt, in denen es einen guten Trunk gab. Wirthshäuser, nach ihrer Vornehmheit in drei Klassen getheilt, gab es — nach Nicolais Aufzählung — 42.

*) Geschichte des Elephanten, bey Gelegenheit des hier in Berlin angekommenen merkwürdigen Thieres, beschrieben. Nebst der Abbildung desselben. Berlin 1777. Zu finden in der Lange'schen Buchhandlung, dem Königl. Schlosse gegenüber. 45 SS. 8°.

Von ihnen war das vornehmste die Stadt Paris; von jungen Leuten*) wurde die „Stadt Rom“ wegen der Schönheit der Wirthstochter Mamsell Christel bevorzugt. Die Mittagszeit war ½2. Manchem Fremden erschien dies recht spät; er klagte über den kurzen Nachmittag. Auch die Qualität des Essens behagte den Süddeutschen nicht. Die Taxen für Wohnung, Essen und Trinken waren mäßig; in den Wirthshäusern und Speisehäusern erster Klasse kostete Mittag- und Abendessen 16 bez. 12 Gr., in Herbergen untergeordneter Art 1 Gr. 6 Pf. Die Preise für Wein waren außerordentlich gering: französischer Wein wurde die „Quartbouteille“ durchschnittlich mit 10 Gr. bezahlt, Rheinwein dagegen kostete das drei- und vierfache. An Kaffeehäusern, in denen auch Billard gespielt, an Kaffeegärten, in denen im Sommer auch Wein, Bier und kalte Küche verabreicht wurde, war kein Mangel. Dagegen scheint es eigentliche Bierhäuser nicht gegeben zu haben. Dies und der Umstand, daß es für Bier einen feststehenden Preis nicht gab, sondern daß jedes halbe Jahr eine neue Taxe veröffentlicht wurde, scheint zu beweisen, daß der Biergenuß damals keineswegs allgemein war. Berliner Biere gab es so gut wie gar nicht; die am meisten getrunkenen Biere stammten aus Berlins unmittelbarer Nachbarschaft**).

*) Dies und das Folgende nach Landolts Reisejournal.

**) Die folgende tabellarische Zusammenstellung aus dem Jahre 1745 ist dem „Bär“ Jahrg. 15 Nr. 12 entnommen. Es kostete:

Brühan	das	Quart	1	Gr.	6	Pf.
Cotbusser Bier	„	„	1	„	4	„
Crossener	„	„	1	„	6	„
Garley	„	„	1	„	6	„
Zerbster	„	„	1	„	8	„
Lebuser	„	„	1	„	5	„
Bernauer	„	„	1	„	—	„
Ruppiner	„	„	1	„	—	„
Brandenburger	„	„	—	„	10	„
Fürstenwalder	„	„	—	„	10	„
Cüstriner	„	„	1	„	3	„

Um sich die übliche und nothwendige Stärkung zu verschaffen, bedurfte der solide Bürger gewiß keiner pekuniären Beihülfe. Wollten aber die vorhandenen Mittel für Extragenüsse nicht ausreichen, so glaubte auch schon der Berliner des 18. Jahrhunderts durch Spiel die etwaigen Lücken ausfüllen zu können.

Wie sehr in Berlin der Spielwuth gefröhnt wurde, ersieht man aus einer Zusammenstellung der bei dem Kaufmann Fromery (1749) vorräthigen Looſe. Da gab es die Berliner Tapeten- und Geld-, die Bodensche Haus-, die Französische Armen-, die Potsdamsche Waisenhaus-, die Uhren- und Geld-, die neue sechsklassige, die Geld- und Galanterie-, Geld- und Bücher-, die Bandemersche, die Burgsche, die Breslauer Galanterie- und Waaren-, die Clever, Gesundbrunnen-, die Glogauer Bildercabinett-, die Magdeburgische teutsche Wallonische, die Französische Armen-Lotterie. Die wenigsten dieser Lotterieen hatten nur eine Klasse, die meisten drei bis sechs; der Einsatz schwankte zwischen 6 Gr. und 1 Thlr., betrug aber bei manchen Klassen 6 Thlr.

Um dem Uebel der auswärtigen oder ausländischen Lotterieen zu steuern, die häufig genug untersagt wurden und um die Staatseinnahmen zu erhöhen, wurde alsbald nach dem siebenjährigen Kriege eine Landeslotterie eingerichtet, wozu der Italiener Calzabigi den Plan entwarf.

Etwas anderes war die Berliner Klassenlotterie. Sie bestand (1781), wie man z. B. aus einem Plane entnehmen kann, aus 5 Klassen. Im Ganzen war sie in 16000 Looſe eingetheilt, die, gemäß der Anzahl der Gewinne (1—4: 600, 700, 800, 1000) in den einzelnen Klassen, auf 15400, 14700, 13900,

---

Carthäuser	das	Quart	1	Gr.	6	Pf.
Cöp(enicker) Moll (?) . .	„	„	1	„	—	„
Kussen-Bier	„	„	1	„	2	„
alh(iesiges) Weiß-Bier . .	„	„	—	„	5	„
Gersten-Bier	„	„	—	„	5	„

12 900 herabgingen. Die letzte Klasse hatte 5120 Gewinne. Der Einsatz begann mit einem Thaler und wurde in jeder einzelnen Klasse um je einen Thaler höher. Die niedrigsten Gewinne waren 6, 10, 15, zweimal 18 Thaler, die höchsten 1000, 1200, 1500, 2000, 10 000. Außerdem gab es acht Prämien, die zwischen 50 und 100 Thalern Werth hatten, im Gesammtbetrage von 625 Thalern. Sie wurden den ersten und letzten Nieten und denen unmittelbar vor dem Hauptgewinn gewährt. Einnahme und Ausgabe schließen mit 211 000 Thalern ab.

Durch diese beiden Beispiele, die den Berliner Zeitungen gegen Anfang und Ende unserer Periode entnommen sind, ist die Spielsucht gewiß erwiesen, die übrigens durch unverwerfliche Zeugen*) bestätigt wird. Um so auffälliger ist daher eine Aeußerung Nicolais**) (an Gebler 1772): „das Lottoglück dürfte wohl bloß deswegen in Berlin nicht aufgeführt werden, weil das Lotto von dem Theile des Publici, der in dem Schauspielhause den Ausspruch thut, gehasset wird. Man hat dies an dem Lotteriespieler des jüngeren Lessings gesehen, der bei der ersten Vorstellung fiel. Die Unterthanen, denen gewisse Einrichtungen mißfallen, bezeugen ihren Unwillen wenigstens da, wo sie ihn bezeugen können." Man ist versucht, in diesen Worten mehr eine Ausrede zu sehen, mit welcher der schlaue Berliner die Verwendung für das schwache Stück des Wiener Staatsmannes ablehnte; denn, wenn K. G. Lessings „Lotteriespieler" 1769 abgelehnt wurde, so lag es, wie der mitleidslose Bruder urtheilte, nicht am Stoff, sondern an des Stückes „platter Schwatzhaftigkeit und dem Mangel alles Interesses".

Suchten sich Berlins Bewohner nach gethaner Arbeit gern

*) König, der dieser Zeit nahe genug stand, V, 2, 301 fg. Der Band erschien 1799. Vgl. das. I passim das Register. Die Privatlotterieen wurden 1775 verboten. Vorher waren zur Errichtung des Doms und der Realschule Lotterieen gestattet gewesen. Die erste Klassenlotterie ist von 1740.

**) N. M. Werner a. a. O. S. 33, E. Wolff, K. G. Lessing S. 38—40.

zu zerstreuen, so dachten sie im Ueberfluß freudig und reichlich der Nothleidenden. Jede Kirchengemeinde hatte ihre besonderen Armenanstalten. Stipendien, Aussteuer-Sterbekassen gab es in reicher Anzahl; das kgl. Berlinische Armendirectorium nahm sich in weitem Umfange der Armen an und versorgte, seinen Mitteln entsprechend, die Armen mit den nöthigen Bedürfnissen. Es veröffentlichte jedes Jahr die Zahl der von ihm verpflegten Armen; im Jahre 1777 waren es 5489 Personen.

Regelmäßig an die Oeffentlichkeit trat in den letzten Jahren dieses Zeitraums je eine deutsche und französische Gesellschaft, indem sie ihre Aufgabe dahin specialisirte, die Nothleidenden mit Brennholz zu versorgen. Erstere Gesellschaft wurde am 13. November 1779 begründet*); an ihrer Spitze standen Commerzienrath Ulrici, Prediger Ambrosi, Herr von Meierfeld. Sie ebenso wie ihre französische Schwester wirkten viele Jahre sehr segensreich. Ihre Mitglieder suchten die Armen in ihren Wohnungen auf und verfuhren nach der Auskunft glaubwürdiger Personen. Die Holzdarbietungen erfolgten im Jahre 1780 an 255, im Jahre 1783 an 638 Familien. Das zum Ankauf nöthige Geld vermehrte sich in ähnlicher Weise; gegen 661 Thlr. 16 Gr. im Jahre 1780, war 4 Jahre später eine Summe von über 2000 Thlrn. zur Verwendung vorhanden. Die nöthigen Geldsammlungen wurden beim Beginne des Winters eingeleitet durch sehr bewegliche, die Noth der Armen und die Freude des Spendens schildernde Gedichte, die in den Zeitungen veröffentlicht wurden und meist vom besten Erfolge begleitet waren.**)

Außer dieser echten nicht viel Worte machenden Wohlthätigkeit kennzeichnete die Berliner, wie ja heute noch, eine stark ausgesprochene Gutmüthigkeit. Diese rief eine Eigenschaft hervor, die mit dem Zunehmen der Bevölkerung, vielleicht auch in Folge veränderten Temperaments immermehr verschwindet, die dem

*) Näheres vgl. Berl. Monatsschr. 1784, III, S. 158 ff.

**) Eine Probe dieser Dichtung s. Geiger, Vortr. u. Vers. S. 158.

Reiſenden im nördlichen und ſüdlichen Europa ſo angenehm entgegentritt und den Aufenthalt in jenen Ländern ſehr erleichtert: die Höflichkeit und Dienſtfertigkeit Fremden gegenüber. Ein Beiſpiel dafür, aus dem Jahre 1749, das Büſching erzählt, mag für viele gelten: „Als ich am 10. Dez. unter ſtarkem Schneegeſtöber und kaltem Wind ausging, um Sucro zu beſuchen und in der Brüderſtraße, nahe bei der Peterskirche war, bat ich einen bei mir vorübergehenden Mann, mir zu ſagen, wo die Roßſtraße ſei. Sogleich erbot er ſich, mich nach derſelben hinzubringen. Dieſes verbat ich, weil ich glaubte, daß der Mann durch dieſen Gang etwas verdienen wolle und die Straße nahe ſein müßte (wie ſie es auch iſt.) Er antwortete aber, es ſei ſeine Pflicht und Freude, ſeinem Nächſten zu dienen . . . Ungeachtet des beſchwerlichen Wetters und Weges ging er mit mir in die Roßſtraße, ja er ſuchte das Haus, in welchem Sucro wohnte, und in dieſem deſſelben Stube, auf und nachdem er mich zurecht gewieſen hatte, verließ er mich mit freundlichem Geſicht und Segenswünſchen."

Neben ſolcher Gutmüthigkeit und Höflichkeit gab es genug ſchlichte Bürgertugend, die keine Belohnung ſuchte, aber gelegentlich doch ſolche fand. So wurde ein Schlächter G. E. Teichmann gerühmt*), der (1777) das Haus des Kaufmanns Krüger kaufte, nachdem er gehört, daß das Haus zur Bezahlung der Schulden des Verſtorbenen verkauft werden müßte. Er nahm nur den aufgewendeten Kaufpreis von 4225 Thlr. zurück, als einige

*) Nachricht von einer ſchönen That. Berlin 1781. (Jo. Gy.; ebenſo die folgenden Schriften.) Vorn das Bild des Schlächters. Auf Titel und Rückſeite Vignette, die ihn in ſeinem Laden und den Moment darſtellen, wie er der Frau einen Beutel in die Hand drückt. — Vgl. außerdem: Dem Prinzen Friedrich von Braunſchweig gewidmetes Supplement zum zweyten Stück der Chronika von Berlin. Die Anekdote vom Schlachter Teichmann betreffend. Nebſt der Silhouette des Prinzen. Berlin den 1. Apr. 1781. Ferner die Gegenſchrift: Etwas zur Nachricht von einer ſchönen That 1781. Die „edle That" wird auch im Beytrag zur Chronika von Berlin, 2. Stück, Berlin 1787 S. 46 fg. gefeiert.

Jahre später ein Speisewirth George das Haus für 6500 Thlr. erwarb, überließ den Mehrbetrag der Frau, von der er während der Zeit, daß er Eigenthümer war, nur die Zinsen der Kaufsumme als Miethsgeld genommen hatte, um sich dadurch für eine Forderung von 400 Thlr., die er an den Verstorbenen hatte, bezahlt zu machen. Freilich gab es Andere, welche die Sache wesentlich anders darstellten und den edelmüthigen Bürger als einen geschickten Geldmann hinstellten, der durch Darreichung einer gut verzinsten Hypothek ein anständiges Geschäft gemacht hatte.

Erfährt man so gelegentlich etwas von dem Preise eines Hauses, vermuthlich eines kleinen, da es von jener Wittwe allein bewohnt wurde, so ist man über die Miethspreise der Wohnungen wenig unterrichtet. Die Zeitungen melden von freien Wohnungen, geben aber selten die Zahl der Zimmer an und fast niemals den Preis. Es ist wahrscheinlich*), daß mit dem zunehmenden Luxus auch die Lust an größeren und daher theueren Wohnungen stieg; in einer gelegentlichen Notiz (Berl. Monatsschr. II, 457) wird berichtet, es sei nichts seltenes, daß eine einzige Etage, besonders in der Nähe des Schlosses, für 3 bis 400 Thlr. und darüber vermiethet werde.

Eine saubere Stadt war Berlin nicht. Alle früheren Versuche, eine regelmäßige, gründliche Straßenreinigung einzuführen, hatten keinen ernsten Erfolg gehabt. Nicht ohne Witz beleuchtete ein Süddeutscher**) diese Zustände: „Bei nasser Witterung sind die Stiefel in dieser Königlichen Stadt ein eben so unentbehrliches Ding als bey Tisch der Löffel, um Suppe zu essen. In andern Städten pflegen die Straßen noch alle Woche gereinigt zu werden; in Berlin hält man damit die Ordnung, wie in den öffentlichen Schulanstalten mit der zahlreichen Jugend, die reglementsmäßig alle halbe Jahre purgiren muß. Bei trocknem

*) Vgl. König V, 2, S. 304 fg., V, 1, S. 159. 272.

**) Hebe. Ein Pendant zum Ganymed. Germanien 1782. (Verf. Jos. Winckler, Nürnberg.) S. 29 fg.

Wetter dagegen möchte man ein Mittel wünschen, die Augen zu beharnischen, so wie nach einem guten Regen ohne geharnischte und bestiefelte Füße kein Durchkommen ist. Ganze Wolken von Staub geben den auf den Spaziergängen wandelnden Menschenkindern das Ansehen der Götter, wenn sie, in Wolken gehüllt, dem Auge der Sterblichen ihren Glanz verbergen". Selbst gute Berliner, wie die Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift (II, 465) nehmen nur die Gegend von Kölln und die höher gelegenen Theile der Friedrichstadt von der allgemeinen Schmutzregion aus.

Diesen Zuständen entgegenzutreten, versuchte Tobias Faudel aus Straßburg i. E.*). Er legte (21. Nov. 1775) einen Plan zur Straßenreinigung nach dem in seiner Vaterstadt gebräuchlichen vor, wodurch 5000 Thaler für die königlichen Kassen erspart und viele Invaliden beschäftigt werden könnten. Die Kosten des Unternehmens, dessen Leitung er beanspruchte, berechnete er für 150 Karren, ebensoviele Knechte, — die existirenden 25 Karren sollten dem Unternehmer umsonst überlassen werden, — 30 Schirrmeister und Aufseher, 50 Weiber auf den öffentlichen Plätzen, mit 5110 Thaler. Diese sollten dadurch aufgebracht werden, daß jeder Wirth, der 5000 Berliner Häuser — die 1180, die mehr existirten, wurden nicht besteuert, weil sie in ungepflasterten Straßen lagen — je nach der Größe seines Hauses zwischen 12 Groschen und 1 Thaler 10 Groschen jährlich, daß ferner jedes einfahrende Fahrzeug (Schiff oder Wagen) 3 oder 6 Pfennig Straßenreinigungsgeld zahlen und daß das Fehlende aus dem königlichen Fonds entnommen werden sollte, der bisher 6740 Thlr. 12 Groschen betrug. Das Hausgesinde müßte täglich, im Sommer vor 8, im Winter vor 9 den Staub in Haufen zusammenfegen, der dann täglich abgeholt würde; zweimal in der Woche sollten die Rinnsteine aufgemacht und gesäubert werden. Faudel's Plan

*) Das Folgende nach den Akten des G. St. A. Tit. CXV sect. W. No. 1.

wurde einfach verworfen, weil er „zu starke Anlage an die Häuser mache". Daher wollte Faudel für die bisher bewilligte Summe, unter Stellung einer Caution, die Abfuhr des Straßenkoths übernehmen, die fürstlichen Gärten umsonst mit Dünger versorgen, die Eisfuhren für den Hof und für die städtische Eisgrube zum Gebrauch der Fleischer übernehmen, die öffentlichen Plätze und Brücken nicht nur einmal wöchentlich, wie es bisher geschehen, sondern so oft man wolle, reinigen lassen, und sich mit den Wirthen wegen der Müllabfuhr vergleichen, die von diesen privaten vergeben würde. Trotzdem blieb es beim Alten, besonders auf Beschwerden der Interessirten, z. B. der Schmiede, die das Eigenthumsrecht der alten Karren besaßen und diese nur auf zweijährige Pacht überlassen wollten. Hindernd war wohl auch das Entgegentreten von Industrierittern, z. B. eines Kaufmanns J. M. Dieterich, der für die Ueberlassung eines Geheimnisses, mittelst dessen 50 000 Thaler verdient werden könnten, das Unternehmen der Straßenreinigung und große Summen beanspruchte. Faudel beschwerte sich aufs Bitterste (11. Mai 1777) und schob die Schuld seines Mißlingens auf die Polizei-Unterbedienten. Er gab an, daß er bereits Stroh gekauft, Felder und Wiesen gepachtet habe, er wies auf die ihm ertheilten trefflichen Zeugnisse hoher Beamten hin und bemerkte „das ganze Publicum freut sich dieser neuen Einrichtung halben und jedermann wünscht bald den Anfang derselben, sowie es auch die Circulaires, die ich in Ansehung der Wegschaffung des Mülls aus ihren Häusern herumgehen lassen, mit solchen Ausdrücken unterschrieben, daß der allgemeine Beifall daraus zu ersehen". So ungünstig die Sache für Faudel zu liegen schien, so erhielt er doch gegen eine Caution von 1200 Thalern den Contract (9. 24. Juni); am 28. Juli 1777 wurde ein „Avertissement oder Verordnung das Gassenreinigungswesen betreffend" erlassen.

Trotz der Neuordnung wurde die Sache nicht wesentlich besser. Die Gründe dazu lagen in dem mangelnden Entgegenkommen der Hauswirthe, in der schlechten Aufsicht der Polizei,

in den ungebührlichen Forderungen, die man an den Unternehmer stellte, der sich bald mit Corsika verband (später übernahm der Inspector Schwan den Contract), endlich wohl auch in den geringen Mitteln, über die dieser verfügte. Es kam zu Klagen und Beschwerden. Das Polizeipräsidium erhielt einen Verweis über die fortdauernde Unsauberkeit (18. April 1778). Faudel entschuldigte sich gegen die ihm gemachten Vorwürfe damit, daß er im Auftrage des Gouverneurs Fourage und Kanonen habe wegfahren müssen (22. April). Die Bewohner der Pankow-Gasse (zwischen Heilige Geist- und Spandauer-Straße) beschwerten sich darüber, daß bei ihnen seit sechs Wochen nicht reingemacht worden sei (17. Mai). Derartige Beschwerden vermehrten sich; auf eine solche antwortete der Unternehmer, nach aufgegangenem Froste hätten zuerst die kleineren Straßen abgemacht werden müssen, dann kämen die größeren an die Reihe; auf eine andere, er werde mit Kanonen- Erd- und Schuttfahren am Hallischen und Cottbuser Thor so belästigt, daß er seinen Verpflichtungen nicht nachkommen könne. (März, April 1780). In einer solchen Beantwortung werden von dem neuen Unternehmer Schwan 36 neue Karren und 48 alte als Bestand angeführt. Dieser muß seine Rechnung bei der Sache gefunden haben, denn er wollte 1782 die Erbpacht erhalten oder den Contract auf 15 Jahre verlängern. Aber die von ihm geschaffenen Zustände unterschieden sich nicht wesentlich von den früheren. Am 15. November 1781 erklärte das General-Directorium, es sehe in den Straßen so entsetzlich aus, „daß die Fußgänger in Gegenden, wo starke Passage ist, fast gar nicht mehr fortkommen könnten"; im December 1781 erhielten zwei Polizeimeister die besondere Aufsicht über das Gassenreinigungswesen, wodurch eine kleine Besserung erreicht wurde; am 2. September 1785 mußten in einem neuen Publicandum alte Uebelstände gerügt und ihre Abstellung dringend gefordert werden.

Vielleicht war diese Verfügung unmittelbare Folge nachstehender, damals in den Zeitungen veröffentlichten, „Bittschrift

eines Dreckhaufens an die Polizey, eingereicht am Sonnabend“ (König V, 1, 440):

Ich armes Häuflein Dreck
Lieg' hier wie Du's befohlen,
Seit Montag wie auf Kohlen:
Und Niemand holt mich weg!
O! Mutter Polizey!
Sey flehentlich gebeten,
Laß' mich nicht ganz zertreten,
Ich fließe ſchon wie Brey.
Kaum bin ich noch ein Hauf',
Soll ich auf deinen Karren
Hier noch acht Tage harren,
Löſt ſich mein Weſen auf.

Außer durch den Schmutz wurde der Verkehr auf den Straßen durch die ſog. Appareils und Krambuden erſchwert. Gegen beide erfolgte in den 70er und 80er Jahren ein förmlicher Sturm. Aber jene, d. h. die erhöhten Rampen vor den Thorbögen der Häuſer, die oft den ganzen Bürgerſteig einnahmen, ſämmtliche Paſſanten alſo nöthigten, den ſchmutzigen Fahrdamm zu benutzen, wurden erſt durch eine Verfügung vom 5. März 1787 verboten, dieſe nach manchen früheren erfolgloſen Befehlen definitiv am 20. Juli 1787 unterſagt*). Dieſe Krambuden verunzierten die ſchönſten Plätze, verengten den Bürgerſteig, hinderten die Ausſicht auf ſchöne Gebäude, machten, wie bei der Petrikirche und dem Molkenmarkt, die Durchfahrt beſchwerlich und erwirkten auf Brücken, z. B. der Roß- und Gertraudtenbrücke, überaus gefährliche Zuſtände. Man bemühte ſich in jener Zeit**) vergeblich, Brücken und Plätze von dieſer

*) Vgl. Berl. Monatsſchr. XII, 1788, S. 150 ff.

**) G. H. A. B. v. Lamotte: Gedanken von der Schädlichkeit der großen und unbeweglichen hölzernen Krambuden, wie auch der hölzernen Brücken über den Rinnen in den Straßen der Städte, 1775. — Derſelbe: „Ueber die hölzernen Krambuden in Berlin.“ Berl. Monatsſchr. 1787, X. Band, S. 166—172.

Last zu befreien, die Buden in die Behrenstraße längs der Gartenmauern zu verlegen, vor Allem dahin zu wirken, daß Victualien, Kurz- und Galanteriewaaren in solchen Buden nicht mehr feilgehalten, daß die hölzernen durch steinerne ersetzt, die vorhandenen aber nicht mehr zu Wohnungen benutzt werden sollten.

Der Straßenschmutz und die ebenerwähnten Belästigungen der Passanten mußte es den Vermögenderen, die doch nicht in der Lage waren, sich eigenes Gefährt anzuschaffen, räthlich erscheinen lassen, sich nach Transportgelegenheiten umzusehen. Die unter Friedrich Wilhelm I. gestatteten Fiaker hatten sich nicht bewährt; die Besitzer der zwei am Schlosse stehenden Sänften (Portechaisen), die Sänften und Privilegien vom vorigen Könige erhalten zu haben behaupteten, erklärten, manchmal in vier Wochen keinen Dreier einzunehmen. Trotzdem fand sich 1779 ein ehemaliger Lieutenant Clair*), der das Sänftenwesen neu beleben wollte. Er gerieth freilich in Schulden; ein Kaufmann Aschenborn machte das Unternehmen wieder flott und erhielt es einige Jahre. Der Plan, auf den am 24. Juni 1779 dem Erstgenannten das Privilegium ertheilt, und der anfänglich auch wirklich ausgeführt wurde, war folgender: Es wurden 50 Sänften angeschafft, für deren jede zwei Träger bestellt waren. Sie wurden an 21 Stellen: am Opernhause, vor den Palais, den Rathhäusern, an Brücken, an einzelnen Kirchen, am Kammergericht aufgestellt. Für einen gewöhnlichen Curs in einem Stadtviertel wurden 2 Gr., in zwei verschiedenen 4 Gr., hin und zurück mit halbstündigem Warten 6 Gr. bezahlt; Warten wurde viertelstündlich mit 1 Gr. berechnet. Nachts, d. h. October bis April bis 6, Mai bis September bis 9 Uhr, wo jede Sänfte mit zwei Laternen beleuchtet wurde, war Trage- und Wartegeld um ein weniges erhöht. Die Kleidung der

*) G. St. A. Tit. CXV. sect. k. No. 4. Eine Notiz bei König V, 1, S. 386.

Träger ſollte im Sommer ein grauleinenes Collet mit blauen Aufſchlägen und einer Mütze ſein, worauf die Nummer der Sänfte ſtand, im Winter ein blauer Surtout mit rothen Aufſchlägen. Der Unternehmer berechnete ſeine jährlichen Koſten auf 7950 Thaler, wozu wohl eine monatliche Abgabe von 4 Gr. pro Sänfte an die Magiſtratskämmerei gehörte, die er bei 60 auf 6, bei 80 auf 8 Gr. zu erhöhen verſprach. Aber obgleich von dem Fortgang des Unternehmens und der Zufriedenheit des Publicums geredet wird, ſo hatte die Sache doch keinen rechten Erfolg. Zu den vielen Unannehmlichkeiten und Proceſſen, die der Unternehmer hatte, gehörte auch folgende kleine Epiſode. Unter den aufgenommenen Inſpectoren war auch ein jüdiſcher, Pick. Dieſer hatte bei dem halben Krach des Unternehmens eine Sänfte als Pfand behalten und erbat, um dieſe zu nutzen, die Erlaubniß, 10 Jahre lang tragen zu laſſen. Doch wurde dieſe Bitte als der Clair'ſchen Conceſſion zuwiderlaufend abgelehnt, und dieſe Ablehnung aufrechterhalten (29. Januar, 19. Februar 1783), trotz der Angabe des Petenten, er ſei von vornherein „angenommen worden, um die Judenſchaft tragen zu laſſen".

Die gänzlich ungenügende Straßenbeleuchtung, über die ſchon in den früheren Zeiträumen geklagt worden war, hatte ſich nicht gebeſſert. Damit hing zuſammen, daß die öffentlichen Sicherheitszuſtände ſehr viel zu wünſchen übrig ließen. Zeugniß davon gibt ein Edict vom 15. December 1763. Es beſagte, daß, da die Nachtdiebſtähle immer häufiger wurden, ein Jeder gehalten ſei, Nachts auf den Straßen mit einer Fackel oder Laterne zu gehen, widrigenfalls er beſtraft werden ſollte. Aus dem Jahre 1747 gibt es eine intereſſante Nachricht (Ramler an Gleim), daß in Berlin eine große Diebesbande ihr Weſen treibe. Der Anführer verkleidete ſich als Schornſteinfeger, wurde, da er aus einem Kamin herausſtieg, verhaftet, ſchlitzte ſich den Bauch auf und ſtarb. Ramler berichtete auch, daß bei einem von Herrn von Bielefeld gegebenen Diner ſich Diebe unter die Lakaien miſchten und das geſammte Silberzeug forttrugen. Beſonders

berüchtigt war ein Dieb Käſebier, der am 30. September 1748 öffentlich ausgeſtäupt wurde*). Der Name dieſes Diebes wurde ſo populär, daß die Karſchin noch 1784 eine Diebesgeſellſchaft als die „Bande des neuen Käſebier" bezeichnete. Bei dieſer Gelegenheit jammerte ſie, „daß die Räuberei in Berlin in nicht viel kleinerem Anſehn als zu Paris oder zu London ſei"**).

Solche Uebelſtände waren in erſter Linie durch die mangelhafte Nachtwache verſchuldet. Dieſe***) „beſteht aus einer Anzahl in alle Straßen vertheilter, mit Spießen und Seitengewehr gewaffneten Nachtwächter. Sie rufen alle Stunden der Nacht ab, wie hoch es an der Zeit ſei und ſtoßen dabei ins Horn, bei einer vorfallenden Feuersbrunſt geben ſie ein beſonderes Zeichen." Ein charakteriſtiſches Beiſpiel, das beweiſt, wie ſchwer es hielt, in dieſer Sache Beſſerungen einzuführen und das zugleich intereſſante Einzelheiten kennen lehrt, ſei hier aus den Akten mitgetheilt†). Am 10. September 1775 ſtellte der „Oberbäckmeiſter" Mitſchke vor, man möge im Voigtlande (Roſenthaler Vorſtadt) zwei Nachtwächter anſtellen. Da ein ſolcher jährlich 48 Thlr. erhalte, ſo könne die erforderliche Summe durch eine Auflage auf die Wirthe und Miether zuſammengebracht werden, die für die erſteren 8 bis 12 Gr., für die letzteren 4 Gr. betrage. Auf Grund dieſer Bitte machte der Stadtpräſident Philippi den Vorſchlag, von den 123 Hauseigenthümern 1 Gr. 6 Pf., von den 267 Miethsleuten monatlich 6 Pf. Brunnen- und Nachtwachtgeld zu erheben, auch in jenen Stadttheil eine Spritze hinzuſchaffen, die aber nicht in einem beſonderen Spritzenhauſe aufbewahrt, ſondern miethsweiſe für 12 Thlr. jährlich

*) Letztere Notiz König V, 1, S. 116. — Ueber andere Diebſtähle und deren Beſtrafung daſ. S. 104. 136. 154. 259. 290. 358.

**) An Gleim Z. f. preuß. Geſch. XII, 720.

***) Ich bediene mich der Worte Nicolai's I, 309, als des einzigen exiſtirenden Berichts.

†) G. St. A. Tit. CXV sect. I. Coloniſtenſachen 2. Roſenthaler Vorſtadt.

untergebracht werden solle. Darauf entgegnete die churmärkische Kammer, daß die vor dem Rosenthaler Thore angesiedelten Gärtner noch in einem Freijahre lebten, sich daher zu einem Beitrage für Unterhaltung der Nachtwächter schwerlich verstehen würden; doch würde, da das Voigtland nicht weitläufig bebaut sei, ein Nachtwächter genügen. Wirklich verweigerten, wie aus einem Berichte Philippi's (26. Febr. 1776) hervorgeht, die Gärtner jede Zahlung; die Eigenthümer jedoch waren, bis auf einzelne arme, zur vorgeschlagenen Zahlung bereit; die Miethsleute dagegen, Tagelöhner, Maurer, Zimmergesellen, Kupferschmiede, Handlanger, Spinner, Wollkämmer, Invaliden waren insgesammt nicht im Stande, eine Zahlung zu leisten. In Folge davon würde, wie Philippi ausrechnete, nur eine jährliche Summe von 81 Thlr. 18 Gr. aufgebracht werden können; daher sollte der König gebeten werden, die zur Besoldung zweier Nachtwächter, nebst jährlicher Kleidung, sowie den nöthigen Anschaffungen als Hörner, Pfeifen, Spieße noch fehlenden 30 Thlr. als Zuschuß zu geben. Diese Bitte wurde abgelehnt. Daher sah sich Philippi genöthigt, die armen Leute, die nach der Meinung der churmärkischen Kammer sich zu einer winzigen Abgabe verstehen sollten, um ihr geringes Eigenthum zu schützen, zu einem Beitrage heranzuziehen, berechnete diesen aber im günstigsten Falle auf 11 Thlr. jährlich, beantragte daher, die Equipirung der Nachtwächter von der Nachtwachtkasse zu übernehmen (12. Aug.). So geschah es denn; die Nachtwächter, deren Thätigkeit in dem entlegenen Viertel ebensowenig verlockend war, wie ihre Besoldung, wurden angestellt. Kaum war jedoch die Anstellung erfolgt, als Eigenthümer und Miether mit ihren Zahlungen Schwierigkeiten machten. Philippi, der solches berichtete, stellte dabei den Antrag (22. Jan. 1777), zwei „Verordnete" mit einem jährlichen aus der Nachtwachtkasse zu zahlenden Gehalte von 10 Thalern zu ernennen, um auf die flottirende Bevölkerung ein Auge zu haben und über ihre Verhältnisse von Zeit zu Zeit zu referiren. Doch wurde dieser Vorschlag, der nur Kosten gemacht,

aber keinen greifbaren Vortheil geboten hätte, abgelehnt; die Beamten walteten, wie es scheint, ungestört ihres Amtes.

Die Bestimmungen früherer Zeit über das Feuerlöschwesen blieben auch in dieser Periode in Kraft. Von verheerenden Feuersbrünsten wird nichts berichtet; auch die früher so häufig in Folge des Einschlagens von Blitzen entstandenen Feuerschäden wurden seltener, seitdem man unter besonderer Mitwirkung von Achard und Herz angefangen hatte, Kirchen, öffentliche Gebäude und Privathäuser mit Blitzableitern zu versehen. Aber die Löschvorrichtungen waren ungenügend, die Theilnahme der Bedienungsmannschaft unsicher. Selbst wenn das Löschen prompt vor sich ging, wurde nur die Weiterverbreitung des Brandes gehindert, Leib und Leben gesichert; die Betroffenen jedoch, die nicht rasch genug ihre Habseligkeiten retten konnten, hatten keinerlei Ersatz zu erwarten. Solchen Ersatz zu schaffen, war nur den Feuersocietäten möglich, deren Errichtung schon Leibniz in Aussicht genommen hatte. (Vgl. oben, S. 92). Jedoch dieser Plan war, wie viele ähnliche desselben Meisters, unausgeführt geblieben. Nun kam man mehr als zwei Menschenalter später, auf den alten Gedanken zurück, nachdem von Regierungswegen für die Gebäude eine königliche Assecuranz-Compagnie eingerichtet worden war. (31. Januar 1765).*) Aber auch diese Pläne waren nicht von Erfolg begleitet.**) Am schnellsten wurde der erste von dem Inspector Rosenberg angeregte (11. Febr. 1782), zurückgewiesen. Auf seinen Antrag, jeder Miether solle zur Bildung eines Fonds zur Feueraffecuranz vierteljährlich 6 Pf. zahlen, entgegnete der Magistrat, daß solches „auf keine Weise annehmlich, vielmehr dem Publicum nachtheilig" sei und setzte zur Erklärung hinzu, daß jetzt jeder Miethsmann, sobald das Feuer ausbreche, sich in seinem eignen Interesse mit Löschen beschäftige; er werde sich darum aber gar nicht bekümmern, sobald

*) Vgl. Nicolai I, 344 fg.

**) G. St. A. Tit. CXV, sect. m. Nro. 12.

er bei einer Aſſecuranz nur gewinnen könne. Drei Jahre ſpäter (6. Dec. 1785), traten angeſehene Berliner Kaufleute: Seidenburg, Ebart, Heyl, Catel, Béringuier u. A. unter eingehenderer Darlegung der Verhältniſſe mit einem ähnlichen Gedanken hervor. Sie überreichten, in Anbetracht deſſen, daß durch Feuersbrünſte oft ganz vermögende Leute an den Bettelſtab gebracht würden, den Entwurf zu einer Feuerſocietät oder „zu einer Geſellſchaft vereinigter Freunde zur Unterſtützung und Wiederaufhelfung durch das Feuer verunglückter Handlungstreibender Mitbürger.“ Die Geſellſchaft ſollte in vier Beitragsklaſſen zu 20, 10, 5 und 3 Thlr., mit einem kleinen Aufſchlag zur Deckung der Verwaltungskoſten, zerfallen; der Eintritt in die einzelnen Klaſſen ſollte nicht frei gewählt werden, ſondern ſich nach der Art des Geſchäfts und nach dem Orte richten, wo die Waaren untergebracht waren. An die Spitze der einzelnen Klaſſen ſollten Vorſteher treten, die von den Mitgliedern zu wählen waren, die die Geſchäfte beſorgen mußten u. A. auch das Recht beſaßen, die außer der Wohnung liegenden Waarenläger zu inſpiciren. Die Mitglieder hatten ſich beim Eintritt eidlich zu verpflichten, kein Feuer böswillig anzuſtecken und den Schaden nicht zu hoch anzugeben; in Concurs gerathene Mitglieder mußten austreten. Nur Mobilien und Waarenlager wurden angenommen; dagegen weder Häuſer noch Juwelen, noch Gold und Silber, noch Dokumente. War der Schaden geringer als die Einlage des Verlierenden, ſo wurde er voll bezahlt, war er größer, ſo erhielt der Betroffene nur ſeinen Beitrag, außer wenn durch Ausſchreibung neuer Beiträge die grade vorhandene Summe beträchtlicher wurde.

Dieſer complicirte und unvollkommene Entwurf fand bei den Behörden keine freudige Aufnahme. Das Generaldirectorium, welches das Redliche und Gute in der Abſicht der Petenten anerkannte, mißbilligte die gewählte Klaſſeneintheilung und wünſchte eine Beſtimmung des Beitrags nach der Größe und Gefährlichkeit des Objects, war nicht einverſtanden mit der Leichtigkeit des Austritts und verlangte zuverläſſigere Beſtimmungen über Aus-

mittelung des Schadens, eine stärkere Controle der Mitglieder, auf deren Rechtschaffenheit man sich nicht unbedingt verlassen könne. Erschwerender noch als dieses geringe Entgegenkommen der Aufsichtsbehörde war die Erklärung der Bevollmächtigten der obengenannten Assecuranz-Compagnie. (Febr. 1786.) Sie führten aus, daß eine solche Societät weder nöthig noch nützlich, noch zulässig sei, da die Compagnie ihre Versicherungen nun auch auf Mobilien ausdehne: das Verfehlte des Planes liege in der Vernachlässigung des Unterschiedes zwischen gefährdeten und nicht gefährdeten Gegenständen und in der Nichtberücksichtigung des Werthes der Waaren. Auf Grund dieser Auseinandersetzungen wurden die Petenten einfach abgewiesen. (29. März 1786.) Gleichen Mißerfolg hatte das Gesuch zweier anderer Berliner Kaufleute C. Grebin und Schlük (23. März 1794), die um Einrichtung einer ähnlichen Societät als einer „öffentlichen Polizeianstalt" baten.

Die Errichtung einer derartigen Gesellschaft hätte dazu beigetragen, Sicherheit und Ordnung zu befördern. Die Herstellung und Vermehrung dieser ließ sich die Regierung aufs Aeußerste angelegen sein.

Der Sicherheit wegen, mehr noch um politisch Verdächtige alsbald zu greifen, war eine strenge Fremdenpolizei eingeführt. Für ihre Existenz und Thätigkeit liefert Lessing's „Minna von Barnhelm" II, 2 ein classisches Zeugniß. „Ohne Zweifel kennen Ihro Gnaden schon die weisen Verordnungen unserer Polizei . . . Wir Wirthe sind angewiesen, keinen Fremden, weß Standes und Geschlechts er auch sei, vierundzwanzig Stunden zu behausen, ohne seinen Namen, Heimat, Charakter, hiesige Geschäfte, vermuthliche Dauer des Aufenthalts, und so weiter, gehörigen Orts schriftlich einzureichen." Dieses Zeugniß findet Bestätigung und Erweiterung in folgender Aeußerung eines österreichischen Reisen-

den, des Baron Scherzer (Brief an den Polizeiminister von Pergen 17. November 1794)*), die freilich mit einiger Vorsicht aufzunehmen ist:

„Anno 1768 war ich in Berlin und wurde sehr vertraut mit Jemanden, der bei der königlichen geheimen Polizei angestellt war. Dieser eröfnete mir im Vertrauen, daß des Königs allerbeste geheime Spionen in den großen Städten die Würthe, Traiteurs und Eigenthümer der Hotels garnis wären, für welche der König zum Theil ganz, zum Theil die Helfte des Zünßes bezahle, und wenn sie sonach etwas Wichtiges entdecken, ihnen nebst diesen noch eine angemessene Belohnung ertheilt, durch welche Einrichtung in diesen Häußern allen Fremden ihr Haab und Gut sicher und heylig ist, da die Würthe dem König mit ihrem Kopf dafür haften müssen, dahero auch von keinem Diebstahl in diesen Häußern etwas zu hören ist. Für das aber, daß der König für diese Würthe den Zünß zahlet, sind sie verbunden, von allen Zusammenkünften, Gesprächen und sogar — wenn Jemand bei ihnen wohnt, der dem Staat verdächtig scheinet — von seinen bey sich habenden Briefschafften täglich einen verläßlichen Prothocoll-Auszug der Geheimen Polizei einzuschicken, wodurch Friedrich der Große weit verläßlicher als durch die Wiener Tagzetteln täglich erfahren hat, wer in seinen Hauptstädten angekommen und was allda seine Beschäftigung seye.“**)

Durch Vorsichtsmaßregeln allein konnte man natürlich Verbrechen nicht vermeiden. Diebstähle kamen, wie schon oben erwähnt, genug vor. Aber auch schlimmere Eingriffe in Leben und Sicherheit der Bewohner zeigten sich.

---

*) Buchstäblich nach Erich Schmidt. Ein kleiner Lessingfund in: Sonntagsbeil. d. Voss. Ztg. Nr. 21. 1889. (Vgl. E. Schmidt, Lessing II, 795.)

**) Eins der wenigen Berliner Stücke, das einen Gastwirth, und zwar den „der Stadt Paris“ schildert, „Das Religionsedict“, 1789, Akt 2, weiß von solchen Dingen nichts: dort ist der Wirth nur der sehr devote Knecht seiner Gäste, der freilich schließlich auch mit Gewalt Ruhe in seinem Hause herzustellen weiß.

Strafen

Im Allgemeinen waren die gegen Verbrecher verhängten Strafen sehr strenge. Straßenräuber sollten mit lebenslänglicher Festungsstrafe, Todtschläger, sobald der Tod des Opfers erfolgte, mit dem Tode gestraft werden. Die Verurtheilung eines Bedienten zum Tode auf dem Scheiterhaufen — der Schuldige erlitt seine Strafe am 15. August 1786*) — gab Veranlassung zu einer Bitte, die in den Humanitätsgedanken jener Tage begründet war. Der 29jährige aus Landsberg a. d. W. gebürtige Bediente hatte seinem Herrn tausend Thaler gestohlen und einen Brand erregt, um der Entdeckung der That vorzubeugen. Der Brand wurde, ohne wesentlichen Schaden anzurichten, gelöscht, das Geld von dem Hehler dem Bestohlenen zurückgeliefert, trotzdem der Thäter mit jener furchtbaren Härte verurtheilt. Dagegen erhob ein Schriftsteller seine Stimme. Er beantragte, den Schuldigen milde zu bestrafen, um ihm Reue zu ermöglichen. Zur Begründung solcher Milde wies er auf die Geringfügigkeit des verursachten Schadens hin und plaidirte für die Unzurechnungsfähigkeit des Thäters, der sich wirklich vor seiner That von einem Dienstmädchen ein Licht geben ließ, womit er den Brand erregte. Als fernere Gründe, dieser That gegenüber Gnade walten zu lassen, führte der öffentliche Vertheidiger an, der Thäter sei ein Landeskind, er sei jung, Sohn armer Leute, er sei vorher unbescholten, ja wegen seines Wohlverhaltens allgemein bekannt gewesen, er sei durch die allzu leichte Gelegenheit zum Diebstahl verführt worden und sei endlich durch den Widerstand seiner Mutter, die ihm den Heirathsconsens verweigert, dem Laster in die Arme getrieben worden.

Zu den Klassen, über deren Mangel an Moral man besonders klagte, gehörten auch die Dienstboten. Nach einer 1746

*) C. O. 13. März 1786. König V, 1, 456. — Das Folgende nach der kleinen Schrift: Bitte und Flehn um Mitleiden gegen einen Hausdieb und Mordbrenner. Zweite verbesserte Auflage. Berlin 1786, P. Bourdeaux. — Die Schrift ist unterzeichnet: Guilelmus a Nicaro. — Die zweite Auflage beweist das Interesse, das man damals an der Sache nahm.

erlassenen, 1778 erneuerten Gesindeordnung sollte eine nur für grobe Arbeiten verwendbare Magd 8—10 Thlr., eine solche, die auch zu feinen Näharbeiten tauglich war, 12 Thlr. jährlichen Lohn haben. Die Klagen, die über sie, vornehmlich in Lustspielen, außerdem auch in Sittenschilderungen laut wurden, und die gerade am Ende dieser Periode nicht selten sind, beziehen sich nicht allein auf Unsittlichkeiten, sondern eben so sehr, wenn nicht mehr, auf Untreue, Putzsucht, Pflichtvergessenheit, Undankbarkeit. Ein Klageruf einer Hausfrau*) macht als Ursache des Verderbens des Gesindes namhaft: Zahlenlotterie, Vergnügungen, Kleideraufwand. Zum Lotteriespielen benutzten sie das Eimergeld (wohl dem heutigen Marktgroschen entsprechend). Um tanzen zu können, nahmen die Köchinnen auf ihren Marktgängen bei einem Schneidergesellen in einem Garten der Landsbergerstraße für 2 gr. Unterricht. Sie trieben großen Aufwand, trugen „Dormösen" Hauben mit Bändern, weshalb sie sich für grobe Arbeit zu gut hielten, einen „falbalirten" Anzug mit einem „bekräuselten Flortuch" nebst einer „flornen Schürze", sie kräuselten Sonntags das Haar und thaten Puder und Pommade hinein. Bei solchen Klagen sah man, wie bei ähnlichen Lamentationen aller Zeiten, auf vergangene Tage wie auf glanzumflossene einer einfachen guten nicht wiederkehrenden Zeit zurück. Denen gegenüber, die das anspruchsvoll gewordene Gesinde für den alleinschuldigen Theil hielten, standen aber die ruhiger und gerechter Urtheilenden, welche den Gebietenden einen Theil der Schuld beimaßen. Aus diesem Gefühle des eigenen Unrechts entstanden Vorschläge, wie die Lage der Dienenden zu bessern sei.**) Sie sind noch sehr wenig tief und zeigen sowohl in der Art der Be-

*) Etwas über das weibliche Gesinde. Von einer Hausfrau unterzeichnet: F. A . . . . geb. R.; Berlin. Monatsschr. XI, 1788, S. 676—684.

**) Relationen 1755 (über das Blatt s. oben S. 402 fg.) S. 293 ff. 429 ff. 453 ff. 469 fg. 781 fg. 805 ff. Der erste Aufsatz führt den Titel: „Ohnmaßgebliche Gedanken von einer Societät, so zum Besten der Herrschaft und des Gesindes zu errichten."

handlung der Frage, als in der Art der Vorschläge selbst, daß die Frage noch durchaus nicht für brennend gehalten, sondern einstweilen nur mit jenem philanthropischen Wohlwollen erörtert wurde, das diese Periode überhaupt kennzeichnet. Ein Vorschlag ging dahin, ein Büchlein zu entwerfen, worin die Pflichten des Gesindes und der Herrschaft aufgezeichnet sein sollten; das Büchlein sei dem Gesinde vorzulesen; Pfarrer und Lehrer sollten sich der Sache annehmen. Ueber die Art und Weise, wie dieser Vorschlag ausgeführt werden sollte, der übrigens von einigen bekämpft, von Anderen lebhaft befürwortet wurde, waren sich die Antragsteller wenig klar. Darüber mußten aber alle bald einig sein, daß eine Vorlesung der Pflichten doch nur eine sehr getheilte Wirkung thun würde, vielleicht die, Willige anzuspornen, Unwillige zu erbittern, keineswegs die, Alle zu friedlicher Ausübung ihrer Obliegenheiten anzuleiten. Daher trat als praktischerer Vorschlag hinzu, eine Gesellschaft zu errichten, welche diejenigen Dienstboten, die 4, 6 oder 8 Jahre treu gedient hatten, irgendwie belohnen sollte, durch Vermittlung einer anständigen Heirath, durch Versorgung in einem Hospital, durch Beförderung zu einer Bedienung, welcher sie gewachsen seien. Auch die Einführung einer besonders für die Dienstmädchen bestimmten Kleiderordnung wurde angeregt. Doch blieb es bei diesen allgemeinen Vorschlägen, die mannigfach hin und her discutirt wurden, ohne daß die praktische Ausarbeitung im Einzelnen angerathen wurde; zur wirklichen Ausführung kam es überhaupt nicht.

Aus Furcht vor Strafe, aus Unlust am Leben, das ihnen die erwarteten Freuden nicht gewährte, gingen viele Dienende und Höherstehende in den Tod.

Auch über die Zahl der Selbstmorde gibt es für jene Zeit eine interessante Zusammenstellung.*) Im Allgemeinen war von ordnungsmäßiger Statistik keine Rede. Zwar wurden die

*) Betrachtungen über die Berlinischen Selbstmörder. Berl. Monatsschr. XII, 1788, S. 200—223. 367—378.

Todtenlisten auf dem Rathhause angefertigt, aber sie waren häufig unvollständig, die Todesursachen wurden verschwiegen. Im Mai des Jahres 1766 meldete die Karschin an Gleim, seit Anfang des Jahres hätte ein Viertelhundert Menschen ihrem Leben ein Ende gemacht.*) Eine „Liste der Selbstmörder" wurde gelegentlich von dem Bettelvogt angefertigt, der die Aufgabe hatte, die Leichen aus dem Wasser zu ziehen. Aus einer Zusammenstellung von 1781—1786 zählt er zusammen 239 Selbstmörder. Da in diesen 6 Jahren etwa 30 000 Personen in Berlin starben, so kamen auf 1000 Gestorbene etwa 8 Selbstmörder, eine Zahl, die bedeutender war, als in irgend einer andern europäischen Großstadt. Von diesen 239 starben die Meisten, 136, durch Ertrinken, wobei denn wohl Manche durch Unglücksfälle umkamen, daher nicht auf das Conto der Selbstmörder zu setzen sind, 53 durch Erhängen, 42 durch Erschießen; 8 schnitten sich den Hals ab. Zu dieser großen Zahl der Selbstmörder lieferte das Militär das größere Contingent 132, während natürlich in der Bewohnerzahl der Civilstand bei weitem überwog (nach Nicolai gab es damals 111,635 Bürgerliche, gegen 33,386 Soldaten). Als Ursachen der Selbstmorde nennt der Berichterstatter nicht die durch Irreligion erzeugte Lebensunlust, sondern Hunger und Mühsal. Die Zeit, in welcher die größte Zahl der Selbstmorde vorkam, war April und Mai; für die Soldaten aus dem Umstande erklärlich, daß in die genannten Monate die schlimmste Zeit des Exercirens fiel, welche auch die schwersten Ausgaben für Wichse, Kreide u. dgl. von ihnen verlangte. Der großen Zahl der Selbstmorde der Soldaten entgegenzutreten, empfiehlt der Berichterstatter als wirksames Mittel eine bessere Behandlung; sodann Ausschreiben von Belohnungen für Diejenigen, welche die dem Ertrinken Nahen wieder zum Leben zurückbrachten.

Während die Zahl derer wuchs, die freiwillig aus dem Leben schieden, verringerte sich die Zahl derer, die sich in der

*) Zeitschr. f. preuß. Gesch. 12, 705.

Ehen

Absicht, Nachkommenschaft zu erzielen, vereinigten. Die Zahl der Ehen wurde ganz auffallend kleiner.*) 1763 waren noch 1283 Ehen geschlossen worden, 1764 nur 1221, 1777 war die Zahl auf 901 gefallen, hob sich dann 1779 auf 1030. Die Durchschnittszahl von 1742 bis 1756 war 1148, von 1762 bis 1776 : 902; von 1776 bis 1778 : 824. Noch ungünstiger stellt sich das Verhältniß, wenn man die Zahl der Ehen mit der Bevölkerungsziffer zusammenstellt. 1712 heirathete der 49. Mensch, 1755 der 52., 1778 nur noch der 78. Der geduldige Schriftsteller, dem wir diese Nachrichten und Berechnungen verdanken, will als hauptsächlichen Grund der Verringerung der Ehen die in Folge des Krieges eingetretene Verminderung des Wohlstandes gelten lassen, doch wird man noch einen andern dafür wirksamen Faktor anführen müssen: die Zunahme der Unsittlichkeit.

Moral

Ueber dieses Kapitel ist von den Feinden der Aufklärung viel gehandelt, aber mehr gefabelt als bewiesen worden. Daß Immoralität eine Folge religiöser Aufklärung sein müsse, ist ein nur bei orthodoxen Theologen feststehender Satz. Die wahren Aufklärer wußten daher sehr wohl, was sie thaten, wenn sie den nothwendigen Zusammenhang von Moral und Theologie oder Religion leugneten. Sie konnten kraft ihres Gerechtigkeitsgefühls nicht in Abrede stellen, daß Berlin eine sittenreine Stadt zu sein aufgehört hatte, aber sie durften diese Abkehr von patriarchalischer Sitteneinfalt nicht auf die Läuterung religiöser Begriffe schieben. Daß Schwächlinge, ohne moralischen Halt, jetzt, da sie den Religionszwang von sich warfen, auch wähnten, aller sittlichen Verpflichtungen ledig zu sein, soll dabei natürlich nicht in Abrede gestellt werden.

Im Allgemeinen wird man sagen dürfen, daß auch schon im Zeitalter Friedrich's des Großen eine lxxere Moral in Berlin

*) Vgl. den Bericht in den „Briefen über Berlin." (Berl. Monatsschr. 1783, II, S. 453.)

sich bemerkbar machte. Die Gründe liegen aber gewiß nicht in der Aufklärung, die als besonders charakteristisch für jenes Zeitalter gilt, sondern hauptsächlich in drei Puncten. Der erste ist, daß das Beispiel und die Controle von oben fehlte. Friedrich Wilhelm I. hatte ein strammes Regiment gehandhabt, ein fleckenloses Eheleben geführt und Niemandem das „Debauchiren" in irgend welcher Beziehung durchgelassen; Friedrich der Große lebte von seiner Frau getrennt, gab dadurch, wenn auch schuldlos, zu manchem Klatsch Veranlassung, und wollte sich grundsätzlich nicht in das Privatleben seiner Unterthanen mischen. Der zweite ist das Anwachsen Berlins zu einer Großstadt, die, wie das im Wesen einer großen Stadt liegt, unlautere Elemente unverhältnißmäßig rasch und viel an sich zog, welche glaubten, dort ihr lichtscheues Gewerbe mit gutem Erfolge betreiben zu können. Der dritte ist die Französirung der Stadt. Was zu jener Zeit von Frankreich kam, waren nicht mehr die arbeitsamen, sittenreinen, glaubensstarken Einwanderer von ehemals, sondern abgesehen von einzelnen tüchtigen Gelehrten und ernsten Schriftstellern, Abenteurer und galante Damen. Dazu kam die Lectüre unzüchtiger Gedichte und sehr freier Erzählungen, wie sie damals in Frankreich Mode waren, und bei der Vorliebe für französische Lectüre, die in den höheren Gesellschaftskreisen herrschte, auch in Berlin gepflegt wurde. Die französischen Bücher wurden in den Originalausgaben in den Buchhandlungen feilgeboten, außerdem aber in Nachdrucken verbreitet; es war selbstverständlich, daß sie eine üble Wirkung auf junge Leute übten, die nicht, wie verständnißlose Erzieher meinten, die Bücher bloß als Sprachmuster betrachteten, sondern auch den Inhalt als Vorbild anzunehmen geneigt waren. Trotzdem wird man von einer allgemeinen Verderbtheit schwerlich reden können. Berlin war schon damals besser als sein Ruf. Dieser Ruf war allerdings herzlich schlecht. Gemacht war er durch fromme Priester; bestärkt wurde er durch einzelne österreichische Schriftsteller, die ihren Haß gegen den siegreichen Staat durch Hohn

gegen deſſen Hauptſtadt zum Ausdruck brachten, beſtätigt wurde er durch das Urtheil einzelner Schriftſteller von Ruf, Georg Forſter (1779) und Chriſtian von Stolberg (1775)*). Bei den Urtheilen der Genannten, die übrigens beide die Schönheit der Stadt ſehr hervorheben, muß man die fromme Geſinnung des Letzteren und für den Erſteren den Umſtand erwägen, daß der Urtheilende nur fünf Wochen in Berlin zubrachte. Er erklärte „die Frauen allgemein verderbt“ und Chriſtian Stolberg, der kaum vierzehn Tage in Berlin war, meinte, „der Ton der großen Geſellſchaft iſt affectirt und afterfranzöſiſch. Die Miniſter hoffärtig und die Weiber albern und gezwungen. Roth gefärbt und mit Federn beſteckt wie die Schlittenpferde. Die abſcheulichſten, widernatürlichſten Laſter heben ihr Haupt öffentlich empor und haben beſonders ihr Weſen in den prinzlichen Häuſern, von da breiten ſie ſich aus und vergiften ein Volk, das den Damm der Religion längſt durchbrochen hat“. Solcher Zeugniſſe gibt es noch mehrfache. In dem Bericht des engliſchen Geſandten (1772)**) heißt es: „Berlin iſt eine Stadt, wo es weder einen ehrlichen Mann noch eine keuſche Frau gibt. Eine totale Sittenverderbniß beherrſcht beide Geſchlechter aller Klaſſen. Die Männer ſind fortwährend beſchäftigt, mit beſchränkten Mitteln ein ſehr ausſchweifendes Leben zu führen. Die Frauen ſind Harpyen, denen Zartgefühl und wahre Liebe unbekannt ſind und die ſich Jedem preisgeben, der ſie bezahlt.“

Daß Solches thörichte Uebertreibungen ſind, wird jeder Unverblendete ohne Weiteres zugeben. Aus ihnen allein Schlüſſe zu ziehen, wäre ebenſo ungerecht, als aus Beſuchen der Redouten oder öffentlicher Tanzlokale (oben, S. 631) die Mo-

*) Forſter's Brief z. B. bei Streckfuß I, 470; Chriſt. Stolberg's im Goethe-Jahrb. X, 144, Geiger, Vorträge 166. — Vgl. ferner Janſſen, Stolberg I, 69; dort urtheilt Fr. L. v. Stolberg, 19. Dez. 1775, viel richtiger: „Man affectirt hier einen leichtſinnigen Ton, um die ennuis zu verbergen“.

**) Die Stelle entnehme ich Mehring, die neue Zeit X, 2, 186.

ralität der ganzen Bevölkerung einer großen Stadt zu beurtheilen.

Solchen Uebertreibungen gegenüber ist es doch gut, ohne eben eine Apologie des Sittenzustands Berlins versuchen zu wollen, auf das Zeugniß eines französischen Schriftstellers hinzuweisen, der Jahrzehnte lang in Berlin lebte, Sticotti*). Ihm, der in seinem Heimathslande andere Zustände zu sehen gewohnt war, erschienen die Berliner Schönen schamhaft und grausam gegen seine Landsleute. Ein anderer französischer Beobachter**) drückt sich gleichfalls durchaus günstig über die Frauen aus. Er sagt von den Berlinerinnen und von den Bewohnerinnen Preußens überhaupt: „Die Frauen sind meist blond, sehr stark; ihre Taille hat weder die Feinheit noch die Eleganz der Engländerinnen; ihre Figuren sind nicht so lebhaft und aufgeräumt, daß sie zu entflammen vermögen; ihre Stimme ist sanft, aber nicht durchdringend; man empfindet in ihrer Nähe weder die Unruhe noch die holde Verwirrung, welche den Reiz der Liebe ausmachen. Die Luft nicht das Gefühl beleben ihren Taint und verschönern sie manchmal; sie sind und fühlen sich stets wohlgeboren. Die Damen des Hofes, noch sanfter und ehrsamer als die anderen, nehmen keine strenge abwehrende Miene, sind aber nicht weniger geachtet".

Wenn aber diese directen Beweise nicht genügen, dem könnte mit dem folgenden indirecten gedient sein. Eine Zeit großer Unsittlichkeit hinterläßt gar manche Zeugnisse ihrer Anschauung in der schönen Litteratur und Kunst. Von der einheimischen Litte-

*) Ueber Sticotti s. oben S. 510ff. Ich setze aus seinem dem Berliner Thiergarten gewidmeten Gedichte Le Parc folgende Stelle wörtlich hierher: Mais en ces Dédales bizarres. Je vois, rajustant leurs attraits Ces nymphes de faveurs avares Qui dans Berlin sont si barbares Aux jeunes officiers français: La pudeur les fait disparaître. Ich glaube nicht, daß man die Stelle ironisch auffassen darf.

**) Le Spectateur en Prusse par M. de la Croix. Paris 1767. S. 45.

ratur iſt ſchon die Rede geweſen; von einem unſittlichen Zuge, der in ihr vorkommt, kann aber kaum geſprochen werden. Ebenſowenig zeigt die Kunſt einen ſolchen Zug. Sie, die zu jener Zeit in ihrem hervorragendſten Interpreten ein ſtark realiſtiſches Gepräge beſitzt, weiß wohl Frohſinn und Lebensgenuß, einen gewiſſen Leichtſinn und volles Weltbehagen zu ſchildern, hält ſich aber von der Ausmalung aller Scenen frei, die ſich von dem Gebiete guter Sitten entfernen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Bildende Kunſt.

In den früheren Zeiten war das, was man Berliner Kunſt nannte, durchaus von dem jeweiligen Regenten beſtimmt worden. Auf eine holländiſche Periode war eine franzöſirende gefolgt; dieſe war unter dem nüchternen Soldatenkönig durch eine ſtilloſe, alles nivellirende abgelöſt worden. Friedrich knüpfte auch in Kunſtdingen an ſeinen Großvater an. Er brachte jedoch den franzöſiſchen Geſchmack zur ausſchließlichen Herrſchaft. Aber gerade unter ſeiner Regierung zeigte ſich, daß Berlin nunmehr wohl der Anregung ſeitens des Hofes folgte, aber ſich ihr nicht willenlos gefangen gab, daß es vielmehr die Kraft beſaß, eine ſelbſtändige Richtung neben der vom König beſchützten einzuſchlagen*).

*) Für das Folgende P. Seidel: Friedrich der Große als Kronprinz in Rheinsberg und die bildenden Künſte (Jahrb. d. kön. preuß. Kunſtſammlungen Bd. IX, S. 108 ff.). — Die Ueberſetzung der Verſe Friedrichs von H. Hoffmann. Derſ.: Friedrich der Große als Sammler von Gemälden und Sculpturen, a. a. O. Bd. XIII, S. 183—212. du Bois-Reymond, Friedrich II. in der bildenden Kunſt, Lpz. 1887; E. Curtius: Friedrich II. und die bildenden Künſte (Alterthum und Gegenwart II, 1882, S. 191 ff.). Vortrag R. Dohme's in der Kunſthiſtoriſchen Geſellſchaft, Berlin, 29. Jan. 1892: „Friedrich II. als Bauherr", der auch noch an anderer Stelle benutzt iſt. Ueber die Darſtellungen Friedrich's in der Kunſt vgl. das ſeltene Buch: Leben und Thaten Friedrichs des Einzigen, Königs von Preußen, in einer Reihe v. Kupferſtichen u. Holzſchnitten geſammelt von J. F. Krieger, Halberſt. 1817.

Friedrich's Idylle in Rheinsberg war wie der Litteratur ſo der Kunſt zu Gute gekommen. Sie glich, wie ein Zeitgenoſſe geſagt hat, einem Watteau'ſchen Gemälde. Franzöſiſchen Geſchmack verrieth jeder Kunſtgegenſtand, den Friedrich anſchaffte. Solchen Geſchmack hatte er auch für die Kunſt von ſeinem Erzieher Duhan de Jandun und ſeiner Gouvernante Frau von Rocoulle gelernt. Darum hatte er, frühzeitig das Sammeln beginnend, Bilder von Watteau und Lancret, Pater, Boucher, Chardin, des ferneren weniger bekannte von Boulogne, Coypel, Carle van Loo und manchen Anderen angeſchafft; von dem letztgenannten, den Friedrich vergebens ſuchte in ſeine Dienſte zu ziehen, war ihm ein Bild „Jaſon und Medea", aus der Bayreuther Erbſchaft zugefallen, auf dem die berühmte Clairon abgebildet war. Ein Bild Voltaire's, des Vielgeliebten, von einem franzöſiſchen Meiſter gemalt, hing im Bibliothekzimmer, deſſen Decke mit einem Wiſſenſchaft und Litteratur allegoriſch darſtellenden Gemälde geziert war; Blumenſtücke von Dubuiſſon ſchmückten das Schreibzimmer.

Friedrich lernte als Knabe Zeichnen und Malen, brachte es darin aber nur zu geringer Fertigkeit. Aus der Knabenzeit und der Cüſtriner Periode haben ſich einige Copien und wenige Porträts erhalten. Später übte er das Talent nicht ſonderlich viel aus. Nur daß er, nicht gerade zum Vortheil ſeiner Bauten, Zeichnungen entwarf und nach ihnen Schlöſſer und andere öffentliche Gebäude ausführen ließ. War er in ſeiner Frühzeit geneigt, Andere abzuconterfeien, ſo war er, der freilich nie in demſelben Grade wie ſein Vater befliſſen war, ſein Bild malen zu laſſen, doch wenigſtens damals den Bitten derer zugänglich, die ihn abzubilden verlangten. Während der Kriegszeit aber ſchützte er das Fehlen der Schönheit und der Muße vor, und auch in ſpäteren Friedenszeiten blieb er dieſer offenbaren Abneigung getreu, von der er gelegentlich nur in der Weiſe abging, daß er, ohne dem Künſtler eine Sitzung zu gewähren, während einer längeren Audienz, die er jenem einräumte, ſeinen Kopf nach den verſchiedenſten Seiten wendete.

Das Liebliche und Erfreuliche ſollte nach Friedrich's Meinung in der Kunſt dargeſtellt werden. Ihm, dem jedes aufdringlich Religiöſe zuwider war, konnten religiöſe Bilder nicht gefallen. Wie er Lancret's, den er ſonſt liebte, Höllenbilder verwarf, ſo mochte er auch Pesne nicht als Maler von Altarbildern ſehen und ſprach ihm gegenüber die Grundſätze aus, daß nur der Stoff den Erfolg verbürge, und daß der echte Künſtler nichts ſchaffen dürfe, was ſeiner Begabung und ſomit wahrer Kunſt unwerth ſei. Dieſe Anſchauungen ſprach er in folgenden Verſen aus:

Dein Pinſel, ich geſteh's, er darf Bewundrung fordern,
Doch ſchwerlich wird die Glut der Andacht vor ihm lodern.
Die Heiligen gib auf, die trüb' ihr Schein umkränzt,
Und übe deinen Stift an dem, was lacht und glänzt.
Er mag den heitern Tanz der Amaryllis zeigen,
Die Grazien hochgeſchürzt, der Waldesnymphen Reigen;
Und immer ſei gedenk: Dem Liebesgott allein
Dankt deine holde Kunſt ihr Weſen und ihr Sein.

Das lebendige Kunſtintereſſe der Rheinsberger Zeit wurde geringer mit dem Beginn des Berliner Lebens und ſeiner ernſten, den ganzen Menſchen fordernden Aufgaben, wenn der König auch noch manchmal namentlich über billige Ankäufe ſich entzückt äußern konnte. Seine Gunſt ſchenkte er nunmehr in weit höherem Grade der Litteratur, gemäß den Worten, die er einmal an Voltaire ſchrieb: „Die Geiſtesinduſtrie iſt der mechaniſchen Induſtrie der Künſtler bei Weitem vorzuziehen."

Doch verſchwand die Kunſtliebe und der mit ihr eng verknüpfte Sammeleifer in der Regentenzeit nicht ganz. Allmälig wandelte ſich der Geſchmack: von den Franzoſen, die er als Kronprinz am meiſten bewundert hatte, wandte ſich Friedrich zu den Niederländern — war doch ſeine holländiſche Reiſe 1754 zu dem Zwecke unternommen, Bilder der großen Vlamen zu kaufen —, konnte aber bei Rubens und van Dyk nicht denſelben erheiternden Eindruck gewinnen, wie ehedem bei den Franzoſen. Für die großen Italiener gewann er dagegen nie ein rechtes Verſtändniß:

Rafael stellte er immer unter Correggio, und für einen größeren Künstler als die Meister des Cinquecento hielt er Pompeo Battoni. Gewisse Lichtwirkungen zog er der Darstellung des Schönsten vor, so daß er bei der Kunde von der Ausgrabung Pompejis zunächst die Frage that, ob die Alten das Helldunkel gekannt hätten. Die geringe Ausbildung seines Kunstgeschmacks zeigte sich in einem eigenthümlichen Schwanken seiner Anschauungen: bald verlangte er die ideale Darstellungsart in der Kunst, so daß er die Abbildung des Gewöhnlichen, Kleinbürgerlichen verachtete, bald trieb er den Realismus so weit, daß er die Wahl der römischen Imperatorentracht für sich, oder die des griechischen Kostüms für Voltaire ablehnte und auch in Kunstgebilden einen Jeden in der ihm eigenthümlichen Gewandung zu sehen begehrte.

Friedrich's Verhältniß zur Kunst war weniger Herzens-, als Verstandessache. Er sammelte nicht aus Begeisterung; die bildende Kunst war ihm vielmehr nur Mittel zum Zweck. Sein Gemäldesaal mußte gefüllt werden; daher konnte er schreiben: „Sobald ich genug Bilder erlangt habe, höre ich auf." Die kunstgeschmückte Umgebung war ein nothwendiger Bestandtheil der Art, wie er sich die Erscheinung des mächtigen Fürsten dachte. Daher war das wirthschaftliche Moment für ihn bestimmend. Auswärtige Künstler beschäftigte er vielfach, aber nicht gern im Ausland, sie mußten in Berlin oder Potsdam arbeiten; auch Rohmaterialien bezog er aus dem Inlande: statt sächsischen Sandsteins kaufte er magdeburgischen; aus Schlesien ließ er farbigen Marmor und Chrysopas kommen. Wenn er die Gobelinmanufaktur zu Grunde gehen ließ, so that er es, weil diese Teppiche der Mode der Zeit nicht mehr entsprachen; statt deren begünstigte er: Feuervergoldung, Herstellung von Schildpattarbeiten, Seidentapeten, Holzbildhauerei, Dekorationszeichnen. In den ersten Jahrzehnten seiner Regierung verbrauchte er für Erzeugnisse der Kunst und des Kunsthandwerks ungeheure Summen, die in keinem Verhältniß zu dem sonstigen Staats-

haushalt ſtanden; ſpäter wurde er ſparſam, faſt geizig, weil er das, was er wollte, erreicht hatte.

Trotz dieſes ganz beſtimmten Standpunctes war er nicht einſeitig in der Auswahl der Kunſtwerke, die er kaufte; doch beſtimmte er das von ihm Erworbene nicht für öffentliche Sammlungen, ſondern zunächſt für den eigenen und den Genuß der Seinen, freilich mit der Maßgabe, daß auch das Publicum zu den Gärten und Tempelchen Potsdams Zutritt erhielt, in denen er ſeine Schätze aufſtellte. Vielmehr ſchaffte der Liebhaber franzöſiſcher und holländiſcher Kunſtwerke, entweder ſelbſt oder durch ſeine Unterhändler Gotzkowsky und Oeſterreich, auch antike und Renaiſſance-Werke an. 1742 kaufte er die Antiken-Sammlung des Cardinals Polignac, bei der freilich mancherlei Täuſchung mit unterlief, z. B. durch die ſog. Familie des Lykomedes, eine „plaſtiſche Maskerade", zu der Lambert Siegisbert Adam eine Anzahl Fragmente durch entſprechende Kleidung und Geräthe in willkürlichſter Weiſe zuſammenſtellte*). 1747 gelang ein Hauptkauf: der Adorant (Antinous) aus dem Beſitze des Fürſten Liechtenſtein, der dorthin nach manchen Wanderungen aus Fouquet's Sammlung gekommen war; 1753 ein in ſeiner Art nicht minder koſtbarer Erwerb, die Jo des Correggio; 1767 prächtige Vaſen und Bronzen aus der vente Julienne in Paris. Auch durch Geſchenke, z. B. ſehr werthvolle des Königs von Frankreich, wurden die Beſitzthümer vermehrt, die die Grundlage unſerer modernen Muſeen wurden; aus der Hinterlaſſenſchaft der Markgräfin von Baireuth kamen alte und neue Werke; Merkur und Venus von Pigalle bereicherten die franzöſiſche Abtheilung.

In der nächſten Umgebung Friedrich's während der Rheinsberger und in den erſten Jahren der Berliner Zeit lebten zwei Künſtler, die geradezu ſeine Geſchmacksleiter waren, und deren

*) „L. S. Adam und M. A. Slodtz in Paris arbeiten für den König." Aus ihrem Nachlaſſe kamen Werke an ihn durch Mettra's Vermittelung. Edm. Scherer, Grimm (Paris 1887) p. 465. Vgl. nun auch die Mittheilungen von Seidel, Jahrb. XIII, 190 ff.

Entfernung eine Aenderung in ſeiner künſtleriſchen Richtung hervorrief: Pesne und von Knobelsdorff.

Dieſe beiden Künſtler verlangen an dieſer Stelle eine Würdigung, obwohl der erſtere in eine etwas frühere Periode hinüberragt. Antoine Pesne*) (1683—1757) lebte ſchon von 1711 an in Berlin, ſeitdem er durch das Porträt des Grafen Knyphauſen Friedrich I. bekannt geworden war. Er blieb auch in der kunſtarmen Zeit Friedrich Wilhelm's I. Berlin treu; wenigſtens kehrte er von längerem Aufenthalt in Dresden, Paris und London immer wieder dorthin zurück. Er war hauptſächlich als Bildnißmaler thätig, erwarb als ſolcher großen Ruhm und hinterließ eine förmliche Galerie zeitgenöſſiſcher Bilder, aus der man mit Behagen eine frohmuthige, lebenskräftige Generation in ihren verſchiedenſten Repräſentanten erkennt, alle ungemein ähnlich, nur leider alle mit einer damals üblichen Verſchönerungsſucht dargeſtellt, die oft das beſonders Charakteriſtiſche vermiſſen läßt. Unter ſeinen Bildniſſen ſind die des Königs und anderer Mitglieder des Königshauſes hervorzuheben, eines der anmuthigſten das liebliche Bildchen der prinzlichen Geſchwiſter, auf dem Friedrich ſich durch ſeine Schweſter Wilhelmine vom Trommelſchlagen zum Blumenpflücken nicht wegziehen laſſen will. Er liebte es ferner, ſeine behäbige, freundliche Geſtalt, allein oder in Geſellſchaft anderer Familienmitglieder darzuſtellen. Er führte charakteriſtiſche Erſcheinungen des damaligen Berliner Lebens vor, die anmuthige Tänzerin Cochois, die ſpätere Gattin des Marquis d'Argens, die ſchöne Barbarina oder den Kupferſtecher G. F. Schmidt und ſeine Gattin, den Bildhauer King und Andere. Eines ſeiner

*) Seidel, der auch hierfür benutzt iſt, liefert eine eingehende Biographie, namentlich die Beſchreibung des Deckengemäldes, Gazette des beaux-arts 1891, auch Sep.-Dr., 32 SS. Manches Neue über Pesne derſ. im Jahrb. XIII, vgl. S. 258 A. 1. Ueber Pesne ferner: Dussieux. Les artistes français à l'étranger, Paris 1856, S. 58—66. S. 67 ff. auch Notizen über andere franzöſiſche Maler und Bildhauer in Berlin. Sonſt A. D. B. XXV. 430—432 und die daſ. erwähnte Lit. Viele Porträts von Pesne waren in der Rococo-Ausſtellung, Berlin, Mai 1892, vereinigt.

prächtigsten Bilder ist das La Mettrie's. Aber auch die Hofgesellschaft, die Gefährten aus Friedrich's Zeit erscheinen in ihren charakteristischen Typen: neben den ernsten Arbeitern, Knobelsdorff mit seinem mächtigen geistreichen Kopfe, Jordan, dem schwermüthigen, weltabgewandten Gelehrten, die froh Genießenden, Gotter, Chasot, Keyserling mit seinem Lieblingsattribut der Flasche. Die Rheinsberger Zeit mit ihrer Freude und ihrer Lebenslust erscheint in diesen Bildern in wunderbarer Weise verkörpert. „In Composition", sagt Seidel, „Zeichnung und leuchtender Farbengebung stellt Pesne den Höhepunkt dessen dar, was im Berlin des 18. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Malerei geleistet worden ist." Pesne, der seit 1711 der Akademie angehörte*), begann von seinem Eintreffen in Berlin an große Einwirkung auf eine ganze Reihe jüngerer Mitstrebender zu üben, die alle noch lange nach seinem Tode seinen Einfluß erkennen ließen. Seit seiner vielleicht durch Knobelsdorff veranlaßten Verbindung mit Rheinsberg betrieb er außer der Bildniß- auch die Decorationsmalerei. Von dieser ist als kennzeichnendstes Denkmal der Musiksaal des Rheinsberger Schlosses übrig geblieben; Pesne's Hauptleistung darin, ein für jene Zeit bedeutendes Kunstwerk, ist das große Deckengemälde. Es stellt die Rosse des Sonnengottes dar, auf deren einem ein Amor sitzt, während ein anderer, von dem Pferde herabgeschleudert, mit seinen Pfeilen am Boden liegt. Hinter ihnen ist Aurora umgewendet, um in die Pforten des Himmels einzulenken; vor ihnen schwebt die von Amoretten begleitete Venus. Die Nacht entflieht vor den Göttern des Lichts; ihre bösen Dünste werden von den Winden zerstreut. Mag, wie Manche annehmen, die Absicht bestanden haben oder nicht, Apollo selbst darzustellen und ihm die Züge Friedrich's zu leihen, so bleibt die Allegorie auf die zukünftige lichtvolle,

*) Vgl. K. Ak. der Künste zu Berlin. Verzeichniß der Mitglieder seit 1695. Abgeschlossen am 1. Oct. 1892. Berlin 1892. S. 3. Er ist der 29. Akademiker. G. F. Schmidt wurde Mitglied 1749, Rode 1756, Chodowiecki 1764, J. W. Meil 1766, J. H. Meil 1783.

der Kunſt- und Litteraturentwickelung günſtige Zeit, die mit der Thronbeſteigung des Kronprinzen beginnen ſollte, klar und deutlich genug.

Eine ſolche Zeit mit herbeizuführen, ſchien G. W. von Knobelsdorff ganz beſonders geeignet.*) Knobelsdorff (1699 bis 1753), von Hauſe aus Soldat, ſeit 1729 in Berlin, trat nicht lange nach dem Beginne ſeines Berliner Aufenthaltes 1733 mit Friedrich in Verbindung. Nicht der Offizier, ſondern der mit künſtleriſchen Neigungen und Fähigkeiten begabte Mann war es, der Friedrich's Vertrauen gewann. Ihm war ſchon in Cüſtrin die Aufgabe zu Theil geworden, das Aeußere von Friedrich's Wohnhaus umzugeſtalten; in Rheinsberg trat zu dieſer einen Aufgabe die fernere hinzu, auch für die Dekoration des Innern zu ſorgen. Gerade in jener Zeit war er auch als Zeichner und Maler thätig. Er war dazu auserſehen, Zeichnungen für die geplanten Kupferſtiche einer glänzenden Ausgabe von Voltaires Henriade zu machen. Ihm verdankt man ein Bild Friedrich's, das, ohne erheblichen Kunſtwerth zu beſitzen, dadurch von doppelter Bedeutung iſt, daß es von einem dem Fürſten Naheſtehenden herrührt und eine glückliche Studie aus dem vollen Leben gewährt, den Menſchen darſtellt ſtatt den prächtigen Herrſcher. Dieſen Werth des Intimen, den Charakter des Lebensvollen und Gegenwärtigen, haben auch Knobelsdorff's übrige Bilder aus jener Zeit: ſie ſchildern Vorgänge aus dem Geſellſchaftsleben oder Perſonen aus dem nächſten Umgangskreiſe des Fürſten. Ein ſo vertrauter Lebensgenoſſe wie Knobelsdorff mußte auch Geſinnungsgenoſſe des Friedrich'ſchen Kreiſes werden. Ja, wie es in derartigen Fällen leicht zu gehen pflegt, er übertrieb die dort herrſchende Frankomanie dermaßen, daß er ſelbſt in Italien die Hauptwerke der italieniſchen Blüthezeit nur mit den Augen eines Franzoſen des 18. Jahrhunderts anſah und ſich über die

*) Vgl. Eloge von dem König ſelbſt 1753. G. W. von Knobelsdorff von Wilhelm v. K. Berlin 1861. P. Seidel in Jahrb. 9, S. 113 ff. A. D. B. XVI, 305—307.

begeisterte Lobpreisung der Meisterarbeiten des Cinquecento durch die Italiener nur lustig machte.

Hatte Knobelsdorff aber in Italien nicht die Italiener schätzen gelernt, so gewann er daselbst Bewunderung für die Antike, die ihm dort zum ersten Male in zahlreichen vollgültigen Werken entgegentrat. Wie mancher Deutsche vor ihm gelangte auch er grade in Rom zur Werthschätzung der hellenischen Baukunst. Diese nachzuahmen hatte er in den ersten Regierungsjahren Friedrich's vollauf Gelegenheit; sobald ihm etwa die Lust, Französisches nachzuahmen, entgegentrat, zeigte sich Knobelsdorff als entschiedener Gegner des Modernen, zu Gunsten des Alten. Er wurde zum Surintendant aller königlichen Schlösser und Directeur en chef sämmtlicher Bauten ernannt. Als solcher hatte er eine große Inspectionsthätigkeit zu üben, die sich weit über Berlins Grenzen erstreckte. Für Berlin besonders und seine allernächste Umgebung kommen außer der durch ihn erwirkten Einrichtung des Thiergartens der Umbau des Charlottenburger Schlosses und der Neubau des Berliner Opernhauses in Betracht.

So großen Einfluß Friedrich seinem Freunde Knobelsdorff gewährte, so ließ er sich doch nicht ausschließlich von ihm leiten. Er hatte seine eigenen Ideen. Wenige Jahre nach Friedrichs Tode wurde freilich der große König als Bauherr lebhaft getadelt. Dies geschah in dem Werke*) von Heinr. Ludw. Manger, der seit 1753 in königlichen Diensten stand, seit 1775 Mitdirector, später alleiniger Director der königlichen Bauten geworden, zuletzt allerdings bei Friedrich in Ungnade gefallen war. Manger gab dem Könige Ungerechtigkeit, Eigensinn,

*) Manger, Baugeschichte von Potsdam, bes. unter der Regierung Friedrichs II., 3 Bände, 1789. 90. Ueber Manger A. D. Biogr. XX, S. 189. Die Ausführungen im Text nach Cornelius Gurlitt, Friedrich der Große als Architect, Westermann's Monatsh. Okt. 1890, S. 100—129. Vgl. ferner Dohme und Gurlitt: Architectur und Kunstgewerbe des 17. und 18. Jahrh. Berlin 1890 fg. Dohme's Vortrag oben S. 661 A.

übelangebrachte Sparſamkeit ſchuld. Er bezeigte die größte Luſt, jedes Verdienſt Friedrich's an den Bauten ſeiner Regierungszeit in Abrede zu ſtellen. Aber dieſe Behauptung iſt durchaus übertrieben und ſpricht in ihrer Ungerechtigkeit nicht ſowohl gegen den König, als gegen den Schriftſteller und Architecten, der ſich auf Koſten ſeines Herrn zu bereichern verſuchte.

In der erſten Zeit ſtand der König zwar ganz unter ſeiner, d. h. der franzöſiſchen Einwirkung. Namentlich in dieſer Zeit laſſen ſich gewiſſe, von Dohme nachgewieſene Fundamentaltheorien, die den Franzoſen entlehnt ſind, bei ihm aufzeigen. Es war ihm unangenehm, daß Jemand über ihm wohnte, daher der eingeſchoſſige Bau in Sansſouci. Er wollte nichts unter ſich haben, ſo daß er das ebengenannte Schloß nicht unterkellern ließ, und um das Treppenſteigen zu vermeiden, brachte er im Stadtſchloß von Potsdam eine Rampe an, vermöge deren er aus dem erſten Stock alsbald ins Freie gelangen konnte. Er war ein abgeſagter Feind der Säulen an den Faſſaden. Er liebte die großen halbrunden in der Mitte mit Ornamenten reichbeſetzten Fenſter. Er wünſchte ſeine Schlöſſer mit reich geſchmückten Baluſtraden zu ſehen, deren durch reiche Phantaſie überraſchende Figuren, Vaſen von den armen Bildhauern pro Stück für acht Thaler geliefert wurden.

Mitte der fünfziger Jahre trat in Friedrich's Anſchauungen über Architectur ein Umſchwung ein: eine ſtärkere Hinneigung zum Claſſicismus und eine Nachahmung des Stils der Italiener. Die freilich ſchon 1747 begonnene Hedwigskirche in Berlin ſollte eine Nachahmung des Pantheon werden; die Potsdamer Paläſte und Bürgerhäuſer ſehen aus wie „verkleidet in den Gewändern italieniſcher Großen“. Eine zweite ſpätere Wandlung bezeichnete die dritte Stufe in Friedrichs Bauthätigkeit: die Hinneigung zu der romantiſchen, ſodann zu der ernſteren Seite des engliſchen Bauweſens, dem „begeiſterten Palladianismus,“ wie ſie in dem Berliner Opernhauſe (dem Werke Knobelsdorff's), weniger deutlich im Palais des Prinzen Heinrich (von

Boumann) hervortritt, endlich ganz besonders in den durch Gontard aufgeführten beiden Kuppeln auf dem Gensd'armenmarkt, die in den Spitzen zweier zu Greenwich errichteten Kirchen ihr direktes Vorbild haben. Es war wohl nicht grade die Absicht des Königs, nun den französischen, italienischen, englischen Mustern auch das deutsche anzuschließen. Thatsache ist jedoch, daß bei dem Bau der königlichen Bibliothek zu Berlin der in Wien zu der Fassade der Hofburg gemachte Entwurf des Wiener Architecten Fischer von Erlach zu Grunde gelegt wurde, dessen barocker Stil mit den umstehenden Prachtgebäuden so seltsam contrastirt.

Den Berliner Bürgerhäusern wendete der König weit geringere Aufmerksamkeit zu als sein Vater. Während er in Potsdam, wo er freilich beständig residirte für 616 Häuser die colossale Summe von 3,150,000 Thalern zahlte, hielt er sich Berlin gegenüber in bescheideneren Grenzen. Nur in den Vorstädten wurde ziemlich stark gebaut und die dort stehenden theilweise recht elenden Hütten in stattliche Häuser verwandelt. Im Gegensatze zu seinem Vater legte er bei seinen Bauten auf das Wie erheblichen Nachdruck; ihm kam es nicht mehr wie jenem darauf an, daß gebaut wurde, sondern er wünschte ein zierliches Aussehen, ja übertrieb wohl diese Forderung manchmal auf Kosten der innern Bequemlichkeit. Hohe Beamte, die Häuser geschenkt bekamen, waren mit den großen Räumen unzufrieden, die sie möbliren und heizen mußten. Um den gelegentlich geäußerten Wünschen nach schneller Erledigung der Bauaufträge nachzukommen, wurde schlecht gebaut. Häusereinstürze gehörten daher nicht zu den Seltenheiten. Fast ebenso schlimm war die alsbald nach dem Bau eintretende Entwerthung der Gebäude. Häuser, deren Bau den König 14,000 Thaler gekostet hatten, wurden bald nach ihrer Vollendung mit 8000 Thalern tarirt und verkauft.

Zu solch befohlener Bauthätigkeit wurde nach wie vor den Betroffenen Zuwendung von Grund und Boden, Baumaterialien,

Geldern zu Theil.*) Doch regte ſich grade gegen dieſe Gunſt, welche ja für Viele eine drückende Laſt, für Manche Anlaß zu völligem Ruin war, offenkundiger als früher, der Widerſtand; ein Bürger beklagte ſich gradezu über das ihm auf dieſe Weiſe zu Theil gewordene Geſchenk; Andere beſchwerten ſich über die Dächer der am Gensd'armen-Markt erbauten Häuſer, ſo daß der Kaufmann und Commiſſarius Bärs es für nöthig hielt, mit 44 andern Bürgern den König ſeiner Ergebenheit zu verſichern und um Fortdauer der königlichen Gnade zu bitten. Der König beſchied in einer Antwort, welche Schmerz und Aerger über die erlittene Kränkung deutlich erkennen läßt, die Petenten dahin (15. Okt. 1782), daß er niemals die Schuldigen mit den Unſchuldigen vermengen werde. Aber ſein Eifer, die Stadt baulich zu verändern, erkaltete ſichtlich ſeit den üblen Erfahrungen, welche er gemacht hatte.

Einen bedeutſamern Schmuck als durch die Gebäude erhielt Berlin durch ſeine Denkmäler. Auch die ſchöne Sitte, Berlin durch die Denkmäler Verſtorbener zu ſchmücken und darin den Nachlebenden Vorbilder zur Nacheiferung aufzuſtellen, war in den Zeiten Friedrich Wilhelms I. abhanden gekommen. Friedrich II. führte ſie wieder ein. Statt der Pietät jedoch, welche die meiſten Herrſcher bei Aufſtellung von Denkmälern leitete, ließ er die Dankbarkeit walten. Nicht ſeinen Vorfahren oder gar, was bei ihm eine verzeihliche Eitelkeit geweſen wäre, ſich ſelbſt, ließ er Bildſäulen errichten, ſondern den Generalen, denen er ſeine großen Erfolge verdankte. Auf dem im Jahre 1749 vor dem Johanniterpalaſt angelegten Wilhelmsplatz, der zum Paradeplatz beſtimmt war, wurden während Friedrichs Regierungszeit die Denkmäler von vier Helden des ſiebenjährigen Krieges aufgeſtellt**):

*) Für das Folgende vgl. Berliniſche Correſpondenz 1. Stück 1782. Ferner Berl. Monatsſchr. II, 461 ff.

**) Vgl. König I, 123. 302. 401. 445. Für Schwerin's Denkmal Berliner Neudrucke II, 3, S. XXXIX und 161 fg. Zieten's Denkmal wurde erſt 1794 errichtet. Vgl. Varnhagen, Winterfeldt. Berl. 1836, S. 233.

Schwerin (1769), Winterfeldt (1777), von den Brüdern Künz aus Cassel, Seidlitz (1781), Keith (1786). Das erste fand zwar wegen des Mischmaschs alter und neuer Bekleidung und Verzierung lebhaften Tadel, erregte aber Bewunderung für den König, der die Thaten der Seinen so rühmlich zu lohnen wußte. Die drei anderen setzten die Zeitgenossen zunächst dadurch in Verwunderung, daß sie nicht in römischer oder griechischer Gewandung, sondern in der Kleidung erschienen, in der man sie während ihres Lebens zu sehen gewohnt gewesen war, sie erfreuten durch ihren lebendigen Ausdruck und die Geschicklichkeit des Künstlers. J. P. A. Tassaert, der Bildner der Seidlitz'schen Statue, gehörte mit Fr. Gasp. Adam und Sigisb. Michel zu den französischen Bildhauern, die für Friedrich in Berlin thätig waren.*)

Die officielle Vereinigung der Berliner Künstler war und blieb die Akademie der Künste. Sie konnte sich nicht gleicher Berücksichtigung wie ihre den Wissenschaften dienende Schwesteranstalt rühmen. Nach der kurzen Blüthe bald nach ihrer Begründung schien sie dem gänzlichen Verfall bestimmt zu sein.

Eine sehr schwere Schädigung erlitt sie und das gesammte Berliner Kunstleben durch den 1743 erfolgten Brand des königlichen Marstalls, über dem die Zimmer der Akademie sich befanden, einen Brand, durch den viele noch von Friedrich I. herstammende Sammlungen, z. B. Abgüsse von Antiken, zu Grunde gingen. Es nützte auch nicht viel, daß das Gebäude wieder aufgerichtet wurde; dadurch erlangte die Anstalt nicht Wiedererstattung des Verlorenen und die Räume nur auf dem Papier, da die Mittel zur Instandsetzung der Zimmer fehlten. Ein Kaffeeschenk, der wohl eine kleine Pacht zahlte, nahm die Räume ein, welche der Kunst zu dienen bestimmt gewesen waren. Auch

*) Von ihrer Thätigkeit ist bisher wenig bekannt. P. Seidel, dessen letzterschienene Arbeit (Jahrb. XIII) ich eben noch vor Drucklegung dieser Bogen benutzen konnte, will ihr Leben und ihre Arbeiten für den König in einer besonderen Studie behandeln.

die Ernennung eines neuen Directors, der zugleich den Titel Hofmaler führte (1753), bedeutete nicht viel. Allerdings nimmt der neuernannte Blaise Nicolas Le Sueur eine weit höhere Stelle in der Kunstgeschichte ein, als der frühere F. W. Weidemann. Dieser 1668—1750, seit 1702 in Berlin, war eine Zeit lang ein beliebter Porträtmaler. Jener aber, Blaise Nicolas Le Sueur, dem sein berühmter Namensvetter und Vorgänger in der Malerei Eustache Le Sueur zwar Abbruch that, „bildete die jüngeren Künstler musterhaft". Dies sagt kein Geringerer als Gottfried Schadow (Kunstansichten S. IV fg.), der von dem Rector bekennt, daß er fast seine ganze Zeit und Kraft dem Lehramte widmete. „Seine Vorbilder, insbesondere die weiblichen Akte, dienen bis heute (1849) in den Klassen als Vorlageblätter." Auch Philipp Hackert, in seiner von Goethe herausgegebenen Selbstbiographie, rühmt ihn gleich sehr als Künstler und als Menschen.

Die Zustände der Akademie waren, wie man aus einem 1765, auf Veranlassung des Obersten Quintus Icilius abgestatteten Bericht Le Sueur's entnehmen kann, die denkbar traurigsten. In den 12 Jahren seines Directorats hatte die Anstalt nur 200 Thaler jährliche Einkünfte. Um den allerdringendsten Bedürfnissen zu genügen, legte der Director, wie es scheint, 40 Thaler jährlich zu, gab außerdem seine Wohnung als Unterrichtsraum für die Schüler her und lieferte ihnen unentgeltlich Heizung und die nöthigen Materialien. Solcher Schüler gab es 150, die außer von dem Director noch von einem Maler, einem Mathematiker und von Zeichenlehrern unterrichtet wurden.

Zur Abstellung solch unhaltbarer Zustände machte Le Sueur (16. Mai 1765) folgende bescheidene Vorschläge: 1. Einräumung des alten Locals; 2. Bewilligung von jährlich 2000 Thalern für Besoldung der Lehrer, Anschaffung von Materialien, ferner Gewährung einer nicht genannten Summe für Remuneration eines Castellans, Bezahlung eines lebenden Modells und Herstellung von fünf Preismedaillen; 3. Ernennung von zwei Pro-

feſſoren des Figurenzeichnens, je einem des Ornamentzeichnens und der Mathematik und von zwei Adjunkten für den Zeichenunterricht.

Nur eine einzige dieſer billigen Forderungen und zwar diejenige, die gar keine Koſten verurſachte, nämlich die Einräumung des alten Locals, wurde bewilligt, aber auch ſie erſt nach mehrmaligen Vorſtellungen Anfang 1770. Zu derſelben Zeit wurde eine Vereinigung der Akademie mit dem Oberbaudepartement als eine Verbindung des Nützlichen und des Schönen in Erwägung gezogen, aber von den Akademikern nicht gebilligt. Dieſer gab es damals 16, von denen mit dem Director vier als Lehrer thätig waren, vier ſich Rectoren nannten, darunter der Hofkupferſtecher Schmidt, die übrigen ſich einfach als Mitglieder bezeichneten, darunter Chodowiecki, Meil, Rode. Weder die Rectoren noch die Mitglieder übten irgendwelche akademiſche Lehrthätigkeit aus; freilich bekam auch keiner von ihnen Gehalt oder Penſion.*) Akademiſche Zuſammenkünfte fanden nicht ſtatt. Die Unterrichtenden waren außer Le Sueur Wagner, Robert, Krüger.

Eine weſentliche Aenderung erfuhren die Verhältniſſe erſt unter dem Directorat von Bernhard Rode (ſeit 1783), den auch die oben mit ihm genannten Künſtler durch gutachtliche Aeußerungen unterſtützten. Doch wäre es den Anſtrengungen der Akademie allein nicht gelungen, eine neue Organiſation zu erlangen, wenn ſie nicht in dem Miniſter Heinitz einen Curator erhalten hätte**), der dieſen ſtolzen Namen mit Recht verdiente. Durch ihn wurde die Idee angeregt und ausgeführt, der Akademie eine praktiſchere Richtung durch Ausbildung und Unterricht von Handwerkern zu geben und ihre Mittel durch Gewährung der Hälfte des Ueberſchuſſes der Bergwerks- und

*) Dies nach Ledebur vgl. oben S. 155 Anm.

**) Sowohl Rode als Heinitz fehlen in der A. D. B. Ueber Heinitz, Reimann, Abhandl. über Fr. d. Gr., Gotha 1891, wo aber gerade dieſe Seite der Thätigkeit wenig berührt wird. Ueber Rode vgl. den unten S. 681 ff. folgenden Abſchnitt.

Hüttenkaſſe zu vergrößern. Der Zuſchuß wurde ſpäter auf 1200 Thaler normirt. In der Sitzung des akademiſchen Körpers (11. Febr. 1786) kam eine Neuordnung der Akademie zu Stande, aus der folgende wichtigere Beſtimmungen hervorzuheben ſind: An Stelle des ehemaligen Protectors trat der Miniſter Heinitz; die jährlich abwechſelnden Directoren wurden durch einen auf Lebenszeit erwählten Director erſetzt, der eben vermöge dieſer längeren Amtsdauer geeigneter ſchien, die Intereſſen der Anſtalt zu vertreten. Rectoren wurden ſechs ſtatt der bisherigen vier ernannt, und zwar Chodowiecki, die beiden Meil, Friſch, Taſſaert, Meyer. Die Akademie ſollte von nun an das Recht haben, „kunſtliebende Subjecte" zu Ehrenmitgliedern zu wählen; zur Förderung ihrer Zwecke war die Herausgabe einer Zeitſchrift in Ausſicht genommen, deren erſter Band erſt 1788 erſchien: als weſentlich wurde die Veranſtaltung einer Kunſtausſtellung bezeichnet.

Zur Unterſtützung dieſer auf Neubegründung der Akademie hinzielenden Beſtrebungen diente eine in Beſtätigung und Ausdehnung früherer Privilegien erlaſſene königliche Verordnung (29. April 1786)*). Danach ſollte jeder bei der Berliner Akademie immatrikulirte Künſtler ſeine Kunſt frei und ungehindert üben dürfen; außerdem war jedes von einem ſolchen verfertigte Kunſtwerk gegen fremde Nachahmung oder eigenmächtigen Verkauf durch Andere geſchützt.

Die erſte von der Akademie veranſtaltete Berliner Kunſtausſtellung**) wurde am 20. Mai eröffnet und am 3. Juni 1786 geſchloſſen. Sie wurde am 19. Mai von der Königin beſucht, die in Begleitung ſämmtlicher Prinzen und Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes erſchien. Die Ausſtellung enthielt 335 Nummern. Die Werke waren in drei Zimmern aufgeſtellt, in deren einem ſich die Arbeiten von Schülern und Dilettanten befanden.

*) Meuſel a. a. O. 29 H. S. 307—309.

**) Vgl. Berliner Zeitungen von 1786: Illuſtr. Katal. der Jubiläums-Ausſtellung. Berlin 1886, Einl.

Darunter waren auch Zeichnungen einiger Fürstlichkeiten, z. B. des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III. In einem vierten Zimmer standen die Modellsachen der Akademie, in einem fünften Gemälde alter fremder Künstler. Da die damaligen Akademiemitglieder aus ihren eigenen Arbeiten nicht eine völlige Ausstellung zu Wege bringen konnten, so hatte man Bilder früherer Mitglieder, besonders ehemaliger Rectoren und Directoren von Terwesten bis Le Sueur und Dubuisson zusammengebracht, zur Ehrung der Alten und Aneiferung der Jungen. Man gab sich, wie es in dem Vorbericht zu dem Verzeichniß der ausgestellten Kunstwerke hieß, der Hoffnung hin, in nicht zu langer Zeit auswärtigen Kunstanstalten gleichzukommen und war gewiß, in gerechtem Tadel und Beifall der Kunstverständigen Anregung zum Fortstreben zu finden.

Aus den im Verhältniß mit heutigen Zuständen wenigen und dürftigen Urtheilen, die über die Ausstellung gefällt wurden, mag nur das eine Chodowiecki's hervorgehoben werden*). Er sagt: „Sie zeigt, wie weit unsere Akademie noch neben andern Akademieen, die viel jünger sind als sie, zurück ist, und wieviel Schritte sie noch machen muß, um jene einzuholen." Chodowiecki schlug auch die ersten Preisaufgaben für Zeichnungen und Thon- oder Wachsreliefs vor: Tod Schwerin's; Hintritt des zu Thränen gerührten Königs an das Lager seines entseelten Feldmarschalls. Ueber den dritten Vorwurf mag Chodowiecki selbst sprechen: „Der blessirte Major Kleist liegt nackend, mit einem russischen Husarenmantel bedeckt, neben einem Wachtfeuer; ein russischer Husar wirft ihm ein Achtgroschenstück auf den Mantel." Die Bescheidenheit in dem Urtheile des großen Meisters verdient ganz besondere Beachtung. Bemerkenswerth ist auch, daß in diesen Preisaufgaben, zu denen früher und später antike Themata vorzugsweise gewählt wurden, die glanzvolle Gegenwart oder die unmittelbare Vergangenheit ihre Gegenstände bieten mußte.

*) Monatsschrift der Ak. d. K. Berlin 1788, I, 20 fg.

Ankäufe auf dieser ersten akademischen Ausstellung Berlins sind schwerlich vom Könige verfügt worden, sonst war er ein eifriger Käufer und Sammler. Ueber seine Ankäufe von Bildern und Statuen ist schon berichtet; hier sollen noch einige Notizen über seine Neigung zu Werken der Kleinkunst folgen.

Unter den Kunstwerken, welche bei dem König beliebt waren und von ihm gern zur Vertheilung an verdiente Männer benutzt wurden, sind kostbare, aus schlesischen Steinen gearbeitete, mit farbiger Goldfassung und Brillanten geschmückte Dosen zu erwähnen. Es sind „Meisterwerke der Goldschmiedekunst und Edelsteinfassung, in welchen das Rococo wahre Triumpfe feiert“*). Sie sind von so hohem Werth, daß sie von den Nachkommen der Beschenkten an den Krontresor zurückgegeben werden mußten. Es ist nicht unmöglich, daß einzelne dieser kunstvollen Werke, bei denen besonders die in Karneol und anderen Steinen geschnittenen Reliefiguren und die in farbigem Golde und kleinen Brillanten ausgeführten Amoretten, mythologischen Figuren bewundernswerth sind, in Berlin gearbeitet wurden. Als treffliche Künstler in diesem Fache, als Vollender sehr geschätzter Silber-, Gold-, Boule-, Bronze-, Mosaik-Arbeiten werden der Schweizer Joh. Melch. Kambly, seit 1745 in Berlin, später in Potsdam, der Hofsteinschneider Joh. Ad. Hanf (1715—1776) und E. M. Diemar, geb. 1720, der ältere, letzterer ein geborener Berliner, genannt.

Von den durch Friedrich gekauften Kunstgegenständen**), die seit 1830 einen Bestand der Königl. Museen in Berlin bilden, verdient die durch Winckelmann's Catalog berühmt gewordene Sammlung Philipp's von Stosch von geschnittenen Steinen und Glaspasten eine Hervorhebung (1765). Auch ita-

*) Vgl. eine Notiz Voss. Ztg. 1890, 24. April. Einzelne Angaben, Nicolai, Anh. 98. 102.

**) Für das Folgende J. Friedlaender: Die Königl. Kunst- und Alterthumssammlungen vor 1830 in: Zur Gesch. d. K. Mus. in Berlin 1880, S. 12 ff.

lienische Bilder von Albani werden gekauft; den Ankauf eines Raphael, für den der König von Polen 30 000 Dukaten bot (Sixtinische Madonna?) lehnte der König in einem oft angeführten Schreiben ab. Die Sammlungen (Kunstkammer), denen F. W. Stosch vorstand (vgl. oben S. 561), waren so gut wie unzugänglich, sie wurden nur gezeigt, wie Büsching meldet, wenn die Erlaubniß des Königs erlangt worden, „alsdann begiebt sich Herr Stosch aus Berlin nach Potsdam, um diese kostbaren Kunstwerke vorzuweisen".

Zu den Kunstschätzen des königlichen Hauses gehörten auch die in Rheinsberg verwahrten des Prinzen Heinrich, die nach dem Tode des Prinzen (1803) versteigert wurden und sich in alle Welt zerstreuten. Er hatte eine wahrhafte Leidenschaft für die Künste. Seine Schätze*) setzten sich zusammen aus den früher im Besitz des Kronprinzen befindlichen und aus Bildern, die hauptsächlich aus Paris bezogen waren. Es waren zumeist holländische Bilder — dem Inventare nach Werke der ersten Meister — aber auch einzelne französische von Eustache Lesueur und Watteau. Außer den Bildern hatte der Prinz von seinen Petersburger und Pariser Reisen Teppiche, Porzellane, Bronzen und Marmor-Medaillons mitgebracht, vor Allem aber eine Anzahl Porträtbüsten, die von dem berühmten Houdon gefertigt waren: Büsten des Prinzen selbst und einzelner hervorragender französischer Schriftsteller.

Außer den königlichen, gab es Privatsammlungen. Unter diesen soll zunächst die Streit'sche hervorgehoben werden**), die dem grauen Kloster vermacht worden war. Vor der Streit'schen Schenkung hatte das Gymnasium nur zwei unbedeutende Bilder

*) Paul Seidel, die Kunstsammlungen des Prinzen Heinrich, Bruders Friedrichs des Großen in Jahrb. d. preuß. Kunstsamml. XIII, 55—67.

**) Vgl Sammlung aller Schriften, bei der zweihundertjähr. Jubelfeier des Berlinischen Gymnasiums S. 109 fg. Meusel, Miscellaneen I, 2, S. 11—19. Ueber Streit vgl. oben S. 580fg. F. Bellermann, Progr. des Wohlthäterfestes. Berlin 1850.

beſeſſen, den Stifter der Bibliothek, J. K. von Tiefenbach, wie er als Kind mit einem Hunde ſpielte, und eine Darſtellung des großen Brandes im Jahre 1712. 1757 und 1763 ſchenkte Streit eine größere Anzahl Bilder (im Ganzen 40), um deren Aufſtellung ſich die Maler Gerhard und Krüger verdient machten. Es waren Bilder heimiſcher Künſtler ſowie italieniſcher und holländiſcher Meiſter. Die Hauptgruppe (11 Bilder) war venezianiſchen Anſichten und Vorgängen gewidmet, mehrere von Antonio Canaletto. Sehr zahlreich waren bibliſche Vorwürfe vertreten, theilweiſe Copieen Rubens'ſcher Gemälde, wenige mythologiſche, einzelne allegoriſche. Die realiſtiſche Manier der Holländer war nur durch zwei Proben, eine Frau, die ihre Brille in der Hand hält und einen Alten, mit Tabakspfeife und Beutel, wirkſam vertreten. Auch die Zeit und die Umgebung des Schenkers fehlte nicht. Es war nur billig, daß Gemälde des Stifters vorhanden waren — vielleicht hätte man ſich mit einem ſtatt der drei übergebenen begnügt und auf die Porträts der Verwandten Verzicht geleiſtet —; und es verſtand ſich von ſelbſt, daß in einer preußiſchen Anſtalt Bilder des Herrſcherpaares und des früheren Königs Friedrich Wilhelm's I. vertreten waren. Die letzten drei Gemälde rührten von Pesne her.

Die ſonſtigen Privat-Gemälde und Kunſtſammlungen verzeichnet Nicolai, der die in den Schlöſſern befindlichen Gemälde auf 1000 berechnet. Privatſammlungen waren zahlreich und außerordentlich gut ausgeſtattet. Daß ihr Inhalt für Berlin größtentheils verloren, entweder durch Nachläſſigkeit zu Grunde gegangen, oder in Folge der Ungunſt der Zeiten nach dem Auslande verſchleppt worden iſt, muß der Kunſtfreund lebhaft bedauern. Die Beſitzer jener Schätze, hohe Beamte, Adlige, reiche chriſtliche und jüdiſche Kaufleute, Daum, Splittgerber, Veitel Ephraims, Vater und Sohn, Gelehrte wie Möhſen, Maler wie Chodowiecki, Meil nannten ihr eigen oder glaubten wenigſtens viele treffliche Stücke aus der holländiſchen und italieniſchen Glanzzeit bei ſich zu beherbergen. In den Verzeichniſſen ſind von jenen Boll,

Jordaens, Rembrandt, Rubens, Teniers, Terbourg, Wouvermanns, von diesen Carracci, Caravaggio, Correggio, G. Reni, Tintoretto, P. Veroneſe, L. da Vinci und viele Andere vertreten, viele nicht bloß mit einem Werke. Einer beſonderen Beliebtheit erfreuten ſich die Franzoſen des 18. Jahrhunderts. Weit geringere Theilnahme fanden die Deutſchen, ſpeziell die Berliner, unter denen man eigentlich nur B. Rode häufiger begegnet.

So wenig es möglich war, alle in Berlin weilenden Franzoſen, Schriftſteller, Gelehrte zu behandeln, ſo wenig kann es hier verſucht werden, ſämmtliche Künſtler der Fridericianiſchen Zeit aufzuzählen. Daher ſei es gewagt — denn ein Uebergang in ein fremdes Gebiet bleibt immer ein Wagniß — von fünf Künſtlern zu reden, die alle zu ihrer Zeit eine große Bedeutung hatten und alle etwas ſpecifiſch Berliniſches beſaßen, Rode, Meil, die Therbuſch, G. F. Schmidt und Chodowiecki. Die drei erſten ſind heute faſt völlig vergeſſen, während die beiden letzten ihren Ruhm als die lauterſten Vertreter der Fridericianiſchen Zeit bewahrt haben*.)

Chriſtian Bernhard Rode**), geboren in Berlin 1725, ge-

*) Ueber Berliner Kunſt „Nachricht von Berliniſchen Künſtlern und Kunſtſachen“ (T. Merkur 1776 II, 261—281); wichtige Bemerkungen über F. Reclam, G. F. Schmidt, B. Rode, Falbe, Mad. Therbuſch, Friſch, Meil, Chodowiecki, Krüger, D. Berger, Saler, Bodenberg, Glume, Eckſtein. — Ueber G. F. Schmidt beſ. a. a. O. III, 248 ff. — Phil. Hackert's Selbſtbiogr. (von Goethe bearbeitet) kommt für Berlins Kunſtgeſch. wenig in Betracht. Hackert war nur als Schüler 1753—1762 in Berlin. Sein Gemälde der Zelten bei Berlin (Rococo-Ausſtellung, Berlin 1892) gibt ein hübſches Bild Berliner Lebens.

**) Rode. (Fehlt in der A. D. B.) Vgl. Abbildungen berühmter Gelehrten und Künſtler Deutſchlands nebſt kurzen Nachrichten ihrer Leben und Werke, Berlin 1780. S. 39—54. (Am Schluß Ramler's Ode. Ueber den ihm gewidmeten Kupferſtich D. Bergers nach einem Bilde Chodowiecki's 1772. Meuſel, Misc. Erf. 1779. 2. H. S. 39 fg. (Die Seitenzahl iſt verdruckt); Verzeichniß der auswärtigen Gemälde des Berliniſchen Hiſtorienmalers Hrn. Director Rode. — Conz.: Rode in Berlin, Gedicht. — Berl. Monatsſchr. 248—263, 292 ff. Notiz über Rode, Berl. Corr. 1783, S. 780 fg. Benutzt ſind ferner etwa 200 Radierungen, Handzeichnungen, Kupferſtiche in G. L. St. Nagler's Künſtlerlex. Bd. 93, 270—280.

ſtorben 1797, war ein Schüler Pesne's und vollendete ſeine künſtleriſche Bildung durch eine Reiſe nach Frankreich und Italien. Zeitgenoſſen rühmten an ihm „tiefen in Wahrheit, Schönheit und Vollkommenheit eindringenden Blick, Oberherrſchaft über die Einbildungskraft". Bei allem Beifall, den er bei den Zeitgenoſſen fand, hatte er manchen Angriff zu ertragen. Ramler, der in ſeiner Ode „An Herrn Bernhard Rode" den Künſtler ſehr feierte, gab davon und zugleich von ſeiner Beſcheidenheit, ſeiner Ruhe jedwedem Angriff gegenüber Zeugniß in der an den Meiſter gerichteten Frage:

Welche Gottheit dir Feuer zu deinen Schöpfungen einflößt,
Und dieſe kalte Sanftmuth, eiteln Aberwitz
Still zu dulden, den Neid mit keinem Gemälde zu ſtrafen,
Den Hohn mit keinem Blick?

Heute iſt er faſt völlig vergeſſen. Die Berliner Jubiläumsausſtellung von 1886 enthielt von dem ſo Fruchtbaren ein einziges Bild.

Sein Arbeitsgebiet war ein weites, um ſo weiter, als er die von ihm gemalten Bilder ſelbſt radirte, viele andere Radirungen, z. B. nach Schlüter'ſchen Vorlagen anfertigte, außerdem eine große Maſſe Zeichnungen entwarf, die zu Buchilluſtrationen benutzt werden ſollten, nicht immer aber nach ihrer Beſtimmung behandelt wurden. Er berückſichtigte faſt gleichmäßig die bibliſche und die weltliche Geſchichte. Seine bibliſchen Bilder, deren einige, von ihm geſchenkt, in der Marien- und Petrikirche Aufnahme gefunden haben, bieten einen förmlichen Commentar zur Geſchichte des Alten und Neuen Teſtaments. Aus der Geſchichte faſt jedes Patriarchen iſt ein Gegenſtand gewählt; von Adam bis Tobias treten die wichtigeren Perſönlichkeiten auf. Der Künſtler wählte nicht immer Hauptvorgänge. Neben bedeutſamen Momenten aus der Geſchichte Joſeph's, der Verſuchung durch Potiphar's Weib und ſeiner Erkennungsſcene mit den Brüdern, Hiskia's Tod, Simei's Errettung durch David, nahm er auch manche Ereigniſſe, bei denen die Selbſtbeſchränkung des

Künstlers verwunderlich erscheint. Statt Isaak's Opferung stellte er den Augenblick dar, wie Abraham seinem Sohne das Opferholz abnimmt, und neben der Heilung des Tobias von der Blindheit kam der Streit mit seinem Weibe um eine heimgebrachte Ziege zur Darstellung. Oft sucht man verwundert nach dem Motiv, das den Künstler zur Behandlung reizte, wie etwa bei dem Blatt „Ahab's Wagen wird gewaschen". Unter den dem neuen Testament entnommenen Bildern herrscht Christus vor. Einzelne Züge aus dem Leben, wichtige, oft dargestellte, wie das Abendmahl, oder weniger oft behandelte, wie: Christus gibt sich dem Thomas zu erkennen (Altarbild der Marienkirche), wechseln mit Momenten des Endes und des Lebens nach dem Tode: Grablegung, Himmelfahrt, Auferweckung der Todten, jüngstes Gericht, einem ungemein figurenreichen Bilde; dagegen vermied er, wenigstens in größeren Bildern, peinliche Vorgänge, wie die Geißelung wiederzugeben, auch die Kreuzigung stellte er selten dar. Außer Christus erscheinen Petrus und Paulus in Hauptstationen ihres Lebens. Bei diesen scheute er sich nicht, auch Widriges, z. B. mehrfach Pauli Geißelung vorzuführen. Die Reue des Judas lockte ihn zu wiederholten Malen. Sein Christustypus ist unschön. Nichts erinnert in ihm an den idealen Menschheitslehrer, weder die göttlich schöne Gestalt noch der unsäglich körperlich und seelisch Leidende kommt hier zu seinem Rechte. Am deutlichsten zeigt sich diese Unfähigkeit in einem großen Blatte: Christi Verhör. Auf demselben erscheint der Verhörte wirklich wie ein armer Schächer, der keine Ahnung seines Werthes besitzt, während die Richter und die Zeugen, die günstig gesinnten und die begierig auf eine Verurtheilung harrenden lebendig charakterisirt werden. Insgemein sind es die Alten, Männer und Frauen, die dem Künstler besser gelingen, besonders die Helfenden, die Samariter; wenn nur nicht bei Darstellung der Männer der ewig gleiche kurzgeschorene Vollbart so einförmig wirkte. Jungen Leuten und Frauen weiß er nicht die erforderliche Anmuth zu geben. Seine Frauen sind Puppen

ohne Leben, selbst die Darstellung des Nackten, bei der das Fleisch nicht gespart wird, ist auch da, wo der Künstler es erstrebt, ohne jeden sinnlichen Reiz. Die nüchterne, rein verstandesmäßige Auffassung des Künstlers zeigte sich in einem Bilde: „Das Almosen der Heuchler wird mit Posaunen ausgeblasen", wo man wirklich die mächtigen Posaunen und die Hände der Bläser neben dem gar keinen heuchlerischen Eindruck machenden Spender sieht, oder in einem anderen: „Ein Samariter gießt Oel in die Wunden eines unter die Mörder gefallenen Mannes, vor welchem ein Schriftgelehrter und ein Pharisäer betend vorüber gegangen sind". Man muß es eine Verirrung des Geschmacks nennen, wenn Vorgänge, die nur zum Verstande, nicht zur Einbildungskraft sprechen, die daher so unbildlich wie möglich sind, zur künstlerischen Darstellung gewählt wurden.

Auch die weiten Pfade der Weltgeschichte durchlief unser Künstler. Er wählte aus der ägyptischen so gut wie aus der preußischen seine Stoffe. Griechische und römische Geschichte blieben ihm nicht fremd. Für letztere waren ihm Plutarch's Lebensbeschreibungen Lieblingsführer; in der ersteren wählte er gerne Sagen, behandelte mehrmals die Geschichte Alexander's und stellte, vielleicht gereizt durch Ramler's oben erwähnten Vorwurf, nicht ohne Hinblick auf eigene Kritiker dar, wie Apelles, der ein Bild der Göttin Venus gemalt hatte, einem kritischen Schuster den Rath gab, bei seinem Leisten zu bleiben. Dem Minister Hertzberg malte er für dessen Landhaus zu Britz Scenen aus der Geschichte der Landwirthschaft, seine Blicke nach China wendend, um Hertzberg's Verdiensten um die Seidenzucht zu huldigen, oder indem er dessen römische Collegen Curius und Cincinnatus in ihrer der Politik abgerungenen landwirthschaftlichen Muße darstellte. Aus der preußischen Geschichte lockten ihn, abgesehen von Albrecht Achilles, der Annahme der Reformation durch Joachim II. und dem Uebergang des großen Kurfürsten über das Haff, den er in höchst anziehender Art, den

Führer und ſein Pferd nach Schlüter'ſchem Vorgange behandelnd darſtellte, beſonders die Vorgänge der eigenen Zeit. Zwei dieſer Bilder mögen mit den Worten eines Zeitgenoſſen beſchrieben werden: „1. Herzog Leopold von Braunſchweig, welcher in der ausgetretenen Oder bei Rettung der Nothleidenden ertrunken war, wird wiedergefunden und von Schiffern aus dem Waſſer gezogen. 2. König Friedrich Wilhelm II. hält mit der einen Hand ein Steuerruder, welches mit einem Oelzweig umwunden iſt und drückt mit der andern eine Wagſchale ins Gleichgewicht, welche die neben ihm ſchwebende Gerechtigkeit hält. In der einen Schale liegen Krone und Scepter, in der andern eine Pflugſchar und ein Hirtenſtab". Gern wendete er ſich den zeitgenöſſiſchen Helden zu. Zeugniſſe davon ſind die vier Grabbilder (Garniſonkirche), die er Schwerin, Winterfeldt, Keith und Kleiſt widmete, den Verſtorbenen die Göttinnen des Ruhms, des Sieges, der Freundſchaft zugeſellend. In dieſen Zeichnungen ſtört manches Traditionelle in den allegoriſchen Frauengeſtalten und manches Conventionelle, wie das gar zu häufig gewählte, daß ein Weib, neben der Büſte oder dem Medaillon ſtehend, durch eine vor die Augen gehaltene Hand das Trauern ausdrücken ſoll. Aber die eigentlichen Porträts — zu denen bekannter Perſonen iſt noch das des Miniſters Hertzberg zu rechnen — ſind oft von großer Schärfe und Treue und auch die weniger Bekannter, z. B. der Malerin Therbuſch, und die Unbekannter, wie das des Predigers Bruhn und eines Berliner Bürgers Voigt mit ſeiner Gattin bezeugen ein löbliches Streben nach Individualiſirung. Auch in den Dienſt der Dichter und Schriftſteller ſeiner Zeit ſtellte er ſich gern: Rabener's Satiren entnahm er manchen Stoff. Ramler erwies er für deſſen laute Rühmung den Gegendienſt, die Prachtausgabe ſeiner Oden mit zahlreichen Illuſtrationen zu verſehen. Aber auch als Illuſtrator wählte er mit Vorliebe geſchichtliche Werke, z. B. von Bünau, M. J. Schmidt, Schröckh, und ſtellte anſchaulich und verſtändig bedeutſame Vorgänge des deutſchen Mittelalters dar. Nur ſelten verſah er es darin, wie

in einer völlig humoriſtiſch wirkenden Wiedergabe Tells, in welcher das dumm glotzende Kind, Geßler, der auf dem Pferde ſitzend, den Apfel über dem Haupte des Knaben hält, die Frau, die den mit einem unförmlichen Bogen ausgerüſteten Tell zurückzuhalten ſcheint, durchaus nicht den gewünſchten grauſigen Eindruck hervorbringen können.

Auch des Heimiſchen und Perſönlichen gedachte Rode bisweilen. Der märkiſchen Landſchaft, beſonders dem ſchon genannten Hertzberg'ſchen Gute widmete er einige Blätter, die freilich mehr ein geſchichtliches Intereſſe beanſpruchen. Weit mehr als die heimiſche Landſchaft würdigte Rode die heimiſche Kunſt. Wiederholt trat er als Schlüter's Copiſt auf, z. B. indem er „Neue allegoriſche Blätter nach verſchiedenen halberhobenen Arbeiten Andreas Schlüter's" Berlin 1772 herausgab. Dieſe ſeine Radierungen nach Schlüter's Vorlagen gehören zu dem Beſten, was er ſchuf. Sie legen Zeugniß ab von der Unterordnung eines ſelbſtthätigen Künſtlers unter einen Größern, die damals wie heute ſelten war. Hätte ſich Rode nur in ſeinen eigenen Schöpfungen von dem Gewaltigen mehr anregen laſſen, dem er ſo geſchickt nachzubilden verſtand! Endlich bekundete er in zwei Bildern ſeine Pietät gegen ſeine Eltern (Marienkirche). Freilich mehr als künſtleriſchen Geſchmack: Die Mutter ſtellte er dar, wie ſie aus dem durch Engel geöffneten Sarge ſtieg und von der Ewigkeit den Ort ihrer Beſtimmung gezeigt erhielt; an des Vaters Grabe ſaß die Hoffnung, einem entfliehenden Schmetterling nachſehend. Rode war kein tonangebender Meiſter, aber ein fleißiger, vielfältig angeregter und mannigfach anregender Arbeiter, der unverdienter Weiſe in völlige Vergeſſenheit gerathen iſt.

Die beiden Brüder Meil, durchaus ähnlich in ihrer Thätigkeit, dürfen wohl zuſammengefaßt werden. Der Aeltere*), Joh.

*) Ueber den älteren Meil, Selbſtbiographie in Meuſel, Miscellaneen art. Inh. Erf. 1779 I, 2. H. S. 1—9. Verz. ſämmtl. Titelkupfer u. Vignetten-Abdrücke . . . geſammelt von F. L. Hopffer. Berlin 1809.

Wilh. Meil (1729—1803, seit 1774 in Berlin), war ein vielseitiger Künstler und ein gebildeter Mann. Als Knabe schon hatte er modelliren gelernt und war weniger durch Unterweisung, als durch selbständige Versuche zum Malen, Steinschneiden, Radiren gekommen. Während eines zwanzigjährigen Aufenthalts in Leipzig war er dem Professor Christ näher getreten und hatte sich in dessen Vorlesungen und im Verkehr mit ihm eine tüchtige archäologische Bildung verschafft. Der jüngere, C. P. Heinr. (1733—1805, schon seit 1752 in Berlin), war gleichfalls in Leipzig wissenschaftlich vorgebildet und nahm in Kunst und Leben eine seinem Bruder gleiche Stellung ein; beide waren eine Zeit lang Directoren der Akademie.

Der Brüder Meil Thätigkeit umfaßte fünf Jahrzehnte, von 1750—1800. Auch sie waren in erster Linie Radirer wie Rode, nach dessen Zeichnungen sie nicht selten arbeiteten. Aber im Gegensatz zu ihm traten bei Meil zwei Momente hervor, die freilich erst bei Chodowiecki vollendet in die Erscheinung traten: Humor und Realismus. Das biblische Gebiet schwand fast völlig bei ihnen, fast die einzige Ausnahme machen die Zeichnungen zu Bilaubé's Joseph, das Geschichtliche blieb wenigstens nicht im Vordergrunde stehen, jedenfalls folgten sie bei ihren geschichtlichen Blättern nicht eigener Erfindung. Noch waren es auch bei ihnen vielfach zeitgenössische Dichtungen, die ihr Zeichentalent in Anspruch nahmen, aber schon traten neben Ramler und dem mit besonderer Liebe behandelten Ewald von Kleist, die zu Allegorischem und Mythologischem vielfache Veranlassung gaben, die Karschin, Lange, Willamov, auch Nicolai, der der wirklichen Welt näher führte. Als Beispiel ihrer Allegorie mag ein (nicht ausgeführter) Versuch zu Kleist's Gedichten gelten: ein Kind, das von einer Biene gestochen wird, worüber ein Satyr lacht. Mit dem Ganzen sollte das Sinngedicht, mit dem Honig das An-

Ueber den jüngeren die Notiz A. D. B. XXI, 216. Ueber beide Nagler's Künstlerlex. Bd. 9, S. 5—8. Die von beiden illustrirten Werke und zahllose Blätter in G. L. St.

genehme und Gefällige, mit dem Stachel der Biene das Strafamt dieſer Gedichte bezeichnet werden. Nahe verwandt mit dieſer Allegorie war der Verſuch, die Eigenart eines Dichters auszudrücken, wie etwa im Titelkupfer zum franzöſiſchen Diderot: die Tragödie, die ſich erſtechen will, wird von Cupido zurückgehalten, Hymen ſchwingt ſeine Fackel dazu, zur Andeutung, daß Diderot's Dramen eine Miſchung von Tragiſchem und Komiſchem enthielten und vergnüglich endeten. Dagegen ſind die Kupfer zu „Sebaldus Nothanker" (4. Aufl. 1799, wiederholt in einer billigen Ausgabe 1814) gute Abſchilderungen des wirklichen Lebens, vermöge deren Meil mit Chodowiecki in glückliche Concurrenz trat. Denn neben Jenes Darſtellungen können ſich Meil's Blätter ſehen laſſen, etwa das, wie Propſt Puddewuſtius und Diakon Pypfnövenius den Archidiakon Makligius, dem ſie einen Beſuch abſtatten, in ſehr unprieſterlicher Toilette damit beſchäftigt finden, auf einem Salatfeld den Dünger auszubreiten, oder die Scene, in welcher ein verhungerter Handwerker, der aus Noth den vorübergehenden Herrn angegriffen, von deſſen Edelmuth gerührt den Stock wegwirft und ihm zu Füßen fällt, oder die andere, wo Sebaldus, von ſeinem heuchleriſchen Begleiter, der ihn vor Seelenverkäufern gewarnt, in eine „Unterkammer" geſtoßen wird, wo 30 elende Kreaturen verkümmern. In dieſen Zeichnungen weiß Meil mit vielem Glück die thätige Menſchengüte zur Anſchauung zu bringen und zugleich für das Elend, das er darzuſtellen hat, die Theilnahme der Beſchauer zu erregen.

Die Welt und das Leben, wie ſie ſich dem Künſtlerpaare darſtellten, zu ſchildern, gaben die folgenden zwei Werke die hauptſächlichſte Anregung: Engel's Mimik und das Spectaculum naturae et artium. Die Kupfer des erſteren (Ideen zu einer Mimik, 2 Theile, Berlin 1785 fg.) ſchließen ſich den bis ins Einzelnſte gehenden Vorſchriften des Textes aufs Allergenaueſte an, trotzdem iſt der Künſtler in dieſen 59 Figuren glücklich inſpirirt. Ganz trefflich ſind z. B. die Figuren aus einer Scene von

Babo's „Otto von Wittelsbach": die Neugier des Helden, der von Ritter Friedrich sich einen Brief vorlesen läßt, und die Entrüstung, da er ganz Anderes zu hören bekommt, als was er vermuthen durfte. Den vorgeschriebenen Ausdruck der Liebe, des Zorns, der Schmeichelei weiß er glücklich zu treffen. Ausgezeichnet ist die satirische Darstellung einer Tänzerin, die in einer Pantomime, zu der Corneille's Horace die Idee gab, die Drohung versinnbildlichen sollte, man werde sich selbst zerfleischen: die hochbusige, sehr umfangreiche Dame, deren Kostüm das unrömischste ist, das man sich denken kann, und bei der höchstens Kopftuch und fliegende Haare an die zürnende Römerin erinnern, fährt heftig mit ihrer geballten Faust an den weit aufgerissenen Mund. So zeigt sich in dem ganzen Werke ein glückliches Zusammenarbeiten des Künstlers mit dem Kunstgelehrten, und seitens jenes eine selbständige Beobachtung des wirklichen Lebens.

Das Spectaculum, ein damals beliebtes Handbuch, zwang den Künstler, Ackerbauer und Handwerker in ihren verschiedensten Beschäftigungen, die Thätigkeit der Menschen zu Land und Wasser, in Krieg und Frieden, ferner allerlei Geräthe, die zu jeder möglichen Hantirung gebraucht wurden, darzustellen. Auch sonst scheute er sich nicht, Dinge des täglichen Lebens zu wählen: Kutschen und Portechaisen, Tische und Möbel aller Art. Und da er nicht wie Rode in einer eingebildeten Welt lebte, oder bloß der Vergangenheit anzugehören schien, so scheute er sich nicht, das wiederzugeben, was ihm auf den Straßen der Stadt oder bei seinen Streifereien auf dem Lande begegnete: ein altes Bettelweib mit einem Kinde, einen Juden mit einem runden Hut, einen andern mit einem Muff, der ein paar alte Schuhe unter dem Arme trägt, einen Brauerknecht, der, bei seinen Fässern stehend, Tabak raucht.

Manche Blätter der Brüder Meil sind von glücklichem Humor erfüllt. Wie sie überhaupt bei Darstellung des Heiteren, Fröhlichen lieber als bei der Vorführung des Ernsten und

Traurigen verweilten, wie ſie z. B. das Mutterglück in ſehr anziehender Weiſe zu ſchildern und anmuthige Frauen mit dem Zauber echter Weiblichkeit zu umkleiden wußten, ſo wendeten ſie ſich geradezu humoriſtiſchen Scenen zu, die von fern an Hendſchel'ſche Skizzen erinnern. Dieſer Art ſind die Blätter, die Betrunkene vorführen, oder das, auf dem man einen Knaben ſieht, der, mit langen Hoſen angethan, auf einem Stock reitet, oder die, auf denen Kinder auftreten, die, auf Stelzen gehend, ſich wie alte Leute angezogen haben und ſich gegenſeitig necken. Am draſtiſchſten wirkt das „Finkeljochem" bezeichnete Blatt: ein Schuſterjunge mit herabhängendem Strumpf und zerriſſenen Hoſen, der in einer Hand eine Flaſche trägt und halb luſtig, halb betrübt, bald auf die Armſeligkeit ſeiner Kleidung, bald auf den in der Flaſche enthaltenen Reichthum blickt.

Außer dieſem unſchuldigen Humor liebte Meil auch die kecke Satire. Der Künſtler, der verſchiedenen Schriften Moſes Mendelsſohn's, ſowie dem Berliniſchen Journal für Aufklärung Vignetten voranſetzte, konnte kein Heiligenverehrer ſein. Sein Titelkupfer zu dem von A. G. v. Bretſchneider gedichteten „Almanach der Heiligen"*) iſt ebenſo wie die in dieſem vorkommenden 12 Kupfer keine Verklärung. Das zeigte deutlich Meil's oder ſeines Biographen Beſchreibung des erſteren: „Ein Marktſchreier mit vielen Heiligenbildern, Paternoſtern und Kreuzen behangen, hält in der rechten Hand ein zuſammengebundenes Packet mit der Aufſchrift: „Heilige fürs ganze Jahr" und mit der Unterſchrift: „Kauft's, kauft's, oder ich ſchmeiß' es weg"." Noch deutlicher jedoch zeigte ſich dieſe Tendenz in den Heiligenbildern, mit denen die nicht unwitzigen, aber knotigen und

*) Der Almanach in G. L. St. — Näheres darüber bei Meuſel, Verm. Nachr. und Bemerkungen, Erl. 1816, S. 28 fg., deſſen Lob übertrieben iſt, und Göckingk, Reiſe des Hrn. v. Bretſchneider nach London u. Paris, Berl. 1817, S. 50 fg. Der Almanach wurde von Herrn von Oesfeld in Berlin herausgegeben, das Mſcr. ging durch Nicolai's Hand. Bei Göckingk heißt der Künſtler irrthümlich Moril.

zotigen Verse Bretschneider's begleitet wurden. Mit großem Behagen werden hier die Heiligen als beschränkte Dümmlinge, stolze Laffen, Spaßmacher oder Sinnenmenschen dargestellt. Christophorus, der mit seinem Kreuz einem Teufel entgegentritt, wird absichtlich wie eine Rothhaut dargestellt, die einem Europäer den Garaus machen will. Ulrich, der seine Kappe ausschüttet und die Maus, die diese benagt hatte, mit Fluchworten zur Erde streckt, sieht wie ein armer Schächer aus. Die heilige Ursel, die vor einem lüsternen Mönch steht, hat das Aussehen einer Erzkokette, und der beschnittene Wundermann Mayer, ein einäugiger, lahmer, buckliger Schneider — „nach den vernünftigen und jetzt allgemein beliebten Grundsätzen der Toleranz sei es uns erlaubt, auch einen jüdischen Heiligen zu besingen," sagt der Text —, der einen Pfaffen in die Luft prellt, weil dieser dem Könige gerathen, die Juden zu vernichten, ist gewiß der kläglichste Heilige, der jemals zur Anschauung gebracht worden. Als Gegenbild zu diesem mehr als dürftigen Heiligen tritt der Johann von Capistrano, der mit dem „Bischofshut von Schreibpapier", der „seines heiligen Hauptes Zier ist", halb wie ein Heiliger und halb wie ein Narr ausschaut. Das Ende der Heiligenverspottung schließt sich dann würdig dem Anfange an: ein Heiliger strebt, von Rauchwolken getragen, in die Höhe; statt eines Menschenantlitzes aber zeigt er ein Schafsgesicht.

Außer diesen Künstlern soll auch eine Künstlerin erwähnt werden, Anna Dorothea Therbusch, geb. von Lisiewska, geboren in Berlin 19. Juli 1722, gest. das. 9. Nov. 1782. Man wird zwar heute nicht mehr mit ihrem ersten Biographen*) sagen „Sie besaß nicht nur jenes große Talent, wodurch sie sowohl in Ansehung des Colorits, als der Magie der Kunst, dem Rubens'schen Pinsel unstreitig am nächsten kam; an Schönheit der

*) Lebensumstände der im J. 1782 zu Berlin verstorbenen Madonna Therbusch, anonym, in Meusels Misc. artist. Inhalts, 17. H. Erfurt 1783, S. 266—275. Diderot, Oeuvres, Paris 1875—77, Bd. XI. XVIII. IX. XX. Die Hauptstellen XI, 256, 263 (Salon de 1767).

Ideale aber, und beſonders an Anmuth, dieſen noch übertraf", wenn man auch deſſen Zuſatz „ſie hatte den durchdringendſten Verſtand, das feinſte Gefühl und den edelſten Charakter" trotz ſeiner Superlative gelten laſſen mag. Schon von ihrem Vater hatte ſie Zeichnen gelernt, in den erſten Jahren ihrer Ehe wurde ſie theils durch das Widerrathen ihrer Schwiegermutter, theils durch die Geburten vieler Kinder und die dadurch erfolgte Kränklichkeit an Ausbildung ihres Talentes gehindert. Erſt 1761 unternahm ſie eine Kunſtreiſe nach Stuttgart und Mannheim, der ſpäter (1765–1770) eine lange mit vielen Widerwärtigkeiten erfüllte Reiſe nach Paris, Belgien und Holland folgte, lebte von da an dauernd in Berlin, wo ſie bereits 1773 den Tod ihres Gatten zu beklagen hatte. Den Stoff zu ihren Gemälden entnahm ſie der Mythologie: aus den Erzählungen über Pan, Venus, Adonis, Jupiter und Antiope; einzelne derartige Bilder, auch eine zum Opfer geführte Iphigenia, malte ſie im Auftrage des Königs. Ihn, die Mitglieder der königlichen Familie, beſonders den Prinzen Ferdinand von Preußen, in deſſen Hauſe ſie beſonders bekannt war, darzuſtellen, wurde ihr mehrfach vergönnt. Viel gerühmt wurde ihr eigenes Bild, das hoffentlich auf den Beſchauer einen beſſern Eindruck machte, als die folgende Beſchreibung eines Zeitgenoſſen, „in einem Knieſtück an einem offenen Fenſter ſitzend und mit einer den Entwurf einer Zeichnung überdenkenden Miene, die ſie auf das vor ſich habende Papier bringen will." Großes Intereſſe erregte ihr 1892 in der Rococo-Ausſtellung in Berlin aufgehängtes Bild, das den Buchhändler Nicolai mit ſeiner Familie, acht Köpfe ſtark, darſtellte, ein tüchtiges gut ausgeführtes Bild, das den etwas philiſterhaften Zug, der in den damaligen Berliner Bürgerfamilien vorhanden war, zu vollkommener Erſcheinung brachte, ohne dadurch langweilig oder unangenehm zu werden.

Als ſie in Paris war, machte ſie ein Miniaturbild des berühmteſten Kunſtkritikers jener Zeit, Diderot. Dieſer rühmte und höhnte ſie abwechſelnd. Zuerſt nannte er ſie das beſte Ge-

ſchöpf von der Welt; dann bezeichnete er die Meldung von ihrer Abreiſe als „die gute große glückliche Nachricht," gab ihr Eitelkeit und Narrheit ſchuld und heftete ihr den Schandnamen der „unwürdigen Preußin mit verrücktem Kopf und verderbtem Herzen" an. Auch in der Beurtheilung ihrer Künſtlerſchaft zeigte er Gegenſätze. Einmal äußerte er ſich entzückt von ihrer Cleopatra, bewunderte die Wahrheit ihres Naturſtudiums, ſchrieb ihr Talent zu und war froherregt darüber, daß ſie als Frau und gar als Autodidactin ſo viel zu leiſten vermöge, dann aber brauchte er grade bei Gelegenheit ihres Naturſtudiums das grauſame Wort „man iſt entweder arm, klein, niedrig, oder man iſt erhaben, Frau Therbuſch iſt aber nicht erhaben." Die Urſache dieſer Zwieſpältigkeit im Urtheil liegt wohl darin, daß die Künſtlerin, überreizt und anſpruchsvoll, unbekannt in einem fremden Lande, vielleicht auch unpraktiſch in Geldangelegenheiten den leicht erregbaren Critiker viel plagte und dadurch von der Liebe zum Haß umſtimmte. „Sie iſt Autodidakt, ihr durchaus hartes und männliches Können zeigt dies deutlich. Sie beſitzt den Muth, die Natur anzurufen und zu betrachten. Sie ſprach mit Entſchiedenheit zu ſich: ich will malen. Sie hat den rechten Begriff von Schamhaftigkeit: denn ſie ſtellte ſich unerſchrocken vor das nackte Modell, im Glauben, daß nicht das Laſter das ausſchließliche Vorrecht habe, einen Menſchen zu entkleiden. Sie lebt ganz ihrer Kunſt, aber iſt noch ſo völlig Kind, daß ſie überaus empfindlich gegen jedes über ſie gefällte Urtheil iſt und über einen großen Erfolg toll werden oder ſterben könnte. An Talent fehlte es ihr keineswegs, um in Frankreich großen Eindruck hervorzubringen, ihr fehlte Jugend, Beſcheidenheit, Schönheit, Coquetterie. Sie hätte unſere Meiſter rühmen, bei ihnen Unterricht nehmen, ſich mit ihrer ganzen Perſon ihnen darbieten müſſen." — So viele franzöſiſche Künſtler und Schriftſteller fanden in Berlin Beſchäftigung, Nahrung und Anſehen. Dem gegenüber iſt es lehrreich zu betrachten, wie es einer Berlinerin erging, die in Frankreich ihr Glück ſuchte.

Ein Berliner echten Schlages, ganz nahe von Berlin in Schönerlinde geboren 24. Jan. 1712*), alſo im buchſtäblichſten Sinne ein Zeitgenoſſe Friedrichs und in Berlin am 15. Jan. 1775 geſtorben, war G. F. Schmidt, als Kupferſtecher der allererſte ſeiner Zeit. An den Bildniſſen ſeiner zeichnenden, malenden, bildenden Genoſſen, wie ſie von den Meiſtern ſelbſt oder von eifrigen Schülern geſchaffen wurden, könnte man achtlos vorübergehen; wer einmal Schmidt's leuchtendes Antlitz geſehen hat, das er ſelbſt 1752 gezeichnet und geſtochen hat, der bleibt gefeſſelt**). Ein Kopf voll Leben und Geiſt, voll Güte und Humor, jugendlicher ſcheinend, als er es ſeinen Jahren nach war, mit ſchwellenden, nicht unſinnlichen Lippen, mit einem Ausdruck, der Frohſinn, Arbeitsluſt, Selbſtbewußtſein deutlich verkündet. Gegenüber manchen griesgrämiſchen, pedantiſchen, mühevoll arbeitenden Genoſſen ein auf ſeine Kraft vertrauender ganzer Menſch.

Paris und Petersburg beherbergten den Künſtler eine Weile; die erſtere Stadt 1737 bis 1744, die letztere 1757 bis 1762; auch dieſen Städten kam wie Berlin ſeine Kunſt zu Gute. Aber obgleich manche ſeiner trefflichſten Arbeiten in den beiden letzteren Städten entſtanden ſind, ſo kommen an

*) Catalogue raisonné de l'oeuvre de feu G. Fr. Schmidt. London 1789. — Schmidt's Werke oder beſchreibendes Verzeichniß ſämtlicher Kupferſtiche und Radirungen, welche der berühmte Künſtler G. Fr. Schmidt, K. Pr. Hofkupferſtecher, Mitgl. d. K. Ak. zu Berlin, Paris und der kaiſ. zu St. Petersburg von a. 1729 bis zu ſeinem Tode 1775 verfertigt hat. Nach der franz. Ausg. frei bearbeitet, mit verſch. Vermehrungen und Verbeſſerungen verſehen hgg. von L. D. Jacoby, Kunſthändler. Berlin 1815. (Mit einem Stich Berger's nach einer ſpäteren Zeichnung Schmidt's.) — Weſſely, G. F. Schmidt, Berlin 1887. Derſ. A. D. B. XXXI, 726—728. H. Longhi, Calcographia 1830, überſ. von Goethe (Hempel) 28, 599 fg.

**) Ein wundervolles Blatt in G. L. St., die noch andere ſehr ſchöne Blätter Schmidt's enthält. In derſelben auch die im Text behandelten Hauptwerke: Oeuvres du philosophe de Sans-Souci au donjon du Château avec privilége d'Apollon, 3 Bände in 4° 1750—1752; Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg. 3 Bde. Berlin 1767 bei C. F. Voß 4°. (Mit derſ. Aufſchrift: au donjon; ich kenne nur die Ausgabe: d'après l'original.)

dieſer Stelle doch nur ſeine Berliner Werke in Betracht, ſowohl die, die dort gearbeitet ſind, als die, welche dortige Perſönlichkeiten angehen. Wie jeder damals lebende Berliner und Preuße wendete er dem Könige ſeine beſondere Aufmerkſamkeit zu; die Prachtausgabe einiger Werke des königlichen Schriftſtellers zierte er mit ſeinen Zeichnungen und Stichen.

Unter dieſen ſind beſonders reizvoll Schmidt's Gruppen nackter Kinder. Sie wiederholen ſich mehrfach, aber ſie erfreuen ſtets. Eine Hervorhebung verdienen: zwei Knaben, deren einer auf einem Schwan reitet, während ein anderer das Thier mit Blumen bekränzt; drei, die mit einem Stabe ſpielen, auf dem eine Narrenmaske befeſtigt iſt; drei andere, die ſich jagen: einer iſt bereits hingefallen, der zweite läuft ängſtlich vor dem dritten davon, der ihm die Zunge herausſtreckt.

Aber ein wichtigerer Vorwurf war das Bild des Königs ſelbſt nach einem Gemälde Pesne's und herrliche Stiche damals bekannter Perſönlichkeiten. Auch als Radirer war er für Rembrandt'ſche Werke, für die er eine ganz beſondere Vorliebe beſaß, thätig. Seine Arbeit auch in dieſer Richtung wurde ſehr gerühmt. Longhi, deſſen Urtheil durch Goethes Ueberſetzung bekannt geworden, ſagt von ihm: „Der Künſtler iſt einer der größten, deſſen ſich die Kupferſtechkunſt zu rühmen hat, er wußte die genaueſte Reinlichkeit und zugleich die Feſtigkeit des Grabſtichels mit einer Bewegung, einer Behandlung zu verbinden, welche ſowohl kühn als abwechſelnd und manchmal mit Willen unzuſammenhängend war, immer aber vom höchſten Geſchmack und Wiſſen. . . . Hätte er die Geſchichte in großem Sinne wie das Porträt behandelt und hätte ihn die Ueberfülle ſeines Geiſtes nicht manchmal irre geleitet, ſo könnte er die oberſte Stelle in unſerer Kunſt erreichen. Iſt ihm dies nicht gelungen, ſo bleibt er doch einer der trefflichſten Meiſter und der erfahrenſte Stecher."

Daniel Chodowiecki*) (1726—1801, in Berlin ſeit 1743)

*) Ueber Chodowiecki, Heinecke, Nachricht von Künſtlern und Kunſtſachen bis 1768. Verzeichniß ſeiner Kupferſtiche, Berlin, Mylius, 1775.

Er war zuerſt Lehrling bei einem Kaufmann, begann früh aus Liebhaberei Emaille-Doſen zu malen und widmete ſich ſeit 1754 ernſtlich der Kunſt. Pesne, Le Sueur, Rode wurden ſeine Lehrer. Zunächſt warf er ſich auf die Miniaturmalerei, ſeit 1756 begann er zu radiren. Hier fand er das eigentliche Feld ſeiner unvergleichlich fruchtbaren Thätigkeit. Bis zum Jahre 1781 zählte er ſelbſt 399 verſchiedene Radirungen, wobei häufig zwei bis zwölf Blatt als ein einziges Werk bezeichnet und berechnet wurden. Bis zum 8. October 1784 war die Zahl der Blätter auf 527, bis 1787 auf 573 geſtiegen, der genaueſte bis jetzt vorhandene Catalog zählt 950 Nummern. Chodowiecki lebte 60 Jahre faſt ununterbrochen in Berlin, eine Fahrt nach ſeiner Heimath Danzig abgerechnet, von der er ein köſtliches Album zurückbrachte, und kleinere Reiſen nach Leipzig, Dresden, Halle, Deſſau. Er nahm unter ſeinen Kunſtverwandten und in der Geſellſchaft eine hervorragende Stellung ein. Mit den berühmteſten Berlinern war er befreundet; mit auswärtigen Berühmtheiten ſtand er in freundſchaftlicher und geſchäftlicher Correſpondenz; Fremden war er eine Sehenswürdigkeit erſten Ranges.

Nachtrag bis 1778 in Meuſel, Miscellaneen artiſtiſchen Inhalts, Erfurt I, 1779, S. 30—41. Lebensbeſchreibung nebſt Verzeichniß der Werke daſ. H. 5, S. 3—43. (Aufſätze von ihm H. 4, Entgegnung darauf H. 5.) — Daſ. H. 7, 3—14. H. 9, S. 131 ff. H. 22 (1785), S. 227—235. H. 30. (1787), S. 338 ff. (letztere drei Artikel von Ch. ſelbſt). Engelmann, Daniel Chodowiecki's ſämmtliche Kupferſtiche, Lpz. 1857 (mit Biogr. von A. Weiſe). Nachträge und Berichtigung, Lpz. 1860. Neuere Reproductionen aus Daniel Chodowiecki's Künſtlermappe, Berlin, Amsler u. Ruthardt (Handzeichnungen) (1885). Von Berlin nach Danzig. E. Künſtlerfahrt im J. 1773 von D. Ch. Facſimiledruck. Berlin, daſ. (1884). Ch. Auswahl aus des Künſtlers ſchönſten Kupferſtichen. Berlin, Mitſcher u. Röſtell. o. J. Daſſ. Neue Folge, gleichfalls o. J. Von neuerer Litteratur iſt benutzt: Hettner, Geſch. d. dtſch. Lit. d. 18. Jh. II, 622 fg. — Wolfmann, Hogarth u. Chodowiecki in: Aus 4 Jahrhunderten niederländiſch-deutſcher Kunſtgeſch. Berlin 1878. S. 147. (Derſ. in A. D. B. IV, 133—135.) R. Dohme, Kunſt u. Künſtler. 1. Abth. 2. Bd. 39 H. — Benutzt ſind ferner die reichen Mappen in G. L. St.; einzelnes im Kgl. Kupferſtichcabinet.

In neuerer Zeit hat man ihn, nicht um ihn zu loben, mehrfach mit Nicolai zusammengestellt. Wie mir scheint mit Unrecht. Denn mag er auch mit Nicolai den Vorzug scharfer Beobachtung und den Nachtheil einer gewissen Nüchternheit der Phantasie gemein haben, so unterscheidet er sich von ihm, wenn es überhaupt angeht, einen schaffenden Künstler mit einem Kritiker zu vergleichen, in drei wesentlichen Puncten. Zunächst durch seine Tendenzlosigkeit. Aufklärer war er zwar auch trotz Nicolai, aber er war viel zu gebildet und zu wenig kampflustig, um stets die Aufklärung zu vertheidigen und ihre Gegner zu verfolgen: außer feisten Pfaffen und heuchlerischen Frömmlern wußte er auch wackere Priester und einfältige Fromme darzustellen. Sodann durch seine Vielseitigkeit. Während Nicolai stets an einem Stoffe klebte, ewig in derselben Zeit zu leben meinte, so daß er einen Fortschritt nicht begriff, und das Neue, schon weil es neu war, rücksichtslos verurtheilte, wechselte Chodowiecki seine Stoffe und ging vorwärts mit der Zeit. Mit Lessing und den Aufklärern hatte er angefangen; er schritt fort zu Goethe („Leiden des jungen Werther"), die Nicolai bespöttelte, lieh seine Kunst der zweiten Generation der Stürmer und Dränger (Schiller's „Kabale und Liebe"), die anderen Berlinern unverständlich blieb, hatte Freude und schaffte sie Anderen an Vossens Louise, die vermeintlichen Idealisten platt erschien, und an „Hermann und Dorothea", in die sich die Antixenienleute nicht finden wollten. Er bannte sich an ein Land so wenig wie an eine Gattung. Versuchte er doch das für ein Kind des 18. Jahrhunderts schwierige Unternehmen, das „Lob der Narrheit" des Erasmus, das Weltzustände des 15. Säculums schilderte, zu illustriren und führte es geistreich durch, wenn er auch Holbein, den Zeitgenossen des holländischen Satirikers, nicht erreichen konnte. Ja, er wagte sich an viele Stücke Shakespeare's, an denen freilich seine Kraft versagte. Englische Moralisten und Romanschriftsteller, daneben Voltaire und Rousseau, aber auch Sedaine, der russischen Katharina Aphorismen wie die Perle der spanischen Dichtung, Don Quixote,

wußte er zu ſchätzen und ohne ängſtliche Treue und Localfanatismus doch einem jeden ein gewiſſes fremdes Colorit zu verleihen. Jahrzehnte lang hatte er in ſeinem Streben, das wiederzugeben, was er ſah, die Männer mit Zöpfen, Haarbeutel und Degen, die Damen mit hohen Friſuren und Reifröcken dargeſtellt; ihm aber hing der Zopf ſo wenig hinten, im Gegenſatz zu ſeinem Zeitgenoſſen Nicolai, daß er ohne Bedenken und ohne Schmerz nun auch die neue Tracht: das geringelte Haar, das griechiſche Damenkleid, den Cylinderhut mit gleicher Virtuoſität wiederzugeben wußte. Endlich unterſchied er ſich von Nicolai durch ſeinen feinen Humor. Der Berliner Aufklärer blieb bei aller ſeiner Bedeutung plump und wurde grob, wenn er witzig ſein wollte. Der Berliner Künſtler war ein feiner Humoriſt. Mit behaglicher Laune ſchilderte er das bürgerliche Leben in allen ſeinen Verzweigungen. Er moraliſirte gern und karrikirte wenig. Darum mochte er es nicht leiden, wenn man ihn mit Hogarth verglich, denn von deſſen Schärfe und Bosheit war er gänzlich entfernt. Auch er hatte, nach einem ſchönen Worte Goethe's, Unnatur, Verderbniß, Barbarei und Abgeſchmacktes zu ſchildern, aber er ſtellte dem Haſſenswerthen ſogleich das Liebenswürdige entgegen. Er beſaß eine Fülle von Laune, oft übermüthigen Humor. Dies bekundete er nicht bloß in ganzen Darſtellungen, wie etwa in der Wallfahrt nach Franzöſiſch-Buchholz, einer parodiſtiſchen Darſtellung der Seinigen, die er damit für eine verregnete Landpartie tröſten wollte, ſondern durch die zahlloſen Einfälle, die ihn bei jeder Arbeit gleichſam überwältigten und von ihm, damit er ſie nur los wurde, in den Rand der Platten geritzt wurden.

Chodowiecki's Arbeiten zerfallen in zwei Klaſſen: Illuſtrationen zu den Werken Anderer und freie Erfindungen. Die erſteren ſtehen weit über den meiſten Buchilluſtrationen. Sie ſind von dem Text inſpirirt und ſind doch auch ohne ihn leicht verſtändlich. Der Künſtler war ein geiſtreicher und gebildeter Mann, der ein wirklicher Bundesgenoſſe des Dichters wurde, nicht ſein

Sklave blieb. Man hat neuerdings den Versuch gemacht, „Minna von Barnhelm“ mit diesen Illustrationen neuzudrucken; mit dem besten Erfolge: sie wirken ebenso lebensfrisch wie das Lustspiel selbst. Es würde sich lohnen, weiter zu gehen. Bei Sebaldus Nothanker würde es sich ohne Zweifel ergeben, daß der Zeichner noch weniger ermüdet als der Autor; aber sollte nicht auch bei Voltaire's „Candide“ die Jugend mehr auf Seiten des Künstlers als des Dichters sein?

Chodowiecki's eigene freie Erfindungen galten dem bürgerlichen oder kleinbürgerlichen Leben, wie er selbst fest im Bürgerstande wurzelte. Er besaß ein gesundes Naturgefühl und wußte, ohne sentimental zu werden, seine wirkliche oder seine Adoptivheimath darzustellen. Nicht das Schöne in der Natur reizte ihn, sondern das Einfache und Schlichte, das, was durch seine malerische Stimmung Eindruck auf ihn machte oder sein Gemüth bewegte. Er besaß ferner dichterisches Vermögen und Phantasie genug, um sich allerlei Situationen auszumalen und die Wirkungen gewisser Zustände zu erdenken. So schuf er eine ziemliche Anzahl Folgen von zwölf und mehreren Stichen, auf denen allerlei Narrheiten, Heirathsanträge, Damenbeschäftigungen u. ähnl. dargestellt wurden. Grade in solchen Folgen offenbarte er seinen ganzen erquicklichen Humor. Er besaß sodann wohlthuende Freude an seinem Familienleben und gewährte durch dessen wiederholte Schilderung einen reizvollen Einblick in sein Heim, schalkhaft und zärtlich, aber ohne Ruhmredigkeit sich und die Seinen in der Ruhe und in der Arbeit, in harmlosem Geplauder und in munterer Geselligkeit vorführend.

Was uns aber an diesem Berliner Künstler ganz besonders auffällt, ist, daß er ein Berliner auch in seinen künstlerischen Darbietungen war. Er klügelte wenig mit seiner Phantasie aus, sondern griff keck ins Leben hinein. Seine Illustrationen und freien Erfindungen waren die Wiedergabe dessen, was er vor sich sah, auf den Straßen, in den Häusern. Aber auch bestimmte Tagesvorgänge hielt er mit seinem Griffel oder seiner Nadel

fest. Zwar von den gewaltigen Kriegsereignissen hielt er sich im Ganzen zurück. Zunächst weil er sie nicht wirklich mit ansah, sodann weil er seine Unfähigkeit erkannte, Historisches darzustellen. Darum hütete er sich selbst Berlins Occupationen 1757 und 1760 zu schildern, obwohl ihm einzelne Scenen daraus trefflich gelungen wären. Dagegen ist aus der Kriegszeit ein Blatt erhalten, welches das Fehlen anderer sehr bedauern läßt: russische Gefangene in Berlin 1758 von preußischen Soldaten escortirt, von Berlinern, unter denen auch des Künstlers Frau, mit Wohlthaten unterstützt. Es ist ein hübsches Blatt, in dem die zerlumpten, hungrigen, wilden Feinde ungemein charakteristisch dargestellt sind. Später hatte der Künstler Gelegenheit genug, in Kalendern die Geschichte des siebenjährigen Krieges zu illustriren; aber auch hier wählte er nur einzelne Scenen mit wenigen Personen, deren Mittelpunkt der König war. Der Friedensschluß, des Königs Rückkehr in seine Residenz wurde von dem Künstler durch eine Allegorie gefeiert, eine Kunstart, in der er kein Meister war: in römischer Imperatorenkleidung reitet der König, dem sieben Feldherren folgen, in die Stadt; neben dem Pferde schreitet der Friede; über ihm schweben weibliche Figuren, Wohlstand und Sieg; er wird empfangen von der Stadt, einer weiblichen Figur mit einem zur Erde gebückten Bären; Alles wird überstrahlt von dem Auge Gottes!*)

Weit mehr auf seinem Felde bewegte sich Chodowiecki, wenn er wirkliche Berliner Vorgänge, wie etwa den Empfang der türkischen Gesandtschaft schilderte. Es sind köstliche Blättchen von derber Laune und Satire, in denen diese Bewohner fremder Länder, oder Berliner Typen, wie der Planetenleser Paul, die Wunderdoctoren oder ein Bauer dargestellt werden, der mit offenem Maule in die „ernsthaften Bauerngespräche" hineingrinst; culturhistorisch ungemein wichtige Bilderbogen, in denen Berliner Kopfputze, Hüte, Trachten vorgeführt werden

*) Andere Allegorien verzeichnet Krieger S. 46, z. Th. mit Versen.

oder die Blätterreihe „Berliniſche Folgſamkeit“, in denen die Art illuſtrirt wird, wie eine feine Dame, ein Stutzer, ein Hauſirer, ein altes Ehepaar einen Hund mit ſich führt. Der Künſtler ſchildert ſein Berlin auch wie es ſich ergötzt und ſein Ausblick aus dem Thiergarten auf die Zelten mit den feinen Kutſchen, den Promenirenden, den einſamen Bänken und Kaffeeſchenken gewährt ein treues Abbild Berliner Lebens.

Je kleiner die Blättchen, um ſo entzückender die Friſche und Lebenswahrheit. Mit Recht ſpricht Lichtenberg von ſeinem „noch nie erreichten Talent, auch in den kleinſten Figuren Seele darzuſtellen.“ Eine vergangene Zeit gewinnt hier aufs Neue faſt ein gegenwärtiges Daſein.

So gern Chodowiecki auch kleinbürgerliches Leben darſtellte, ſo ſuchte er, der wie alle Berliner dem großen Könige eine enthuſiaſtiſche Verehrung bezeigte, auch den größten Zeitgenoſſen im Bilde feſtzuhalten. Hier ſtritt ſein Wollen mit ſeinem Können, leider oft vergebens. Es herrſcht in dem Künſtler ein ewiges Ringen, mit dieſen Zügen und dieſer Geſtalt ſich abzufinden, den gebietenden Fürſten auf dem Throne, den mächtigen und glücklichen Schlachtenlenker für Mit- und Nachwelt dauernd darzuſtellen. Aber auch hier gelingt ihm mehr das Menſchliche als das Hiſtoriſche. An ſeine Staatsactionen kann man nicht glauben, aber ſeine Bildchen kleiner menſchlicher Vorgänge, wie der König den alten Ziethen beſucht, wie er von ſeinem Großneffen ſtürmiſch aufgefordert wird, ihm ſeinen Ball zurückzugeben, machen uns den Herrſcher lieb und werth. In der echt menſchlichen Güte des großen Helden fand der menſchlich gute Künſtler den paſſenden Stoff.

Ueber den Tod des Königs hinaus währte des Künſtlers Treue. Unter den zahlreichen künſtleriſchen Darſtellungen, die nach dem Tode des Monarchen erſchienen, nimmt Chodowiecki's Blatt — die Hälfte eines Fächers — eine hervorragende Stelle ein. Dieſe Apotheoſe iſt freilich auch eine Allegorie, zwang alſo den Künſtler in eine Art, die nicht die ſeine war. In der That

ſind die drei Götter, die aus den Wolken her den geſtorbenen Helden empfangen: Jupiter, Mars, Apollo faſt Carricaturen gleich zu achten. Aber das Hauptſtück: Friedrich ſelbſt, den linken Arm auf Minerva, den rechten auf Themis geſtützt, zum Himmel emporſtrebend, iſt außerordentlich ſchön. Den alten abgelebten Helden ſtützen ſchöne, jugendkräftige Frauen: faſt nichts Irdiſches iſt mehr an dieſem Leibe; im Haupte, das mit einem Lorbeerkranz geſchmückt iſt, glänzen die Augen wie verklärt gen Himmel. Der Gedanke, der dem Bilde zu Grunde liegt, iſt ungemein rührend und erhebend: der Herrſcher, deſſen nimmermüde Lebensgefährtinnen Gerechtigkeit und Weisheit geweſen, erlangt in der Ewigkeit einen unvergänglichen Platz neben Kriegskunſt, Dichtung, Herrſchermacht.

Nicht beredter konnte Berlin ſeinen Fürſten zum Tode geleiten, der ihm neuen Glanz gegeben und ſeine Weltſtellung begründet hatte.

Schluß.

Am 17. Aug. 1786 früh am Morgen ſtarb Friedrich fern von Berlin, wie er fern von ſeiner Reſidenz gelebt hatte. Man kann nicht ſagen, daß in der Berliner Bevölkerung eine allgemeine, der Größe des Verluſtes entſprechende Trauer herrſchte. Der König hatte zu ſehr die Hauptſtadt gemieden, zu eifrig dem franzöſiſchen Weſen gehuldigt, zu rückſichtslos in manchen Verwaltungsangelegenheiten durchgegriffen, um bei der Menge, die ihren Herrſcher ſehen will, die in Sprache und Weſen mit ihm eins zu ſein begehrt und die unter allen Eigenſchaften ſeine Milde am meiſten ſchätzt, völlig verſtanden und geliebt zu werden. Gar manche athmeten auf, wie befreit von ſchwerem Druck. Gerade ſie hatten bald Veranlaſſung genug, nach der dahingegangenen Heldengeſtalt ſich zu ſehnen und den Geiſt zurückzurufen, der geſchwunden war*).

Gewiß gab es ehrlich Trauernde. Officieren und Gemeinen, die an die Bahre traten, rannen die Thränen über die Wangen. „Zum Ruhm aller Lakayen und Pagen", ſchrieb der Kronprinz, der ſpätere Friedrich Wilhelm III., „muß ich ſagen, daß wahre Betrübniß auf ihren Geſichtern zu ſehn war, und daß man ſehn konnte, wie ſehr ſie ihren König betrauerten."**)

*) Das Stimmungsbild von Berlin, das (v. Cölln) Vertraute Briefe I, S. 11 entwirft, iſt 1807 nicht 1786, mit zu genauer Beachtung der inzwiſchen vergangenen 20 Jahre, entworfen.

**) Koſer, Die letzten Tage Friedrich's d. Gr., Deutſche Rundſchau XII, 11, S. 204.

Im Allgemeinen aber drücken die oben S. 421 fg. mitgetheilten Stellen über Cherifdir und ſein Volk gewiß beſſer als loyale Verſicherungen die Stimmung und das Urtheil der Berliner über ihren König aus. Und wer dächte nicht an Goethe's bekanntes, während ſeines kurzen Berliner Beſuches geſprochenes Wort, daß er „die Lumpenhunde" über ihren Herrn habe „raiſonniren" hören.

An die Stelle der Volkstrauer trat eine officielle Trauer, die vielleicht um ſo lebhafter war, je weniger ſie gefühlt wurde. Zahlreiche Reden wurden gehalten*). In gar manchen kam der Ernſt der Lage, die Größe des Verluſtes, die Dankbarkeit, die man dem großen Todten ſchuldete, zu würdigem Ausdruck. Auch gar viele Gedichte wurden verfaßt und veröffentlicht.

Doch iſt es überaus charakteriſtiſch, daß die meiſten patriotiſchen Dichter, welche am Grabe Friedrich's ihre poetiſche Thräne weinten, alsbald ſeinem Nachfolger mindeſtens eine dichteriſche Huldigung darbrachten; noch ſeltſamer aber, daß Friedrichsſänger, die bei Lebzeiten des Großen kein Ende ihres Sanges finden konnten, nun, da er todt war, ſchwiegen, wie Ramler,

*) Im Druck erſchienene, in Berlin gehaltene Gedächtnißreden und -Predigten auf den Tod Friedrichs II. kenne ich folgende: Boyſen, C. L. Conrad, J. D. Cube, J. S. Diterich, J. C. G. Dreßel, J. A. Hermes, Herold, C. F. W. Herroſee, Ch. W. Krauſe, J. F. Ch Löffler, Lüdecke, Miethmann, A. R. Ratiche, F. S. G. Sack (in zwei Auflagen erſchienen), J. J. Spalding, W. A. Teller (gleichfalls in zwei Auflagen), J. H. F. Ulrich, Weſſely, überſ. von Bendavid, F. E. Wilmſen, J. F. Zöllner. Auch manche der auswärts gehaltenen Predigten wurden in Berlin gedruckt. — Die meiſten, am Tage der Gedächtnißfeier, 10. Sept. 1786, gehalten, führen einfach den Titel: Rede, Trauerrede, Gedächtnißpredigt; Wilmſen's Predigt iſt betitelt: „Was es für eine Namensgröße und Unſterblichkeit ſey, die Gott unſerm verewigten Könige, Friederich den Zweiten gab?" — Auch an Cantaten, Beſchreibungen der letzten Stunden iſt kein Mangel; für die officielle Trauerfeier wurde gedruckt: „Das letzte Lebewohl dem Heiligen Schatten Friedrichs des Großen . . bey der feyerlichen Leichenbeſtattung in der Garniſonkirche zu Potsdam mit Stimmen, Flöten, Saiten dargebracht den 9. Sept 1786." Berlin G. J. Decker. Mit gegenüber gedrucktem lateiniſchem Text.

ſchwiegen, um ſich bei dem Nachfolger deſto eifriger zu inſinuiren. Nur der wackere Gleim brachte dem Einzigen nach ſeinem Tode wie bei ſeinem Leben ausſchließliche Huldigung dar.

Predigten aber und Lieder enthielten Worte, nichts als Worte. Unter den geſprochenen Worten in gebundener und ungebundener Rede, ſo zahlreich ſie auch erſchollen, iſt kein einziges, das die Größe des Verluſtes ganz ausſpräche. Nicht einmal Schubart's oſſianiſcher Geſang „Friedrich's Tod", zwar nicht in Berlin gedruckt, aber dort, wie man erzählte, in tauſenden von Exemplaren verkauft, macht eine bemerkenswerthe Ausnahme. Nur einigermaßen möchte Schubart's im Todesjahr, aber vor dem wirklichen Ableben des Königs gedichteter Hymnus „Friedrich der Große" der Bedeutung des Moments entſprechen. Dort redet der Dichter, nachdem er die Thaten des Helden aufgezählt und die ſeiner in der Unſterblichkeit wartenden Gefährten genannt hat, den greiſen König mit den Worten an: „Stark kämpfteſt du den Kampf des Lebens; Stark wirſt du kämpfen den Kampf des Todes. Deinen Herrſchergeiſt gab dir Gott, Erhalten wird dir Gott Dieſen Herrſchergeiſt. Huldlächelnd wird Er deiner Seele ſagen: „Du ſchwurſt im Drange der größten Gefahr, Als König zu denken, zu leben, zu ſterben! Und Wort haſt du gehalten. Man bring' ihm die Krone, Die leuchtender ſtrahlt, Als alle Kronen der Erde! Denn Friedrich, meines Lieblings Geiſt, Iſt's werth, ewig Kronen zu tragen"."

Einſichtige waren der Ueberzeugung, daß nicht bloß ein großer Menſch geſtorben, ſondern eine bedeutende Epoche zu Ende ſei. „Er iſt geſtorben, wie man es ihm wünſchen mußte, und iſt groß geblieben bis ans Ende. Sein Nachfolger wird Mühe haben, nach einem ſolchen Vorgänger ein großer Mann zu werden." So ſchrieb Georg Forſter*), der mit Berliner Kreiſen enge Fühlung hatte. Und einen Monat ſpäter äußerte er: „Den

*) Forſter an Spener, 4. Sept. und 4. Oct. 1786, Archiv f. d. Stud. n. Spr. LXXXVII, S. 176. 179.

Tod des großen Königs mag Europa nur beweinen; denn nunmehr ist der Schimmer von Aufklärung und Denkfreiheit wohl auf immer dahin, womit man sich einmal schmeichelte, so lange sein großes Beispiel den Ton angab. Jetzt wollen wir uns vor dem Magus Magorum beugen und das Urim und Thummim, welches den Blick ins Reich der Geister öffnet, bei den wahren Weisen suchen, denen der Lapis eine Kleinigkeit ist."

Statt eine Menge Zeugen zu hören, die doch nur dasselbe Zeugniß, wenn auch mit verschiedenen Worten, ablegen könnten, sei zum Schluß eine Anekdote*) erzählt, die in ihrer Schlichtheit den Eindruck des großen Ereignisses ergreifend wiedergibt.

„Als die Trauerkunde vom Tode des großen Friedrichs zu Berlin eintraf, gab's plötzlich in allen Straßen dieser Stadt einen außerordentlichen Auflauf, und, wie es gewöhnlich bei solchen Fällen ist, die wenigsten der Mitlärmer und Mitrenner wußten die Ursache davon. Der größte Haufen fiel in die Meinung, es müsse wo brennen, und so erhob sich nun allenthalben das Geschrei: „Feuer!" — Custine, welcher sich damals zu Berlin befand und die wahre Ursache des Auftritts sich dachte, lag ruhig in seinem Fenster, als ihm eine gegenüber wohnende Dame zurief: „Wo brennt's denn?" — „Ach!" erwiderte Custine, „es brennt nirgends; aber zu Potsdam ist ein großes Feuer ausgegangen."

*) Anekdoten aus dem Leben des Generals Custine 1794, S. 24. Custine's Memoiren (Hamb. u. Fft. 1794) sprechen nicht von diesem Ereigniß, da sie erst mit den Revolutionskriegen beginnen.

Nachträge und Berichtigungen.

Zu S. 16 ist das Werk K. Freih. v. Ledebur's: König Friedrich I. von Preußen, Beiträge zur Geschichte seines Hofes sowie der Wissenschaften, Künste und Staatsverwaltung jener Zeit, Leipzig 1878 und 1880, nachzutragen.

Zu S. 45 vgl. „Deutsche Revue" Juli 1892: „Die Hohenzollern und der Dom zu Berlin". Danach beauftragte König Friedrich I. gegen Ende seiner Regierung den Baumeister Jean de Bodt mit einem Plane für einen neuen Dom. Zum Bau dieser Kirche war eine Summe von 400,000 Dukaten in Aussicht genommen; für den Künstler selbst waren 10,000 bestimmt.

Zu S. 54 A.: Das Gedicht steht auch bei Küster I, 24. Zu S. 62 ff. (Schade) ist auf Küster I, S. 383—407; zu S. 65 ff. (Porst) auf Küster I, 256 fg., 413—416 zu verweisen.

Zu S. 129 A. *** ist Breysig statt Breyer zu lesen.

Zu S. 169, 10 ff., 174, 25: Gegen Friedrich Wilhelm's I. unbedingte eheliche Treue spricht die von A. F. Büsching, Eigene Lebensgeschichte, Halle 1789, S. 143 erzählte, durch Roloff gut bezeugte Geschichte.

Zu S. 198: Das Gedicht Reinbeck's mit dem Gedicht Lange's, auf das es eine Entgegnung bildet, und mit „ausgleichenden" Versen Jablonski's ist auch gedruckt Berl. Corr. 1783, S. 582 fg.

S. 235 Z. 18 fg. ist Fénélons st. Fontenelles zu lesen.

Zu 271 ff.: Ein Geschenk Stan. Rücker's wird erwähnt bei Heidemann, Gesch. d. Gr. Klosters S. 197, 203.

Zu 323 A.: Der Brief ist nicht aus dem Jahre 1808, sondern vom 25. Mai 1814.

Zu S. 329: Eingriffe des Königs bei Ernennung von Pfarrern finden sich selten. Folgendes bedarf noch der Aufklärung. Am 16. Nov. 1741 wird in der Voss. Ztg. die Rede angezeigt, welche der Geh. Kriegsrath und Stadtpräsident von Neuendorf am 8. Nov. bei Gelegenheit der Propstwahl in Cölln an der Spree gehalten hat. Am 30. Nov. dagegen heißt es das.: „Die Wahl des Herrn Oesfelds zum Propste bei der Gemeine S. Petri in Cölln an der Spree ist von Ihro Königl. Majestät nicht bestätiget, sondern Höchstdieselben haben den Doct. und Prof. Theol. Prim. in Königsberg Herrn Quandt zum Nachfolger des seligen Herrn Reinbecks zu ernennen allergnädigst geruht". (Ueber Quandt vgl. de la litt. all., hgg. von Geiger, Heilbronn 1883, S. IV fg., 16.) Nun wurde aber weder Quandt noch Oesfeld, sondern Süßmilch Reinbeck's Nachfolger. Vgl. B. H. Schmidt, Gesch. d. Petrikirche, 1809, S. 60 fg.

Zu S. 413: Ein Journal français de Berlin erschien 1784 bei C. F. Nellstab.

Zu S. 510, Z. 2: Specielle Erwähnung hätte das 1774 auf dem „Gensd'armenplatz" von Boumann dem Aelt. erbaute „franz. Comödienhaus" verdient. Vgl. Abbildung und Geschichte in Schäffer und Hartmann, Die königl. Theater in Berlin, 1886, S. 275 fg.

Zu S. 529 ff.: Wie sehr derartige Fragen damals in der Luft lagen, bezeugt Goethe's Notiz 7. Jan. 1797: „Diskussion mit dem Abbé Sabbadier über die Nothwendigkeit die Vorurtheile zu unterhalten" (Tagebücher, Weimar. Ausg. II, 52). Daselbst III, 26 auch eine Notiz über eine 1750 von der Akademie gestellte Frage: „Wie weit die alten Römer in Deutschland eingedrungen", Berlin 1750, und die Abhandlung des Pastors Fein, die den Preis davontrug.

S. 597 A., S. 599 A. und 429. Lessing's Todtenfeier wurde am 27. Febr. wiederholt. Vgl. Litteratur- und Theater-

zeitung 1781, I, 159, vorher 137. Dieſe Zeitung 1778—1781 in je 4 Theilen hätte eine kurze Erwähnung verdient. Doch lernt man aus der „Chronik des hieſigen Theaters“ und anderen Theater-Notizen nicht ſonderlich viel. 1779, I, 36 heißt es: „Die Beſchränktheit des theatraliſchen Artikels . . . der wir nicht abhelfliche Maaße ſchaffen können.“

S. 645 fg. Die von mir hier und vielfach ſonſt in der Handſchr. benutzten Briefe Ramler's an Gleim ſind gedruckt bei Pröhle, Fr. d. Gr. u. d. dtſche Lit. 1872, S. 209 fg.

Den Abſchnitt S. 565—584 hat Herr Schulinſpector Dr. L. H. Fiſcher, 601—615 Herr Dr. Max Friedländer, 661—702 Herr Geh. Reg.-Rath R. Dohme durchzuſehen die Güte gehabt; ihre werthvollen Bemerkungen, für die ich auch an dieſer Stelle beſten Dank ſage, durfte ich benutzen. Auch Herrn O. Göritz ſchulde ich wiederum Dank für ſeine mir bei der Correctur gewährte Unterſtützung.

Berlin, 12. November 1892.

Ludwig Geiger.

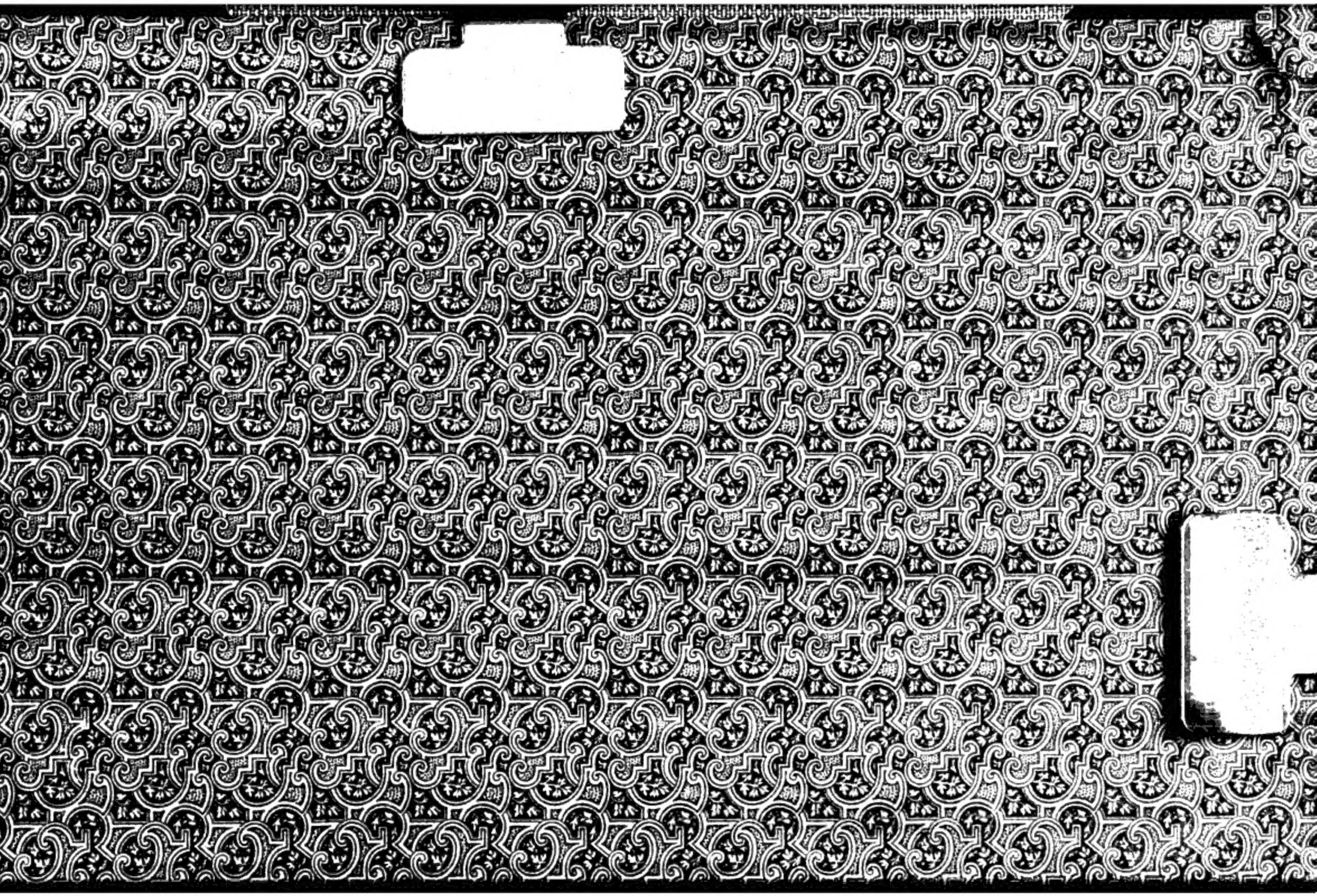
Date Due			
DE 21 '86			
SE 6 '87			

B89103369369
B89103369369A

DATE DUE

NOV 07 74

Digitized by Google



b89103369369
b89103369369a